

GOETHE- JAHRBUCH 2005



Band 122

Wallstein

Goethe-Jahrbuch 2005
Band 122

GOETHE- JAHRBUCH

Im Auftrag

des Vorstands der Goethe-Gesellschaft

herausgegeben

von

Werner Frick, Jochen Golz und Edith Zehm

EINHUNDERTZWEIUNDZWANZIGSTER BAND
DER GESAMTFOLGE

2005

WALLSTEIN VERLAG

Redaktion: Dr. Petra Oberhauser

Mit 8 Abbildungen

Gedruckt mit Unterstützung
des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien
und des Thüringer Kultusministeriums

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

© Wallstein Verlag, Göttingen
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Sabon
Umschlag: Willy Löffelhardt
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 10: 3-89244-884-1
ISBN 13 (Print): 978-3-89244-884-6
ISBN 13 (E-Book, pdf): 978-3-8353-2195-3

ISSN: 0323-4207

Inhaltsverzeichnis

- 13 Vorwort
- 15 *Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 79. Hauptversammlung*
Dr. habil. Jochen Golz
- 20 *Grußwort des Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen*
Dieter Althaus
- 22 *Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar*
Dr. Volkhardt Germer
- 25 *Vorträge während der 79. Hauptversammlung*
- 25 Rüdiger Safranski
»daß es, dem Vortreflichen gegenüber keine Freyheit giebt als die Liebe«. Über die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe
- 36 Andreas Beyer
»Wir sind keine Griechen mehr«. Goethe und Schiller als Denkmal in Weimar
- 43 Gesa von Essen
»eine Annäherung, die nicht erfolgte«? Die schwierigen Anfänge eines Dichterbundes
- 62 Mathias Mayer
Ökonomie und Verschwendung in der klassischen Lyrik Goethes: »Episteln« und »Amyntas«
- 76 Günter Saße
»Gerade seine Unvollkommenheit hat mir am meisten Mühe gemacht«. Schillers Briefwechsel mit Goethe über »Wilhelm Meisters Lehrjahre«
- 92 Matthew Bell
Anonymität und Autorschaft in den »Xenien«

- 107 Norbert Oellers
Goethes Anteil an Schillers »Wallenstein«
- 117 Peter-André Alt
Agon und Autonomie. Zu den Tragödientheorien Goethes und Schillers
- 137 Lesley Sharpe
Schillers »Egmont«-Bearbeitung im theatralischen Kontext
- 147 Benedikt Jeßing
Schillers Rezeption von Goethes »Iphigenie«
- 162 Helmut Koopmann
Weimarer Nachbarschaften. Goethe, Schiller – und die anderen
- 176 Terence James Reed
»Lieben Sie mich, es ist nicht einseitig«. Die Korrespondenz zwischen Goethe und Schiller
- 187 Martina Lauster
Vom Körper der Kunst. Goethe und Schiller im Urteil Heines, Börnes, Wienbargs und Gutzkows (1828-1840)
- 202 Irmela von der Lühe
»Zutrauliche Teilhabe« – Goethe und Schiller in der Essayistik Thomas Manns
- 215 *Abhandlungen*
- 215 Peter-Henning Haischer
Ruine oder Monument? Goethes Lebenswerk im Spiegel seiner Gotik-Studien
- 230 Julia M. Nauhaus
»das vortreffliche Miniaturbild auf einer Tasse« – Ludwig Sebbers' Goetheporträt als Jubiläumsstich des Verlags Breitkopf & Härtel zur Goethe-Säcularfeier von 1849
- 243 René Jacques Baerlocher
Bemerkungen zu Werner Heisenbergs Goethebild
- 263 Günter Häntzschel
Goethe in München

279 *Dokumentationen und Miszellen*

- 279 Terence James Reed
*»vom Fernen ins Nahe« – ein Rückblick auf Literatur zum Schiller-Jahr
 2005*

- 286 Elke Richter
*Das »Straßburger Konzeptheft« – zur Überlieferung von zehn Briefen und
 einem Werkfragment Goethes aus den Jahren 1770 und 1771*

- 297 Judith Steiniger
Zu Goethes »sensibilia«-Schema

- 302 Dorothee von Hellermann
*Weimar und Erfurt im Oktober 1808 – beschrieben von Karl Morgenstern
 aus Dorpat (Teil 2)*

- 316 Judith Steiniger / Silke Henke
*Die Handschriften von Goethes szenischer Bearbeitung des »Faust« für
 Anton Fürst Radziwill im Archiwum Głowne Akt Dawnych in Warschau*

- 325 Holger Vietor
Das Hexen-Einmaleins – der Weg zur Entschlüsselung

- 328 Rüdiger Scholz
*Entgegnung zu Günter Jerouschek: Skandal um Goethe? In: GJb 2004,
 S. 253-260*

- 330 Günter Jerouschek
Erwiderung auf Rüdiger Scholz

334 *Rezensionen*

- 334 Tina Hartmann: *Goethes Musiktheater. Singspiele, Opern, Festspiele,
 »Faust«*
 Besprochen von Dieter Borchmeyer

- 340 Katrin Seele: *Goethes poetische Poetik. Über die Bedeutung der Dichtkunst
 in den »Leiden des jungen Werther«, im »Torquato Tasso« und in »Wilhelm
 Meisters Lehrjahren«*
 Besprochen von Franziska Schößler

- 342 Birgit Hansen: *Frauenopfer. Mörderische Darstellungskrisen in Euripides’
 »Iphigenie in Aulis« und Goethes »Iphigenie auf Tauris«*
 Besprochen von Bernhard Zimmermann

- 345 *Hee-Ju Kim: Der Schein des Seins. Zur Symbolik des Schleiers in Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*
Besprochen von Werner Keller
- 347 *Hellmut Ammerlahn: Imagination und Wahrheit. Goethes Künstler-Bildungsroman »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. Struktur, Symbolik, Poetologie*
Besprochen von Günter Saße
- 348 *Jang-Hyok An: Goethes »Wahlverwandtschaften« und das Andere der Vernunft. Die Mikro- und Makrokonstellation der Andersheit als atopische Gegeninstanz zum Identitätszwang*
Besprochen von Dorothee Kimmich
- 350 *Giovanni Sampaolo: »Proserpinens Park«. Goethes »Wahlverwandtschaften« als Selbstkritik der Moderne*
Besprochen von Gerhard Lauer
- 353 *Holger Helbig: Naturgemäße Ordnung. Darstellung und Methode in Goethes Lehre von den Farben*
Besprochen von Jutta Müller-Tamm
- 355 *Safia Azzouni: Kunst als praktische Wissenschaft. Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre« und die Hefte »Zur Morphologie«*
Besprochen von Waltraud Maierhofer
- 357 *Ulrich Gaier: Johann Wolfgang Goethe: »Faust. Der Tragödie Zweiter Teil«. Erläuterungen und Dokumente*
Besprochen von Sabine Doering
- 360 *Faust-Jahrbuch. Begründet von Bernd Mahl. Bd. I, hrsg. von Bernd Mahl u. Tim Lörke*
Besprochen von Werner Frick
- 360 *Adolf Muschg: Der Schein trügt nicht. Über Goethe*
Besprochen von Terence James Reed
- 361 *Dieter Borchmeyer: Schnellkurs Goethe*
Besprochen von Werner Frick
- 362 *Cristina Ricca: Goethes musikalische Reise in Italien*
Besprochen von Dieter Martin
- 364 *Astrid Tschense: Goethe-Gedichte in Schuberts Vertonungen. Komposition als Textinterpretation*
Besprochen von Thorsten Valk

- 367 *Von der Pansophie zur Weltweisheit. Goethes analogisch-philosophische Konzepte.* Hrsg. von Hans-Jürgen Schrader u. Katharine Weder in Zusammenarbeit mit Johannes Anderegg
Besprochen von Barbara Neymeyr
- 368 *Dirk Kemper: »ineffabile«. Goethe und die Individualitätsproblematik der Moderne*
Besprochen von Gerhard Sauder
- 370 *Klaudia Hilgers: Entelechie, Monade und Metamorphose. Formen der Vervollkommnung im Werk Goethes*
Besprochen von Klaus Disselbeck
- 373 *Peter Braun: Corona Schröter. Goethes heimliche Liebe*
Besprochen von Rose Unterberger
- 374 *Dagmar von Gersdorff: Marianne von Willemer und Goethe. Geschichte einer Liebe*
Besprochen von Anke Bosse
- 376 *Joachim Berger: Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739-1807). Denk- und Handlungsräume einer ›aufgeklärten‹ Herzogin*
Besprochen von Heide Hollmer
- 377 *Walter Müller-Seidel, Wolfgang Riedel (Hrsg.): Die Weimarer Klassik und ihre Geheimbünde*
Besprochen von Christine Herrmann
- 379 *W. Daniel Wilson (Hrsg.): Goethes Weimar und die Französische Revolution. Dokumente der Krisenjahre*
Besprochen von Gerhard Müller
- 382 *Michaela Haberkorn: Naturhistoriker und Zeitenseher. Geologie und Poesie um 1800. Der Kreis um Abraham Gottlob Werner*
Besprochen von Thomas Pittrof
- 384 *Igor J. Polianski: Die Kunst, die Natur vorzustellen. Die Ästhetisierung der Pflanzenkunde um 1800 und Goethes Gründung des botanischen Gartens zu Jena im Spannungsfeld kunsttheoretischer und botanischer Diskussionen der Zeit*
Besprochen von Gerhard Wagenitz
- 385 *Uwe Heckmann: Die Sammlung Boisserée. Konzeption und Rezeptionsgeschichte einer romantischen Kunstsammlung zwischen 1804 und 1827*
Besprochen von Thomas Weidner

- 388 *Wolfgang Wittkowski: Goethe. Homo homini lupus. Homo homini deus. Über deutsche Dichtungen 2*
Besprochen von Katharina Grätz
- 389 *Detlev Kopp, Hans-Martin Kruckis (Hrsg.): Goethe im Vormärz*
Besprochen von Hartmut Steinecke
- 391 *Franz Josef Wiegmann: Johann Wolfgang von Goethe. Leben, Werk und Wirkungsgeschichte im Spiegelbild der Presse seit 1832. Mit einem Vorwort von Katharina Mommsen*
Besprochen von Norbert Oellers
- 393 *Hans-Gerd von Seggern: Nietzsche und die Weimarer Klassik*
Besprochen von Fred Lönker
- 394 *Ernst Cassirer: Nachgelassene Manuskripte und Texte. Bd. II: Goethe-Vorlesungen (1940-1941). Hrsg. von John Michael Krois*
Besprochen von Andrea Albrecht
- 397 *Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft*
- 397 *In memoriam*
- 401 *Bericht über die 79. Hauptversammlung vom 18. bis 21. Mai 2005*
- 404 *Tätigkeitsbericht des Präsidenten*
- 414 *Geschäftsbericht des Schatzmeisters für die Jahre 2003 und 2004*
- 417 *Bericht der Kassenprüfer für die Geschäftsjahre 2003 und 2004*
- 419 *Satzung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.*
- 424 *Wahlordnung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.*
- 425 *Versammlungsordnung für Mitgliederversammlungen der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.*
- 427 *Vertragsentwurf zwischen der Goethe-Gesellschaft in Weimar und der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen*
- 435 *Ehrung mit der Goldenen Goethe-Medaille*

- 436 *Rede von Herrn Prof. Dr. Hans-Jürgen Schings beim Empfang der Goethe-Medaille*
- 438 *Verleihung der Ehrenmitgliedschaft*
- 445 *Bericht über das Symposium junger Goetheforscher am 18. Mai 2005*
- 447 *Bericht über den Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 13. bis 27. August 2005 in Weimar*
- 449 *Rede des Präsidenten anlässlich der Festveranstaltung zum 120jährigen Gründungsjubiläum der Goethe-Gesellschaft am 28. August 2005 im Goethe- und Schiller-Archiv*
- 461 *Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar anlässlich der Festveranstaltung zum 120jährigen Gründungsjubiläum der Goethe-Gesellschaft am 28. August 2005 im Goethe- und Schiller-Archiv*
- 463 *Rede des Vorsitzenden der Goethe-Gesellschaft Chemnitz Siegfried Arlt anlässlich der Eröffnung der Ausstellung »120 Jahre Goethe-Gesellschaft – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor« am 29. August 2005 im Städtischen Museum Marienbad*
- 466 *Rede der Geschäftsführerin der Goethe-Gesellschaft Chemnitz Dr. Helga Bonitz anlässlich der Eröffnung der Ausstellung »120 Jahre Goethe-Gesellschaft – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor« am 29. August 2005 im Städtischen Museum Marienbad*
- 468 *Stipendiatenprogramm im Jahr 2005*
- 469 *Dank für Zuwendungen im Jahr 2005*
- 472 *Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2004*
- 495 *Aus dem Leben ausländischer Goethe-Gesellschaften
Januar – Dezember 2004*
- 502 *Ausschreibungstext zur Vergabe von Goethe-Stipendien*
- 503 *Die Mitarbeiter dieses Bandes*
- 506 *Goethe-Bibliographie 2004 mit Namenregister*

563 *Liste der im Jahr 2005 eingegangenen Bücher*

566 *Abbildungsnachweis*

567 *Siglen-Verzeichnis*

569 *Manuskripthinweise*

Vorwort

Das Jahr 2005 stand im Zeichen Schillers, und für die Goethe-Gesellschaft war es nahezu selbstverständlich, daß auch sie sich in den Jubiläumsreigen einreihen würde. Freilich nahm sie für sich das Recht in Anspruch, Schillers auf ihre eigene Weise zu gedenken: *Goethes Schiller – Schillers Goethe*, so lautete das Thema der 79. Hauptversammlung unserer Gesellschaft, und die damit angedeutete Perspektive der Wechselseitigkeit war auch im Programm der wissenschaftlichen Konferenz wahrzunehmen, deren Vorträge im ersten Teil des Jahrbuchs nachzulesen sind.

Es lag in der Intention der Veranstalter, das Bündnis der »Geistesantipoden« Goethe und Schiller nach möglichst vielen Richtungen hin untersuchen zu lassen, seine Entwicklung in der Lebensgeschichte beider ebenso zu verfolgen wie die wechselseitige Teilnahme an der Arbeit am künstlerischen Werk. Und es sollte beileibe nicht verschwiegen werden, daß dieses Bündnis auch im »Menschlich-Allzumenschlichen« die Wohl- und Mißwollenden von Weimar affiziert hat. Als Goethe in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts die Edition seines Briefwechsels mit Schiller vorbereitete und 1828/29 herausbrachte, setzte er dem Freunde und noch zu Lebzeiten sich selbst ein Denkmal *sui generis* – knapp dreißig Jahre später wurde Ernst Rietschels klassisch gewordenes steinernes Denkmal auf dem Platz vor dem Weimarer Theater eingeweiht. Auch nach Goethes Tod sollte die Auseinandersetzung um die deutsche »Kunstperiode«, die im klassischen Jahrzehnt 1794-1805 ihren Höhepunkt gefunden hatte, nicht verstummen. Heinrich Heine und Thomas Mann stellen dafür prominente Zeugen dar.

Auf die alte und müßige Frage nach Rang und Reihenfolge der Weimarer Dioskuren hat schon Goethe am 12. Mai 1825 im Gespräch mit Eckermann geantwortet: »Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei: Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können«. Schiller, so darf man vermuten, hat sich in mancher Hinsicht als Goethe ebenbürtig empfunden, letztlich aber das Künstlertum des Freundes als dem seinigen überlegen anerkannt. Wie anders sonst ist die anrührende Wendung im Brief an Goethe vom 2. Juli 1796 zu erklären, die Rüdiger Safranski seinem Festvortrag vorangestellt hat: »daß es, dem Vortreflichen gegenüber keine Freyheit giebt als die Liebe«.

Safranskis Schiller-Buch war ebenso wie das von Sigrid Damm bereits im Jahre 2004 erschienen, das eigentliche Gedenkjahr gewissermaßen präludierend. Diesem Auftakt ist eine vielstimmige Sinfonie gefolgt. Selten, so kann man bilanzie-

ren, hat ein Autor der Vergangenheit stärker im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gestanden als Schiller im Jubiläumsjahr 2005; Goethe war 1999 eine vergleichbare Aufmerksamkeit nicht zuteil geworden. Die Leser des Goethe-Jahrbuchs, so glaubten wir, haben ein Recht darauf, einen Wegweiser durch die jüngst erschienene Schiller-Literatur zu erhalten. Daß ein solcher Rückblick angesichts des gebotenen knappen Umfangs nur die Gestalt eines sehr persönlichen Essays – persönlich auch in Auswahl und Wertung – annehmen kann, liegt auf der Hand. Terence James Reed gibt Anstöße zum Weiterlesen über den Tag hinaus.

Ein kontroverses, die Gemüter bewegendes Thema war in den Jahrbüchern 2002 und 2003 zur Diskussion gestellt worden: Goethes Rolle beim Prozeß gegen die Kindsmörderin Johanna Catharina Höhn – ein Thema, das nicht zuletzt durch Sigrid Dammes Recherche-Roman über Christiane stärker ins öffentliche Bewußtsein gelangt war. Die von René Jacques Baerlocher und Volker Wahl vorgelegte Dokumentation »*Das Kind in meinem Leib*« hat, so meinen wir, überzeugend den Vorwurf widerlegt, Goethe habe persönlich ein Todesurteil unterzeichnet; überdies hat sie durch die Einbettung des Geschehens in einen sorgfältig rekonstruierten historischen Zusammenhang ein angemessenes Verständnis von Goethes Handeln ermöglicht. Parallel dazu hatte der Freiburger Germanist Rüdiger Scholz, als Opponent von Baerlocher bereits zuvor im Goethe-Jahrbuch 2003 hervorgetreten, eine eigene kommentierte Dokumentation zur gleichen Problematik veröffentlicht, und der Jenaer Jurist Günter Jerouschek hat beide Publikationen im Goethe-Jahrbuch 2004 unter dem Titel *Skandal um Goethe?* besprochen. Scholz fühlte sich dadurch zur nochmaligen Entgegnung herausgefordert. Wir dokumentieren seine Stellungnahme im vorliegenden Jahrbuch und geben Jerouschek Gelegenheit zur Erwiderung. Damit aber sei die Debatte geschlossen.

Von Anbeginn, ein Blick in ältere Goethe-Jahrbücher bezeugt es, hat unsere Gesellschaft Goethes theoretisches und praktisches Verhältnis zur Natur in ihr Wirken einbezogen. Bedeutende Naturwissenschaftler haben dem Vorstand der Goethe-Gesellschaft angehört, darunter auch der Nobelpreisträger Werner Heisenberg. Dessen lebenslanger Auseinandersetzung mit Goethe war ein Beitrag von Helmut Rechenberg im Jahrbuch 2003 gewidmet. Die jetzt veröffentlichte Studie von René Jacques Baerlocher ist als Entgegnung und Weiterführung zugleich anzusehen. Vielleicht regt sie dazu an, im Jahrbuch in eine Aussprache einzutreten über die wahrhaft beunruhigenden Fragen, die von Baerlocher gestellt werden.

Der Bedeutung des Themas Goethe und die Natur wird die Gesellschaft auch in anderer, umfassenderer Weise Rechnung tragen. Sie hat – nachdem die Hauptversammlung 2005 durch das Schiller-Jubiläum in gewisser Weise thematisch vorausbestimmt war – diesen großen Themenkomplex zum Gegenstand ihrer 80. Hauptversammlung im Jahr 2007 gewählt. Damit soll Goethes Universalität in ihrer Einheit von Kunstschaffen, Natur- und Geschichtsdenken erneut in das allgemeine Bewußtsein gerückt und in ihrer bleibenden Bedeutung gewürdigt werden.

Die Herausgeber

Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 79. Hauptversammlung

DR. HABIL. JOCHEN GOLZ

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Althaus,
meine Damen und Herren Abgeordnete,
Magnifizenzen,
meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Studenten,
liebe Freunde der Goethe-Gesellschaft,

im Namen des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft darf ich Sie alle zu unserer Hauptversammlung herzlich begrüßen.

Es ist ein in mehrfacher Hinsicht ›glückliches Ereignis‹, das uns in diesen Maitagen, im 120. Jahr des Bestehens unserer Gesellschaft, wiederum in Weimar zusammengeführt hat. Ein ›glückliches Ereignis‹ hat Goethe rückblickend seine Begegnung mit Schiller am 20. Juli 1794 in Jena genannt, und wenn in früheren Jahrzehnten im Vorstand der Goethe-Gesellschaft ernsthaft erwogen wurde, ob es angebracht sei, in einem Schiller-Jahr die Mitglieder in Weimar zu versammeln, so bedurfte es dieses Mal keines langen Nachdenkens, um die diesjährige Hauptversammlung unter ein Thema zu stellen, das freilich, und dieses Privileg erlauben wir uns, den Bund des Ernstes und der Liebe zwischen Schiller und Goethe zunächst in Goethes Perspektive wahrnimmt: *Goethes Schiller – Schillers Goethe*.

Glücklich ist unser Zusammentreffen auch darum zu nennen, weil – wie so häufig schon – auch diesmal unsere Mitglieder der Einladung nach Weimar zahlreich gefolgt sind. Etwa 700 Gäste aus zwanzig Ländern darf ich heute herzlich willkommen heißen.

Es ist mir eine besondere Freude, Herrn Dieter Althaus, den Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen, begrüßen zu können. Vor zwei Jahren hatte Herr Althaus am Tage der festlichen Eröffnung erst wenige Tage sein hohes Amt inne und war, aller frischen Bürden ungeachtet, zu uns gekommen. In diesem Jahr können wir schon so etwas wie eine kleine Tradition stiften, und ich darf der Hoffnung Ausdruck geben, daß der erste politische Repräsentant Thüringens, des Sitzlandes unserer Gesellschaft, auch künftig der Goethe-Gesellschaft seinen Zuspruch und seine Unterstützung zuteil werden läßt. Herzlich zu danken haben wir für die Möglichkeit, am Goethe-Stipendium des Ministerpräsidenten teilhaben zu dürfen. Ehemalige Goethe-Stipendiaten des Ministerpräsidenten sind auch in diesem Jahr nach Weimar gekommen. Herzlich darf ich Sie in unserer Mitte willkommen heißen und in meinen Gruß ungarische Studenten einschließen, die dank der Unterstützung des Freistaats Thüringen die Reise nach Weimar antreten konnten.

Mein herzlicher Willkommensgruß gilt dem diesjährigen Empfänger unserer Goethe-Medaille, Herrn Prof. Dr. Hans-Jürgen Schings, seinem Laudator, Herrn

Prof. Dr. Jochen Schmidt, sowie allen Repräsentanten des öffentlichen Lebens, die uns heute die Ehre ihrer Anwesenheit erweisen und von denen ich, sehen Sie mir dies bitte nach, nur wenige persönlich begrüßen kann. Herzlich begrüße ich den Präsidenten des Thüringer Verfassungsgerichtshofs, Herrn Dr. Hans-Joachim Bauer, den Oberbürgermeister der Stadt Weimar, Herrn Dr. Volkhardt Germer, sowie die Vertreterin der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Frau Dagmar Taucar. An dieser Stelle darf ich auch einen herzlichen Gruß an den Generalintendanten des Deutschen Nationaltheaters Weimar, Herrn Stephan Märki, richten und damit meinen Dank verbinden für die Gastfreundschaft, die er uns in seinem Haus zu sehr freundlichen Konditionen gewährt hat.

Was wir eingangs hörten, meine sehr verehrten Damen und Herren, war der erste Satz aus dem Trio für Violine, Violoncello und Klavier in D-Dur op. 70 Nr. 1 von Ludwig van Beethoven, dessen Satzbezeichnung »Allegro vivace e con brio« (lebhaft und mit Feuer) und dessen (wenn auch irreführender) Beiname »Geistertrio« ein gutes Omen für unsere Tagung darstellen sollten, denn ein »Gespräch der Geister« soll uns in den kommenden Tagen vereinigen. Es spielte das Weimarer Liszt-Trio, eine sehr renommierte, international erfahrene Kammermusikvereinigung, mit Andreas Lehmann (Violine), Tim Stolzenburg (Cello) und Christian Wilm Müller (Klavier). Herr Stolzenburg, nur von ihm weiß ich es, nimmt zur Zeit eine Gastprofessur im fernen koreanischen Seoul wahr, wo auch viele kluge und engagierte Goethe-Freunde leben.

Unser Ehrenpräsident, Herr Prof. Dr. Werner Keller, fehlt in diesem Jahr in unserer Mitte. Die Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit hat ihm Entsagen auferlegt. Seine herzlichen Grüße und seine guten Wünsche für unsere 79. Hauptversammlung darf ich Ihnen allen übermitteln. Von Herzen wünschen wir ihm baldige Wiederherstellung seiner Gesundheit. Unsere Gesellschaft, eingangs sprach ich bereits davon, steht im 120. Jahr, und vielen von Ihnen ist bewußt, daß sich die Gründungsfeierlichkeiten am 20. und 21. Juni 1885 in Weimar unter der Schirmherrschaft des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar und Eisenach vollzogen, der ebenso wie seine Gemahlin, Großherzogin Sophie, die Erbauerin des Goethe- und Schiller-Archivs und Protektorin der Weimarer Goethe-Ausgabe, die Pflege und Bewahrung der »Schätze der nationalen Literatur« – so die Worte der Großherzogin in ihrem Testament – als kulturpolitische Verpflichtung verstand. Großherzog Carl Alexanders Ururenkel, Prinz Michael von Sachsen-Weimar und Eisenach, hat meine Einladung leider nicht wahrnehmen können, weil er zur Stunde an einer Beratung des Stiftungsrates der Wartburg-Stiftung teilnimmt, wünscht unserer Hauptversammlung aber Erfolg und einen guten Verlauf.

Es gehört zu den herausragenden Merkmalen unserer Gesellschaft, daß sie ihre zu DDR-Zeiten im wesentlichen formale Internationalität, die im Jahre 1967 freilich ihr Überleben garantiert hat, nach 1990 in eine reale und wahrhaftige hat verwandeln können. Inzwischen existieren 36 Goethe-Gesellschaften auf allen Kontinenten – selbst im fernen Australien –, und herzlich darf ich Vorsitzende und Vertreter von Goethe-Gesellschaften aus fünfzehn Ländern begrüßen. Doch wäre meine Freude über die Anwesenheit unserer ausländischen Gäste unvollständig, wenn ich nicht hinzufügte, daß es gelungen ist, jeweils zwei bis drei Studenten aus

diesen Ländern nach Weimar einzuladen. Ich darf sie in meinen Willkommensgruß von Herzen einbeziehen.

Hier ist auch der angemessene Ort, all den Institutionen Dank zu sagen, die unseren ausländischen Gästen die Teilnahme ermöglicht haben: der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Unterstützung ausländischer Referenten, Diskussionsleiter und Korreferenten, der Jubiläumsstiftung der Credit Suisse Group, die einen Begegnungsabend im Zeichen Wilhelm Tells für Studenten und junge Wissenschaftler mit einem namhaften Betrag gefördert hat, der Robert Bosch Stiftung, der Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft, dem Freistaat Thüringen, der Kulturstiftung des Bundes, der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der Firma Lötfolien GmbH Stuttgart und der Sparkasse Mittelthüringen. Es ist mir eine große Freude, meinen Dank auch im Namen unserer jungen Gäste aussprechen zu können. Herzlicher Dank gebührt ebenfalls den Förderern unseres Stipendiatenprogramms, das in diesem Jahr elf junge Wissenschaftler nach Weimar führt: dem Stiftungsfonds Deutsche Bank im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und, noch einmal sei sie genannt, der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Gestern bereits kamen die von uns eingeladenen Nachwuchswissenschaftler auf dem *Symposium junger Goetheforscher* zu Wort. Ihr reges Interesse, meine Damen und Herren, an dieser Veranstaltung hat bewiesen, daß wir auf gutem Wege sind – ich habe viel Lobendes über den gestrigen Tag gehört – und uns darin bestärkt fühlen können, dem nunmehr schon dritten Symposium weitere folgen zu lassen. Allen aktiven Teilnehmern des gestrigen Symposiums gilt mein herzlicher Willkommensgruß.

Seit einigen Wochen schon, meine sehr verehrten Damen und Herren, herrscht Aufbruchstimmung an der deutschen Ideen-Börse: Schiller boomt. In den großen deutschen Tageszeitungen erscheinen ganze Folgen von Essays, lange Nächte werden für den in Schwaben geborenen großen Wahlthüringer arrangiert, 24 Stunden hat ihm 3sat am 1. Mai eingeräumt, Weimar und Jena stehen natürlich mit ›Schillerndem‹ aller Art nicht zurück; glaubt man einem schwäbisch-pfiffigen Werbespruch, dann hat sich Schiller zum Feiern nach Schwaben verabschiedet, doch uns allen zum Trost hat er sich pünktlich zum 9. Mai in Weimar zurückgemeldet. Es gehört in das Bild einer bunten Medienlandschaft, daß neben Klugem und Buchenswertem auch manches Törichte zu sehen und zu hören war und ist.

Erstaunlich aber bleibt die Tatsache eines großen allgemeinen Schiller-Aufruhrs und einer regen Schiller-Betriebsamkeit, erstaunlich ebenso der Umstand, daß lange vor dem eigentlichen Jubiläum schon Schiller-Bücher in großer Zahl auf den Markt gebracht worden sind, Bücher für alle Gelegenheiten. Da steht die gehaltvolle Monographie neben dem Schnellkurs Schiller, ein Schiller für Kinder (nicht zu unterschätzen) neben der Anatomie von Schillers ›Doppelliebe‹. Die Reihe der Beispiele ließe sich fortsetzen. Ein großes Schiller-Magazin präsentiert sich uns, aus dem jeder nach Geschmack und Bedarf auswählen kann.

Spätestens hier gerät der Goethefreund ins Grübeln, und nicht ohne Wehmut blickt er auf das Goethejahr 1999 zurück, dessen publizistischer Ertrag, erinnere ich mich richtig, mit der Schillerbuchproduktion dieses Jahres 2005 nicht verglichen werden kann.

Woran, so fragt man sich, mag das liegen? Sollte es so sein, daß Schillers mitreißender Idealismus einer orientierungslosen Gegenwart oder – frei nach Friedrich Dürrenmatt – ernsten und schwierigen Zeiten stärkere geistige Wegmarken setzte als – nun mit Thomas Mann zu reden – Goethes »Antäus-Natur«?¹ Daß Schillers so oft belächeltes Pathos, die rhetorische Pracht seiner Diktion rascheren Zugriff, rascheres Verstehen möglich machte als die skeptisch-ironische Sprache insbesondere des alten Goethe? Daß verjährte Klischees aufleben: hier der vorwärtsstürmende, pathetisch-leidenschaftliche, von Schulden und Krankheit gebeutelte Schiller, Wortführer einer stets ungebärdigen, freiheitsdurstigen Jugend, dort der das All-Leben beschwörende, in jedweder Sicherheit lebende Goethe, der Vermittler und vermeintliche Versöhnler, zu Toleranz und Verständnis Mahnende? So viele Fragen, leicht ließen sich weitere hinzufügen, und so viele Antworten. Lassen wir an dieser Stelle aber Goethe zu Wort kommen, der Johann Peter Eckermann zufolge am 12. Mai 1825 das damals schon aktuelle Problem für sich so entschieden hat: »Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei: Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können« (MA 19, S. 145). Nicht ohne Bedacht haben wir diesen Satz als Motto unserer Tagung gewählt.

Nun ist uns freilich bewußt, daß Goethe den Streit nicht sonderlich geschätzt hat, und wir sind darum gut beraten, uns eine Tagebuchnotiz des sehr alten Goethe vom 3. Januar 1832 in Erinnerung zu rufen: »Streiten soll man nicht, aber das Entgegengesetzte faßlich zu machen ist Schuldigkeit« (WA III, 13, S. 200). Das mag als Motto für die wissenschaftliche Konferenz des heutigen und des morgigen Tages Geltung haben, wo sich in sechzehn Arbeitsgruppen Wissenschaftler aus neunzehn Ländern – das geographische Spektrum reicht über Kontinente hinweg, von Kolumbien bis nach Japan – über die ›Geistesantipoden‹ Goethe und Schiller verständigen werden, deren Arbeitsbündnis recht eigentlich das konstituiert hat, was wir heute ›Weimarer Klassik‹ nennen – ein glückliches Ereignis fürwahr in der deutschen Geistesgeschichte.

Zunächst aber stand die Beziehung beider Dichter unter keinem glücklichen Stern. Dem aus Italien zurückgekehrten Goethe war der Dichter der *Räuber* zuwider, Schiller wiederum fühlte sich von Goethe zurückgewiesen und befand sich zeitweise, wie er dem Brief an den Freund Christian Gottfried Körner vom 2. Februar 1789 anvertraute, in einer »ganz sonderbare[n] Mischung von Haß und Liebe« (SNA 25, S. 193 f.). Dann jedoch, gute fünf Jahre später, die Wendung im Sommer 1794: erst Schillers freundlich-diplomatische Einladung an Goethe, an seiner neuen Zeitschrift *Die Horen* mitzuarbeiten, und dessen bereitwillige Zusage, dann das Abendgespräch am 20. Juli 1794, dem weitere wohl gefolgt sind und – davon ermutigt und beflügelt – Schillers großer Geburtstagsbrief vom 23. August 1794, eine wahre Sternstunde deutscher Epistolographie, und Goethes vier Tage später erfolgende, immer noch leicht distanzierte Antwort. »Haben wir uns wechselseitig«, so heißt es darin, »die Punckte klar gemacht wohin wir gegen-

1 Thomas Mann: *Gesammelte Werke*. Bd. 10. Berlin, Weimar 1965, S. 788.

wärtig gelangt sind; so werden wir desto ununterbrochner gemeinschaftlich arbeiten können« (WA IV, 10, S. 184). Schiller mußte schon diese Antwort als großes Glück empfinden, doch erst sein Aufenthalt Anfang September 1794 im Haus am Frauenplan befestigte beide in der Überzeugung, »gemeinschaftlich arbeiten« zu können, und legte das Fundament für das produktivste Arbeitsbündnis, das die deutsche Literatur kennt.

»Sie haben mir eine zweyte Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu seyn ich so gut als aufgehört hatte« (WA IV, 13, S. 7), heißt es in Goethes Brief an Schiller vom 6. Januar 1798, und dieser Satz hätte ebenso von Schiller geschrieben werden können. Schillers Tod am 9. Mai 1805 zerriß die Lebens- und Arbeitsgemeinschaft beider Dichter. Goethe hat den Tod des Freundes tief betrauert. »Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns« (WA IV, 19, S. 8), so die ergreifende Bekundung im Brief an Carl Friedrich Zelter vom 1. Juni 1805. Goethes künstlerische Transponierung seiner Trauerarbeit – im Epilog zu Schillers *Glocke*, möglicherweise in der Gestalt des Euphorion im zweiten Teil des *Faust*, in den Terzinen *Im ernsten Beinhaus*, in der Einrichtung seines Briefwechsels mit Schiller – stellt nicht nur einen Grenzpunkt seiner Existenz dar, sondern bildet auch einen Rahmen im thematischen Spektrum unserer Konferenz, und zugleich weist sie hinüber in die Wirkungsgeschichte der Weimarer ›Geistesantipoden‹, denn Goethes Ausgabe seines Briefwechsels mit Schiller etwa besitzt exemplarischen Charakter, stellt ein Legat an die Nachwelt dar. »Ein Bund wechselseitiger Bewunderung von Geist und Natur ist diese großartige Freundschaft«, so lautet Thomas Manns Urteil in seinem *Versuch über Schiller*,² vorgetragen – in knapperer Redeform – am 8. Mai 1955 in Stuttgart und – fast genau auf den Tag vor fünfzig Jahren – in diesem Raum am 14. Mai 1955 in Weimar, wenige Wochen vor Thomas Manns Tod am 12. August 1955 in Zürich.

Präludiert wird das Thema unserer Konferenz durch den Festredner des heutigen Vormittags, Herrn Prof. Dr. Rüdiger Safranski, den ich herzlich willkommen heiße. Er hat seinem Vortrag über die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe ein Zitat aus Schillers Brief an Goethe vom 2. Juli 1796 vorangestellt: daß es »dem Vortreflichen gegenüber keine Freyheit giebt als die Liebe« (SNA 28, S. 235). Ein schöner und wahrer Satz, ein Satz von nobler Zurückhaltung. Ist er nicht auch dazu angetan, unser Verhältnis zu den beiden Weimarer Dioskuren, unser Verhältnis zur Kunst überhaupt zu bezeichnen?

Lassen Sie uns in diesen Tagen und künftighin Schillers Bekenntnis in eine Maxime unseres Handelns verwandeln. In solchem Sinne sei unserer Hauptversammlung ein produktiver und harmonischer Verlauf, seien ihr dauerhafte Erkenntnisse und beglückende Begegnungen gewünscht.

2 Ebd., S. 789.

Grußwort des Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen

DIETER ALTHAUS

Liebe Goethe-Freunde aus Weimar, Thüringen und der ganzen Welt!

Ich freue mich, Sie heute in der »literarischen Residenz« in der Mitte Europas, hier in Weimar begrüßen zu dürfen.

Zum wiederholten Mal in diesem Jahr stehen Weimar und seine Klassiker im Mittelpunkt. Vor wenigen Tagen, am 9. Mai 2005, haben wir an diesem Ort, im Deutschen Nationaltheater, Schillers gedacht. In seinem vielbeachteten Festvortrag hat Professor Safranski gezeigt, daß Schillers Wirken und seine Arbeit noch heute Gültigkeit besitzen.

Auch auf der 79. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft ist Schiller das Hauptthema. Sie haben sich in Weimar getroffen, um die hart erkämpfte Freundschaft zwischen Goethe und Schiller in den Blick zu nehmen – eine Freundschaft, die diese Stadt, dieses Land, die deutsche Geistesgeschichte geprägt hat. Fast sechzehn Jahre nach dem Mauerfall ist es immer noch eine große Freude, daß die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft in Freiheit zusammenkommen können – Freiheit, die nicht nur für Weimar, für Thüringen und für Deutschland bezeichnend und prägend ist, sondern Freiheit, die auch die europäische Einigung ermöglicht hat. Europa war immer eine wichtige Zielperspektive sowohl für Schiller als auch für Goethe.

Wenn Sie sich in den kommenden Tagen in Vorträgen und Diskussionen mit der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller auseinandersetzen, dann tun Sie das mit Goethe-Kennern aus ganz Europa – gerade auch aus Ost- und Mitteleuropa. Mein Vorgänger, Dr. Bernhard Vogel, hat 1992 ein Goethe-Stipendium ins Leben gerufen, das jährlich vergeben wird. Die Goethe-Gesellschaft macht sich um die Betreuung unserer Goethe-Stipendiaten verdient. Es sind junge Wissenschaftler vor allem aus Osteuropa, die hier die Möglichkeit erhalten, Studien an den Originalquellen zu betreiben. Ich bedanke mich für Ihr Engagement!

Sie sind aktiv, wenn es darum geht, junge Menschen zusammenzuführen und jungen Menschen die Klassiker nahezubringen. Ich denke an die Goethe-Sommerschule im August 2005, wo Abiturienten aus Deutschland und Polen in Weimar arbeiten werden. Und ich denke an den Goethe-Sommmerkurs für Studenten, der ebenfalls im August 2005 in Weimar stattfindet.

Herzlichen Dank auch für Ihr besonderes Engagement zum Wiederaufbau der zerstörten Herzogin Anna Amalia Bibliothek – ein Engagement, das die Goethe-Freunde in der ganzen Welt verbindet.

Diese Beispiele machen deutlich, daß die Aufgabe der Goethe-Gesellschaft weit übers Forschen hinausgeht. Sie waren und sind stets bemüht, die Verbindungen, die Goethes Werk zwischen Menschen vieler Nationen geschaffen hat, zu pflegen und auszubauen. Sie wecken Begeisterung für Goethe: für seine Werke, für sein

Leben. Daß Sie Ihre Aufgabe so engagiert erfüllen können, wäre ohne die wiedergewonnene Freiheit in Deutschland und in Osteuropa undenkbar – eine Freiheit, für die insbesondere Schiller sein Leben lang gestritten hat.

Ich bin dankbar, daß wir gerade in diesem Jahr auf die spannungsvolle Geschichte dieser Stadt, dieses Landes und auf die deutsche Geschichte insgesamt aufmerksam machen können – eine Ambivalenz, die in kaum einer anderen Stadt so deutlich wird wie hier in Weimar. Wir haben vor wenigen Tagen des 60. Jahrestages der Befreiung des ehemaligen Konzentrationslagers Buchenwald gedacht. Der Ettersberg ist ein Ort, an dem unvorstellbares Grauen, Menschenverachtung und klassische Kultur so dicht beieinander lagen. Daß wir heute auf diese Geschichte nicht nur zurückschauen, sondern daraus auch lernen müssen, bleibt eine entscheidende Aufgabe – für uns und für die nachfolgenden Generationen.

Liebe Goethe-Freunde, ich bedanke mich dafür, daß Sie erneut in so großer Zahl nach Weimar gekommen sind. Ich weiß, daß Ihnen diese Stadt eine gute Gastgeberin sein wird. Ich hoffe, daß Sie neben dem vollen Programm auch die Chance haben, Weimar zu erleben – eine Stadt, die sich freut, in der Mitte Deutschlands, in der Mitte Europas wieder ein Stück weit den kulturellen Platz einnehmen zu können, den sie in der Historie lange Zeit hatte. Herzlich willkommen in Thüringen, in Weimar! Kommen Sie wieder – Sie sind gern gesehene Gäste!

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar

DR. VOLKHARDT GERMER

Sehr geehrter Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, Herr Althaus,
sehr geehrter Präsident der Goethe-Gesellschaft, Herr Dr. Golz,
liebe Goethe-Freunde aus nah und fern,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Auch die Goethe-Forschung kommt im Schiller-Jahr 2005 – wie ihr interessantes und vielfältiges Tagungsprogramm belegt – um den Freund nicht herum.

Über eintausend Briefe haben sie sich geschrieben, mehr als sechzig Wochen gegenseitiger Besuche miteinander verbracht, bis Schiller 1799 nach Weimar übersiedelte. »Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte«, resümierte Goethe den fruchtbaren Austausch. Ein Bruchteil dieses inspirierenden Brief-Schatzes, der auf Veranlassung Goethes »über Materien eröffnet« wurde, »die beide interessierten«, macht das Goethe- und Schiller-Archiv gegenwärtig für kurze Zeit sichtbar.

Die Dichter waren nicht gleich groß, ihre Ansicht der »Materien«, ihre Lebens- und Arbeitsweisen zum Teil sehr verschieden, was die Forscher – je nach zeitgültigem Blickwinkel und zuletzt auf die Statur bezogen – immer wieder feststellten. Mitunter wurden sie sogar als Alternative zueinander gehandelt, als Antipoden, für oder gegen die man sich zugunsten des jeweils anderen entscheiden mußte – etwa für den armen idealistischen Menschheitsdichter, gegen den großen poetischen Egoisten und höfisch bestallten Opportunisten. Völlig außer acht lassend, oder schlimmer, selbst opportunistisch mitdenkend, daß gerade der so Gescholtene mit seiner Idee von »Weltliteratur« für nationale und jede andere Form von Inanspruchnahme nicht taugte.

Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller verkehrten auf Augenhöhe, wie Ernst Rietschel es 1857 mit seinem Denkmal in Weimar eindrucksvoll symbolisch darstellte. In den *Maximen und Reflexionen* heißt es: »Freundschaft kann sich bloß praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe hilft alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die tätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die seinigen und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge«.

Der vielzitierte »Geist von Weimar«, der nicht zuletzt auf Goethes und Schillers Wirken *und* Zusammenwirken basiert, darf kein dienstbarer und anpassungsfähiger sein. Er wehrt sich dauerhaft gegen politischen Mißbrauch und läßt sich nicht in kleine Fläschchen für Touristen abfüllen.

Die Goethe-Gesellschaft hat in ihrem Gründungsauf Ruf von 1885 die »Pflege und Förderung der idealen Güter« verankert. Auf das Putzen des Sockels hat sie sich seitdem weniger verstanden. Gerade schickt sie sich an, den beiden Großen in

Weimar behutsam die Hand entgegenzustrecken, um ihnen den Schritt von demselben zu erleichtern. Nur so können sie befragt werden, in den nächsten Tagen und kommenden Jahren. Auf die Gesprächsprotokolle dürfen wir gespannt sein. Und, ich bin sicher, nach oben finden sie – durch den Dialog verjüngt – allein zurück.

VORTRÄGE WÄHREND DER 79. HAUPTVERSAMMLUNG

RÜDIGER SAFRANSKI

*»daß es, dem Vortreflichen gegenüber keine Freyheit
giebt als die Liebe«. Über die Freundschaft zwischen
Schiller und Goethe**

Seitdem Schiller in seiner Jugend den *Werther* gelesen hatte und den bewunderten Dichter damals im Dezember 1779 bei der Abschlußfeier an der Karlsschule neben Karl Eugen und dem Weimarer Herzog auf der festlich geschmückten Empore hatte stehen sehen, war Goethe Schiller stets gegenwärtig geblieben. In Schillers ersten Monaten in Weimar 1787 hatte es keine Geselligkeit gegeben, bei der nicht von Goethe die Rede war. Herder hatte ihn bei einem gemeinsamen Spaziergang einmal den »göttlichen« genannt. Schiller hatte auch manches Mißgünstige zu hören bekommen: daß Goethe seine Amtsgeschäfte vernachlässigt habe, daß es ihm als Dichter an Ausdauer fehle, daß seine Italienreise eigentlich eine Flucht war, daß er die Frau von Stein schnöde verlassen habe, um im Süden ein Lotterleben zu führen, daß er unzuverlässig und wankelmütig sei und daß man überhaupt zuviel Aufhebens von ihm mache.

Inzwischen, am 18. Juni 1788, war Goethe aus Italien zurückgekehrt und Schiller war gespannt darauf, ihm endlich einmal persönlich zu begegnen. Er hatte jetzt Selbstbewußtsein genug – »Doch fühle ich meinen Genius wieder«, schrieb er an Christian Gottfried Körner am 5. Juli 1788 –, um dem großen Mann ohne Scheu unter die Augen zu treten. Die Gelegenheit dazu ergab sich, als Goethe auf dem Gut der Charlotte von Stein im benachbarten Kochberg am 6. September zu Gast war. Charlotte von Lengefeld, Schillers spätere Frau, besuchte ihre Patentante, um zu veranlassen, daß die Gesellschaft von dort aus für einen Tag nach Rudolstadt herüberkommt. Schillers hochgespannte Erwartungen erfüllen sich nicht. Noch entwickelt sich aus dieser Begegnung keine persönliche Beziehung.

Goethe war damals in einer gedrückten Stimmung. Nachdem er »freie Lebensluft« in Italien geatmet hatte, war er wieder in die engen Verhältnisse Weimars zurückgekehrt. Er schildert später sein Befinden in den ersten Monaten der Eingewöhnung:

* Festvortrag, gehalten auf der 79. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar 2005. Die Schiller-Zitate folgen der SNA. Zitate werden im Text generell nicht nachgewiesen, damit der Redecharakter des Beitrags erhalten bleibt.

Aus Italien dem formreichen war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne schien sie zu beleidigen, ich vermißte jede Teilnahme, niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußt' ich mich nicht zu finden [...].

Goethe hatte sich bei seiner Rückkehr aus Italien unterwegs während der Kutschenfahrt einige Maßregeln für sein künftiges Verhalten notiert: »Verbergen – des gegenwärtigen Zustands [...] Nicht von Italien vergleichsweise zu sprechen«. Aber mißmutig, wie er war, mußte er bei den Lengefelds in Rudolstadt dann doch, um sich überhaupt einigermaßen umgänglich zu zeigen, das Gespräch auf Italien bringen. »Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien«, schreibt Schiller an Körner am 12. September 1788 in einem Brief, worin er diesen Tag mit Goethe ausführlich schildert. Er bedauert, daß es zu einem persönlichen Gespräch nicht gekommen war, und schreibt erklärend dazu: »[...] freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte seyn oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können«.

Schiller täuscht sich oder will sich täuschen. Hinderlich war nicht nur die Ablenkung durch die anderen Gäste, sondern bei diesem ersten Zusammentreffen mied Goethe eine wirkliche Begegnung. Später gibt Goethe darüber die Auskunft, er sei bei seiner Rückkehr aus Italien erschrocken über das hohe Ansehen gewesen, das Schiller in der Öffentlichkeit genoß. Ihm aber galt Schiller immer noch als Autor der *Räuber*, eines Stückes, das ihm »verhaßt« war. Er sah ihn als ein »kraftvolles, aber unreifes Talent«, das gerade die »ethischen und theatralischen Paradoxen von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte«. Er erinnerte ihn zu sehr an die eigenen Tollheiten des Sturm und Drang, und Schillers spätere Entwicklung hatte er noch nicht zur Kenntnis genommen. Und nun mußte er bemerken, daß Schillers Ansehen auch unter seinen Freunden gewachsen war. Selbst Karl Ludwig von Knebel lag ihm mit dem Lob Schillers in den Ohren, und bei Charlotte von Stein, die ihm auch aus anderen Gründen beschwerlich geworden war, hörte er viel Gutes über einen Autor, der ihm mißfiel.

In der höflichen Zurückhaltung Goethes lag also mehr bewußte Absicht, als Schiller ahnte. Aber vielleicht ahnte er es doch, denn in seiner Schilderung dieses denkwürdigen und doch auch enttäuschenden Tages macht sich einiger Unmut bemerkbar. Das beginnt schon bei der Beschreibung von Goethes äußerer Erscheinung:

Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so, sein Gesicht ist verschlossen [...].

Schillers nüchternes Resümee dieser ersten Begegnung:

[...] ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt, er ist mir, (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indeß schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren.

Die Enttäuschung über die erste Begegnung wirkte nach und verwandelt sich schließlich in eine Haß-Liebe. Am 2. Februar 1789 schrieb er an Körner:

Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, [...] aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben [...]. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prude, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demüthigen [...].

Schiller – der Mann, Goethe – die Frau, die es zu penetrieren gilt. Solche wüsten Tagträume kommen aus dem Ressentiment. Was in ihm vorgeht, hat Schiller schon früher geschildert am Beispiel des Bösewichts Franz Moor, der mit der Natur hadert, die ihn benachteiligt hat im Vergleich zu Karl, dem Begünstigten. Schiller kennt den Haß, der daraus entspringt – er hat seine Folgen in den *Räubern* geschildert.

Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich biss auf diese Minute noch kämpfen! [...] Aber ich habe noch guten Muth, und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft! (an Körner, 9.3.1789)

Noch hat er nicht jene wunderbare Formel gefunden:

Wie lebhaft habe ich bey dieser Gelegenheit erfahren, [...] daß es, dem Vortreflichen gegenüber keine Freyheit giebt als die Liebe. (an Goethe, 2.7.1796)

Diese Formel bezeichnet die produktive Befreiung vom Ressentiment. Statt mit seinem Schicksal zu hadern und sich im Neid zu verzehren, wählt man besser die Offensive der Liebe. Aber so weit ist es noch nicht. Vorerst wählt Schiller einen anderen Weg. Er wird, so nimmt er sich vor, nicht mehr die sich messenden vergleichenden Seitenblicke auf Goethe werfen; er wird sich auf seine Kräfte besinnen, das Beste aus sich machen, vielleicht daß sich dann eine Situation der Ge-

meinsamkeit ergibt. Was die Freundschaft mit Goethe betrifft, so gilt für ihn: treffen, ohne zu zielen. Mit Schillers Worten, in einem Brief an Karoline von Beulwitz vom 25. Februar 1789:

Wenn ich auf einer wüsten Insel oder auf dem Schiff mit ihm [Goethe] allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig b a a r e s Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. [...] Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist, gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dieß ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andre mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne.

Schiller wird also zunächst seinen Weg allein gehen, abwartend und nur wie von Ferne zu Goethe hinüberblickend. Goethe seinerseits hält ebenfalls Abstand, wenn auch sein Interesse und seine Anteilnahme an der Entwicklung Schillers wachsen. Es sind vor allem Wilhelm von Humboldt und Johann Gottlieb Fichte, die bei Goethe für ihn gute Stimmung machen.

Fichte hatte Goethes Neugier auf die gegenwärtige Philosophie geweckt. Er werde ihm Dank erweisen, schrieb er am 24. Juni 1794 an Fichte, »wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte«. An Fichtes Philosophie war ihm sympathisch die energische Betonung der Tathandlung des Subjekts und seines Strebens und Gestaltens. Um diese Zeit nahm er unter seine *Maximen und Reflexionen* den Grundsatz auf, wonach man sich stets zu fragen habe: »Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht?«.

Goethes Annäherung an die Philosophie hatte die Nebenwirkung, daß sich der von ihm gefühlte Abstand zu Schiller, diesem »theoretischen Kopf«, wie er ihn nennt, verringerte. Dies – zusammen mit dem Willen, den ästhetischen Kreis gegen den politischen Umtrieb fester zu schließen – schuf die Voraussetzung, daß bei Goethe jener Brief eine günstige Wirkung zeitigte, den er Mitte Juni 1794 empfing. Es war Schillers Einladung an ihn, dem Herausgeberkreis der neu gegründeten Zeitschrift *Die Horen* beizutreten:

Der Entschluß Euer Hochwohlgebohren, diese Unternehmung durch Ihren Beytritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend seyn, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen. (an Goethe, 13.6.1794)

Mit dem Zeitschriftenprojekt *Die Horen* wollte Schiller etwas zustande bringen, was es bisher noch nicht gegeben hat: eine Versammlung der ersten Köpfe der Nation. Ob es ihm wirklich gelang, kann dahingestellt bleiben; jedenfalls war nun endlich die Situation da, die er in dem Brief an Karoline anvisiert hatte, nämlich daß sich von der Sache her – jenseits eines verkrampften persönlichen Werbens und Ablehnens – eine Zusammenarbeit ergeben konnte.

Einige Tage läßt Goethe verstreichen, ehe er antwortet. Zwar hatte er sofort begriffen, daß sich hier eine Gelegenheit bietet, nicht nur dem literarischen Leben allgemein, sondern auch dem eigenen Schaffen neue Impulse zu geben, und auch die Annäherung Schillers erfreute ihn – zu Charlotte von Kalb äußerte er im Brief vom 28. Juni 1794, Schiller würde »freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner« –, und doch zögert er, vielleicht weil er ahnt, daß jetzt etwas anfängt, das er zwei Monate später eine neue »Epoche« in seinem Leben nennen wird. Mit Sorgfalt – es haben sich mehrere Briefentwürfe erhalten – formuliert er am 24. Juni 1794 seine Antwort in einer Mischung aus Diplomatie und Konfession:

Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft seyn.

Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so theile ich es gerne mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, als die Unternehmer sind, manches, das bey mir ins Stocken gerathen ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

Goethe läßt sich also im Sommer 1794 für die Mitarbeit an den *Horen* gewinnen. Am 20. Juli, einem Sonntag, kommt Goethe nach Jena, um am Nachmittag in der von ihm kürzlich mitbegründeten Naturforschenden Gesellschaft einen Vortrag über Botanik anzuhören. Schiller, dem das Thema eher fernliegt, hat sich auch eingefunden. Draußen ist es heiß, im alten Schloß, wo die Versammlung stattfindet, angenehm kühl. Nach dem Vortrag kurze Aussprache, dann Stühlerücken, plaudernde Gruppen, man begibt sich hinaus, inzwischen ist es Abend geworden, denn der Referent hat lange und langweilig gesprochen, und nun überlassen wir Goethe das Wort, der im Rückblick 1817 unter dem Titel *Glückliches Ereignis* die Begegnung und das erste lange Gespräch mit Schiller schildert:

[...] wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Teil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne.

Ich erwiderte darauf: [...] daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht, er konnte nicht eingestehen daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich

nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein daß ich Ideen habe ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen [...] mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf, als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; [...] Der erste Schritt war jedoch getan, Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten [...]; seine Gattin, die ich, von ihrer Kindheit auf, zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert, und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

Für Goethe war es ein Gespräch über die Natur, für Schiller eines über die Kunst:

Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfnis, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. (an Körner, 1.9.1794)

Seltsamerweise berichtet Schiller Körner erst einige Wochen später von dieser Begegnung. Warum hat er den Freund nicht sofort unterrichtet? Wollte er sich kühlen, damit nicht der Eindruck entstände, er fühlte sich jetzt am Ziel seiner Wünsche? Erinnern wir uns an jenen Plan, den Schiller im Februar 1789 im Brief an Karoline vom 25. Februar 1789 skizziert hatte:

Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dieß ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andre mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne.

Offenbar hatte sich diese »Lage« nun ergeben. In der Wahrnehmung Schillers war es Goethe, der sich ihm anschloß. Die Genugtuung darüber löst die Verkrampfung. Das gewachsene Selbstgefühl erlaubt ihm, alle seine »Kräfte« so wirken zu lassen, daß Goethe nun bewundernd von Schillers großer »Anziehungskraft« sprechen kann.

Zwei Tage nach der ersten Begegnung lädt Wilhelm von Humboldt Goethe und Schiller zu einem gemeinsamen Abendessen ein, bei dem die *Horen*-Pläne besprochen werden. Der freundschaftliche Geist dieser ersten Treffen ermuntert Schiller zu jenem berühmten ausführlichen Brief vom 23. August, auf den Goethe am 27. August 1794 mit bewegten Worten antwortet: Es hätte ihm »kein angenehmer Geschenk werden können« als dieser Brief, »in welchem Sie, mit freundschaft-

licher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Theilnahme, zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern«.

Schiller hatte in jenem Brief mit kühnen Strichen ein geistiges Porträt Goethes skizziert und dabei die Unterschiede zwischen beiden genau bezeichnet. Goethe, schreibt Schiller, vertraut den sinnlichen Eindrücken und der Intuition. Sein beobachtender Blick ruht »still und rein auf den Dingen« und ist nie in Gefahr, auf Abwege der Spekulation zu geraten. Die Einbildungskraft ist tätig, aber haftet am »Objekt« und geht deshalb nicht in die Irre, sondern erschließt den Reichtum der erscheinenden Welt. Goethe geht den Weg vom Besonderen zum Allgemeinen, während er, Schiller, umgekehrt das Allgemeine mit spekulativen Ideen zu erfassen sucht, um es dann im anschaulichen Material wiederzufinden; er steigt also vom Allgemeinen zum Besonderen herab, wobei es geschehen kann, daß der Gedanke die Erfahrung verfehlt, wie umgekehrt der intuitive und beobachtende Zugang bisweilen nicht bis zur notwendigen geistigen Klarheit durchdringt. Wenn die so verschieden gearteten Geister aufeinander hören und sich wechselseitig helfen, könnte es zu glückhaften Augenblicken wechselseitiger Ergänzung kommen. »Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden«. Die Voraussetzungen dafür, daß die Begegnung gelingt, sollte man allerdings nicht unterschätzen. Es muß nämlich ein jeder sein Geschäft »genialisch« betreiben; der eine erzeugt dann intuitiv im Individuellen das Gattungshafte; der andere trifft in der Gattung das individuelle Leben.

Wenn Schiller über Goethe schreibt, so ist dabei doch auch immer von ihm selbst die Rede. Indem er sich als komplementäre Figur entwirft, ist er selbstbewußt genug, auch für sich das Genialische zu beanspruchen. Der Vereinigungspunkt ist eine Mitte, aber man wird sie auf dem Gipfel suchen müssen. Wie wird man sich wechselseitig auf diese Höhe bringen? Ganz einfach, Schiller wird Goethe dabei helfen, »Gefühle durch Gesetze zu berichtigen«; und Goethe wird Schiller vor den Gefahren der Abstraktion bewahren, die Intuition beleben und den Sinn für das Konkrete schärfen. Goethe wird Schiller als Spiegel des Bewußtseins gebrauchen, Schiller wird von Goethe das Zutrauen zum Unbewußten erlernen. Es fügen sich zwei Hälften zu einem Kreis. So jedenfalls hat Goethe das wechselseitige Verhältnis gedeutet: »Selten ist es aber«, schreibt er in einer im Nachlaß aufgefundenen Notiz über die Freundschaft mit Schiller, »daß Personen gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen«.

Goethe hat das Bild, das Schiller von ihm entwarf, bestätigt; daß Schiller in ihm das intuitive Genie sieht, veranlaßt ihn (im Brief vom 27. August 1794) zu einer Bemerkung, die nicht ohne Ironie ist:

Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich seyn wird werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bey näherer Bekanntschaft, eine Art Dunckelheit und Zaudern bey mir entdecken werden [...].

Goethe wird Schillers Helligkeit zu nutzen wissen, aber doch selbst entscheiden, wieviel »Dunckelheit« er sich bewahren möchte. Zuviel Durchsichtigkeit könnte

schädlich sein; es gibt eine produktive Art, sich selbst und den anderen verborgen zu bleiben. Beim *Wilhelm Meister* wird sich Goethe in die Karten sehen lassen, er wird das Werk während der Entstehung mit Schiller durchsprechen und dessen zahlreiche Briefe dazu gründlich studieren; *Hermann und Dorothea* aber wird er in wenigen Wochen niederschreiben und dann dem vor Staunen fassungslosen Schiller als fertiges Werk präsentieren. Das eine Mal will er von Schillers Klarheit profitieren, das andere Mal schützt er seine »Dunckelheit«; und was das »Zaudern« betrifft, so nimmt er Schillers bisweilen zudringliche Ermahnungen hin, ohne sich davon sonderlich beeindruckt zu lassen. Er achtet auf den Rhythmus seines Lebens und Schaffens.

In seiner Antwort auf den großen Geburtstagsbrief hatte Goethe, der sich so gut verstanden fühlte, den Wunsch geäußert, seinerseits Schiller besser verstehen zu können. Die Symmetrie des Verhältnisses hätte eigentlich verlangt, daß Goethe sich an einem Porträt Schillers versucht, doch er schreibt:

[...] ich darf nunmehr Anspruch machen durch Sie Selbst mit dem Gange Ihres Geistes [...] bekannt zu werden.

Gewiß hätte Schiller es vorgezogen, sich im Urteil Goethes gespiegelt zu sehen, aber es wird ihm eine Selbstdeutung abverlangt. Er gibt sie bereitwillig. In seiner postwendenden Antwort im Brief vom 31. August 1794 schildert Schiller weniger den »Gang« als vielmehr die Anatomie seines Geistes. Es sind Sätze von beispielloser Prägnanz, als wollte Schiller mit ihnen beweisen, daß kein Kritiker an die Klarsicht seiner Selbstkritik heranreicht:

Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen, und eine Mannichfaltigkeit, die dem Innhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben Sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, ich suche Varietaet für meine kleine Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

Man bemerkt: Schiller, von Goethe darum gebeten, sich selbst zu schildern, kann nicht anders, als immer wieder sich mit Goethe zu vergleichen. Goethe habe das »höchste« erreicht: einen weiten Erfahrungskreis, eine Vielzahl von Begriffen, vor allem aber die Souveränität, »seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen«. Das aber gelinge ihm, Schiller, nicht. Er versteht sich auf eine andere Kunst. Er kann mit Gedanken Empfindungen beherrschen, er kann sie sogar hervorrufen. Ein Beispiel dafür ist Schillers Enthusiasmus, jene gefühlsstarke Beschwingtheit, die nicht primär aus der Empfindung, sondern aus dem Gedanken kommt. Enthusiasmus ist bei Schiller etwas Gedankliches, das die Empfindung mitreißt. Die Magie einer Empfindung aber, die von sich aus dem Leben das Gesetz gibt, ist ihm fremd. Aber ist sie für ihn wirklich das »höchste«, das er selbst nicht erreichen kann? Daß die Empfindung »gesetzgebend« wird, beschreibt Schiller in seiner ästhetischen Theorie als »schmelzende« Schönheit, die dort durchaus nicht als das Höchste gilt. Dieser Rang ist der »energischen« Schönheit vorbehalten, bei der es der Geist ist, welcher den Empfindungen das Gesetz

gibt. Es ist die »energische« Schönheit, an der sich Schiller mißt, auf die er zustrebt und von der er glaubt, daß er ihr näher gekommen sei als Goethe. Der Ausspruch, Goethe verstehe es, »seine Empfindung gesetzgebend zu machen«, verhüllt also eine unausgesprochene Ambivalenz. Das »höchste«, was Schiller Goethe zuspricht, ist für ihn zwar nicht das höchste, aber doch etwas, um das man Goethe beneiden kann: nämlich Macht ausüben zu können ohne die Anstrengung des Begriffs und absichtslos, die spontane, charismatische Macht eines Menschen, der in seinen Anschauungen und Empfindungen ruht, seinen Intuitionen folgt, eines Menschen, bei dem die Macht kein Machen ist. Schiller aber weiß, daß er alles selbst machen muß, auch seine Macht. Goethes Leichtigkeit des Seins hat für Schiller auch etwas Unerträgliches. In den ersten Freundschaftsbriefen klingt noch von ferne das frühere Ressentiment an: »Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen«, hatte Schiller am 9. März 1789 an Körner geschrieben, »und wie muß ich biss auf diese Minute noch kämpfen!«. Diesen Kampf hat Schiller inzwischen zur »energischen« Schönheit verklärt, und mit ihr tritt er der »schmelzenden« Schönheit Goethes gegenüber. Oder vielleicht doch – entgegen?

Schiller ist selbstkritisch genug, um zu wissen, daß seiner Energie bisweilen die Anmut fehlt, er prägt dafür die Formel: Er »schwebe noch zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. [...] denn gewöhnlich«, so schreibt er weiter, »übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte«. Schiller verspricht sich von der Freundschaft mit Goethe, daß seine poetischen und philosophischen Kräfte auch praktisch – d.h. in der Dichtung – zum Ausgleich kommen würden. Als Schiller dann vier Jahre später, von Goethe gedrängt, endlich seinen *Wallenstein* vollendet hat und mit diesem Stück triumphal nach elf Jahren wieder zum Theater zurückkehrt, schreibt er, zugleich stolz und dankbar, am 5. Januar 1798 an Goethe:

Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsres Umgangs ist [...].

Die Zusammenarbeit der beiden war in den letzten Jahren immer intensiver geworden. Während seiner Aufenthalte in Jena besuchte Goethe Schiller fast täglich. Gegen vier oder fünf Uhr pflegte er zu kommen; fast immer brachte er ein kleines Geschenk für die Küche mit, einen Hecht, Erdbeeren, Gemüse oder einen Hasen; manches Mal auch Spielsachen für die Kinder. Da er um die Gesundheit seines Freundes besorgt war, versuchte er ihn zu Spaziergängen zu animieren. Dann sah man die beiden Arm in Arm am Ufer der Saale, im Laubengang des »Paradies« genannten Parks umherwandeln, wobei Schiller in soldatisch steifer Haltung den Begleiter um einiges überragte. Schiller war jetzt immer sorgfältig gekleidet. »Er trug gewöhnlich«, berichtet ein Augenzeuge, »einen grauen Ueberrock, den feinen weißen Hemdenkragen offen, das röthlich-blonde Haar sorgfältig zurückgeschlagen. Ueberhaupt war eine gewisse Achtsamkeit auf seine Kleidung, jedoch ohne alle pedantische Uebertreibung, bei ihm nicht zu verkennen«. Ein anderer Zeitgenosse, Rittmeister von Funck, erzählt, wie es zuging, wenn Goethe bei Schiller zu Besuch war:

Gewöhnlich tritt er schweigend herein, setzt sich nieder, stützt den Kopf auf, nimmt auch wohl ein Buch oder einen Bleistift und Tusche und zeichnet. Diese

stille Szene unterbricht etwa der wilde Junge einmal, der Goethen mit der Peitsche ins Gesicht schlägt, dann springt dieser auf, zaust und schüttelt das Kind, schwört, daß er ihn einmal wurzeln oder mit seinem Kopf Kegel schieben müsse und ist nun, ohne zu wissen wie, in Bewegung gekommen. Dann folgt gewöhnlich ein interessanter Discurs, der oft bis in die Nacht fort dauert. Auf alle Fälle thaut er beim Thee auf, wo er eine Citrone und ein Glas Arrack bekömmt und sich Punsch macht.

Schiller selbst wandelt, ja, man möchte sagen, rennt unaufhörlich im Zimmer herum, setzen darf er sich gar nicht. Oft sieht man ihm sein körperliches Leiden an, besonders wenn ihn die Suffocationen [Erstickungsanfälle] anwandeln. Wenn es zu arg wird, geht er hinaus und braucht irgend einen Palliativ. Kann man ihn in solchen Momenten in eine interessante Unterredung ziehen, kann man besonders etwa einen Satz hinwerfen, den er auffaßt, zerlegt und wieder zusammensetzt, so verläßt ihn sein Uebel wieder, um sogleich zurückzukommen, wenn an dem Satz nichts mehr zu erörtern übrig ist. Ueberhaupt sind ihm anstrengende Arbeiten das sicherste Mittel für den Augenblick. Man sieht, in welcher ununterbrochenen Spannung er lebt und wie sehr der Geist bei ihm den Körper tyrannisirt, weil jeder Moment geistiger Erschlaffung bei ihm körperliche Krankheit hervorbringt. Aber eben deshalb ist er auch so schwer zu heilen, weil der an rastlose Thätigkeit gewöhnte Geist durch das Leiden des Körpers immer noch angespornt wird und weil er beim Anfang einer Cur erst recht krank gemacht werden müßte.

Goethe achtete immer sorgfältig auf die gesundheitlichen Umstände seines Freundes, und auch er wußte, daß geistige Arbeit und anregende Gespräche für den Freund das Beste waren. Und darum scheute er sich auch nicht, ihn häufig zu beanspruchen und in die eigenen Arbeiten hineinzuziehen. Jede neue Idee legte er ihm vor. Er besprach sich mit ihm über seine Farbenlehre und über die Grundgesetze von Epik und Dramatik, zusammen legten sie ein Schema an über den Unterschied zwischen dilettantischer und »echter« Kunstausübung. Es wurde erwogen, die *Xenien*-Produktion fortzusetzen. Im Jahre 1797 begannen die beiden Balladen zu schreiben, im edlen Wettstreit. Sie tauschten Themen und Ideen aus. Die Produktionen wurden, ehe man sie veröffentlichte, gründlich besprochen. Gemeinsam wollten sie den Beweis erbringen, daß hoher geistiger Anspruch und Volkstümlichkeit sich durchaus miteinander verbinden ließen. Diese Balladen erschienen zusammen mit denen, die Goethe in diesem Jahr beigezeichnet hatte, im *Musenalmanach für das Jahr 1798*. Im Jahr darauf schloß Schiller auch *Das Lied von der Glocke* ab, jenes später überaus berühmte Gedicht, das, wie die Elegie *Der Spaziergang*, eine lyrische Darstellung der Geschichte der Kultur und Zivilisation gibt und das Hohe Lied bürgerlicher Gesittung anstimmt. Bei den Schlegels fiel man vor Lachen vom Stuhl, Goethe aber äußerte sich bewundernd. Er erkannte darin etwas vom Geist seines Versepos *Hermann und Dorothea* wieder. Wie Goethe in *Hermann und Dorothea* hat Schiller im *Lied von der Glocke* den Versuch unternommen, die liebevoll gestaltete kleinbürgerliche Welt mit der großen Welt zu verknüpfen, und der genau geschilderte Vorgang des Glockengießens wird zum Symbol menschlicher Kulturarbeit überhaupt:

So laßt uns jezt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.

Dieses Gedicht, das wegen seiner unnachahmlichen Verbindung von Erhabenheit und Biedersinn unzählige Parodien veranlaßte, sprach Goethe auch deshalb aus dem Herzen, weil er es als ein Bollwerk gegen die als chaotisch empfundene geschichtliche Situation empfand; es werde in diesem Gedicht, sagte er, der Sinn für das richtige Maß geschärft und die Liebe zu einem Leben in formbewußten Grenzen geweckt. Goethe hat dieses Gedicht so sehr geliebt, daß er 1805 seine Elegie auf den Tod des Freundes *Epilog zu Schillers Glocke* nannte:

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

Dieser Epilog wurde bei einer Feier am 10. August 1805 von der Schauspielerin Amalia Wolff gesprochen, die später erzählte, wie Goethe, der diese Verse mit ihr einübte, an einer bestimmten Stelle aufschluchzte, sie am Arm faßte und sprach: »Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!«.

»Wir sind keine Griechen mehr«.
*Goethe und Schiller als Denkmal in Weimar**

Robert Musil hat zu bedenken gegeben, daß zu den wichtigsten Eigenheiten der Denkmäler gehöre, daß man sie nicht bemerke: »Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler. Sie werden doch zweifellos aufgestellt, um gesehen zu werden, ja geradezu, um die Aufmerksamkeit zu erregen; aber gleichzeitig sind sie durch irgend etwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert, und diese rinnt Wassertropfen-auf-Ölbezug-artig an ihnen ab, ohne auch nur einen Augenblick stehenzubleiben«. ¹ An der Treffsicherheit von Musils *Aperçu* sind Zweifel kaum erlaubt; unübersehbar an Denkmälern scheint tatsächlich allein deren Zahl zu sein. Und doch gilt die Beobachtung nicht für alle Denkmäler: Wenigstens eines darf beanspruchen, seit seiner Enthüllung im September des Jahres 1857 kaum mehr aus dem kollektiven Bildgedächtnis geraten zu sein: Ernst Rietschels Doppelbildnis von Goethe und Schiller in Weimar. In Kopien – selbst in Cleveland, Milwaukee und San Francisco – und zahllosen Repliken im Kleinformat, ist es gleichsam zur visuellen Chiffre der Weimarer Klassik geraten, die im Dioskurenpaar Goethe und Schiller nach monumentaler Verewigung sucht. Es ist ein Denkmal, das den wechselwirksamen Austausch, die Freundschaft unter den Protagonisten der mit ihren Namen untrennbar verbundenen Epoche zum Gegenstand machen möchte.

Das Thema der Freundschaft unter Künstlern ist in der Tat vornehmlich zwischen Dichtern und Literaten, jedenfalls schriftlich verhandelt worden. Schon weil die Freundschaft notwendig Wechselseitigkeit voraussetzt, eignet sich die dialogische Form des Briefes hierfür in besonderer Weise. Die Epistolographie, die Kunst des Briefeschreibens also, stellt deshalb seit jeher das genuine Feld des Freundschaftskults dar. Francesco Petrarcas Sammlung von Briefen, die er nach dem Vorbild Ciceros systematisch und in zwei Büchern angelegt hatte, die Korrespondenz zwischen Gustave Flaubert und Iwan Turgenjew oder der Briefwechsel Rudolf Borchardts mit Hugo von Hofmannsthal – sie alle stehen für eine in der Literatur unausgesetzt wirksame Idee der Wahlverwandtschaft, der Freundschaft und Einigkeit von »untereinander Wohlgesinnten«, wie Goethe in der Vorrede zur Edition

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Freundschaft und Monument*.

¹ Robert Musil: *Prosa, Dramen, späte Briefe*. Hrsg. von Adolf Frisé. Hamburg 1957, S. 480; vgl. auch Andreas Beyer: »*Apparitio Operis*«. *Vom vorübergehenden Erscheinen des Kunstwerks*. In: Michael Diers (Hrsg.): *Mo(nu)mente. Formen und Funktionen ephemerer Denkmäler*. Berlin 1993, S. 35-50.

seines Briefwechsels mit Schiller schreibt.² Überhaupt ist die Dichterfreundschaft zwischen Goethe und Schiller zum ehernen Sinnbild dieser ungebrochenen, stets sich erneuernden Tradition geworden, nicht zuletzt auch befördert durch Rietsschels Doppelstandbild – noch Paul Klee und Wassily Kandinsky posierten 1929 am Strand von Hendaye in einem legendär gewordenen Foto in einer davon inspirierten Haltung.³

Das Motiv der Künstlerfreundschaft gehört mithin zu den zentralen Motiven der Literatur und ihrer Geschichte; in der bildenden Kunst selbst ist es marginal geblieben. Erst mit dem unter den Romantikern belebten Freundschaftskult tritt es als Bildgegenstand in Malerei und Zeichnung prominent auf.⁴ Es stellt sich generell die Frage nach der Sinnfälligkeit einer dauerhaften Visualisierung der Freundschaft. Der humanistischen, neuplatonisch geprägten Freundschaftsphilosophie galt sie als etwas durch und durch Dynamisches, Transitorisches: Sie diene allein dazu, im Austausch mit einem Gleichgesinnten Tugendhaftigkeit zu erlangen. Wo diese erreicht war, war die Freundschaft verzichtbar, obsolet geworden.⁵

Auf einen postumen, beide vereinigenden Memorialkult hat Goethe gleichwohl selbst schon hingewirkt. Um 1826 hatte er gemeinsam mit dem seit 1816 in Weimar wirkenden Oberbaudirektor Clemens Wenzeslaus Coudray an einem Projekt für ein Grabmal gearbeitet, das seinen Leichnam und den Schillers aufnehmen sollte. Das Grab – der Entwurf zeigt ein Monument *all'antica*, das sich über einem hohen Sockel erhebt, von Pilastern flankiert wird und mit den Namen Schillers und Goethes und von Symbolen der Dichtkunst und der Wissenschaften geschmückt ist – sollte freilich nie ausgeführt werden; ihre letzte Ruhestätte fanden die Dichter bekanntlich in der Fürstengruft, dem Mausoleum des großherzoglichen Hauses – noch im Tod stehen beide im Fürstendienst.⁶

Die Entstehungsgeschichte des Weimarer Monuments ist oft geschildert worden und muß hier nicht *en détail* nacherzählt werden.⁷ Nach Goethes Tod

2 Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Hrsg. von Manfred Beetz. In: MA 8.1, S. 8.

3 Andreas Beyer: *Künstlerfreunde – Künstlerfeinde. Anmerkungen zu einem Topos der Künstler- und Kunstgeschichte*. In: *Opus Tessellatum. Modi und Grenzgänge der Kunstwissenschaft*. Festschrift für Peter Cornelius Claussen. Hrsg. von Katharina Corsepius u. a. Hildesheim, Zürich, New York 2004, S. 1-15; hier S. 1 f., Abb. 2.

4 Vgl. hierzu Beyer (Anm. 3).

5 Vgl. hierzu Harald Lemke: *Freundschaft. Ein philosophischer Essay*. Darmstadt 2000; Jacques Derrida: *Politik der Freundschaft*. Frankfurt a.M. 2000 (franz. 1994).

6 Vgl. Andreas Beyer (Hrsg.): *Das Römische Haus in Weimar*. München, Wien 2001, S. 11.

7 Vgl. Rolf Selbmann: *Dichterdenkmäler in Deutschland, Literaturgeschichte in Erz und Stein*. Stuttgart 1988, S. 30 ff.; Beat Wyss: *Trauer der Vollendung. Von der Ästhetik des Deutschen Idealismus zur Kulturkritik der Moderne*. Stuttgart 1989, S. 169 ff.; Franz Haniel & Cie. (Hrsg.): *Das Denkmal: Goethe und Schiller als Doppelstandbild in Weimar*. Tübingen 1993; Jutta von Simson: *Christian Daniel Rauch: Œuvrekatalog*. Berlin 1996; dies.: *Christian Daniel Rauch*. Berlin 1997; Bärbel Stephan (Hrsg.): *Ernst Rietschel 1804-1861. Zum 200. Geburtstag des Bildhauers*. München, Berlin 2004,

1832 wuchs in Weimar rasch das Bedürfnis nach einem öffentlichen Bildwerk, das dessen singulärer Erscheinung, aber auch der als nicht weniger einzigartig begriffenen Beziehung zu Schiller dauerhaften Ausdruck verlieh. Der führende Bildhauer der Zeit in Deutschland, Christian Daniel Rauch, wurde um einen Entwurf gebeten; bis das Vorhaben aber dann wirklich ins Werk gesetzt wurde, vergingen noch Jahre. Erst anlässlich der zentralen Feiern zu Goethes hundertstem Geburtstag 1849 beauftragte Erbgroßherzog Carl Alexander den in Berlin wirkenden Rauch erneut mit der Angelegenheit. Dessen erster Entwurf (Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz / Skulpturengalerie – weitere Entwurfsstatuetten im Goethe-Nationalmuseum Weimar und im Berliner Stadtmuseum) zeigt Goethe und Schiller im antiken Gewand, beide tragen eine bauschig drapierte Toga und sind, vor einem Altar placiert, in ein schreitend entwickeltes Gespräch versunken. Goethe faßt Schiller dabei am rechten Unterarm, in der Nähe des Handgelenks – ein Gestus, wie man ihn aus Darstellungen Christi im Limbus kennt, wenn er den Seelen der Sterblichen die Tore des Himmels öffnet. Das klassisch-zeitlose Kostüm sollte ganz in Hegels geschichtsphilosophischer Ästhetik aus dem zufälligen, vergänglichen Individuellen das überdauernde Ideal gestalten. Beat Wyss hat Rauchs Entwurf gewürdigt als eine »wahre Totalität, die in der versöhnten Einheit der Gegensätze« dieser idealistischen Hoffnung Ausdruck verlieh.⁸

Zudem sind die Haltungen Goethes und Schillers, ihr Schrittmotiv und ihre Gebärden, als Reminiszenzen an Platon und Aristoteles erkannt worden, und zwar so, wie sie als Protagonisten in Raffaels *Schule von Athen* auftreten. Die Figur Goethes entspräche demnach dem Raffaelischen Platon, der den Timaios unter dem Arm trägt, den Dialog über Naturphilosophie. Schiller dagegen figuriert wie Aristoteles, der in Raffaels Fresko das Buch der Ethik hält. Beide Dichter wären so im Rekurs auf und über Raffael von Rauch mit Allusionen auf ihre jeweiligen »Lehrgebäude« versehen worden: Goethe als Naturphilosoph, Schiller als Dramatiker und Theoretiker der Sittlichkeit.⁹

Da dem Weimarer Auftraggeber aber durchaus nicht die erforderlichen Mittel zur Verfügung standen, um Guß und Aufstellung zu finanzieren, verzögerte sich das Projekt abermals.

Erst als König Ludwig I. von Bayern sich 1852 erbot, das Metall zum Guß sowohl des Goethe-Schiller-Denkmals als auch eines Wieland-Monuments zu stiften, sollte eine Realisierung von Rauchs Modell für kurze Zeit möglich scheinen. Der Bayer freilich stellte Bedingungen. Er setzte einen präzisen Zeitplan auf und bestand darauf, daß der von ihm favorisierte Schiller in augenfälligerer Gleichbe-

S. 99 ff., 172 ff., sowie »Ihre Kaiserliche Hoheit«, Maria Pawlowna. Zarentochter am Weimarer Hof. Ausst.-Kat. Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen. Weimar 2004, München / Berlin 2004, Kat. Nr. 23.5 u. 23.6.

8 Wyss (Anm. 7), S. 169.

9 Ebd. Zum idealtypischen »Muster« Aristoteles und Platon in Bezug auf Goethe und Schiller vgl. auch Klaus Manger: »Klassik« als nationale Normierung? In: *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum ersten Weltkrieg*. Hrsg. von Dieter Langewiesche u. Georg Schmidt. München 2000, S. 265-291; hier S. 286 f.

rechtiung erscheine – nachdem er zuvor selbst die Idee eines Doppelstandbilds abgelehnt und für Einzelfiguren plädiert hatte. Vor allem aber insistierte er darauf, daß der Guß der Statuen in München erfolgte. Der Weimarer besprach sich mit Rauch, der sich zwar bereit erklärte, Goethe und Schiller durch je einen Lorbeerkranz auszuzeichnen, keinesfalls aber einem Guß außerhalb Berlins zustimmen wollte.

Der König vermehrte indessen seine Bedenken und stellte fest, daß »das griechische Kostüm für Weimar unpassend« sei. Zu Recht ist darin der Versuch Ludwigs erkannt worden, die Griechenmode als Monopol des philhellenischen Bayern zu reklamieren – wie er es in der Walhalla bei Regensburg und andernorts hatte ins Werk setzen lassen.¹⁰ Sollte sich das klassische Weimar, das in diesem Monument seiner historisierenden Verklärung entgegensah, in griechischem Gewand präsentieren, wäre nicht nur die fortdauernde Gültigkeit des »Griechentraums« gefährdet, sondern auch dessen Verortung außerhalb Bayerns sanktioniert gewesen. Eine solche »nationalkulturelle Schwerpunktverlagerung« hat Ludwig nicht tatenlos hinnehmen wollen.¹¹

Rauch lehnte die weitgehenden Forderungen des Königs ab und beharrte auf seinem bereits modifizierten Entwurf, der nunmehr Schiller hatte gleichsam zu Goethe »aufrücken« lassen.¹² Die Unversöhnlichkeit beider und die gescheiterten Vermittlungsversuche sowohl des Weimarer Großherzogs als auch des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. führten dazu, daß Rauch den Auftrag endlich zurückgab und in der Folge seinen Meisterschüler Ernst Rietschel vorschlug. Der nahm, wenn auch zögerlich, den Auftrag an. Rietschel hatte sich zuvor besonders mit seinem Lessing-Denkmal in Braunschweig (begonnen 1848) einen Namen gemacht und sich schon da für eine zeitgenössische Kleidung entschieden – eine im schwelenden und in seiner Bedeutung gar nicht hoch genug einzuschätzenden Kostümstreit der Zeit entscheidende Position.¹³ Er hat das mit dem berühmten Satz begründet: »Lessing suchte im Leben nie etwas zu bemänteln, und gerade bei ihm wäre mir der Mantel wie eine rechte Lüge vorgekommen.«¹⁴ Deshalb stand bei Abschluß des Vertrags für das Denkmal 1852 zwischen dem Künstler und dem Großherzog fest, daß die Figurengruppe im zeitgenössischen Kostüm, jedenfalls nicht *all'antica* ausgeführt werden würde. Weder würden die Dichter als *togati* noch gar in heroischer Nacktheit figurieren, wiewohl die sogenannte Ildefonso-gruppe, das in Weimar in drei von Goethe geordneten Abgüssen erhaltene antike Dioskuren-Standbild, unzweifelhaft eine der unmittelbaren Inspirationsquellen Rietschels gewesen sein dürfte.¹⁵

10 Vgl. Jörg Traeger: *Der Weg nach Walhalla: Denkmal und Bildungsreise im 19. Jahrhundert*. Regensburg 1991.

11 Selbmann (Anm. 7), S. 84.

12 Vgl. Abbildung bei Selbmann (Anm. 7), S. 85, sowie Jutta von Simson: *Christian Daniel Rauch und sein Entwurf*. In: Haniel (Anm. 7), S. 72-82.

13 Zum Kostümstreit vgl. ausführlich Wyss (Anm. 7), S. 159 ff.

14 Zit. nach Andreas Oppermann: *Ernst Rietschel*. Leipzig 1863, S. 248.

15 Vgl. hierzu Sabine Schulze (Hrsg.): *Goethe und die Kunst*. Ausst.-Kat. Frankfurt a. M. / Schirn 1994, Ostfildern-Ruit 1994, S. 54-56.

Der Künstler erfüllte die Wünsche des solventen bayerischen Mentors¹⁶ auch in der weitgehend gleichrangigen Behandlung der Dichter, wiewohl er durchaus deren gegensätzliche Auffassungen von Literatur und Lebenshaltung abbildete: Goethe figuriert in »sicherer Weltstellung« im Staatsrock, Schiller in »strebender Idealität« im wehenden Haus- oder Gehrock, was zudem ihre unterschiedliche soziale Stellung hervorhebt.¹⁷ Um aber annähernde »Gleichheit« zwischen beiden herzustellen, ist die Körpergröße Goethes, der in der Wirklichkeit nachweislich von Schiller überragt worden war, hier diesem angeglichen. Beat Wyss, der die Genese des Bildwerks als »Leidensgeschichte« apostrophiert hat, erkannte im realisierten Standbild, das nach fünfjähriger Arbeit und Guß in München 1857 in Weimar enthüllt wurde, »eine seichte Verballhornung« von Rauchs Modell. Die Ebenbürtigkeit beider Dichter sah er ebenso geopfert wie die Idee eines gemeinsamen welthaltigen Streitgesprächs:

Goethe, der joviale Chef, klopft dem Juniorpartner auf die Schulter und übergibt ihm den Dichterkranz. Schiller läßt, zerstreut und abwesend, die Beförderung über sich ergehen, indem er mit jugendlicher Emphase in die Ferne starrt. Goethes Augen hingegen bleiben in der Nähe, beim Publikum, wo er mit dem geübten Blick des Conférenciers sich seiner allgemeinen Beliebtheit versichert. Sein Lächeln stimmt ein in den Applaus des gesunden Menschenverstands, der sich selbst in diesem Denkmal beweihräuchert. Es ist, als riete ein erfolgreicher Lebemann einem aufwärtsstürmenden Talent: Machen Sie nur weiter so! Bleiben sie dort, wo ihr Blick hinschweift: in den Wolken, Herr Kollege. Derweil sehen wir hier auf der Erde schon zum Rechten.¹⁸

Wyss' zornige Charakterisierung enthält durchaus überzeugende Aspekte – zumal die paternalistische Geste, mit der Goethe Schiller die linke Hand auf die rechte Schulter legt, verrät, daß hier durchaus kein Verhältnis zwischen »Gleichen«, Grundvoraussetzung noch jeder Freundschaft, herrscht: Schiller wird verunmöglicht, Goethe in der gleichen Art zu umfassen. Allenfalls mit seiner Rechten, die den Lorbeerkrantz berührt, scheint er Goethe gleichsam »ins Steuer zu greifen«. Das zugleich auch Entzündliche und Konfliktuelle des Freundschaftsbundes zwischen Goethe und Schiller wird hier nicht verschwiegen.

Gleichwohl mag man Beat Wyss nicht zustimmen, wenn er, besonders hinsichtlich der Wahl des historischen Kostüms, beklagt, daß hier die in Rauchs Entwurf noch in Vollendung als verwirklicht erkannte idealistische Aussage auf »Operetten-

16 Zu weiteren Geldgebern des Projekts zählten der Großherzog von Baden, der das granitene Postament stiftete; die übrigen deutschen Fürsten steuerten 2526 Taler bei, die deutschen Städte 5407 Taler. Auch Napoleon III. ließ großzügig Mittel fließen – das Selbstverständnis der Deutschen als einer (politisch und militärisch weitgehend impotenten) Kulturnation, wie sie sich in diesem Denkmal artikulierte, entsprach durchaus seinen hegemonialen Interessen. Vgl. dazu auch Peter Merseburger: *Mythos Weimar. Zwischen Geist und Macht*. Stuttgart 21998, S. 216.

17 Selbmann (Anm. 7), S. 88.

18 Wyss (Anm. 7), S. 174.

niveau« gesunken sei. Wenn Rietschel darauf verzichtet hat, Goethe und Schiller in der *Toga virilis* darzustellen, dann korrespondiert das mit jener Haltung, die schon eine Generation zuvor und in bewußter Abgrenzung zu Goethe seinen Künstlerkollegen Philipp Otto Runge hatte ausrufen lassen: »Wir sind keine Griechen mehr«. ¹⁹ Rietschel, der zudem im Motiv des Künstlerfreundschaftsbildes einen prominenten romantischen Topos aufgreift, streitet damit den klassisch beseelten Goethe und Schiller, ja den Weimarischen Kunstfreunden insgesamt ab, jemals selbst Griechen gewesen zu sein. Es ist ein postumer Befreiungsschlag gegen das ebenso beharrlich wie wirkungslos aus dem Weimar um 1800 verhängte Diktat des Antikenprimats und ist zugleich die Einschreibung dieser Epoche in die Geschichte: Die Dichter sind nämlich gekleidet nicht in der gängigen Mode aus der Mitte des 19., sondern in Gewänder des späten 18. Jahrhunderts. Das historische Kostüm versichert sie ihrer Zeit – viel weniger der Zeit der Entstehung des Denkmals. Wenn auch zutrifft, daß die Stilfiguren der Antike, der idealistische Bildungsgedanke – das Ethos der Künste allgemein – um die Mitte des 19. Jahrhunderts verflacht waren, dann ist aber wenigstens Rietschels Denkmal kein Mangel an Authentizität zuzuschreiben. Es ist in dem Maße ehrlich, in dem es zeitgemäß ist. Während in Rauchs Entwurf die Dichter wie in weite Badetücher gehüllt gleichsam zum zweiten Aufguß der Weimarer Klassik schreiten, klagt Rietschel dagegen das Menschenrecht auf Überwindung ein. In seinem Doppelbildnis kommt eine Epoche unwiederbringlich zu ihrem Abschluß. Rolf Selbmann hat darauf aufmerksam gemacht, daß freilich nicht nur die Dichter, sondern auch ihre Betrachter, wenn sie denn »während des alltäglichen und gleichgültigen Vorübergehens« ausnahmsweise aufschauten, gleichermaßen »ruhiggestellt«, »zur ewigen Ruhe« gekommen waren: »[...] ein so sicherer Besitz der Poesie machte eine andauernde und sich immer wieder neu zu vollziehende Auseinandersetzung unnötig. [...] Nur so war sie als »unzerstörbare« und »unwandelbare« [...] ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit entkleidet und zur Freizeitbeschäftigung degradiert«. ²⁰ Das freilich droht zu verkennen, daß es die Klassik und namentlich Goethe selbst war, der sich noch zu Lebzeiten zu historisieren begann – im Brief an Wilhelm von Humboldt vom 1. Dezember 1831 bekannte er: »[...] ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich« (WA IV, 49, S. 165). So ist etwa auch in Goethes Kunstsammlungen dieser Prozeß der Geschichtswerdung zu beobachten. Der Ankauf des Nachlasses von Asmus Jakob Carstens (1804) ist als beredtes Zeugnis und Akt charakterisiert worden, mit dem sich der Klassizismus vom künstlerischen Programm zum historischen Besitz transformierte. Und auch Goethes Projekt der Edition der Werke und Briefe Johann Joachim Winckelmanns markiert – unfreiwillig zwar – einen Epochenabschluß, der beschreiben läßt, wie sich der »Weimarer Klassizismus aus der praktischen Kunstförderung in den Bereich der

19 Philipp Otto Runge an den Vater (Februar 1802). In: Friedmar Apel (Hrsg.): *Romantische Kunstlehre. Poesie und Poetik des Blicks in der deutschen Romantik*. Frankfurt a.M. 1992, S. 400.

20 Selbmann (Anm. 7), S. 90 f.

Philologie, aus der lebendigen Kunstentwicklung ins bewahrende Museum zurückzuziehen begann«.²¹ Rietschels Denkmal sekundiert daher allenfalls einem in Weimar sanktionierten Akt der Verewigung in zeitlicher Distanz.

Daß das Denkmal aber spätestens anläßlich seiner Enthüllung und ganz gegen die Absicht des Großherzogs, der es vielmehr nur als Teil einer verklärenden Memorialfeier samt eigener Denkmalsstiftung auch für Herzog Carl August und mit hin für sein Haus betrachtete, in der Folgezeit gleichsam zu einem Nationalsymbol avancierte – Eichenblätter am Baumstrunk legen eine wenn auch nicht übermäßig offenkundige »vaterländische« Ikonographie nahe²² –, verdankt sich der ideologischen Überfrachtung Weimars insgesamt. So wie Goethe – der, nicht nur weil er sich bekanntlich von seinen Landsleuten weder verstanden noch geliebt fühlte, allem »Patriotischen« und Nationalen mit erheblicher Skepsis gegenüberstand – die Bezeichnung »Goethe-Nationalmuseum« für sein Haus am Frauenplan kaum würde verschmerzt haben, ist auch ein »Goethe-Schiller-Nationaldenkmal« letztlich unvereinbar mit dem expansiven, weltbürgerlichen Impetus, der die Weimarer Klassik auszeichnet. Zwar gibt Rietschels Denkmal keinen wirklichen Anlaß für eine solche nationale Aufladung. Dennoch war es in seiner Beschwörung der Freundschaft, die die Klassik in ihrer Komplexität und Polarität als ein Ganzes faßt und solchermaßen übergreifende Identität stiftet, geeignet, der kollektiven Erinnerungsarbeit des deutschen Bildungsbürgertums des 19. Jahrhunderts, die Weimar zum nationalen »Gedächtnisort« hat avancieren lassen,²³ als bildliche Verkörperung dessen zu erscheinen, was als »Pseudo-Epoche« die deutsche Klassik aus ihrer Einbindung in die europäische Aufklärungstradition herausgelöst hat.²⁴ Goethe und Schiller erscheinen bei Rietschel in komplementärer Konstruktion, so wie sie zuvor schon in dem Entwurf einer »deutschen Nationalliteratur«, bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit, in eine ganz nahe und eigentümliche Verbindung gebracht worden waren und als Beschwörung und Apotheose auch des Nationalcharakters, ja als »universales Repräsentationsmodell menschlicher Natur« fungierten.²⁵

21 Ernst Osterkamp: »Aus dem Gesichtspunkt reiner Menschlichkeit«. *Goethes Preisaufgaben für bildende Künstler 1799-1805*. In: Schulze (Anm. 15), S. 310-322; hier S. 322.

22 Für den Hinweis danke ich Herrn Dr. Siegfried Seifert, Weimar.

23 Vgl. Georg Bollenbeck: *Weimar*. In: Etienne François, Hagen Schulze (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*. Bd. 1. München 2001, S. 207-224.

24 Hans Robert Jauss: *Deutsche Klassik – eine Pseudo-Epoche?* In: Reinhart Koselleck, Reinhart Herzog (Hrsg.): *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein*. München 1987, S. 489-494.

25 Manger (Anm. 9), S. 285 ff.

»eine Annäherung, die nicht erfolgte«?
Die schwierigen Anfänge eines Dichterbundes

Wer an die Weimarer Klassik denkt, dem steht gewöhnlich das Bild der verbündeten ›Dichterfürsten‹ Goethe und Schiller vor Augen, wie es in Ernst Rietschels berühmtem Doppeldenkmal seine prägende Gestalt gefunden hat. Am Anfang dieses Dichterbundes standen jedoch Vorbehalte und Abneigungen, Umwege und Fehleinschätzungen. Lange bevor 1794 mit dem *Horen*-Projekt und dem Zusammentreffen in Jena die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller begann, hatten sich beide bereits aus der Ferne beobachtet – während der eine, Goethe, sich aber allen Kontaktversuchen mißtrauisch verschloß, setzte der andere, Schiller, seine Werbungen über Jahre mit hartnäckiger Entschlossenheit fort. Die Eckdaten dieser ›Annäherung mit Hindernissen‹ sind durch zwei in ihrer Art außergewöhnliche Geburtstagsfeiern markiert, von denen in Schillers Briefen zu lesen ist. Über die erste berichtet Schiller seinem Freund Christian Gottfried Körner am 29. August 1787:

Ich habe am 28gsten August Göthens Geburtstag mit begehen helfen, den [Hs.: denn] Herr von Knebel in seinem Garten feierte, wo er in Göthens Abwesenheit wohnt. Die Gesellschaft bestand aus einigen hiesigen Damen, Vogts, Charlotten und mir. Herders beide Jungen waren auch dabei. Wir fraßen herzhaft und Göthens Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar. Nach dem Soupee fanden wir den Garten illuminiert und ein ziemlich erträgliches Feuerwerk machte den Beschluß.¹

Die zweite Feier bildet den Deutungsrahmen für Schillers Brief an Goethe vom 23. August 1794, den sogenannten Geburtstagsbrief: »Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt«.² Einige Tage darauf ergänzt er:

Unse späte [...] Bekanntschaft, ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu laßen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit

1 Schiller an Körner, 29.8.1787 (SNA 24, S. 149). Vgl. auch den Bericht Karl Ludwig von Knebels vom 31.8.1787 (*Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette* [1774-1813]. Hrsg. von Heinrich Düntzer. Jena 1858, S. 63).

2 Schiller an Goethe, 23.8.1794 (SNA 27, S. 25). Bereits Goethe selbst hatte in seinem Antwortbrief diesen Bezug hergestellt: »Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenck werden können als Ihr Brief« (Goethe an Schiller, 27.8.1794 [SNA 35, S. 42]).

vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, [...] so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten.³

Zwei Geburtstage also, die für die beteiligten Personen und ihr Wechselverhältnis charakteristisch sind. Und zwei Geburtstage, die typische Muster der Beschreibung und Deutung dieses Wechselverhältnisses erkennbar werden lassen: so die regelrechte theatrale Inszenierung, die auch *in absentia* überaus präzise Bezugsfigur, den handlungsleitenden Einfluß von Projektionen sowie die Betonung von komplementärer Differenz und schicksalhafter Augenblick. Zwischen diesen beiden Geburtstagen liegt jedoch eine langjährige Phase mühsamer Annäherung, die durch zeitgenössische und nachträgliche Mythisierungen – sei es seitens der Protagonisten selbst, sei es seitens der Forschung – oft verdeckt wird und die es in ihren Motivationen und Strategien, ihren topologischen und funktionalen Momenten zu untersuchen gilt.⁴ Dabei empfiehlt es sich, nicht streng chronologisch vorzugehen, sondern sich auf zentrale Konstellationen zu konzentrieren. Zur Orientierung seien daher kurz die wesentlichen Daten vorangestellt: Nach Goethes Rückkehr aus Italien findet in Rudolstadt im September 1788 die erste Begegnung mit Schiller statt, die allerdings zu keinem näheren Austausch zwischen ihnen führt; in der Folge leben beide eine Zeitlang in Weimar in unmittelbarer Nachbarschaft, aber auch hier bleibt ihr Kontakt auf weitgehend belanglose Treffen beschränkt; im Mai 1789 wird Schiller, mit tätiger Unterstützung Goethes in dessen Eigenschaft als Mitglied des Geheimen Consiliums, als Professor für Geschichte nach Jena berufen; dort kommt es schließlich im Juli 1794 durch ein Gespräch nach einer Vortragsveranstaltung in der Naturforschenden Gesellschaft zum Durchbruch in der Beziehung, der wenig später durch den bereits zitierten Geburtstagsbrief Schillers besiegelt wird. Das Quellenmaterial, durch das wir über diese Ereignisse und Entwicklungen informiert sind, ist insgesamt eher heterogen und deutlich asymmetrisch verteilt: Während Schiller sich über die Annäherung an Goethe in einer Fülle von Briefen äußert, die sich überdies durch Material aus seinem persönlichen Umfeld ergänzen lassen, herrscht auf der Seite Goethes beredtes Schweigen; erst

3 Schiller an Goethe, 31.8.1794 (SNA 27, S. 31).

4 Zur Annäherungsphase zwischen Schiller und Goethe vgl. in der Forschung vor allem Hans Pyritz: *Der Bund zwischen Goethe und Schiller. Zur Klärung des Problems der sogenannten Weimarer Klassik* [1950/1962]. In: *Begriffsbestimmung der Klassik und des Klassischen*. Hrsg. von Heinz Otto Burger. Darmstadt 1972, S. 306-326; Emil Staiger: *Stufen der Entwicklung Schillers bis zu seiner Freundschaft mit Goethe*. In: GJb 1955, S. 19-44; Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert: *Schillers Weg zu Goethe*. Berlin 1963; Benno von Wiese: *Goethe und Schiller im wechselseitigen Vor-Urteil*. In: ders.: *Von Lessing bis Grabbe. Studien zur deutschen Klassik und Romantik*. Düsseldorf 1968, S. 108-137; Helmut Brandt: *Goethe und Schiller – das Bündnis der Antipoden*. In: »Glückliches Ereignis«. *Die Begegnung zwischen Goethe und Schiller bei der Tagung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena am 20. Juli 1794*. Mit Beiträgen von Jochen Golz, Helmut Brandt u. Klaus Manger. Weimar, Marbach a. N. 1995, S. 37-54.

Jahre nach Schillers Tod verfaßt er retrospektive Stellungnahmen, mit denen sich die Deutungshoheit auf die Seite des Lebenden verschiebt.

I. Rollenspiele

Wir alle spielen Theater, so heißt eines der bekanntesten Bücher des amerikanischen Soziologen Erving Goffman, der damit nicht eine moralisch zu verurteilende Kunst der Lüge oder Verstellung meint, sondern die verschiedenen Formen und Techniken der Selbstdarstellung, mit denen der einzelne im Alltag Vorstellungen von sich inszeniert, um dem Gegenüber einen bestimmten Eindruck seiner Person zu vermitteln. Daß wir uns selbst vor anderen darstellen oder inszenieren, ist an sich keine überraschende Beobachtung; Goffman betont aber darüber hinaus, daß das in Rede stehende Selbst keineswegs die Ursache, sondern vielmehr das Produkt der erfolgreichen Darstellung sei, also durch das Rollenspiel erst eigentlich hervorgebracht werde.⁵ Ähnliche Mechanismen der theatralen Selbstinszenierung, die der Bildung und Profilierung der eigenen Identität dienen, lassen sich in Schillers früher Auseinandersetzung mit Goethe an wichtigen Weggängen der persönlichen und künstlerischen Entwicklung beobachten. Das gilt bereits für den Eleven der Karlsschule: Hier wurde Goethe in einer »Art von ästhetischer Association«,⁶ die Schiller zusammen mit seinen Freunden Friedrich Wilhelm von Hoven, Johann Christoph Friedrich Haug, Johann Wilhelm Petersen und Georg Friedrich Scharffenstein bildete, wie ein »Gott«⁷ verehrt, vor dem sich die Sturm-und-Drang-begeisterten Zöglinge »halbanbetend« hätten »niederwerfen mögen, in Bewunderung und Gefühlen mancher Art zerfließen«.⁸ Der tiefe Eindruck, den Texte wie der *Werther* und der *Götz in der Abgeschlossenheit*⁹ der »Pflanzschule« auf die

5 Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. Aus dem Amerikanischen von Peter Weber-Schäfer. Vorwort von Ralf Dahrendorf. München, Zürich 1996; bes. S. 230 f.

6 Georg Scharffenstein: *Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller*. In: *Schillers Persönlichkeit. Urtheile der Zeitgenossen und Dokumente*. Hrsg. von Max Hecker u. Julius Petersen. Bd. 1. Weimar 1904, S. 156-167; hier S. 158.

7 Ebd., S. 159.

8 Johann Wilhelm Petersen: *Schiller im zweiten Zeitraume seiner Entwicklung*. In: *Schillers Persönlichkeit* (Anm. 6), Bd. 1, S. 127-136; hier S. 136; ders.: *Schillers Jugendgeschichte*. In: Julius Hartmann: *Schillers Jugendfreunde*. Stuttgart, Berlin 1904, S. 192-208; hier S. 201.

9 Daß die von außen weitgehend abgeschlossenen Lebensumstände in der Karlsschule, die dortige »Isolierung mit ideellen Vorstellungen« bei gleichzeitiger »Blödigkeit und Unkenntniß der Gesellschaft und ihrer Verhältnisse«, nicht ohne Folgen für die »Richtung und Ausbildung Schillers« geblieben seien, hat schon Georg Scharffenstein vermutet (Scharffenstein [Anm. 6], S. 165). Vgl. auch die Einschätzung bei Caroline von Wolzogen: »Man kann sich vorstellen, wie unter den dargestellten Umständen die Leiden *Werthers*, die durch die eisernen Pforten der Akademie gedrunken waren, auf Schiller wirken mußten« (Caroline von Wolzogen: *Schillers Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner*.

Schüler machten, ist noch Jahre später in den Erinnerungen der Freunde spürbar – stets habe man ein passendes Goethe-Zitat im Munde geführt, die Dramen in enthusiastischem Überschwang auf ausgedehnten Spaziergängen rezitiert und sogar als gemeinschaftliche Nachdichtung einen zweiten *Werther* geplant, der allerdings nicht zustande kam.¹⁰ Im Zeichen einer derart beflügelten Einbildungskraft schienen gelegentlich auch die Grenzen zwischen literarischer Rolle und wirklichem Leben zu verschwimmen, etwa wenn Schiller im März 1779 in das Stammbuch seines Freundes Immanuel Gottlieb Elwert eine frei zitierte Passage aus dem *Werther* notierte, die sich ohne weiteres auf das Lebensgefühl der Karlsschüler beziehen ließ: »So eingeschränkt der Mensch ist, hat er // doch noch den Trost, daß er diesen // Kerker verlassen darf – wenn er will. // Werther. // Schiller«, ¹¹

In dieser schwärmerisch gestimmten Atmosphäre hätte der Anblick des ›leibhaftigen‹ Goethe eigentlich Spuren hinterlassen müssen: Am 14. Dezember 1779 besuchte der Herzog von Weimar, gemeinsam mit Goethe, anläßlich des Stiftungstags der Stuttgarter Militärakademie eine Feier in der Karlsschule, in deren Rahmen unter anderem der junge Schiller gleich mit drei Preisen ausgezeichnet wurde. Goethe, der nur als Zuschauer zur Preisverleihung gekommen war, wurde schnell zum heimlichen Hauptdarsteller, auf den aller Augen gerichtet waren. Von dieser tatsächlich ersten Begegnung Schillers und Goethes berichten insbesondere Hoven und Charlotte von Schiller, die sie mit dem retrospektiven Wissen um die spätere Entwicklung als geradezu verpaßte Chance beschreiben. Charlotte etwa betont, daß Schiller, dessen ganze Aufmerksamkeit in dieser Zeit auf Goethe geruht habe, sich »mächtig angezogen« fühlte, aber bei dieser Gelegenheit sich leider nicht weiter habe »bemerzlich machen«¹² können. Bei Hoven wiederum heißt es:

Hätte Göthe geahnt, daß unter den Zöglingen, die ihn mit Bewunderung ansahen, sich auch der befand, welcher in der Folge als dramatischer Dichter sein würdiger Rival, und als Mensch einer seiner vertrautesten Freunde werden würde, gewiß würde er, um ihn auszufinden, jeden von uns mit eben dem Interesse betrachtet haben, wie früher Lavater zum Behuf seiner Physiognomik.¹³

Stuttgart, Tübingen 1850, S. 17). – Zu Einordnung und Bewertung der Schiller-Biographie von Caroline von Wolzogen vgl. Norbert Oellers: *Schiller. Geschichte seiner Wirkung bis zu Goethes Tod 1805-1832*. Bonn 1967, S. 149 ff.

¹⁰ Vgl. dazu von Wolzogen (Anm. 9), S. 18; Charlotte von Schiller: *Schillers Leben bis 1787*. In: *Schillers Persönlichkeit* (Anm. 6), Bd. 1, S. 45-71; hier S. 53; Johann Wilhelm Petersen: *Fragmente, Schillers Jugendjahre betreffend*. In: *Schillers Persönlichkeit* (Anm. 6), Bd. 1, S. 121-125; hier S. 121.

¹¹ Stammbucheintrag Schillers vom 4.3.1779, zit. nach: Hartmann (Anm. 8), S. 68. Schiller bezieht sich hier auf Werthers Brief vom 22. Mai: »Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl von Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will« (MA 1.2, S. 204); vgl. dazu auch Peter-André Alt: *Schiller. Leben – Werk – Zeit*. Bd. 1. München 2000, S. 93.

¹² Von Schiller (Anm. 10), S. 53 f.

¹³ *Biographie des Doctor Friedrich Wilhelm von Hoven, [...] Von ihm selbst geschrieben und wenige Tage vor seinem Tode noch beendet*. Nürnberg 1840, S. 62. Vgl. zu Goethes Besuch in der Karlsschule auch von Wolzogen (Anm. 9), S. 18.

Kurz nach dieser ›Quasi-Inszenierung‹ der Preisfeier fand in der Karlsschule übrigens am 11. Februar 1780 anlässlich des Geburtstags des Herzogs tatsächlich eine Theateraufführung statt, für deren Planung und Vorbereitung der junge Schiller verantwortlich war. Als Stück wählte er Goethes *Clavigo* und übernahm selbst die Titelrolle, konnte aber offenbar das damalige Publikum mit seinen Schauspielkünsten nur wenig überzeugen, wie Petersen berichtet:

Und wie trat er auf, wie spielte er? Ohne alle Uebertreibung darf man sagen – abscheulich. Was rührend und feyerlich seyn sollte, war kreischend, stotzend und pochend; Innigkeit und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungeberdigkeit, bald zurückstossend, bald lachenerregend.¹⁴

Während man solche Unternehmungen noch als jugendliche Spielereien belächeln mag, markieren demgegenüber zwei spätere Rollen-Applikationen aus Goethes Texten wichtige Schnittstellen in Schillers Werdegang. War bereits beim zitierten Stammbucheintrag von 1779 der Identifikationsgrad mit der Werther-Rolle nicht genau auszumachen, so schleicht sich Goethes Romanfigur sechs Jahre später wie in einer Art *mémoire involontaire* erneut in Schillers Selbstreflexionen ein. Nun steht sie in einem Brief an Ludwig Ferdinand Huber vom Oktober 1785 als orakelhaftes Modell dafür, daß sich alle enthusiastischen Projektionen immer an der Realität bewähren, ja brechen müssen:

Enthousiasmus ist der kühne kräftige Stoß, der die Kugel in die Luft wirft, aber derjenige hieße ja ein Thor, der von dieser Kugel erwarten wollte, daß sie ewig in dieser Richtung und ewig mit dieser Geschwindigkeit, auslaufen sollte. Die Kugel macht einen Bogen, denn ihre Gewalt bricht sich in der Luft. [...] Hier fällt mir eine Periode aus dem Werther bei, den meine Phantasie (durch welche leise Ahndung? weiss ich nicht) aus meinen Kinderjahren aufbehalten hat. Es ist ein Orakel das über mein ganzes Leben scheint ausgesprochen zu seyn: »Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze ligt vor unsrer Seele, unsre Empfindung verschwimmt sich darinn, und wenn das D o r t nun H i e r wird ist alles nach wie vor, und unser Herz lechzt nach entschlüpftem Labsal« – [...] wirft alle Ideale über Bord, vergiß den perpendikularflug Deiner Plane, und mache Dich auf den B o g e n gefaßt.¹⁵

14 P. [i. e. Petersen]: *Schiller als Schauspieler. (Aus einer noch ungedruckten Schrift)*. In: Morgenblatt für gebildete Stände 57 (7.3.1807), S. 227.

15 Schiller an Huber, 5.10.1785 (SNA 24, S. 26). Schiller zitiert hier aus der 1. Fassung des *Werther*, die 1774 erschienen war: »O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darinne, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. – Und ach, wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armut, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale« (Brief Werthers vom 21. Juni [MA 1.2, S. 217]).

Als regelrechte ›Initialzündung‹ ist das Kraftgefühl des Enthusiasmus für den Menschen also unabdingbar, aber es »vollendet ihn nicht«,¹⁶ sondern muß sowohl eine Berechnung der Umstände als auch eine fruchtbare Tat nach sich ziehen. Indem Schiller auf diese Weise die Figur des Werther mit der Allegorie der Kugel verknüpft, scheint er zugleich Sturm-und-Drang-Positionen seiner eigenen künstlerischen Biographie auszubalancieren, denn – wie es im Brief an Huber weiter heißt – alle »menschlichen Plane« und »übermenschlichen Erwartungen« steigen zunächst zwar steil zum Zenit empor, folgen schließlich aber der Linie des Bogens und »fallen rückwärts zu der mütterlichen Erde. Doch auch dieser Bogen ist ja so schön!!«. ¹⁷ Und gerade aus ihm gilt es daher, so ließe sich fortsetzen, poetische Funken zu schlagen.

Während der Bezug auf die Werther-Rolle somit eine produktiv umgeschriebene Applikation darstellt, bezeichnet einige Jahre später die Selbstinszenierung im Gewand der Rolle des Orest bei Schiller eine krisenhaft empfundene Umbruchsituation. Im Mai 1788, als er sich intensiv mit Homer, Euripides und Goethes *Iphigenie* beschäftigt, evoziert Schiller in einem Brief an Caroline von Beulwitz die Wahnsinnszene des Orest aus Goethes Drama, die er in seiner zur selben Zeit verfaßten Rezension als einzigartiges Glanzstück preist.¹⁸ In diesem Brief an Caroline hofft Schiller, daß Rudolstadt, in das er sich aus Weimar zurückgezogen hat, »der Hayn der Diana« für ihn werden solle, »denn seit geraumer Zeit geht mirs wie dem Orest in Göthens Iphigenia, den die Erennyen herumtreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet und statt den Furien – etwas anders gesetzt; das am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bey mir vertreten und mich von den bösen Unterirrdischen beschützen«. ¹⁹ Die literarische Rolle des von Furien verfolgten Orest wird hier zum Sinnbild der eigenen persönlichen und ästhetischen Krise: Man denke an das zunehmend belastende Verhältnis zu Charlotte von Kalb, an den enormen Arbeitsdruck, über den Schiller zuvor mehrfach klagte, und an die bedrängende Unsicherheit über den künftig einzuschlagenden künstlerischen Weg.²⁰

In diesen Rudolstädter Sommer fällt schließlich die erste förmliche Begegnung zwischen Schiller und Goethe. Man darf durchaus vermuten, daß die heitere Lustpartie am 7. September 1788 von den Schwestern Lengefeld gezielt mit der Absicht eingefädelt wurde, nach Goethes Rückkehr aus Italien endlich ein Treffen der beiden Dichter herbeizuführen. Die Erwartungen an dieses arrangierte Rollen-Spiel

¹⁶ Schiller an Huber, 5.10.1785 (SNA 24, S. 26).

¹⁷ Ebd.

¹⁸ In der Rezension heißt es über diese Szene unter anderem: »Hätte die neuere Bühne auch nur dieses einzige Bruchstück aufzuweisen, so könnte sie damit über die alte triumphieren« (Friedrich Schiller: *Über die Iphigenie auf Tauris*. SNA 22, S. 211-238; hier S. 233).

¹⁹ Schiller an Caroline von Beulwitz, 26.5.1788 (SNA 25, S. 60 f.).

²⁰ Dazu gehören die stockende poetische Produktion einerseits und die gleichzeitige Einarbeitung in die griechische Welt des Klassizismus andererseits. Vgl. dazu Wentzlaff-Eggebert (Anm. 4), S. 24.

waren groß, bei Schiller gar, wie Körner rückblickend berichtet, »aufs höchste gespannt, theils durch die frühern Eindrücke von Goethens Werken, theils durch Alles, was er über sein Persönliches in Weimar gehört hatte«. ²¹ Daß solche Projektionen, die sich im wesentlichen aus Lektüreindrücken und Informationen vom Hörensagen speisen, mit der Wirklichkeit nicht unbedingt übereinstimmen, zeigt sich jedoch bereits, als Schiller mit gewisser Befriedigung auf das keineswegs ideale äußere Erscheinungsbild Goethes zu sprechen kommt: »Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte«. ²² Das Wechselspiel von hochgesteckten und um so tiefer enttäuschten Erwartungshaltungen prägt denn auch die Bilanz der beiden Gastgeberinnen, die sich vom Verlauf der Begegnung weitaus mehr erhofft hatten: »Höchst gespannt waren wir bei dieser Zusammenkunft, und wünschten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethen hatten wir, bei seinem entschiedenen Ruhme und seiner äußern Stellung, Entgegenkommen erwartet, und von unserm Freunde auch mehr Wärme in seinen Aeüßerungen«. ²³ Goethe allerdings zeigte offenbar kein näheres Interesse für Schiller, schien sich aber immerhin von dessen – kurz zuvor in Christoph Martin Wielands *Merkur* erschienenem – Gedicht *Die Götter Griechenlandes* angesprochen zu fühlen, das ihm die Lengefeld-Schwestern »wie von ungefähr« ²⁴ als »Köder« hingelegt hatten. Noch am folgenden Tag sei ihm dieses Gedicht auf einer Fahrt nach Kochberg, wie Caroline Herder berichtet, Anstoß zu weiter ausgreifenden Überlegungen über die Götter- und Helden-Darstellung in antiker und moderner Kunst gewesen. ²⁵

21 Christian Gottfried Körner: *Nachrichten von Schillers Leben*. In: *Friedrich Schillers sämtliche Werke*. Hrsg. von Christian Gottfried Körner. Bd. I. Stuttgart 1812, S. I-LVIII; hier S. XVIII f. – Zu Einordnung und Bewertung von Körners biographischem Essay vgl. Oellers (Anm. 9), S. 124 ff.

22 Schiller an Körner, 12.9.1788 (SNA 25, S. 106).

23 Von Wolzogen (Anm. 9), S. 148. – Vgl. auch die zusammenfassenden Bemerkungen Charlotte von Schillers in ihrem Brief an Körner 1810. In: *Schillers Persönlichkeit* (Anm. 6), Bd. 3, Weimar 1909, S. 10.

24 »Es freute uns sehr, daß Goethe das Heft des Merkurs, welches die Götter Griechenlands enthielt, und das von ungefähr auf unserm Tisch lag, nachdem er einige Minuten hineingesehen, einsteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen« (von Wolzogen [Anm. 9], S. 148).

25 Von diesen Äußerungen Goethes berichtet Caroline Herder ihrem Mann nach Italien: »Durch Schillers Gedicht im Merkur über die Götter (Griechenlands), das Du kennst, kam Goethe auf die Eigenschaften, die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunst dargestellt haben, wie es ihm geglückt sei, den Faden des Wie hierin gefunden zu haben. Er hat hierüber mit Dir, da ich auch zuhörte, viel gesprochen. Die ganze Idee liegt, wie es mir dünkt, wie ein großer Beruf in seinem Gemüth. Er sagte endlich, wenn Ludwig XIV. noch lebte, so glaubte er durch seine Unterstützung die ganze Sache ausführen zu können; er hätte einen Sinn für das Große gehabt« (Caroline Herder an ihren Mann, 11./12.9.1788. In: *Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin*. Hrsg. von Heinrich Düntzer u. Ferdinand Gottfried von Herder [Gießen 1859]. Nachdruck Hildesheim, New York 1977, S. 74).

Ein direktes Gespräch zwischen Goethe und Schiller wollte jedoch beim Treffen in Rudolstadt nicht gelingen; es waren nach Schillers Meinung ohnehin zu viele Leute »zu eifersüchtig« auf Goethes Umgang bedacht, »als daß ich viel allein mit ihm hätte seyn oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können«. ²⁶ Während Goethe sich zu dieser Begegnung auch aus der Erinnerung nicht äußern wird, legt Schiller, allerdings erst nach einwöchiger Bedenkzeit, seinem Freund Körner einen eher zwiespältigen Bericht vor, der im charakteristischen Gestus der Bilanzierung ²⁷ vor allem zweierlei erkennbar werden läßt: einerseits merkliche Enttäuschung, die jede künftige Annäherung zwischen ihm und Goethe für unwahrscheinlich hält; andererseits selbstbewußter Behauptungswille, der unterschiedlich die Zukunft für den Jüngeren reklamiert:

Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jezt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt, er ist mir, (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. ²⁸

Trotz dieser generationellen, intellektuellen und fast anthropologischen Differenz nimmt der Brief aber schließlich eine überraschende (sei es floskelhafte, sei es die eigene Betroffenheit überspielende) Wendung, wenn Schiller alles weitere dem schicksalhaften Gang der Zeit anheimstellt: »Indeßen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren«. ²⁹

II. Rivalitäten

Auf Schillers Bericht über das Rudolstädter Treffen reagiert Körner bemerkenswert nüchtern: »Göthens Zusammenkunft mit Dir ist abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näher kommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung, und dadurch Interesse für einander«. ³⁰ Etwas später fügt er hinzu: »Menschen von solchem Gehalt wirst Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können ist doch gewiß ein beträcht-

²⁶ Schiller an Körner, 12.9.1788 (SNA 25, S. 106).

²⁷ Zum Phänomen der Bilanzierung als topologischer Grundfigur vgl. Michael Böhler: *Geteilte Autorschaft: Goethe und Schiller. Visionen des Dichters, Realitäten des Schreibens*. In: GJb 1995, S. 167-181; hier S. 168.

²⁸ Schiller an Körner, 12.9.1788 (SNA 25, S. 107).

²⁹ Ebd.

³⁰ Körner an Schiller, 28.9.1788 (SNA 33.1, S. 232).

licher Vortheil«.³¹ Körners Betonung der stimulierenden, produktiven Kraft spannungsvoller Reibungen erinnert an ein früheres Selbstporträt Schillers, in dem dieser hervorgehoben hatte, daß sein kreatives Potential nur »durch Friction« Funken schlagen könne und sich auf eine – wie auch immer beschaffene – »Magnetnadel«³² hin ausrichten müsse. Körners und Schillers eher metaphorische Vorstellung eines Kräftefelds wird in der heutigen Literatursoziologie bei Pierre Bourdieu zum Strukturprinzip des sogenannten literarischen Feldes, in dem Konkurrenzkämpfe um die Bewahrung oder Veränderung der bereits bestehenden Kräfteverhältnisse ausgetragen werden. Dies geschieht nach Bourdieus Theorie durch verschiedene abgrenzende oder unterstützende, Inferiorität oder Superiorität behauptende Positionsnahmen der jeweils beteiligten Akteure.³³ Solche oft strategisch motivierten Verhaltensweisen zeigen sich auch in Schillers Annäherungsversuchen an Goethe, der für den Jüngeren die zentrale künstlerische Größe darstellt, an der er Maß nimmt und zu der er sich (in zunehmend emanzipatorischem Ton) ins Verhältnis setzt. Als ein besonders öffentlichkeitswirksames Medium der Positionsnahme nutzt Schiller dabei die Rezension: Seine *Egmont*-Kritik³⁴ von 1788 beispielsweise erregt großes Aufsehen und löst im Kreis der Goethe-Verehrer heftigen Widerspruch aus,³⁵ während Goethe selbst, wohl ohne den Verfasser zu kennen, mit gelassener Distanz reagiert, da die Rezension zwar dem sittlichen Anspruch des Stücks gerecht werde, es in seiner spezifischen Ästhetik aber gänzlich verkenne.³⁶ Schillers Kritik zielte aus wirkungsästhetischer Perspektive vor allem darauf, daß Goethe *Egmont* zu sehr in die Tiefe menschlicher Schwächen hinabgezogen und mit der opernhaften Apotheose Klärchens jede wahrhafte Illusion zerstört habe. Auf diese Einwände kommt Schiller 1796 bei seiner *Egmont*-Bearbeitung für das Weimarer Hoftheater zurück, als er das Stück durch radikale

31 Körner an Schiller, 9.2.1789 (SNA 33.1, S. 299).

32 »Tausend Ideen schlafen in mir, und warten auf die Magnetnadel, die sie zieht. – Unsre Seelen scheinen, wie die Körper, nur durch Friction Funken zu geben« (Schiller an Reinwald, 9.6.1783 [SNA 23, S. 94]). Man wird die Rede von der Magnetnadel vermutlich auch auf die Anziehungskraft Weimars beziehen dürfen, da Schiller diesen Brief an den Freund und späteren Schwager Reinwald unmittelbar vor dessen Reise nach Weimar schrieb, auf der er ihn eigentlich hätte begleiten sollen (vgl. SNA 22, S. 306).

33 Dazu grundlegend Pierre Bourdieu: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Übersetzt von Bernd Schwibs u. Achim Russer. Frankfurt a. M. 1999; sowie ders.: *Das literarische Feld. Die drei Vorgehensweisen*. In: *Streifzüge durch das literarische Feld*. Hrsg. von Louis Pinto u. Franz Schultheis. Konstanz 1997, S. 33–147.

34 Friedrich Schiller: *Über Egmont, Trauerspiel von Goethe* (SNA 22, S. 199–209). Vgl. dazu den Beitrag von Lesley Sharpe in diesem Band.

35 Vgl. Schiller an Körner, 20.10.1788 (SNA 25, S. 121); Körner an Schiller, 9.11.1788 (SNA 33.1, S. 245 f.); von Wolzogen (Anm. 9), S. 148; Caroline Herder an ihren Mann, 23.11.1788 (*Herders Reise* [Anm. 25], S. 181).

36 Goethe an Herzog Carl August, 1.10.1788 (WA IV, 9, S. 37); vgl. zur *Egmont*-Rezension auch Alt (Anm. 11), S. 510–512.

Streichungen und Umstellungen erst eigentlich bühnentauglich zu machen glaubt – Eingriffe, über die sich der alte Goethe noch Jahre nach Schillers Tod heftig beklagen wird.³⁷ Anders verhält es sich mit der ebenfalls 1788 begonnenen *Iphigenie*-Rezension,³⁸ mit der Schiller entschieden auf Seiten Goethes Position bezieht und diesen auch vor mißliebigen Kritikern in Schutz nimmt. In der *Iphigenie* nämlich sei Goethe mit der einzigartigen Verschmelzung von antiker Form und modernem Geist das »Maximum der Kunst« gelungen, »die schönere Humanität unsrer neueren Sitten in eine griechische Welt einzuschieben«.³⁹ Diese Denkfigur stellt in Schillers Charakterisierung der intellektuellen Physiognomie Goethes eine Konstante dar, die zugleich spiegelbildlich auf die eigene intellektuelle Physiognomie bezogen ist und ihre argumentative Kraft – einschließlich signifikanter Modifikationen – bis zum Geburtstagsbrief und zum Essay *Über naive und sentimentalische Dichtung* bewahren wird. Bereits der kurze Blick auf die Rezensionen zeigt somit, daß Goethe in diesen Jahren für Schiller trotz kritischer Einwendungen als maßgebliche künstlerische Autorität fungierte. An keinem Urteil über seine eigenen Texte war ihm so sehr gelegen wie an dem Goethes, denn dessen Kopf sei »reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich partiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann«.⁴⁰ Fragt man in dieser Weise nach dem Funktionswert von Beziehungsverhältnissen, dann wäre in der Tat ein objektives Urteil am ehesten von einem distanziert-kritischen Gegenüber zu erwarten. Daß die Orientierung an einer solchen letzten Urteilsinstanz allerdings nicht nur stimulierend wirken, sondern auch ein Gefühl lähmender Unterlegenheit hervorrufen kann, räumt Schiller selbst 1788 ein, da er seine Begeisterung für Goethes *Iphigenie* mit der »niederschlagenden Empfindung« habe »büßen«⁴¹ müssen, nie etwas Ähnliches hervorbringen zu können. Einige Jahre später steht der Neid auf das Meisterwerk des Älteren sogar in unmittelbarer Nachbarschaft zur Distanzierung vom eigenen Jugenddrama *Die Räuber*, von dem Schiller, wie die Freunde berichten, nicht gern gesprochen habe, sondern vielmehr wünschte, daß es ungedruckt geblieben wäre.⁴²

Wie emanzipiert man sich von einer so übermächtigen Figur wie Goethe? Es fällt auf, daß Schillers Urteile, die er über sich und Goethe vor allem im vertrauten

37 Johann Wolfgang Goethe: *Über das deutsche Theater* (MA 11.2, S. 161–173; hier S. 164 ff.). Vgl. auch Goethe im Gespräch mit Eckermann, 18.1.1825 (MA 19, S. 130 f.).

38 Friedrich Schiller: *Über die Iphigenie auf Tauris* (SNA 22, S. 211–238). Vgl. dazu den Beitrag von Benedikt Jeßing in diesem Band.

39 Schiller (Anm. 38), S. 234.

40 Schiller an Körner, 2.2.1789 (SNA 25, S. 194). – Immer wieder bemüht sich Schiller, etwas über Goethes Beurteilung seiner Werke zu erfahren (vgl. etwa Schiller an Bertuch, 22.10.1788 [SNA 25, S. 123]; Schiller an Caroline von Beulwitz und Charlotte von Lengefeld, 12.2.1789 [SNA 25, S. 204]).

41 Schiller an Ridet, 7.7.1788 (SNA 25, S. 77).

42 Vgl. von Wolzogen (Anm. 9), S. 272, und Hoven (Anm. 13), S. 126.

Austausch mit Körner formuliert, überaus umschlagsanfällig sind und geradezu darauf angelegt scheinen, umgehend revidiert zu werden. Als Körner beispielsweise nach einem längeren Vergleich zu dem Ergebnis kommt, daß Goethe zwar im Drama, Schiller aber in der Lyrik überlegen sei,⁴³ fühlt Schiller sich dadurch nur noch zusätzlich herausgefordert, da er sich künftig wieder auf die Dramatik konzentrieren will: »Das lyrische Fach, das Du mir anweistest, sehe ich eher für ein Exilium, als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht lasse ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künstler gekostet haben, auf viele Jahre davon abschrecken. Mit dem Dramatischen will ich es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen«.⁴⁴ Zwar will Schiller sich eigentlich auf keinen Wettstreit einlassen und erklärt scheinbar kategorisch: »Aber mit Göthen messe ich mich nicht«,⁴⁵ denn dieser sei als Genie vom Schicksal begünstigt und könne daher kaum eingeholt, geschweige denn überholt werden, stelle deshalb allerdings auch für andere ein Hindernis dar: »Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege«.⁴⁶ Zugleich aber schlägt die übermäßig betonte eigene Unzulänglichkeit bei Schiller immer wieder in stolzes Selbstbewußtsein um, mit dem er auf das bereits Geleistete verweist, das er als etwas Eigentümliches, fast Unnachahmliches hervorhebt:

Hätte ich nicht einige andre Talente, und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüber zu ziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden seyn. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinen Talenten gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl ich die Superiorität, die er und viele andre Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deßwegen laße ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfodernisse mir fehlten, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich soweit gebracht hat, als ich schon bin.⁴⁷

Hier spricht niemand, der passiv-melancholisch mit dem Schicksal hadert – im Gegenteil: Noch am selben Tag entwirft Schiller in einem Brief an Caroline von Beulwitz ein offensiv vorgetragenes Programm, das im Bewußtsein der Gleichwertigkeit auf die eigenen Fähigkeiten vertraut: »[...] gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dieß ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er [Goethe] und andre mich kennen, wie ich

43 Vgl. Körner an Schiller, 9.2.1789 (SNA 33.1, S. 298).

44 Schiller an Körner, 25.2.1789 (SNA 25, S. 211 f.).

45 Ebd., S. 212.

46 Schiller an Körner, 9.3.1789 (SNA 25, S. 222).

47 Schiller an Körner, 25.2.1789 (SNA 25, S. 212).

seinen Geist jetzt kenne«. ⁴⁸ Wer in dieser Weise, so Schillers langfristig angelegte künftige Strategie, sein spezifisches intellektuelles und dichterisches Profil auszubilden vermag, wird sich auch neben einem Autor wie Goethe zu behaupten wissen. Dieser Gedanke ist für die spätere Freundschaft der beiden Dichter von grundlegender Bedeutung, denn erst wenn die differenten Eigentümlichkeiten zur Erscheinung gebracht sind, kann ihre Unterschiedenheit als gleichwertiges Nebeneinander erkennbar werden und das Bewußtsein der Komplementarität entstehen, das für das Gelingen des Dichterbundes unabdingbare Voraussetzung sein wird.

Neben solchen hochfliegenden Plänen der künstlerischen Selbstbehauptung finden sich in Schillers Briefen allerdings auch affektiv aufgeladene, herabsetzende Äußerungen, durch die er seine Konkurrenz mit Goethe aus dem Feld der Kunst in das Feld der Moral verschiebt und nicht mehr den Dichter, sondern den Menschen Goethe auf den Prüfstein stellt. Bereits 1783 warnt Schiller seinen auf dem Weg nach Weimar befindlichen Freund und künftigen Schwager Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald vor dem Typus des weltmännisch-glänzenden, aber oberflächlich-kalten Dichters (à la Goethe) und verweist ihn statt dessen an das menschlich-mitfühlende, wärmende Herz des zurückbleibenden Freundes:

Sie werden mich mit Wieland Göthe und andern meßen, und einen ungeheueren Abstand gewahr werden. Sie werden wieder kommen voll der gesammelten Ideale, geblendet von so viel schimmernden Genies und den matten Flimmer eines Johanniswurms nicht mehr bemerken. [...] Wenigstens bin ich ein guter Mensch – und Ihr Freund. Grose Geister finden Sie immer – aber nicht immer diesen. Was hilft Ihnen auch der Mann, deßen Genie eine Welt umspannt, deßen Herz aber für Ihre Freuden und Leiden zu eng – deßen Auge für Ihre Schicksale trocken ist?⁴⁹

Diese Opposition von Dichter und Mensch, Geist und Herz verschärft sich Jahre später durch den unmittelbaren Eindruck, den Schiller im gelegentlichen Weimarer Umgang von Goethes Persönlichkeit gewinnt, die er heftig kritisiert, ja geradezu abstoßend findet: Mehrfach ist etwa die Rede vom gefühlkalten Egoisten Goethe, der noch niemandem gegenüber – nach dem ganzheitlich-totalen Freundschaftsverständnis⁵⁰ des jungen Schiller undenkbar – ganz zur »Ergießung«⁵¹ gekommen sei, sondern, im Gegenteil, durch berechnende Eigenliebe seine Umgebung bedrücke (»Oeffters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen«⁵²). Solche von Stolz und Verletzttheit zeugenden Äußerungen kulminieren schließlich in einem

48 Schiller an Caroline von Beulwitz, 25.2.1789 (SNA 25, S. 209).

49 Schiller an Reinwald, 9.6.1783 (SNA 23, S. 94).

50 Dazu Michael Böhler: *Die Freundschaft von Schiller und Goethe als literatursoziologisches Paradigma*. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 5 (1980), S. 33-67; hier S. 45.

51 Schiller an Caroline von Beulwitz, 5.2.1789 (SNA 25, S. 196).

52 Schiller an Körner, 2.2.1789 (SNA 25, S. 193). Vgl. auch Schiller an Caroline von Beulwitz, 5.2.1789 (SNA 25, S. 196); Charlotte von Lengefeld an Schiller, 8.2.1789 (SNA 33.1, S. 297); Körner an Schiller, 9.2.1789 (SNA 33.1, S. 299).

geschlechter- und machtpsychologisch konnotierten Vergleich, wenn es in einer Art ›Männerphantasie‹⁵³ in einem Brief an Körner heißt:

Ich betrachte ihn [Goethe] wie eine stolze Prude, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demüthigen [...]. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Caesar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.⁵⁴

Mögen derartige Urteile in ihrer Übersteigerung auch befremden, so sind sie doch zugleich prekärer Ausdruck dafür, mit welcher (schmerzhaften) Intensität Schiller sich an Goethe regelrecht ›abarbeitet‹, ihn mit unverkennbar psychologischem Interesse betrachtet und zu »entziffern«⁵⁵ sucht. Schon bei Wieland und Herder brennt er während seines ersten Weimarer Aufenthalts förmlich darauf, »in [ihre] Seele zu sehen«,⁵⁶ aber bei Goethe meint Schiller darüber hinaus einen rätselhaft-verworrenen Charakter zu erkennen, der erst noch der ordnenden und lösenden Kraft eines Gegenübers bedürfe:

Wenn ich auf einer wüsten Insel oder auf dem Schiff mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber [...] man hat wahrlich zu wenig b a a r e s Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren wo wir alle Engel sind.⁵⁷

Angesichts der Ausnahmefigur Goethe verbinden sich bei Schiller offenbar Faszination und Ironie, Trotz und Ratlosigkeit zu einer eigenartigen Gemengelage: »Vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft, oder noch besser wenn sie ihn widerlegt«.⁵⁸

53 Im Zuge der Klassik-Rezeption gehörte es zu den bevorzugten Stilisierungen, in der Beziehung zwischen Goethe und Schiller weiblich-männliche Konstellationen gespiegelt zu sehen (Böhler [Anm. 27], S. 179; Jürgen Link: *Die mythische Konvergenz Goethe – Schiller als diskurskonstitutives Prinzip deutscher Literaturgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert*. In: *Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Wissenschaftsgeschichte als Innovationsvorgabe*. Hrsg. von Bernard Cerquiglini u. Hans Ulrich Gumbrecht. Frankfurt a.M. 1983, S. 225-242; hier S. 227 f.; Jürgen Fohrmann: »Wir besprächen uns in bequemen Stunden ...«. *Zum Goethe-Schiller-Verhältnis und seiner Rezeption im 19. Jahrhundert*. In: *Klassik im Vergleich. Normativität und Historizität europäischer Klassiken*. Hrsg. von Wilhelm Voßkamp. Stuttgart, Weimar 1993, S. 570-593; hier S. 584).

54 Schiller an Körner, 2.2.1789 (SNA 25, S. 193 f.).

55 Schiller an Caroline von Beulwitz, 25.2.1789 (SNA 25, S. 209).

56 Schiller an Körner, 23.7.1787 (SNA 24, S. 106).

57 Schiller an Caroline von Beulwitz, 25.2.1789 (SNA 25, S. 208 f.).

58 Schiller an Caroline von Beulwitz, 5.2.1789 (SNA 25, S. 196).

III. Die Lücke

Schillers Interesse für Beobachtung und Entzifferung bezieht sich nicht nur auf einzelne Persönlichkeiten, sondern ebenso auf größere soziale Zusammenhänge, insbesondere auf Weimar als »geistige Lebensform«, als Gravitationszentrum der deutschen Kulturnation. Allerdings sind seine diesbezüglichen Äußerungen unter Vorbehalt zu sehen, da sie gerade nicht von einem objektiv urteilenden Außenstehenden stammen, sondern von einem aufstrebenden Neuankömmling, der selbst längst (mehr oder minder bewußt) in die vorgefundenen sozialen Strukturen involviert ist – der vermeintlich distanzierte Beobachter erscheint zugleich als ehrgeiziger Mitspieler. Beispielhaft sei hier an die hochgesteckten eigenen Erwartungen erinnert, die 1787 bei Schillers Ankunft in der thüringischen Residenzstadt seine »ganze Besinnungskraft eingenommen«⁵⁹ hatten, so daß ihm der darüber beunruhigte Wieland riet, die großen Hoffnungen besser »so tief als möglich herab zu stimmen«.⁶⁰ Einerseits dürften diese Projektionen kaum der Realität entsprochen haben, andererseits drohten sie, wie Körner bemerkt, Schillers eigene Schaffenskraft zu lähmen: »Du hast lange Zeit gebraucht um Deine Erwartungen von der dortigen Welt herabzustimmen, und eher war es doch nicht möglich daß Du ruhig und unbefangen seyn konntest«.⁶¹

Getrübt wird die Unbefangenheit in den folgenden Monaten und Jahren dadurch, daß alle beobachteten Phänomene weniger um ihrer selbst willen von Bedeutung sind, sondern stets auf das eigentliche Hauptinteresse – Goethe – zurückgespiegelt werden, dessen Rückkehr Schiller mit neugieriger Ungeduld⁶² erwartet. Zwar lebt Weimar natürlich, wie Schiller betont, auch von anderen »Riesen«⁶³ und Geistesgrößen,⁶⁴ aber die zentrale und prägende Gestalt stellt zu dieser Zeit zweifellos Goethe dar. Nicht zuletzt die Spekulationen und Gerüchte über den abwesenden, in Italien weilenden Goethe, über sein Leben in Rom, seine Reisepläne, seine künstlerische Entwicklung sind in Weimar an der Tagesordnung. Auch Schiller beteiligt sich daran, obwohl er weitgehend auf Informationen Dritter angewiesen ist, so daß sich bei ihm Formulierungen häufen wie: »man sagt«, »Goethe soll«, »es heißt«, »ich vermute«.⁶⁵ Ungeachtet aller klatschhaften Züge wird in diesem permanenten gesellschaftlichen Gespräch in Schillers und Goethes Umfeld als Leitmotiv der Wunsch erkennbar, beide Dichter möglichst bald in produk-

59 Schiller an Körner, 23.7.1787 (SNA 24, S. 106).

60 Ebd.

61 Körner an Schiller, 18.9.1787 (SNA 33.1, S. 145).

62 Vgl. etwa Schiller an Ridet, 7.7.1788 (SNA 25, S. 77); Schiller an Körner, 27.7.1788 (SNA 25, S. 85); Schiller an Körner, 20.8.1788 (SNA 25, S. 97).

63 Schiller an Körner, 28.7.1787 (SNA 24, S. 114).

64 In einem Brief an Körner ist beispielsweise von den übrigen »Weimarischen Götter[n] und Götzendiener[n]« die Rede (Schiller an Körner, 23.7.1787 [SNA 24, S. 106 f.]); vgl. auch Schiller an Körner, 18.8.1787 (SNA 24, S. 134).

65 Vgl. u.a. Schiller an Körner, 31.3.1788 (SNA 25, S. 33); Schiller an Caroline von Beulwitz und Charlotte von Lengefeld, 14.11.1788 (SNA 25, S. 130); Schiller an Charlotte Schiller und Caroline von Beulwitz, 8.10.1790 (SNA 26, S. 48).

tivem Austausch verbunden zu sehen: »Ich kann eure Zusammenkunft kaum erwarten«;⁶⁶ oder: »Ich glaube immer an starcke Berührungspunkte unter Ihnen, und bin begierig wie sie zusammentreffen«;⁶⁷ oder schließlich: »Zwischen ihm und Goethe war, zu unserm großen Verdruß, kein Verhältnis entstanden [...]. Was uns damals als unangenehme Lücke erscheinen mußte, sollte nach einigen Jahren herrlicher, als wir ahnen konnten, ausgeführt werden«.⁶⁸ Der Begriff der Lücke, den Caroline von Wolzogen hier in der Rückschau zur Situationsbeschreibung verwendet, läßt sich im Rahmen der Feldtheorie argumentativ profilieren: So müssen nach der Vorstellung Pierre Bourdieus künftige plausible Handlungsweisen bereits in einem Möglichkeitsstadium innerhalb des bestehenden Systems vorhanden sein, d. h. als strukturelle Lücken, deren Ausfüllung erwartbar und erforderlich erscheint.⁶⁹ Die regelrechte Berufung, die mit diesen Lücken verbunden ist, wird laut Bourdieu nur von denjenigen wahrgenommen, die aufgrund ihres Selbstverständnisses und ihrer Stellung stark genug sind, um die in der Lücke schlummernde Möglichkeit als ihre ureigenste, gewissermaßen nur für sie vorhandene Aufgabe aufzufassen. Dadurch bekommt ihre Handlungsweise nachträglich den Anschein der Vorherbestimmtheit.⁷⁰ Nimmt man aus dieser Perspektive die Annäherungsphase zwischen Schiller und Goethe in den Blick, so lassen sich die schicksalhaften Überhöhungen vermeiden, mit denen der scheinbar plötzliche Beginn der Freundschaft gern durch das Walten des »Dämonische[n]«⁷¹ (so Goethe) oder des »Kairos«⁷² (so die Forschung) erklärt wurde. Statt dessen rückt vielmehr der soziale Bedingungsrahmen Schillers und Goethes in den Vordergrund, in dem verschiedene Akteure die von ihnen offenbar empfundene »Lücke« zu füllen und die beiden Dichter zusammenzubringen suchen. Solche Vermittlerfiguren treten bereits lange vor dem arrangierten Rudolstädter Treffen in Erscheinung: sei es, daß sie als Katalysator oder »Lösungsmittel« fungieren sollen (»Wenn Du und Goethe etwa weniger Verwandtschaft hättet, als ich hoffe, so kann Herder vielleicht als – ich kann mir nicht helfen – als Menstruum dienen«⁷³); sei es, daß Schiller sie bittet, bei Goethe ein gutes Wort für ihn einzulegen (»Sprechen Sie ihn, so sagen Sie ihm alles schöne von meiner wegen, was sich sagen läßt«⁷⁴); oder sei es, daß sie von Schiller als eine Art »Spitzel« vorgesehen werden, um Goethe auszuforschen (»Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen«⁷⁵).

66 Körner an Schiller, 23.7.1788 (SNA 33.1, S. 206).

67 Caroline von Beulwitz an Schiller, 26.11.1788 (SNA 33.1, S. 257).

68 *Aus Caroline von Wolzogens Biographie*. In: *Schillers Persönlichkeit* (Anm. 6), Bd. 2, Weimar 1908, S. 166–171; hier S. 171.

69 Bourdieu: *Das literarische Feld* (Anm. 33), S. 119.

70 Ebd., S. 125.

71 Goethe im Gespräch mit Eckermann, 24.3.1829 (MA 19, S. 299).

72 Staiger (Anm. 4), S. 19.

73 Körner an Schiller, 2.8.1787 (SNA 33.1, S. 133).

74 Schiller an Ridel, 7.7.1788 (SNA 25, S. 77).

75 Schiller an Körner, 2.2.1789 (SNA 25, S. 194).

Neben diesen Vermittlern sind für Schiller insbesondere die »intimen Freund[e]«⁷⁶ von Interesse, die direkten Zugang zu Goethe haben. In ihnen glaubt er das Spiegelbild, gelegentlich aber auch die Negativfolie Goethes zu erkennen, da dessen Geist offenbar »alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt«⁷⁷ habe. Daß man etwa im Knebelschen Kreis die Philosophie verachte und sich statt dessen in affektierter Naturverehrung gefalle, führt Schiller maßgeblich auf den Einfluß Goethes zurück, wobei die im Brief an Körner als lächerliche Marotte ausgemalte Kräuter- und Gesteinssammelleidenschaft Knebels im Kern, wie in einer Art Stellvertreterschaft, vor allem auf Goethe selbst mit seinem Hang zum Empirismus, zu Botanik und Mineralogie zielen dürfte.⁷⁸ Darüber hinaus nimmt Schiller vor allem Anstoß am regelrechten Personenkult, der in Weimar um Goethe getrieben werde und der seiner Meinung nach nicht ohne negative Rückwirkungen auf Goethes Charakter und Verhalten bleiben könne, denn nichts sei »zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen; wenn so viele Hände an dieses zerbrechliche zarte Ding tappen, was wunder wenn es zu schanden geht?«⁷⁹ Allerdings beobachtet Schiller »[S]ektegeist«⁸⁰ und »Abgötterei«⁸¹ nicht nur bei der breiten Masse der Goethe-Verehrer, sondern auch bei herausragenden Köpfen wie Karl Philipp Moritz und Johann Gottfried Herder. In den Äußerungen über Moritz, den Schiller schätzte, aber zugleich als Rivalen auf dem Gebiet der Kunsttheorie empfunden haben mag, werden dabei in erster Linie zwei Kritikpunkte deutlich: Einerseits habe Moritz die Orientierung an Goethe zu einer fast bedingungslosen Nachahmung übersteigert, die in der Kunst jedoch nur als »ein niedriger Grad von Vollkommenheit«⁸² gelten könne; und andererseits habe die unkritische Goethe-Verehrung Moritz zu ästhetischen Fehlurteilen verleitet, etwa wenn er den *Egmont* als eine nahezu vollkommene Dichtung ansehe – ein Urteil,

76 Schiller an Körner, 12.8.1787 (SNA 24, S. 129).

77 Ebd.

78 Vgl. ebd.; Körner an Schiller, 19.8.1787 (SNA 33.1, S. 137). – Im Blick auf die Philosophie im allgemeinen und Kant im besonderen formuliert Schiller seine Differenz zu Goethe u. a. im Briefwechsel mit Körner, so etwa anlässlich eines Berichts von Körner über ein Gespräch mit Goethe über Kant (Körner an Schiller, 6.10.1790 [SNA 34.1, S. 32 f.]). Nach Meinung Schillers holt Goethes Philosophie »zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hohle. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel« (Schiller an Körner, 1.11.1790 [SNA 26, S. 55]; vgl. auch Körner an Schiller, 11.11.1790 [SNA 34.1, S. 44]). Vgl. ähnlich den Bericht Christian Ludwig Schüblers über ein Gespräch mit Schiller (SNA 42, S. 170). Goethe wiederum erwähnt im Rückblick ebenfalls den unterschiedlichen Stellenwert der Philosophie bei ihm selbst und Schiller (vgl. *Glückliches Ereignis* [MA 12, S. 86–90; hier S. 87] sowie *Einwirkungen der neueren Philosophie* [MA 12, S. 94–98; hier S. 97]).

79 Schiller an Caroline von Beulwitz, 25.2.1789 (SNA 25, S. 209).

80 Schiller an Caroline von Beulwitz, 3.1.1789 (SNA 25, S. 177). Vgl. auch Schiller an Körner, 12.8.1787 (SNA 24, S. 129).

81 Schiller an Körner, 2.2.1789 (SNA 25, S. 193).

82 Schiller an Caroline von Beulwitz, 10.12.1788 (SNA 25, S. 155).

dem, wie Schiller hofft, sogar Goethe widersprechen würde.⁸³ Ebenso befremdet ist Schiller durch die Goethe-»Anbetung«⁸⁴ und »Vergötterung«⁸⁵ Herders, die sich bei diesem allerdings weniger auf das literarische Werk als vielmehr auf den »allumfassende[n] Geist« Goethes beziehe, der sogar als geschäftstüchtiger Staatsmann Bewunderung verdiene.⁸⁶ Aber auch Herder selbst scheint eine ähnliche Ausstrahlungskraft wie Goethe zu besitzen, vor der Schiller den Freund Körner eifersüchtig warnen zu müssen glaubt:

Was Dich betrifft, so wirst Du hoffentlich die Bekanntschaft mit Göthe und Herder bald auf ihren wahren Werth herabsetzen lernen, aber mit aller Vorsicht wirst Du dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen, das noch jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liirte.⁸⁷

Zwar ist Schiller offenbar von der Gefährlichkeit des Zaubers dieser charismatischen Persönlichkeiten überzeugt, beobachtet aber dennoch neidvoll-fasziniert, wie es jemandem wie Goethe immer wieder gelingt, seiner Umgebung mit unwiderstehlicher Anziehungskraft den eigenen Stempel aufzudrücken.⁸⁸

IV. Die Retrospektive

Und Goethe? Nach seiner Rückkehr aus Italien ist er Schiller gezielt aus dem Weg gegangen und hat – sogar als beide in Weimarer Nachbarschaft wohnen – jeden näheren persönlichen Kontakt vermieden. Böse Zungen mutmaßen sogar, er habe den Konkurrenten vom Frauenplan auf die Jenaer Professur »weggelobt«.⁸⁹ In Goethes Briefen finden sich in diesen Jahren kaum Bemerkungen über Schiller.⁹⁰ Erst im unmittelbaren zeitlichen Umfeld der *Horen*-Einladung und des Jenaer Gesprächs gibt er seiner Freude darüber Ausdruck, daß Schiller sich zu seinem und Goethes Vorteil verändert⁹¹ und »uns Weimaraner[n]«⁹² angenähert habe. Die darin an-

83 Vgl. Schiller an Caroline von Beulwitz, 3.1.1789 (SNA 25, S. 177); vgl. auch Schiller an Körner, 2.2.1789 (SNA 25, S. 193).

84 Schiller an Körner, 12.8.1787 (SNA 24, S. 131).

85 Schiller an Körner, 23.7.1787 (SNA 24, S. 110); vgl. auch Schiller an Caroline von Beulwitz, 5.2.1789 (SNA 25, S. 196).

86 Vgl. Schiller an Körner, 12.8.1787 (SNA 24, S. 131).

87 Schiller an Körner, 28.9.1789 (SNA 25, S. 299).

88 Schiller an Caroline von Beulwitz, 10.12.1788 (SNA 25, S. 154 f.).

89 Vgl. beispielsweise Wentzlaff-Eggebert (Anm. 4), S. 31 f., sowie Sigrid Damm: *Das Leben des Friedrich Schiller. Eine Wanderung*. Frankfurt a.M. 2004, S. 100 f. Andere dagegen sehen darin ein vorbildliches Engagement Goethes (so bereits Charlotte von Lengefeld an Schiller, 28.12.1788 [SNA 33, I, S. 277]; vgl. auch Pyritz (Anm. 4), S. 308). – Hier ist vor allem an das *Promemoria* zu erinnern, das Goethe im Dezember 1788 im Zusammenhang mit der Berufung Schillers nach Jena verfaßte (WA IV, 9, S. 64–66).

90 Kleinere Bemerkungen finden sich in folgenden Briefen: Goethe an Herzog Carl August, 12.5.1789 (WA IV, 9, S. 117); Goethe an Körner, 14.6.1792 (WA IV, 9, S. 308).

91 Charlotte von Kalb an Schiller, 25.7.1794 (SNA 35, S. 35).

92 Goethe an Charlotte von Kalb, 28.6.1794 (WA IV, 10, S. 169).

klingende These von Schillers künstlerischem Entwicklungsprozeß, der als notwendige Voraussetzung das intellektuelle *commercium*⁹³ beider Dichter erst ermöglichte,⁹⁴ wird Jahre nach dem Tod des Freundes zur argumentativen Leitlinie der Goetheschen Darstellungen, mit denen er im erinnernden Rückblick auch zu den schwierigen Anfängen seines Austauschs mit Schiller Stellung nimmt. So betont Goethe etwa in den *Tag- und Jahreshften*, vor allem aber 1817 im autobiographischen Bericht *Glückliches Ereignis* die »Mißverhältnisse«,⁹⁵ die er bei seiner Rückkehr aus Italien in Deutschland vorgefunden habe und die er maßgeblich durch Schiller verursacht sah: *Die Räuber*, *Kabale und Liebe* sowie den *Fiesko* bezeichnet er als »Produktionen genialer, jugendlicher Ungedult und Unwillens über einen schweren Erziehung[s]druck«, deren »Mißfällige[s]« Schiller auch in keiner späteren Bearbeitung wirklich habe tilgen können.⁹⁶ In der Härte dieses retrospektiven Urteils ist noch immer das Ausmaß des Befremdens und der Irritation über die ästhetischen (Ab-)Wege Schillers spürbar, auf denen dieser gleichwohl, wie Goethe mit gewissem Ärger vermerkt, beim Publikum Erfolg hatte, während er selbst sich, wieder zurück auf deutschem Boden, gänzlich unverstanden⁹⁷ fühlte. Daß er mit Schiller eine Zeitlang »im Mißverständnis« gelebt und man sich trotz Weimarer Nachbarschaft nicht besucht hatte, begründet Goethe damit, daß er durch seinen Aufenthalt in Italien künstlerisch längst weiter »vorwärts gedrungen war, und die durch Schiller veranlaßten Räubergeschichten nicht ertragen konnte«.⁹⁸ Während der eine, so ließe sich diese Sichtweise zuspitzen, auf zukunftssträchtigem Weg vorangegangen war, blieb der andere in unproduktiven Anachronismen stecken. Texte wie die *Räuber* und der *Don Carlos* schienen Goethe auf ästhetischen Prinzipien zu basieren, von denen er – der Ältere und in Italien Gereifte – sich entschieden »zu reinigen gestrebt«⁹⁹ hatte. Zwar wird man ein-

93 Zum Gesamtkomplex vgl. *Unser Commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hrsg. von Wilfried Barner, Eberhard Lämmert u. Norbert Oellers. Stuttgart 1984.

94 In der Forschung ist diese These insbesondere von Wentzlaff-Eggebert (Anm. 4) vertreten worden. Zweifel daran äußert u.a. von Wiese (Anm. 4), S. 136.

95 Goethe: *Glückliches Ereignis* (MA 12, S. 86).

96 Goethe: *Über das deutsche Theater* (MA 11.2, S. 162 f.).

97 »Aus Italien dem formreichen war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne schien sie zu beleidigen, ich vermißte jede Teilnahme, niemand verstand meine Sprache« (Johann Wolfgang Goethe: *Schicksal der Handschrift*. MA 12, S. 69–72; hier S. 69).

98 Goethe im Gespräch mit Joseph Sebastian Grüner am 19.8.1822. In: *Gespräche*, Bd. 3, S. 410.

99 Goethe: *Glückliches Ereignis* (MA 12, S. 86). Gottfried Willems hat in diesem Zusammenhang die Tendenzen zur Mythisierung hervorgehoben, mit denen die Annäherungsphase beider Dichter immer wieder in den Bahnen von Schillers Geburtstagsbrief (der »Geschäftsgrundlage« der deutschen Klassik) und Goethes *Glücklichem Ereignis* (dem »Protokoll« ihrer Gründungsversammlung) erzählt worden sei (Gottfried Willems: »Dass ich Ideen habe ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe«. Goethes

wenden können, daß es sich bei diesem Schiller-Bild Goethes seinerseits um ein Konstrukt handelt, das den Jüngeren im wesentlichen auf einen überschwenglich-tumultuarischen Verächter der Natur reduziert. Aber diesem Konstrukt kam eine wichtige argumentative Funktion zu, denn die Retrospektive von einem jenseits des klassischen Jahrzehnts liegenden Standpunkt aus ließ die schroffe Abwehrhaltung, mit der Goethe Schiller zunächst von sich ferngehalten hatte, im Namen des später gemeinsam propagierten Kunstideals als gerechtfertigt erscheinen. Sollte Schiller ihm ein gleichwertiger Gesprächspartner sein, so hatte er, wie Goethes Darstellung suggeriert, erst noch einen umfassenden Entwicklungs- und Erziehungsprozeß zu bestehen, der ihn schließlich, wie es in den *Tag- und Jahresheften* für 1797 befriedigt heißt, dazu brachte, »dem Rohen, Übertriebenen, Gigantischen« zu entsagen und sich auf den natürlichen Ausdruck zu beschränken.¹⁰⁰ Daß beide Dichter wegen der, so Goethe, »ungeheueren[n] Kluft«¹⁰¹ zwischen ihren Denkweisen lange Jahre nicht miteinander, sondern lediglich »nebeneinander fort« gelebt hätten,¹⁰² stellt sich auf diese Weise, teleologisch unterlegt, keineswegs als bedauerliches Mißgeschick, sondern als literaturgeschichtliche Notwendigkeit dar.

Aus dieser Perspektive überrascht es kaum, daß das anfängliche beredte Schweigen Goethes im Alter abgelöst wird durch geradezu programmatische Äußerungen,¹⁰³ die mit dem Anspruch auf Deutungshoheit die eigene Position und die des Gegenübers auf den Begriff zu bringen suchen. Das gilt allerdings nicht nur für Goethes retrospektiven Blick im *Glücklichen Ereignis*, sondern bereits für Schillers zeitgenössischen Blick im Geburtstagsbrief, der als Versuch einer (taktisch-taktvollen) Bestimmung differenter Rollenprofile gelesen werden kann. Das Bewußtsein der Verschiedenheit verband sich dabei in den Jahren der Annäherung zunehmend mit dem Bewußtsein des Mangels, das die Ergänzung durch den komplementären »Geistesantipoden«¹⁰⁴ notwendig erscheinen ließ. Beide empfanden offenbar diese »Lücke« und das Glück darüber, im jeweils anderen denjenigen gefunden zu haben, der sie ausfüllen konnte.

Jenaer Begegnung mit Schiller im Juli 1794 und sein aufklärerischer Naturbegriff.
Erlangen, Jena 1994, S. 2 f.).

100 Johann Wolfgang Goethe: *Tag- und Jahreshefte* (MA 14, S. 7-322; hier S. 56).

101 Goethe: *Glückliches Ereignis* (MA 12, S. 88).

102 Ebd., S. 87.

103 Fohrmann spricht in diesem Zusammenhang von einer »ex post vorgenommenen narrativen Inszenierung« (Fohrmann [Anm. 53], S. 573).

104 Goethe: *Glückliches Ereignis* (MA 12, S. 88). Böhler sieht hier die konstruktive Anlage auf eine Komplementär-Opposition hin, was die Verbindung zwischen beiden Dichtern zu einem Forum des Tauschs und zum Ort einer geteilten Autorschaft habe werden lassen (Böhler [Anm. 27], S. 178).

Ökonomie und Verschwendung in der klassischen Lyrik Goethes: »Episteln« und »Amyntas«*

Es sind eher stiefväterlich behandelte Kinder der Phantasie, die Goethe in seinen beiden ausgeführten Episteln vorgelegt hat, Gedichte gleichsam zur linken Hand, die dann, um wichtigerer Aufgaben willen, unfertig aufgegeben wurden. Zwar bilden die beiden Texte das erste für Schillers *Horen* geschriebene Werk, aber es gibt kein Zeugnis, daß Goethe jemals wieder sich ernsthafter mit ihm beschäftigt habe – und die Forschung ist ihm in dieser etwas lieblosen Distanziertheit auch gefolgt.¹ Nach einer vorläufigen Bestandsaufnahme der Entstehungsgeschichte und Publikationsstrategie möchte ich den Text der *Ersten Epistel* zu vermessen versuchen und ihn in einem dritten Teil auf weitere Fragestellungen Goethes hin öffnen.

Entstanden ist die *Erste Epistel* wohl am 26. Oktober 1794, zwei Tage darauf wurde sie an Schiller geschickt. Dessen Programm einer neuen Zeitschrift, der *Horen*, bildet denn auch Anlaß und Hintergrund des Gedichtes. Im Dezember desselben Jahres schrieb Goethe die *Zweite Epistel*, Pläne zur Fortsetzung wurden nicht realisiert. Die Gedichte erschienen im Januar und Februar 1795, in den beiden ersten Heften der Zeitschrift, wobei es noch am Ende der *Zweiten Epistel* heißt »Die Fortsetzung folgt«. Dazu kam es indessen nicht, weitere Fragmente blieben liegen, und es ist nicht bekannt, daß Goethe sich der Gedichte noch einmal gründlicher angenommen hätte. Gegenüber August Wilhelm Schlegel meinte er im April 1800: »Die Episteln, dünkt ich, ließe man liegen, bis sich etwa die Lust findet etwas neues in dieser Art zu machen« (WA IV, 10, S. 50). 1806 ist er sie dann mit Friedrich Wilhelm Riemer noch einmal durchgegangen, bevor sie im ersten Band der *Werke* (A) wieder erscheinen durften. Der dem Druck von 1818 – im ersten Band der zweiten Werkausgabe bei Cotta (B) – vorangestellte Zweizeiler zeugt von einer denkbar lustlosen Behandlung: »Gerne hätt ich fortgeschrieben, / Aber es ist liegen geblieben« (MA 4.1, S. 1112), was für die Ausgabe letzter Hand dann nur noch metrisch geglättet werden mußte: »Aber es ist liegen geblieben« (WA I, 1, S. 295).

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Goethes klassische Lyrik als Dialog mit Schiller – eine Diskussion der »Episteln« und anderer Texte*. – Für förderliche Anstöße danke ich den Diskutierenden in Weimar vom 19. Mai 2005, namentlich Peter-André Alt, Benedikt Jeßing, Helmut Koopmann, Christoph Michel und Rüdiger Singer.

1 Arthur Hellriegel: *Goethes Epistel*. In: *Die Pforte* (1957), S. 321-330; Markus Motsch: *Die poetische Epistel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Literaturkritik des achtzehnten Jahrhunderts*. Bern, Frankfurt a.M. 1974; Reiner Wild: *Goethes klassische Lyrik*. Stuttgart, Weimar 1999, S. 111-119.

Vor allem aber der Ort des Erstdrucks, ausgerechnet am Beginn von Schillers *Horen*-Zeitschrift, kann zum Staunen Anlaß geben: Ein Unternehmen »von ganz entgegengesetzter Art«² zu den aktuellen Zeitumständen sollte die Zeitschrift sein, entfernt vom »Kampf politischer Meinungen und Interessen«, ja, sie verbietet ausdrücklich »alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit«.³ Statt dessen soll es ja dort um »ein allgemeines und höheres Interesse an dem« gehen, »was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist«.⁴ Goethe hat es aber dem Leser der *Horen*, das kann man schon sagen, nicht ganz einfach gemacht, sich durch die *Episteln* auf das von Schiller geforderte »Ideal veredelter Menschheit«⁵ einstellen zu lassen.

Mit der Form der Epistel und des Hexameters bekundet Goethe einmal mehr seine Affinität zur antiken Form, die er schon mit den Elegien und Epigrammen als Vorbild gewählt hatte. Allerdings ist die Annäherung an die Epistel nicht bloß als klassizistisches Bekenntnis lesbar, sondern sie steht zugleich im Zeichen eines programmatischen Anspruchs. Indem Goethe die Form in ihrem antiken Charakter als öffentliche Diskussion ästhetisch-literarischer Überlegungen aufgreift, setzt er sich in Parallele zu keinem geringeren als Horaz, der mit seiner Epistel *Ad Pisonem* die bis ins 18. Jahrhundert neben Aristoteles maßgebliche Poetik geliefert hatte. Das Formzitat Goethes ist daher zugleich Anmeldung eines strategischen Wettstreits, denn auch der moderne Klassiker von 1794 stellt in seinem Gedicht poetologische Positionen auf – wenngleich zunächst vieles dafür zu sprechen scheint, daß Goethe seine Poetik als ironisch-spielerischen Beitrag verstanden habe. Immerhin eröffneten die beiden Episteln die ersten Nummern der *Horen* und konnten somit, als Adressen an den Herausgeber, eine gleichsam programmatische Position für sich reklamieren. Daß die metrische Beherrschung der Form noch verbesserungsfähig schien, zeigen Goethes Kooperationen mit Schlegel und Riemer. Auch in diesem Punkt zeigt sich eine eher distanzierte Sympathie für die eigenen Texte. Bereits der Beginn markiert gegenüber dem idealistischen Pathos Schillers eine deutlich saloppere, fast kolloquiale Stillage, die den hohen Anspruch poetologischer Programmatik auf die dürftigeren Verhältnisse des eigenen Tages herunterfährt:

Jetzt da jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
 Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
 Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfpfen,
 Soll auch ich, du willst es mein Freund, dir über das Schreiben
 Schreibend, die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
 Daß auch andre wieder darüber meinen und immer
 So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
 (FA I, 1, S. 479)

2 Friedrich Schiller: *Ankündigung der Horen* (SNA 22, S. 106).

3 Ebd.

4 Ebd.

5 Ebd.

Schon mit den ersten Worten räumt Goethe die Distanz gegenüber jener durch die Form suggerierten Antikisierung ein, denn sein Hexametergedicht, das später sogar explizit auf Homer zu sprechen kommt, ist nicht Teil einer mündlichen, sondern einer schriftlichen, einer Lesekultur. Und sie wird nicht im Sinne einer Anerkennung eingeführt, sondern mit deutlichem Vorbehalt. Das lyrische Ich, skeptisch gegenüber der Bücherflut seiner Gegenwart, ergreift das Wort nicht aus eigenem Willen, sondern deklariert seinen Text fast überdeutlich als Auftragswerk: Die Verantwortung wird auf den Freund (V. 5) abgewälzt, hinter dem Schiller zu vermuten – der hier nur poetisch so angesprochen werden kann – naheliegt. Der programmatische Anspruch tritt daher nicht im Ton selbstbewußter Verkündigung auf, sondern als eher beiläufige Meinung in einem Disput, der in Gang gekommen ist. Was hier vorgetragen wird, ist keinesfalls abschließend gemeint, sondern in der sicheren Erwartung, daß wieder andere darüber weiterschreiben werden: »So ins Unendliche fort« (V. 7). Die Ruhelosigkeit des vielen Lesens und Schreibens, mit ihren schon zeittypischen Unarten des ungeduldigen Durchblätterns, die kritische Bestandsaufnahme eines sich selber vermehrenden, aber wenig substantiellen Literaturbetriebs – sollte sie nicht als Eröffnung zu Schillers ehrgeizigem Projekt denkbar ungeeignet sein? Müßte man nicht erwarten, daß Schiller auf einer doch bitte ernsthafteren Art der Einleitung bestanden hätte, so wie Goethe sie ja durchaus zu liefern in der Lage war, wenn man an die vielschichtige Einleitung zu den *Propyläen* denkt?

Am deutlichsten hat sich Reiner Wild 1999 in seinem Buch *Goethes klassische Lyrik* für eine solche Lesart stark gemacht: »Goethe stimmt das Pathos der Programmatik Schillers herab; ihrem Ernst wird eine heitere Skepsis entgegengesetzt« (S. 112 f.). Diesem Befund, denke ich, sollte man zustimmen, allerdings nicht ohne zugleich die Frage zu stellen, wie Schiller selbst auf diese – doch recht offensichtliche – Tonlage reagiert haben dürfte; und dies nicht, um eine altbackene Autorenforschung anzukurbeln, sondern als Anstoß zu der Überlegung, ob nicht Schillers Akzeptanz dieses Goetheschen Understatements Zeichen dessen sein könnte, daß die vorgeschlagene Lesart vom heruntergefahrenen Pathos vielleicht nicht die einzige, jedenfalls nicht selbstverständlich ist. Möglicherweise reicht die Toleranz des im Gedicht angesprochenen Freundes und Herausgebers als Erklärung nicht aus, warum er es akzeptieren konnte, durch einen solchen Text, der ja vielfach bis zum Widerruf der *Horen*-Idee zu gehen scheint, sein Lieblingskind einleiten zu lassen?

In diesem Zusammenhang spielt eine Briefäußerung Goethes eine Rolle, geschrieben am 1. Oktober 1794, also wohl einige Zeit vor der Abfassung der ersten Epistel: »Für die *Horen*«, schreibt Goethe an Schiller, »habe fortgefahren zu denken und angefangen zu arbeiten, besonders sinne ich auf Vehikel und Masken wodurch und unter welchen wir dem Publico manches zuschieben können« (FA II, 4, S. 32). Ich möchte dafür plädieren, diesen Satz für die Einschätzung der Entpathetisierung von Schillers Programm in Goethes Epistel sehr ernsthaft zu prüfen. Denn er deutet in eine Richtung, die Goethes Strategie und Schillers Toleranz als Teil einer Maskierung, eines taktischen Manövers lesbar werden läßt. Um es wenigstens ein Stück weit demaskieren zu können, müssen wir uns wohl den Text des Gedichtes nun weiterhin gründlich vornehmen: Auf die schon besprochene unterkühlte Eingangspassage folgt ein klassizistisches Bild, das mit seinen »hun-

dert Gesellen« doch seinerseits die Beliebtheit dieses Literaturmarktes unterstreicht:

Doch so fährt der Fischer dem hohen Meer zu, so bald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint, er treibt sein Gewerbe
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Mit der folgenden Partie kehrt das lyrische Ich indes zur saloppen Formulierung zurück, indem dem Freund der gutgemeinte Wunsch unterstellt wird, »das Wohl des Menschengeschlechtes« zu fördern. Dem steht die, man kann kaum anders sagen, triviale Position der Skepsis gegenüber, die all das in ironische Abrede und sich schlichtweg auf den Standpunkt unbekümmerter, sorgloser Heiterkeit stellt.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unsrer Deutschen besonders und noch besondrer des nächsten
Bürgers und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher, wir haben
Leider oft sie gesehn. Was sollte man oder was könnten
Biedere Männer vereinigt, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, es bringen liebliche Lüfte
Über die wallende Flut mir duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Der »leichte Griffel«, mit dem hier geschrieben wird, widerstreitet dem programmatischen Anspruch ebenso wie der Intention der Zeitschrift, er gesteht sich selbst die eigene Beliebtheit und Vergänglichkeit ein, und dies noch in ausdrücklichem Widerruf der Horazischen Position, die er zwar nicht in den *Epistulae*, aber in den Oden formuliert, wonach das dichterische Monument dauerhafter als Erz wäre. Spätestens hier, wo die Anlehnung an die Horazische Form in Widerspruch gegen sein Diktum gipfelt, müsste die Richtung der Textanalyse umkehren: Das lyrische Ich wie der Freund sind selbst fiktive Rollen im zeitgenössischen Literaturbetrieb, sie sind keineswegs mit Goethe und Schiller unmittelbar zu verknüpfen. Goethe nimmt die Maske des seichten Programmatikers an und spielt eine entsprechende Rolle vor.

So folgt der Text nicht der schlichten Logik eines Bekenntnisses, sondern er gibt sich als komplexes Rollenspiel zu verstehen.

Was mein leichter Griffel entwirft ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer prägt sich nicht der Eindruck der Lettern
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen; denn freilich an viele
Spricht die gedruckte Kolumne, doch bald, wie jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber, hinüber wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt das der andere sagte.

Mit den Büchern ist es nicht anders; es liest nur ein jeder
 Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
 In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.
 Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
 Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
 Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
 Oder wär er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Hier wird eine Poetik der Beliebigkeit ausgestellt, die dem erzieherischen Anspruch der *Horen* ins Gesicht schlägt. Wort, Rede und Buch sollen nur unterschiedliche Aspekte einer Bedeutungslosigkeit sein, die ohne jeden öffentlichen oder auch persönlichen Einfluß blieben. Der Text provoziert geradezu die Frage, wie man überhaupt noch eine neue Zeitschrift gründen kann, wenn doch jeder nur sich selbst aus dem Buch herausliest. Hier wird eine fast nihilistisch-skeptische Poetik der Selbstbefangenheit und Blindheit formuliert, die jeden Glauben an Veränderung unterläuft. Das dichterische Wort sägt den Ast ab, auf dem es selber sitzt, denn seine Funktion würde sich auf die bloße Affirmation, auf die Bestärkung reduzieren.

Konsequent wendet sich dieses ›Schreiben über das Schreiben‹ (vgl. V. 4 f.) daher einer zynischen Pragmatik zu, indem nur noch das Schmeicheln als adäquate Perspektive übrigbleibt: Wo ohnehin keine Veränderung mehr möglich scheint, sondern Wort und Buch nur als Bestärkung des schon Gegebenen fungieren, zeichnet sich die Schmeichelei als die beste Option ab – ein im Blick auf das *Horen*-Programm seltsames Plädoyer. Die Schillersche Ästhetik des Widerstands, auch die Goethesche Symbolvorstellung mit ihren poetologischen Implikationen – sie sind hier nicht mehr unterzubringen. Es ist der zynische Rat eines von jedem Idealismus geheilten Skeptikers, der an nichts anderes als den gesellschaftlichen, d.h. aber auch an den öffentlichen, politischen und ökonomischen Erfolg denkt.

Soll ich sagen wie ich es denke? so scheint mir es bildet
 Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
 Denn zwar hören wir gerne was unsre Meinung bestätigt,
 Aber das Hören macht nicht meinen, denn was uns zuwider
 Wäre glaubten wir wohl dem künstlichen Redner, doch eilet
 Unser befreites Gemüt gewohnte Bahnen zu suchen.
 Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußst du
 Schmeicheln, sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen
 Magst du Geschichten erzählen worin als wirklich erscheint
 Was sie wünschen und was sie selber zu leben begehren.

Hier wird gegenüber der Naivität des Wortes die Realinstanz des »Lebens« aufgebaut, vor der angeblich jeder Glaube einer ästhetischen Erziehung zunichte wird. Goethe würde hier Schillers Pathos nicht nur skeptisch-ironisch herabstimmen, sondern geradezu zersetzen – wenn man dieses lyrische Ich so schlichtweg mit dem Autor identifizieren dürfte wie man es in der Festlegung des angesprochenen Freundes auf Schiller geglaubt hatte tun zu können. Die Rolle des Dichters wird hier auf die des Sykophanten reduziert, und selbst wenn man Goethes vergleichsweise »realistischen Tic« (an Schiller, 9.7.1796; FA II, 4, S. 208) gegen dessen

hochfliegenden Idealismus anführen möchte, auch wenn die Entwicklung des *Wilhelm Meister*-Romans nicht mit der Idee der »ästhetischen Erziehung« verrechenbar ist: Für so depraviert wird man Goethes Poetik nicht halten können, daß sie sich in der schieren Bestätigung der »gewohnten Bahn« erschöpfen würde. Hier ist eine zynische Maske am Werk, die als Warnung vor harmloser Lektüre verstanden werden kann. Denn kein anderer als Homer, der zwischen Goethe und Schiller als Autorität anerkannt war, soll nun in dieses Raster eingebaut werden – als ein Beispiel solcher poetischer Berechnung, die die *Ilias* den Fürsten, die *Odyssee* den Bürgern auf dem Markt mundgerecht gemacht haben soll. Scheint es nicht fast, als ob Homer hier zum Kronzeugen einer marktwirtschaftlichen Kalkulation berufen werden soll? Homer als raffinierte Schablone eitler Selbstbespiegelung?

Wäre Homer von allen gehört, von allen gelesen
 Schmeichelt er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer
 Wer er sei und klinget nicht immer im hohen Palaste,
 In des Königes Zelt, die *Ilias* herrlich dem Helden?
 Hört nicht aber dagegen Ulysses wandernde Klugheit
 Auf dem Markte sich besser, wo sich der Bürger versammelt?
 Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
 Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Diese Passage steht im Zentrum des Gedichtes; so kann sie als Höhepunkt jener – wie ich meine – inszenierten Zumutung gelten, in dem der höchste Anfang der abendländischen Literatur als Inbegriff schnöder ökonomischer Berechnung vermittelt werden soll. Gleichwohl enthält dieser Abschnitt genau jenes Moment, das, nach Goethes Selbstzeugnis vom 1. Oktober 1794, für seine Beteiligung an den *Horen* wichtig werden sollte: »Vehikel und Masken wodurch und unter welchen wir dem Publico manches zuschieben können«. Dieses Vehikel, diese Maske wird im Homer-Vergleich aufgegriffen: Odysseus wird hier als Zeuge einer listigen Verstellung, einer Maske aufgerufen, die es angeblich erlaubt, daß »der Bettler sogar« sich »in seinen Lumpen veredelt« vorkommt.

Von solchen Maskierungen lebt aber dieser Text: Er hängt sich die Maske des Zynikers um, indem er die ökonomisch-utilitaristische Propaganda gleichsam unter der Hand revidiert. Auch Odysseus hat sich als Bettler erniedrigt, um sich gegenüber der Lüge und Intrige der Freier der Penelope behaupten zu können. Und das lyrische Ich ist bislang unter der Maske des Zynikers aufgetreten, um nun erst, in der zweiten Gedichthälfte, *ex negativo* seine eigentliche Poetik vortragen zu können. Denn daß es sich, im Gefolge des Odysseus, um eine maskierte, verstellte Poetik handelt, wird deutlich, sobald die nun folgende Geschichte als diejenige eines »zerlumpten Rhapsoden« (V. 59) ausgegeben wird, in Analogie zur Verbergung des Odysseus.

Daß dieser Rhapsode in Venedig – »Jener neptunischen Stadt, die den geflügelten Löwen / Göttlich verehrt« (V. 57 f.) – sein Märchen erzählt und daß er berichtet, »Einst [...] ward ich verschlagen ans Ufer der Insel« (V. 60): beides macht ihn zu einer Odysseusgestalt, als den Wanderer der Meere. Venedig wird dabei kaum zufällig gewählt – ist es doch als kulturgeschichtlich traditioneller Schauplatz einer Vermittlung von Orient und Okzident geläufig: Die venezianische Architektur be-

zeugt diese Vermittlung ebenso wie die das östliche Mittelmeer beherrschenden Kontakte. Daran hat auch die Literatur teilgenommen – Carlo Gozzis Märchenstücke stehen in dieser west-östlichen Tradition. Und schließlich hat Goethe 1786 in Venedig jene Mündlichkeit selbst erfahren – mit den Gesängen aus Tassos Epos, von den Schiffen auf dem Meer gesungen –, die ihm stets auch für sein Verständnis des Märchens wichtig blieb. Überdies ist die Ambivalenz der »Biberrepublik« Venedig (FA I, 15, S. 69), zwischen Land und Meer, für Goethe nicht nur zeitgeschichtlich symptomatisch (im Licht der Französischen Revolution), sondern auch als Zwischenstadium, das mit der Zweideutigkeit des Märchens zwischen »Dichtung« und »Wahrheit« korrespondiert.⁶

Es ist also eine odysseus-ähnliche List, die das lyrische Ich im zweiten Teil der Epistel einschlägt: War in der ersten Hälfte die Maske des Sykophanten und Marktwirtschaftlers aufgesetzt, so nun im folgenden die des Märchenerzählers und Utopisten. Diese Partie schließt mit einem »Also hört ich einmal« an die Homer-Odysseus-Passage an.

Also hört ich einmal, am wohlgeplasterten Ufer
 Jener neptunischen Stadt, die den geflügelten Löwen
 Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
 Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
 Einst, so sprach er, ward ich verschlagen ans Ufer der Insel
 Die Utopien heißt, ich weiß nicht ob sie ein andrer
 Dieser Gesellschaft jemals betreten, sie lieget im Meere
 Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen,
 In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
 Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
 So verstrich ein Monat geschwind, ich hatte des Kummers
 Und der Not vollkommen vergessen; da fing sich im Stillen
 Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
 Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Säckel.
 Weniger bat ich den Wirt mir zu reichen, er brachte nur immer
 Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
 Essen und sorgen und sagte zuletzt: ich bitte die Zeche
 Billig zu machen, Herr Wirt! Er aber, mit finsterem Auge,
 Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
 Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
 Traf den Kopf und hätte beinahe mich zu Tode geschlagen.
 Eilend lief ich davon, und suchte den Richter, man holte
 Gleich den Wirt, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

Also muß es allen ergehn, die das heilige Gastrecht
 Unser Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
 Zeche verlangen vom Manne der sie doch höflich bewirtet.

6 Vgl. dazu grundlegend Angelika Corbineau-Hoffmann: *Paradoxie der Fiktion. Literarische Venedig-Bilder 1797-1984*. Berlin, New York 1993.

Sollt ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause!
 Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
 Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: vergesset die Schläge,
 Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
 Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel
 Müßt ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
 Ach! versetzt ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
 Gerne zur Arbeit gefügt, so hab ich auch keine Talente
 Die den Menschen bequemer ernähren, man hat mich, im Spotte,
 Nur *Hans ohne Sorge* genannt und von Hause vertrieben.

O so sei uns begrüßt! versetzte der Richter, du sollst dich
 Oben setzen zu Tische wenn sich die Gemeinde versammelt,
 Sollst im Rate den Platz den du verdienst erhalten.
 Aber hüte dich wohl daß nicht ein schändlicher Rückfall
 Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
 Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
 Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
 Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
 Über dem schwellenden Bauche, zu hören lustige Lieder
 Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
 Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
 Aller Hörer geworden, und alle wünschten, des Tages,
 Solche Wirte zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

Zunächst sind einige Grundmuster an dieser Erzählung sicherzustellen:

1. Als Insel mit dem Namen »Utopien« (V. 61) proklamiert diese Passage eine Gegenwendung zum ersten Teil der Epistel. War dort von einer quasi-realistischen, skeptischen Zustandsbeschreibung der Gegenwart die Rede, so kann nun eine in die fiktive Vergangenheit projizierte Zukunftsvision, eine Utopie, geboten werden.
2. Trotz dieser zeitlichen Entgegensetzung kommen beide Hälften des Textes dadurch überein, daß sie gleichermaßen programmatischen, wie zu zeigen sein wird: poetologischen Anspruch erheben können.
3. Dafür ist die suggerierte Textsorte des Märchens (V. 58) von Gewicht, denn im Märchen hat Goethe eine geradezu urpoetische Elementarkraft gesehen, weshalb er im 2. Buch von *Dichtung und Wahrheit* etwa die Beglaubigung dichterischen Talentes mit dem Paris-Märchen demonstriert.⁷
4. Es wird zu verfolgen sein, inwiefern die Märchenpassage als Utopie eine der ersten Gedichthälfte entgegengesetzte anti-utilitaristische Vorstellung bezeugen kann.

7 Vgl. Mathias Mayer, Jens Tismar: *Kunstmärchen*. Stuttgart, Weimar 42003, S. 48-52.

Nimmt man sich den Text im einzelnen vor, dann wird deutlich, daß seine Lokalisierung »Links von Herkules Säulen« (V. 63) auf seine außerwirkliche, im antiken Kontext utopische Pseudo-Realität verweist. Was hier passiert, gibt es nicht: Das Genre der Utopie, der »Lügendgeschichte« (so Karl Eibl; FA I, 1, S. 1155) wird markiert. Die opulente Umgebung, in der das lyrische Ich aufgenommen wird, verdrängt auf Dauer genau jene Momente nicht, die in der ersten Gedichthälfte so ostentativ das Schillersche Niveau zu unterbieten versucht hatten: War dort von Heiterkeit und Sorglosigkeit die Rede (V. 20 f.), so drängen sich nun doch Kummer (V. 66), Not (V. 67), Sorge (V. 68) und Angst (V. 71) an die Oberfläche. Sie sind nicht nur psychologisch plausibel, sondern werden auch ökonomisch begründet: Wer viel konsumiert, muß dafür auch entsprechend bezahlen. Genau diese ökonomische Logik aber widerstreitet den Gesetzen der utopischen Insel, weshalb der Rhapsode sie auch nicht durchschauen kann. Hier verhält er sich nicht viel anders als das lyrische Ich der ersten Gedichthälfte. Die Eigenheit: »Weniger bat ich den Wirt mir zu reichen, er brachte nur immer / Desto mehr« (V. 70 f.) bleibt ihm ein Rätsel, und als er auf dem ökonomischen Prinzip beharrt, »die Zeche / Billig zu machen« (V. 72 f.), wird er vom Wirt gar geschlagen. Der Richter, als oberste Instanz, klärt ihn auf, daß das Gastrecht der Insel solche Bezahlung als »unanständig und gottlos« verdamme, daß Arbeit mit Grabscheit oder Ruder verpönt sei. Erst indem sich der Rhapsode als arbeitsscheuer »Hans ohne Sorge« identifiziert, wird er in die Gemeinschaft der Bürger Utopiens aufgenommen. Die Verpflichtung, auf die er abschließend festgelegt wird und die den Zuhörern des Rhapsoden die Stirnen heiter werden läßt, legt es nahe, hier mit Reiner Wild von einem »fast epikuräischen« Utopien der Poesie zu sprechen.⁸

Indessen spielt dabei die narrative Vermittlung der Episode eine wichtige Rolle. Von Vers 1 bis 59 spricht ein lyrisches Rollen-Ich, das sich als zeitgenössischer Zyniker beschreiben ließ. Mit Vers 60 delegiert er seine Rede an den »zerlumpten Rhapsoden«, der seine Erlebnisse auf der Insel schildert. Auf dem Gipfel dieses Berichts überläßt er das Wort dem Richter, ab Vers 79 und (nur kurz vom Rhapsoden unterbrochen in Vers 89-92) bis zu Vers 103. Die drei Schlußverse führen in die Umgebung des erzählenden Rhapsoden zurück: Seine Hörer wünschen sich die Realisierung der utopischen Gesetzmäßigkeit, »alle wünschten«, »Solche Wirte zu finden, ja solche Schläge zu dulden«.

Was leistet dieser Schluß für die Gesamtpoetik des Textes? Zum einen unterstreicht er die Sympathie für das utopische Prinzip: Die venezianischen Hörer lassen sich durch den Vortrag des Rhapsoden gewinnen. Dies könnte durchaus als Probe für die vom lyrischen Ich des Gedichtbeginns behauptete Hermeneutik verstanden werden: Ging es doch, seiner These nach, darum, daß jeder »Nur sich selbst im Worte vernimmt [...] das der andere sagte« (V. 30), daß jeder nur *sich* aus dem Buch heraus oder *sich* in das Buch hineinlese (vgl. V. 31/33), sich »das Fremde« gleichsam imperialistisch »amalgamiert« (V. 33). Bestätigt sich diese skeptische Lese-Regel auch an der Rezeption des Rhapsodenberichtes? Angesichts

8 Wild (Anm. 1), S. 112.

des deutlich markierten utopischen Charakters seiner Erzählung kann man dem zuhörenden Volk (V. 59) nicht unterstellen, es habe die Sache für bare Münze genommen. Vielmehr geht aus der Reaktion der erheiterten Hörer hervor, daß sie sehr wohl in der Lage waren, diesen utopischen Charakter wahrzunehmen; im Bewußtsein der Unmöglichkeit wünschen sie sich seine reale Einlösung. Mithin haben diese Hörer gerade nicht *sich*, sondern eben das Fremde wahrgenommen, und es auch nicht *sich* selbst gewaltsam amalgamiert, sondern sich *ihm* gleichsam unterworfen. Die Lese-These des lyrischen Ich bewährt sich somit an dieser utopisch-märchenhaften Geschichte nicht – die Utopie einer Hermeneutik des Fremden scheint auf. Und eben darin scheint die untergründig ironische Rückkehr zu einer Schiller entsprechenden – wenn auch nicht deckungsgleichen – Poetik möglich.

Die zynische, ökonomisch-utilitaristische Position der ersten Gedichthälfte scheitert dort, wo mit rhapsodisch-unmittelbarem, märchenhaft-utopischem Erzählen die eigentliche, nicht-kommerzialisierte Zone der Poesie dominiert. Dichtung, so könnte man die vielschichtige Poetik der ersten Epistel charakterisieren, kann nur lebendig und authentisch sein, wo sie sich nicht in die schieren Marktgesetze des Alltags verstricken läßt, um bis ins Unendliche Meinungen zu verkünden; erst indem sie sich auf gegenökonomische Gegenwelten einläßt, d. h. sich zu ihrer von der Realität abweichenden Alterität bekennt, gewinnt sie ihre Überzeugungskraft, die sich dann auch gegen ökonomische Verzweckung durchsetzen kann. Insofern ist gerade die mit der Utopie angestellte Leseprobe Teil einer listigen Strategie, wie die Poetik nicht unmittelbar oder normativ, sondern narrativ vermittelt und somit poetisch an die Leser der *Horen* gebracht werden kann. Mit der Vieldeutigkeit der Gattung Märchen entscheidet sich Goethe für ein offenes Verfahren symbolischer Verschlüsselung, das sich als eine implizite Absage an Schillers allegorisch ausgerichtetes Modell lesen ließe.

Goethe hat das listige Widerspiel zwischen zynischem Utilitarismus und verschleierter Poetik in der Fortsetzung der *Episteln* nicht weiter verfolgt. In der *Zweiten Epistel* bietet er eine – weder ironische noch erträgliche – Art von Gebrauchsanweisung, wie mit der Lektüre der Töchter zu verfahren sei. Während sie auf die Tätigkeiten des Hauses und allenfalls die Lektüre eines Kochbuchs abgelenkt werden sollen – »Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch, / Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben« –, geht es in der fragmentarischen *Dritten Epistel* um die Erziehung der Söhne. Dabei steht die Vorbereitung auf das Leben durch die Tat, allenfalls noch die Taten der Geschichte, im Mittelpunkt; die Macht der Zeitung wird sarkastisch gewürdigt, für die Söhne aber ausdrücklich »die trockenste Sprache« (FA I, 1, S. 486) empfohlen, also gerade nicht die poetische, märchenhaft-utopische Phantasie.

Gerade daß Goethe also in den Ansätzen der *Zweiten* und der dann schon nicht mehr ausgeführten *Dritten Epistel* die Maske des Zynikers nicht mehr abgenommen hat, wie es immerhin die große Utopie der *Ersten Epistel* vorgeführt hatte, ist für den Abbruch des Experimentes, für die bald nachlassende Lust an diesen Texten verantwortlich. Die heimliche Dialektik der *Ersten Epistel* wird nicht in deren Fortsetzungen aufgenommen, sondern in anderen Projekten der 90er Jahre, bei denen der Dialog mit Schiller sich wiederum sehr viel substantieller ausgestalten

ließ. Hier ist vor allem natürlich an den *Wilhelm Meister* zu denken, in dem gerade das Verhältnis von Ökonomie und Phantasie höchst komplex entfaltet wird; zu denken ist hier nicht nur an die Familienkonstellation des Protagonisten, zwischen großväterlicher Kunstsammlung und dem Theatergeschenk der mütterlichen Linie einerseits, dem bürgerlichen Denken des Vaters andererseits. Vielmehr wird die Spannung zwischen Ökonomie und Phantasie auf die soziale Problematik von Adel und Bürgertum abgebildet, schließlich am Theater selbst und seinen ökonomischen Zwängen erprobt. – Entstehungsgeschichtlich könnte man fast sagen, daß die intensive Auseinandersetzung über den entstehenden Roman das Vorspiel der *Epistel* in sich aufgehoben hat: um die Jahreswende 1794/95 endet das eine und beginnt das andere.

Daß aber auch im lyrischen Bereich die mit der *Ersten Epistel* angestoßene Problematik keineswegs erledigt war, soll abschließend ein Blick auf die *Amyntas*-Elegie zeigen, die Schiller mit einer ganz anderen Wärme aufgenommen hat als die Episteln. Am 28. November 1797 schreibt er aus Jena an Goethe:

Mit ihrer Elegie haben Sie uns wieder große Freude gemacht. Sie gehört so recht zu der rein poetischen Gattung, da sie durch ein so simples Mittel, durch einen spielenden Gebrauch des Gegenstandes das tiefste aufregt und das höchste bedeutet.⁹

Ein solches Urteil war freilich über keine der Episteln möglich.

Amyntas ist nicht nur eine erst in letzter Zeit gewürdigte Perle unter den Goetheschen Elegien.

Sehr lange blieb der *Amyntas* im Schatten biographischer Fixierungen. Das kräfteverschleißende Sich-Umgarnen zweier Bäume ließ sich allzu willig auf das Verhältnis zum ›Erotikon‹, auf Goethes wilde Ehe mit Christiane beziehen. Karl Viëtor¹⁰ erkennt eine Antwort Goethes auf die Einwände der Freunde gegen seine Liebesbeziehung, Kurt Robert Eissler liest das Gedicht als Überwindung einer Kastrationsangst.¹¹ Eine zweite biographische Lesart stellt das Gedicht in den Kontext der Beziehung zu Schiller, so schon Friedrich Gundolf, der darin die »Rechtfertigung eines selbstgefühlten und selbstverschuldeten Jochs« wahrnimmt.¹² Noch Katharina Mommsen verlängert und intensiviert diese Linie in einer Studie *Goethes Begegnung mit Schiller* von 1980.¹³ – Mit der motivgeschichtlichen und symboltheoretischen Untersuchung von Alexander Košenina wird die Ausein-

⁹ SNA 29, S. 161.

¹⁰ Karl Viëtor: *Goethe. Dichtung, Wissenschaft, Weltbild*. Bern 1949, S. 107.

¹¹ Kurt R. Eissler: *Goethe: eine psychoanalytische Studie 1775-1786*. Bd. 2. Basel, Frankfurt a.M. Nachdruck München 1987, S. 1431-1435.

¹² Friedrich Gundolf: *Goethe*. Berlin ⁶1918, S. 425.

¹³ Katharina Mommsen: *Goethes Begegnung mit Schiller in neuer Sicht. Zu Goethes Gedichten »Alexis und Dora«, »Amyntas«, »Eine hält mich nicht zurück« und Schillers »Klage der Ceres«, »Die Begegnung«*. In: *London German Studies* 1 (1980), S. 116-139.

andersetzung mit *Amyntas* auf eine neue Grundlage gestellt.¹⁴ Die gründlichste Interpretation hat Robert Stockhammer vorgelegt, der vor dem Hintergrund der Diskussion um Symbol und Allegorie die Bild-, vor allem aber die Sprachmächtigkeit der Elegie herausstellt und sie bis auf die Ebene der Poetik und der Ökonomie hin analysiert.¹⁵

Das Gedicht ist auch ein Experiment in der Gattung der Trilogie, die innerhalb der Goetheschen Lyrik eine gewichtige Rolle spielt – nicht zuletzt als Tragödienvermeidung. Das eigentliche Problem, die Krisis, wird in die Mitte gestellt und durch gleichsam flankierende Maßnahmen nicht nur begrenzt, sondern auch eingeordnet, ja überhaupt in eine Ordnung gebracht, die eine nicht-tragische Auflösung, eine Katharsis, ermöglicht, wenn auch nicht unbedingt schon realisiert – so auch hier: Von einer bedrohlichen Krankheit ist die Rede, von einer ernsthaften, schließlich gar lebensbedrohenden Gefahr. Es handelt sich um eine Auseinandersetzung zwischen dem liebeskranken *Amyntas* und seinem Freund *Nikias*, der in der Rolle des zwar vernünftigen, aber strengen, unerbittlichen Arztes angesprochen wird und den Rat zur Trennung von der Geliebten gegeben hat. Um die Rechtmäßigkeit und Vernünftigkeit dieses Rates weiß auch *Amyntas*: »Krank! ich bin es fürwahr; aber dein Mittel ist hart« (V. 2). In der Argumentation kann *Amyntas* die ärztliche Weisung keineswegs widerlegen, ja er muß sie sich durchaus, wider eigenen Willen, fast zu eigen machen:

Widerlegen kann ich dich nicht, ich sage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verschweigest, mir auch.
(FA I, 1, S. 632, V. 5 f.).

Und dennoch ist die Rede des *Amyntas* ein einziger Einspruch gegen die medizinische Ratio, mithin ein Plädoyer für die Unvernünftigkeit des Triebes, der hier als Naturgewalt vorgestellt wird. So wenig sich das vom Felsen stürzende Wasser aufhalten läßt, so ohnmächtig gerade der Gesang ist – »und die Welle des Bachs halten Gesänge nicht auf« (V. 8) –, so unaufhaltsam der Sturm ist, so unbesiegbar ist *Amyntas* »Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt« (V. 12): Seine Liebe ist demnach nicht heilbar und zugleich heillos. Was er zu ihrer Rechtfertigung zu sagen vermag, ist indessen keine argumentative Logik, sondern eine gegenständliche, bildhafte Symbolik: Er erzählt eine Art Parallelgeschichte, ganz im Sinne der *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, indem eine auf die andere *hindeutet*, aber keine logische, sondern eine poetische Wahrheit vermittelt. Schon in dieser produktiven Umlenkung von der Ebene rationaler Diskursivität auf diejenige narrativer Evidenz liegt eine von der medizinischen Vernunft nicht einzuholende Strategie, die auch für die Legitimation des erzählten Inhalts entscheidend ist.

14 Alexander Košenina: *Lust und Leid durch tausend Ranken der Liebe. Goethes »Amyntas« und ein literarisch-emblematisches Zitat*. In: Jb. der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989), S. 240–260.

15 Robert Stockhammer: *Spiraltendenzen der Sprache. Goethes »Amyntas« und seine Theorie des Symbols*. In: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft 25 (1993), S. 182–154; bes. S. 147 ff.

Um was geht es in der Geschichte, die Amyntas erzählt? Sie umfaßt mit den Versen 15-42 die Mittelpartie der Elegie. Amyntas selbst hat sich hier als Arzt zu beweisen versucht, nicht wie Nikias als »Arzt des Leib's und der Seele« (V. 1), sondern der Natur, als ordnender Gärtner, der einem wenig Früchte tragenden Baum wieder zu mehr Fruchtbarkeit verhelfen wollte. Schon im Begriff, mit scharfem Messer – analog zu Nikias' hartem Wort – den Baum von ihn umschlingendem Efeu zu befreien, öffnet sich die von Amyntas beigebrachte Parallelgeschichte in eine weitere Dimension, denn nun spricht der Baum selbst zu ihm, Amyntas, dem vermeintlichen Arzt, der mit gutem Wissen und Gewissen doch das Unrechte zu tun vorhat. Denn der fruchtlos, somit krank gewordene Baum beklagt sich nicht über seine Krankheit, über die Umschlingung durch den Efeu: Vielmehr fordert er den Gärtner auf, ihm diesen ebenso lebensbedrohlichen wie lebensnotwendigen Partner nicht wegzunehmen. Goethe bietet in diesen grandiosen Versen aber nicht weniger als eine Apologie tödlicher Liebe, die dem Geliebten quasi-vampyrisch – hier läßt *Die Braut von Corinth* grüßen – das Blut aussaugt. Diese lange gewachsene Liebe ist freilich heillos, sie nimmt dem Baum die Luft zum Atmen, und das notwendige Wasser erreicht ihn nicht mehr:

Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
 Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite sich schlingt?
 Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
 Fasern, senket sie, fest, mir in das Leben sich ein.
 Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte genießt sie,
 Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
 Nur vergebens nähr ich mich noch, die gewaltige Wurzel
 Sendet lebendigen Saft, ach! nur zur Hälfte hinauf.
 Denn der gefährliche Gast, der Geliebte, maßet behende,
 Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
 Nichts gelangt zur Krone hinauf, die äußersten Wipfel
 Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
 Ja, die Verräterin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
 Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
 Sie nur fühl ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
 Freue des tötenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
 (FA I, 1, S. 632 f., V. 27-42)

Die Liebe zwischen Baum und Efeu ist keineswegs harmlos, sie ist ebenso vernunftlos wie – vom Standpunkt des Gärtners – fruchtlos, ja sie ist für den Liebenden nicht frei von Schmeichelei und Verrat, von Gefahr und schließlich von tödlicher Umarmung, deren er sich aber alleine noch freuen kann. In einer klassizistischen Vorwegnahme, könnte man sagen, in Verbindung mit den Gedichten Vergils und Theokrits, gestaltet hier Goethe eine quasi-mystische *Selige Sehnsucht*, die nicht »trüber Gast« bleibt, sondern das Verbrennen, Verschwinden und Verschwinden in der Liebesflamme in Kauf nimmt. Daß der Knabe Lenker in der Mummenschanz des *Faust II* sich mit dem Wort vorstellt »Bin die Verschwendung, bin die Poesie« (V. 5573; FA I, 7.1, S. 234), hat bereits sein Vorspiel in Goethes klassischer Lyrik, deren *Musensohn* sein »Liedchen wegzupfeifen« unter-

nimmt (FA I, 1, S. 644): Auch *Die Braut von Corinth* und die dem Totengedächtnis abgerungene große Elegie *Euphrosyne* gehören in diesen Zusammenhang.¹⁶

Denn letztlich ist dieses Männergespräch zwischen Amyntas und Nikias nicht nur ein Liebesgedicht, es ist auch, als Intervallschachtelung von Parallelgeschichten, ein poetologisches Gedicht, und es ist drittens und vor allem ein anti-ökonomisches Plädoyer und darin durchaus ein Pendant jener Märchen-Utopie aus der *Ersten Epistel*. Denn entgegen der Ökonomie des Arztes wie des Gärtners legen in doppeltem Kursus Amyntas und der sprechende Baum ein Votum für die tödliche, aber liebende Krankheit ab, die heil- und fruchtlos ist, doch darin Naturgesetz der Leidenschaft. Nicht die Berechnung und der Ertrag werden veranschlagt, sondern das sich in auszehrender Liebe verströmende Leben wird gerechtfertigt. Seinen Rechtsanwalt findet es freilich nicht in der Logik des Leibes oder des Gärtners, sondern in der Symbolik der Dichtung, die somit das adäquate Gefäß für eine gegenökonomische Denkfigur ist.

16 Vgl. dazu die Studien des Verfassers: *Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen. Natur und Kunst in Goethes »Euphrosyne«*. In: Yearbook of the North American Goethe Society 5 (1990), S. 145-162; *Goethes vampyrische Poetik: Zwei Thesen zur »Braut von Corinth«*. In: Jb. der Deutschen Schillergesellschaft 43 (1999), S. 148-158.

*»Gerade seine Unvollkommenheit hat mir am meisten Mühe gemacht«. Schillers Briefwechsel mit Goethe über »Wilhelm Meisters Lehrjahre«**

Nachdem Schiller seine Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* fertiggestellt hat, teilt er Goethe im Brief vom 17. Dezember 1795 mit, daß er nach den vielen Jahren kunsttheoretischer Reflexion »für eine Weile die philosophische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Objekt« (MA 8.1, S. 138).

Was erotisch klingt, ist literarisch gemeint. Schiller will aus der Sphäre der Abstraktion wieder in die der Konkretion eintauchen, möchte seine Phantasie walten lassen, die im Medium der Anschauung lebendige Menschen auf die Bühne bringt. Daß er ausgerechnet Goethe von seiner Sehnsucht nach »einem betastlichen Objekt« schreibt, ist zunächst erstaunlich, ist es doch niemand anderer als Goethe selbst, den Schiller einstmals gegenüber Christian Gottfried Körner gerade wegen dieser »Betastlichkeit« seines Denkens kritisiert hatte: »Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und *betastet* mir zu viel«, schrieb er am 1. November 1790 an seinen Freund.¹ Doch nach jenem berühmten Gespräch im Anschluß an die Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena (20. Juli 1794), in dem Goethe die Anschauung, Schiller hingegen die Idee favorisierte,² und nachdem Schiller

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Schillers Anteil an »Wilhelm Meisters Lehrjahren«*.

1 *Friedrich Schiller: Werke und Briefe*. 12 Bde. Hrsg. von Otto Dann u. a. Frankfurt a. M. 1988-2004. Bd. 11: *Briefe I. 1772-1795*. Hrsg. von Georg Kurscheidt. Frankfurt a. M. 2002, S. 541. Die Frankfurter Schiller-Ausgabe wird im folgenden mit Angabe des entsprechenden Bandes und der Seitenzahl zitiert als FA/Schiller.

2 In der 1817 unter dem Titel *Glückliches Ereignis* erschienenen Notiz Goethes lautet die entsprechende Passage: »Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet« (FA I, 24, S. 434-438; hier S. 436 f.). Schiller erinnert sich im Brief an Körner vom 1. September 1794 hingegen nicht an eine erkenntnistheoretische, sondern an eine ästhetische Thematik des Gesprächs mit Goethe: »Wir hatten vor 6 Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorgieng« (FA/Schiller 11, S. 712).

dann im darauffolgenden Geburtstagsbrief seine um das Begriffspaar »spekulativer« und »intuitiver Geist« (23.8.1794; MA 8.1, S. 15) kreisende komplementäre Rollenzuweisung³ vorgenommen hat, ist er gewillt, in Goethe das »naive Genie« zu sehen, das seinem »schmachtenden Herzen« eben jene »betastlichen Objekte« liefert. Zu diesen »Objekten« gehören *Wilhelm Meisters Lehrjahre*.

Schillers intensive Beschäftigung mit Goethes Roman in den Jahren 1795 und 1796 hat dabei seine poetischen Energien wieder freigesetzt. Seit 1795 widmet er sich erneut der Lyrik, im März 1796 entschließt er sich endgültig, den *Wallenstein*-Stoff in Form eines Dramas zu bearbeiten, 1797 wird zum Jahr der Balladen-Produktion. Kommunikation und Konkurrenz, Anerkennung und Kritik stiften – wie Schiller am 21. Juli 1797 gegenüber Goethe bemerkt (MA 8.1, S. 376) – ein »auf wechselseitige Perfektibilität gebautes Verhältnis«, eine stimulierende Atmosphäre zwischen zwei unterschiedlichen Temperamenten, die sich in der gemeinsamen Sache verbinden – in poetologischer Reflexion und poetischer Produktion. Zur entscheidenden Initialzündung hierfür wird die mündlich und schriftlich ausgetragene Debatte um den im Entstehen begriffenen *Wilhelm Meister*.

Die Ausgangslage sei kurz skizziert: Schiller bittet Goethe darum, dessen Roman als Fortsetzungsgeschichte in den *Horen* abdrucken zu dürfen, Goethe lehnt dies mit Bedauern ab, er sei vertraglich schon an Unger gebunden, bietet Schiller jedoch seine Mitarbeit in der Zeitschrift an und lädt ihn zugleich ein, an der Entstehung des *Wilhelm Meister* produktiv mitzuwirken – so die Annahme Schillers, der nach einem längeren Besuch Goethes in Weimar am 9. Oktober 1794 an Körner schreibt: »Seinen Roman will er mir Bandweise mittheilen, und dann soll ich ihm allemal schreiben, was in dem künftigen stehen müsse, und wie es sich verwickeln und entwickeln werde. Er will dann von dieser anticipirenden Critik Gebrauch machen, ehe er den neuen Band in den Druck giebt«.⁴

Zu dieser Art von Ko-Autorschaft, die Schiller ein Mitspracherecht beim Romankonzept einzuräumen scheint, ist es allerdings nicht gekommen, zumindest deutet darauf nichts hin in Schillers Briefen, in denen anfänglich zu den schon

3 Immer wieder hat Schiller das komplementäre Verhältnis zwischen sich und Goethe betont, so z. B. in einem Brief an Körner vom 1. September 1794: »Ein jeder konnte dem andern etwas geben was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen« (FA/Schiller 11, S. 712). Im Brief vom 6. Januar 1798 bestätigt Goethe das von Schiller entworfene Bild komplementärer Ergänzung: »Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vorteil verschafft und ich hoffe dieses Verhältnis wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diene, so haben Sie mich von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt« (MA 8.1, S. 487). Michael Böhler verweist darauf, daß Goethe und Schiller »durch die Komplementarität des Projektionsbildes zusammen dem näher [kommen], was sie beide suchen, dem klassischen Dichter als einer ganzen, Totalität repräsentierenden Existenz, dem Dichter also, von dem Schiller sagt, er sei »der einzige wahre Mensch«« (Michael Böhler: *Die Freundschaft von Schiller und Goethe als literatursoziologisches Paradigma*. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 5 [1980], S. 33-67; hier S. 67).

4 FA/Schiller 11, S. 742.

gedruckt vorliegenden Teilpublikationen des Romans, dann zu den Manuskripten einzelner Bücher Stellung genommen wird. Doch auch wenn Schillers Anteil an der Entstehung der *Lehrjahre* auf die Kritik des von Goethe Vorgelegten beschränkt bleibt, notiert Goethe fast drei Jahrzehnte später (1824) unter dem Abschnitt 1795 in seinen *Tag- und Jahreshften*: »Schillers Theilnahme [...] war die innigste und höchste« (FA I, 17, S. 43 f.): »die innigste«, weil es für beide nicht allein um die Sache ging, sondern auch um die Beziehung, die sich im Wechselspiel von Produktion und Rezeption zur Freundschaft entwickelte, und die »höchste«, weil kein anderer den Entstehungsprozeß des Romans mit so viel Aufmerksamkeit, Zeitaufwand und Scharfsinn begleitet hat wie Schiller.⁵

Der Briefwechsel über den Gehalt des Romans beginnt am 6. Dezember 1794, als Goethe Schiller den Anfang der *Lehrjahre* mit den Worten zusendet: »Endlich kommt das erste Buch von Wilhelm Schüler, der, ich weiß nicht wie, den Namen Meister erwischt hat« (MA 8.1, S. 45), und er endet am 19. Oktober 1796, als Goethe Schiller die Aushängebögen des achten Buches zuschickt; ein Jahr später folgt dann noch ein kleines Nachspiel.

Enthusiasmus, Lektorierung, Sinnfixierung, Deutlichkeitsforderung – so läßt sich stichwortartig die Linie punktieren, auf der sich Schillers fast zweijährige Auseinandersetzung mit Goethes Roman bewegt. Dankbarkeit, Akzeptanz, Ironie, Ausweichen – mit diesen Worten lassen sich die entsprechenden Gegenreaktionen Goethes charakterisieren. Im einzelnen: Anfänglich bezeugt Schiller rückhaltlose Begeisterung. Voller Verve lobt er das erste Buch des *Wilhelm Meister*, schreibt »von der lebendigen, und bis zum Greifen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrscht«, sieht in Goethes Roman nichts, »was nicht in der schönsten Harmonie mit dem lieblichen Ganzen stünde« (9.12.1794; MA 8.1, S. 47 u. 46).

In Goethes Werk erfährt Schiller zugleich den Menschen, der sich ihm zuwendet, ihm eine Welt öffnet, die seinem spekulativen Denken lange verschlossen blieb. Dem Geburtstagsbrief an Goethe entsprechend werden für Schiller die ersten Bücher des Romans zum Ausweis für Goethe als »intuitiven Geist«, der ihm, wie er schreibt, »in seiner ganzen Männlichen Jugend [Goethe ist immerhin schon 45 Jahre alt; G.S.], stillen Kraft und schöpferischen Fülle« erscheine (MA 8.1, S. 46). Schillers Reaktion auf die ersten Lieferungen des Romans gibt sich deziert spontan, so als habe ihn die Fülle der fiktionalen Welt in ihrer gestalterischen Formung vollständig ergriffen. Doch Schiller will sich ergreifen lassen, einerseits um den Freundschaftsbund mit Goethe zu befestigen, andererseits um sich selbst poetisch zu enthusiastisieren, schließlich auch, um seinen seit längerer Zeit schon

5 Zu Schillers Auseinandersetzung mit Goethes *Lehrjahren* siehe insbes. Klaus F. Gille: »*Wilhelm Meister*« im Urteil der Zeitgenossen. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte Goethes. Assen 1971, S. 9-50, sowie Wilfried Barner: »Die Verschiedenheit unserer Naturen«. Zu Goethes und Schillers Briefwechsel über »*Wilhelm Meisters Lehrjahre*«. In: *Unser commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hrsg. von Wilfried Barner, Eberhard Lämmert, Norbert Oellers. Stuttgart 1984, S. 379-404; zur Kritik an Schillers Rezeption der *Lehrjahre* siehe insbes. Karl Schlechta: *Goethes »Wilhelm Meister«*. Frankfurt a. M. 1953, S. 237-250.

gehegten Gedanken zur Dichtungs- und Dichtertypologie jenen Beleg zu verschaffen, der noch ausstand.⁶

So erweisen sich die vielen pauschalen Qualitätsbekundungen in Schillers ersten Reaktionen auf Goethes Roman als Produkte einer vorgängigen Reflexion, die sich vorreflexiv gibt. Eine kleine grammatische Eigentümlichkeit mag einen Hinweis auf die implizite Abstraktionsleistung geben, die sich hinter Schillers Ergriffenheitsbekundungen verbirgt. Er spricht nicht von *seinem* »Gemüt«, sondern von *dem* »Gemüt«, auf das die »poetischen Stellen, die aus der stillen Flut des Ganzen wie einzelne Blitze vorschlagen«, »eine treffliche Wirkung« machen (MA 8.1, S. 47), verallgemeinert also durch den bestimmten Artikel, was vorderhand ganz subjektiv gemeint war.

Doch der Ton ändert sich allmählich. Enthusiasmus verbraucht sich; es bedarf der kritischen Lektüre, der hilfreichen Hinweise, die der durch Begeisterung gestifteten Freundschaftsbeziehung ein verbindliches Fundament in der Sache verschaffen. Mit den am 7. Januar und am 11. Februar 1795 folgenden dritten und vierten Büchern des zweiten Bandes, die Goethe Schiller im Manuskript zuschickt, wird aus dem Enthusiasten der Lektor, der Verbesserungsvorschläge macht. So ist es in Schillers Augen unschicklich, daß die Gräfin Wilhelm ein Geldgeschenk mache, angemessener sei es, sie erstatte seine Unkosten (22.2.1795; MA 8.1, S. 63). Auch moniert Schiller später einen »wichtigen chronologischen Verstoß« (3.7.1796; MA 8.1, S. 195), indem er Goethe akribisch vorrechnet, daß Werner, der ja »im fünften Buche noch unverheuratet« sei, im achten Buch schon »mehrere Jungens« habe, die »schreiben und rechnen, handeln und trödeln« könnten, daß mithin zwischen dem fünften und achten Buch »zwischen 6 und 7 Jahre« verflossen sein müßten, was zur Konsequenz hätte, daß dann Mignon 21 und Felix 10 oder 11 Jahre alt wäre, was wohl nicht angehe (ebd.). Weiter wendet Schiller ein, das Erscheinen der Gräfin (MA 8.1, S. 194) und des Markese (MA 8.1, S. 190) sei ungenügend motiviert. Auch treffe das Prädikat der »schönen Seele« doch besser auf Natalie als auf die Stiftsdame zu (MA 8.1, S. 192) – denn gemäß der von Schiller in *Über Anmut und Würde* entwickelten Überlegungen bildeten doch erst bei Na-

6 Seit Herbst 1793 plant Schiller eine Abhandlung über das Naive (siehe Brief an Körner, 4.10.1793; FA/Schiller 11, S. 663); er nimmt den Plan nach der Begegnung mit Goethe wieder auf, realisiert ihn dann allerdings erst im Herbst 1795 und fügt die Abhandlung über den »sentimentalischen Dichter« hinzu (November 1795). Dieter Borchmeyer analysiert Schillers Auseinandersetzung mit den *Lehrjahren* vor dem Hintergrund von dessen Abhandlung mit dem Ergebnis, daß sowohl im Hinblick auf Goethe als auch dessen Roman die dichotomischen Zuordnungen von naiv und realistisch auf der einen Seite und sentimentalisch und idealistisch auf der anderen Seite aufzulösen wären: »Daß es auch einen sentimentalischen Realismus geben könnte – als Nachahmung des Wirklichen in seiner naturfernen Gestalt, nicht als jener utopische Realismus, welcher aus der Synthese des Naiven und des Sentimentalischen hervorgeht –, scheint Schiller nicht recht wahrhaben zu wollen« (Dieter Borchmeyer: *Über eine ästhetische Aporie in Schillers Theorie der modernen Dichtung. Zu seinen »sentimentalischen Forderungen« an Goethes »Wilhelm Meister« und »Faust«*. In: Jb. der Deutschen Schillergesellschaft 22 [1978], S. 303-354; hier S. 319).

talie Wollen und Sollen eine bruchlose Einheit.⁷ Des weiteren sollten die »drei Mißheuraten« am Ende des Romans besser begründet werden, am besten »durch ein paar Worte ›in Lotharios Munde« (5.7.1796; MA 8.1, S. 198). Im Brief vom 8. Juli 1796 listet Schiller noch einige seiner Ansicht nach grundsätzliche Probleme auf und gibt Ratschläge, wie in seinen Augen das Verständnis des Romans erleichtert werden könne.

Im Gegenzug notiert Goethe in einer Briefbeilage vom 9. Juli 1796 (MA 8.1, S. 210) sieben Anregungen mehr technischer Art, die er bei der Überarbeitung seines Romans berücksichtigen will. Einige davon werden auch umgesetzt; doch Schillers Wunsch nach auktorialen Fingerzeigen, die verdeutlichen, worauf es ankommt, wird nicht erfüllt. Goethe beläßt alles im Spiel narrativer Vermittlungen. Was sich im Roman den Anschein einer *ex-cathedra*-Aussage gibt, unterliegt figurenperspektivischen Brechungen, charakterisiert eher denjenigen, der etwas aussagt, als das, was er aussagt, und wird von Kontext und Handlungsverlauf relativiert. So läßt Goethe z. B. die Auszeichnung »Schöne Seele« von der Stiftsdame auf Natalie übertragen, ganz wie es Schiller wollte (FA I, 9, S. 912). Doch im Gegenzug wird das, was für diesen das höchste Prädikat ist, das einem Menschen zugesprochen werden kann, in den Augen Friedrichs zum bloßen Ausweis emotionaler Bindungsunfähigkeit. Natalie erscheint ihm als »Frau ohne Libido«, als eine Art von Lückenbüßerin, die sich nach ihrer »gewohnten Gutherzigkeit [...] als Supplement irgend einer Existenz hin[gibt]« (FA I, 9, S. 946).

Für diese Art, Aussagen zu relativieren, hat Schiller kein Organ. Er will den festen Sinn, nicht aber das Spiel mit Mehrdeutigkeiten, den ständigen Aufbau und Entzug von Gewißheiten, und so sucht er das changierende Bedeutungsgeflecht des Romans einzufrieren, will auf den Punkt bringen, was doch nur ein Komma ist, das eine inverse Sinnschicht aufruft. Als Schiller endlich den kompletten Roman in Händen hält, ist er zwar sicher, daß sich alle Teile zur Einheit verbunden haben – gemäß seiner Auffassung vom teleologischen Lebensweg des Helden. Zugleich aber muß er sich eingestehen, daß er die Logik der einzelnen Handlungsschritte noch nicht zu überschauen vermag: »Ich gestehe daß ich bis jetzt zwar die *Stetigkeit*, aber noch nicht die *Einheit* recht gefaßt habe, obwohl ich keinen Augenblick zweifle, daß ich auch über diese noch völlige Klarheit erhalten werde« (2.7.1796; MA 8.1, S. 186).

Was Schiller erwartet, ist die organische Einheit des Ganzen, eine leitende Idee, auf die hin alle einzelnen Elemente des Romans bezogen sind. Noch hat er sie nicht gefunden, hat noch nicht – um mit Emil Staiger zu sprechen – begriffen, was ihn

7 In seiner Abhandlung *Über Anmut und Würde* führt Schiller das Humanitätsideal der »schönen Seele« aus dem Kantischen Dualismus von Pflicht und Neigung heraus, indem er zwischen ihnen ein harmonisches Verhältnis postuliert. »Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es« (FA/Schiller 8, S. 370).

ergreift. Dies mache ihn unruhig; doch sei seine Unruhe »der Effekt des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt bloß davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können« (Schiller an Goethe, 2.7.1796; MA 8.1, S. 187). Darum aber geht es Schiller; er will »die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle« des Romans (ebd.) auf den Begriff bringen, weiß dabei aber zugleich, daß dies nicht einfach sein wird, bezeichnet sogar den Moment, wo ihm das gelungen sein werde, als »eine wichtige Krise meines Geistes« (ebd.). So bekundet er gegenüber Goethe, daß er sich dem Roman

die nächsten 4 Monate ganz widmen [werde] und mit Freuden. [...] und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höheren Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. (ebd.)

Schiller hegt die höchsten Absichten, will sich im Umgang mit dem Roman gleichsam zum *idealen* Rezipienten emporläutern, nicht zuletzt auch um der Freundschaft mit Goethe willen. Eineinhalb Monate, von Anfang Juli 1796 bis Mitte August, beschäftigt sich Schiller besonders intensiv mit Goethes Roman, vor allem während der ersten Juli-Wochen, in denen sich seine Briefe häufen und den Charakter von kleinen Abhandlungen annehmen. In ihnen bemängelt er nicht nur in seiner Rolle als Lektor vermeintliche Unstimmigkeiten des Romans, sondern sucht darüber hinaus dessen generellere Konzeption zu ergründen. Seine Aufmerksamkeit richtet sich dabei besonders auf das letzte Buch der *Lehrjahre*, das für ihn zur Integrationsinstanz wird, die Heterogenes homogenisiert, Auseinanderstrebendes zusammenführt und Disharmonisches abspaltet. Voll Bewunderung schreibt er diesbezüglich an Goethe:

Wie ist es Ihnen gelungen, den großen so weit auseinander geworfenen Kreis und Schauplatz von Personen und Begebenheiten wieder so eng zusammen zu rücken. Es steht da wie ein schönes Planetensystem, alles gehört zusammen, und nur die italienischen Figuren knüpfen, wie Kometen-Gestalten und auch so schauerlich wie diese, das System an ein entferntes und größeres an. (2.7.1796; MA 8.1, S. 187 f.)

So wie für Schiller das achte Buch auf der Handlungsebene zum Gravitationszentrum von »Personen und Begebenheiten« wird, so erhebt er Wilhelm Meister auf der Bedeutungsebene zum Medium der Sinnfixierung:

Er [d. i. Wilhelm Meister] sammelt so zu sagen den Geist, den Sinn, den *innern* Gehalt von allem ein, was um ihn herum vorgeht, verwandelt jedes dunkle Gefühl in einen Begriff und Gedanken, spricht jedes einzelne in einer allgemeinen Formel aus, legt uns von allem die Bedeutung näher, und indem er dadurch seinen eigenen Charakter erfüllt, erfüllt er zugleich aufs vollkommenste den Zweck des ganzen. (5.7.1796; MA 8.1, S. 196)

Schiller weiß also, an wen man sich zu halten hat, um die eigentliche Botschaft des Romans zu vernehmen – an Wilhelm Meister, der in auktorialer Manier und noch dazu, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, in »Begriff und

Gedanken«, in »allgemeineren Formeln« dem Leser die rechten Botschaften übermittle. Doch hebe der Held nicht nur Vorkommnisse und Empfindungen in die Deutlichkeit begrifflicher Erkenntnis und sentenzenhafter Fixierung, sondern sein Lebensweg selbst lasse sich auf eine »allgemeinere Formel« bringen. Schiller markiert diese in seinem Brief vom 8. Juli 1796 durch Anführungszeichen, um ihrem Aussagegehalt besondere Dignität zu verleihen: »er [d. i. Wilhelm Meister] tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes tätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen« (8.7.1796; MA 8.1, S. 206).

Für Schiller hat Wilhelm Meister am Ende des Romans die Synthese von Realismus und Idealismus erreicht und damit sowohl die Einseitigkeiten eines Schwärmers, der einem leeren Ideal nachjagt, als auch die eines Philisters, der allein den Gegebenheiten verhaftet ist, überwunden. Dazu aber mußte er zunächst – so Schiller – die

zwei entgegengesetzten Abwege von diesem glücklichen Zustand [...] in allen möglichen Nuancen und Stufen [durchlaufen]. Von jener unglücklichen Expedition an, wo er ein Schauspiel aufführen will, ohne an den Inhalt gedacht zu haben, bis auf den Augenblick, wo er – Theresen zu seiner Gattin wählt, hat er gleichsam den ganzen Kreis der Menschheit *einseitig* durchlaufen; jene zwei Extreme sind die beiden höchsten Gegensätze, deren ein Charakter wie der seine nur fähig ist, und daraus muß nun die Harmonie entspringen. (ebd.)

Sie besteht – so fährt Schiller fort – darin, daß Wilhelm »von dem idealischen zum reellen [...] übergeht [...], daß er Bestimmtheit erlangt, ohne die schöne Bestimmbarkeit zu verlieren« (ebd.) – mit einem Wort, daß er jene Vollendung erreicht, die jede Einseitigkeit aufhebt.

Daß Schiller nach intensivem Studium gerade dies dem Roman entnimmt, ist alles andere als erstaunlich. Denn die Harmonie, die er am Ende des Romans an Wilhelm Meister wahrzunehmen glaubt, ist augenscheinlich Ergebnis der Projektion eigener Vorstellungen auf den Helden. Von der oben erwähnten »Krise meines Geistes«, welche die Beschäftigung mit dem Roman bei ihm hervorrufen werde, kann bei dieser sinnfixierenden Deutung Schillers keine Rede sein. Das Gegenteil ist der Fall: Er sieht sich durch Gang und Ausgang des Geschehens in seinem auf Harmonie zielenden Menschenbild bestätigt – doch nur für kurze Zeit. Die Unruhe, die er mit seiner Deutung glaubt stillgestellt zu haben, bleibt. Denn Schiller ist nicht Körner, der alles Widerstreitende abblendet und dem dadurch alles glatt aufgeht. Für Körner hat Wilhelm Meister den vollkommenen Ausgleich zwischen Pflicht und Neigung, Innen und Außen, Ideal und Wirklichkeit erreicht.⁸ Schiller

8 Körner hat Schiller am 5. November 1796 brieflich eine umfassende Würdigung des Romans mitgeteilt, die in der Feststellung gipfelt: »Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darstellung einer schönen menschlichen Natur, die sich durch die Zusammenwirkung ihrer innern Anlagen und äussern Verhältnisse allmählich ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht – Harmonie mit Freyheit« (SNA 36.1, S. 370). Schiller hat Körners Brief weitgehend ungekürzt in den *Horen* (8, 1796, 12. Stück, S. 105–116) abgedruckt und Goethe mit Brief vom 18. November 1796 (siehe MA 8.1, S. 272) zugeschickt.

hingegen bemerkt immerhin Ungereimtheiten und Widersprüchlichkeiten, die sich seinem Deutungsdictat entziehen. Ihn beschleichen in der Folge Zweifel, ob nicht die Indizienkette für seine Schlußfolgerung etwas dürftig sei, ob er nicht seine eigenen Vorstellungen dem Roman unterschiebe, gemäß Goethes *Zahmer Xenie*: »Im Auslegen seid frisch und munter! / Legt ihr's nicht aus, so legt was unter« (FA I, 2, S. 636).

Diese Unsicherheit läßt bei Schiller den Wunsch aufkommen, seine Gedanken dem Goetheschen Text gleichsam implantieren zu wollen. So schreibt er am 9. Juli 1796 an Goethe: »Könnte ich nur in Ihre Denkweise dasjenige einkleiden, was ich im Reich der Schatten und in den ästhetischen Briefen, der meinigen gemäß, ausgesprochen habe, so wollten wir sehr bald einig sein« (MA 8.1, S. 215). Schiller insinuiert, was er an weltanschaulichem Gehalt eigentlich von Goethes Roman erwartet, nämlich das, was er in einem seiner bedeutendsten Ideengedichte mit dem mißverständlichen und dann auch mißverstandenen Titel *Reich der Schatten*, später ersetzt durch *Das Ideal und das Leben*,⁹ und im anthropologischen Entwurf seiner *Ästhetischen Briefe* ausgeführt hat. In beiden Werken geht es um die vom Menschen im Reich der Schönheit zu erlangende harmonische Einheit seiner Existenz, darum, daß im Vorgang geistiger Läuterung und Veredelung jede Differenz zwischen Idealität und Realität aufgehoben ist und das Leben des Menschen jene höhere Stufe erreicht, der das Gedicht das Attribut des »Göttlichen« zuweist. Entsprechend endet das Gedicht mit dem Eintritt des Herkules in den Olymp – ein Zeichen dafür, daß alle Widersprüche der menschlichen Existenz, die vom Gedicht als Auseinandersetzungen der Heroen mit den Widrigkeiten der Welt ins Bild gesetzt werden, aufgehoben sind.¹⁰

Es ist nicht verwunderlich, daß es Schiller schwerfällt, Übereinstimmungen zwischen dem Eintritt des Herkules in den Olymp und demjenigen Wilhelm Meisters in die Turmgesellschaft zu entdecken, ist diese doch alles andere als ein »Reich der Schönheit«. Auch wenn die Turmgesellschaft dieses Reich offensichtlich nicht ist, sieht Schiller in den »Mächte[n] des Turms« so etwas wie einen

9 Schiller: *Das Reich der Schatten*. In: FA/Schiller 1, S. 425-430; Schiller: *Das Ideal und das Leben*. In: ebd., S. 152-156. Zur Entstehung und zum Zusammenhang der beiden Gedichte siehe Norbert Oellers: »*Das Reich der Schatten*« und »*Das Ideal und das Leben*« – *Ein Gedicht?* In: *Kulturwissenschaften. Festgabe für Wilhelm Perpeet zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Heinrich Lützel. Bonn 1980, S. 292-305; ferner Walter Hinderer: *Konzepte einer sentimentalischen Operation*. In: *Interpretationen. Gedichte von Friedrich Schiller*. Hrsg. von Norbert Oellers. Stuttgart 1996, S. 128-148; Helmut Koopmann: *Mythologische Reise zum Olymp*. In: *Gedichte und Interpretationen*. Bd. 3: *Klassik und Romantik*. Hrsg. von Wulf Segebrecht. Stuttgart 1984, S. 83-98.

10 Schiller hatte als Fortsetzung des Gedichts den später verworfenen Plan einer Idylle gefaßt, in der »das Ideal der Schönheit« mit dem »wirkliche[n] Leben« (FA/Schiller 8, S. 775) zusammenfällt. Am 29./30. November 1795 schreibt er hierüber an Wilhelm von Humboldt: »Ich habe ernstlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. Herkules ist in den Olymp eingetreten, hier endigt letzteres Gedicht. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe [Göttin der ewigen Jugend] würde der Inhalt meiner Idylle seyn« (FA/Schiller 12, S. 102).

»verborgen wirkende[n] höhere[n] Verstand«, der Wilhelm »von ferne, und zu einem Zwecke [leitet], davon er selbst keine Ahnung hat« (Schiller an Goethe, 8.7.1796; MA 8.1, S. 203), immer orientiert an jener »Idee der Meisterschaft«, die gleichsam »als Führerin *hinter*« dem Helden steht. »Auf diese Art« – so Schiller – »erhält das Ganze eine schöne Zweckmäßigkeit, ohne daß der Held einen Zweck hätte« (ebd.). Die »Mächte des Turms« wirken offensichtlich jedoch nicht nur für den Helden im Verborgenen, sondern sie treten auch für Schiller mit ihren Absichten nicht deutlich genug aus dem Dunkel hervor. Und so schreibt er am 8. Juli 1796 an Goethe: »Ich möchte sagen, die Fabel ist vollkommen wahr, auch die Moral der Fabel ist vollkommen wahr, aber das Verhältnis der einen zu der andern springt noch nicht deutlich genug in die Augen« (MA 8.1, S. 207).

Der »Krise seines Geistes« scheint Schiller nicht entgehen zu können. Aber schließlich findet er einen gänzlich unphilologischen Ausweg, der es ihm ermöglicht, seinen Deutungshorizont zu bewahren. Der Lebensweg Wilhelms sei noch nicht abgeschlossen, der Held lebe ja nach dem Ende des Romans weiter, es bedürfe allerdings eines Fortsetzungsromans, um seinen Weg zur Vollendung abzuschließen. Denn, so schreibt er an Goethe am 8. Juli 1796 (MA 8.1, S. 203): »*Lehrjahre* sind ein Verhältnisbegriff, sie fodern ihr Korrelatum, die *Meisterschaft*«. Hier, so scheint es, kann Schiller endlich die »anticipierende Kritik«¹¹ ausüben, von der er einst hoffte, Goethe würde sie ihm schon für die *Lehrjahre* zubilligen. Denn worauf der Fortsetzungsroman, dessen Titel für Schiller ja nur *Wilhelm Meisters Meisterschaft* lauten könnte, hinauszulaufen habe, ist für ihn unabweislich: auf die Darstellung der in den *Lehrjahren* noch nicht erreichten Vollkommenheit des Helden, jener »ästhetische[n] Reife«, die den »Zögling mit vollkommener Selbstständigkeit, Sicherheit, Freiheit und gleichsam architektonischer Festigkeit« ausstatte (Schiller an Goethe, 9.7.1796; MA 8.1, S. 214). Zwar versage uns Wilhelm Meister am Ende der *Lehrjahre* – so Schiller an Goethe – »die nächste Befriedigung die wir fodern (die Bestimmtheit)«, aber, fährt er fort, er »verspricht uns eine Höhere und höchste, die wir ihm aber auf eine ferne Zukunft kreditieren müssen« (28.11.1796; MA 8.1, S. 279) – eben im angemahnten Fortsetzungsroman. So blickt Schiller dem Helden dann doch frohgemut nach, als dieser die *Lehrjahre* verläßt: »[...] wir scheiden von ihm auf einem Wege, der zu einer endlosen Vollkommenheit führet« (Schiller an Goethe, 8.7.1796; MA 8.1, S. 206).

Für Schiller steht das *telos* von Wilhelms Lebensweg fest, auch wenn die letzte Wegstrecke noch nicht fiktional gestaltet ist. Allerdings wünscht er weiterhin, daß der Roman noch mehr Wegweiser mit Entfernungsangaben bereitstellte, damit sich die Leser nicht im Dickicht von – für Schiller letztlich nur vordergründigen – Widersprüchen und Ungereimtheiten verirren. Denn leider, so Schillers Monitum, bleibe vieles nur angedeutet und vermöge der Leser nicht immer »die Ökonomie des Ganzen« (an Goethe, 8.7.1796; MA 8.1, S. 204) zu überblicken. Daher sollten die »theatralischen Vorfälle« im achten Buch deutlicher »auf den höchsten Ernst des Gedichtes [d. i. der Roman]« bezogen werden, »wie es wohl implizite aber nicht explizite geschehen ist« (ebd., S. 205). Zwar konzidiert Schiller, daß Goethe

11 Schiller an Körner, 9.10.1794 (FA/Schiller 11, S. 742).

gewiß aus wirkungsästhetischen Gründen die eigentlich wünschenswerte Explizitheit vermieden habe, um dem Leser »die Momente worauf es ankommt [nicht] blank und bar« (an Goethe, 9.7.1796; MA 8.I, S. 211) zu präsentieren, sondern ihm erst nach interpretatorischer Anstrengung das Glück des Findens zu ermöglichen, doch insistiert er trotzdem immer wieder darauf, Goethe möge durch genügend Hinweise dafür sorgen, daß wenigstens der »würdige« Leser auch »gewiß findet, wenn er mit gutem Willen und hellen Augen sucht« (ebd.) – und zwar das, was Schiller allerdings erst »bei dem zweiten und dritten Lesen« (an Goethe, 8.7.1796; MA 8.I, S. 204) gefunden zu haben glaubt, nämlich daß der Roman Wilhelms Lebenslauf in aufsteigender Linie bis hin zu einer, wenn auch erst im Fortsetzungsroman zur Anschauung gebrachten Vollendungshöhe gestaltet, auf der der Held Idealität und Realität in sich harmonisch vereint.

Wie reagiert nun Goethe auf Schillers vielfach vorgetragenen Wunsch nach einer »etwas deutlichere[n] Pronunciation der HauptIdee« (Schiller an Goethe, 19.10.1796; MA 8.I, S. 257)? Pauschal könnte man antworten: auf raffinierte Weise abweisend. Raffiniert, um die Freundschaftsbeziehung zu Schiller nicht zu gefährden; abweisend, um sich weiterhin den Freiraum literarischer Gestaltung zu bewahren.¹² Jedenfalls gibt Goethe an keiner Stelle dem Insistieren Schillers nach, indem er etwa seinem Roman *ex-cathedra*-Aussagen implantiert, auch wenn ihm Schiller dafür geeignete Kandidaten als Sprachrohre offeriert (siehe Brief vom 9.7.1796; MA 8.I, S. 215). Zunächst äußert sich Goethe lapidar, er könne aufgrund seines »realistischen Tic[s]« gar nicht anders, als jedes Bedeutsamkeitspathos, das über seine Verhältnisse hinaus zielt, durch einen Habitus der Bescheidenheit zu unterlaufen, der unter seinen Verhältnissen bleibt:

Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und, in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten, den unbedeutendern Gegenstand, oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen als ich bin und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen. (9.7.1796; MA 8.I, S. 208)

Spielerisch läßt Goethe Schillers Wunsch nach Verdeutlichung ins Leere laufen, beruft sich dabei auf seine »innerste Natur«, für die er nichts könne, und entzieht sich so der Rechtfertigung seiner skeptischen Grundüberzeugung, man müsse alle

12 Siehe hierzu Eckermanns allerdings mit Vorbehalt zu beurteilenden Bericht (Eckermann hatte eine Schiller-Aversion) über ein Gespräch mit Goethe vom 23. März 1829: »Sie haben Recht, sagte Goethe, er war so, wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den *Wilhelm Meister* sehen, den er bald so und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu tun, daß ich fest stand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen frei hielt und schützte« (MA 19, S. 298).

festen Setzungen subversiv unterlaufen.¹³ Was er geschrieben habe, sei kein Roman der Bedeutungsakkumulation, sondern einer der Bedeutungsreduktion. In diesem Sinn räumt er Schiller gegenüber ein:

Es ist keine Frage daß die scheinbaren, von mir ausgesprochenen Resultate viel beschränkter sind als der Inhalt des Werks und ich komme mir vor wie einer, der, nachdem er viele und große Zahlen über einander gestellt, endlich mutwillig selbst Additionsfehler machte um die letzte Summe, aus, Gott weiß, was für einer Grille, zu verringern. (ebd., S. 209)

Was Goethe als seine »Grille« bezeichnet, als skurrile Eigenschaft, die nicht seinem Willen untersteht, folgt jedoch genauem ästhetischen Kalkül. Es geht ihm gerade nicht um die von Schiller eingeforderte Klarheit der »Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philosophischen Begriff [der Meisterschaft]« (an Goethe, 8.7.1796; MA 8.1, S. 207), sondern im Gegenteil darum, alle Bedeutungsakkommodationspostulate in figurenperspektivischer Brechung ironisch zu relativieren. Während Schiller meint, am Ende des Romans müsse sich alles runden – wenn nicht in den *Lehrjahren*, so zumindest im prospektiven Fortsetzungsroman –, hat Goethe vieles getan, damit dies nur dem ersten Anschein nach der Fall ist. So ist schon das Freisprechungsritual mit seinem Lehrbriefzeremoniell für Wilhelm alles andere als eine gelungene Initiation zur Meisterschaft. Er vermag in den Verlautbarungen des Lehrbriefes, die alles Einzelne unter ein Allgemeines subsumieren, die Komplexität seines Lebens, die Fülle seiner Erfahrungen und die Disparitäten seiner Empfindungen nicht wiederzuerkennen. Für ihn sind die vorgetragenen Sentenzen nur ein Sammelsurium von Spruchweisheiten, die ihn orientierungslos zurücklassen. Als Jarro ihm den zweiten Teil des Lehrbriefes vorlesen will, ruft er deshalb entsetzt: »Ich bitte Sie [...], lesen Sie mir von diesen wunderlichen Worten nichts mehr! Diese Phrasen haben mich schon verwirrt genug gemacht« (FA I, 9, S. 930 f.).

Für Wilhelm, der hier die Entmündigung durch die Turmgesellschaft abwehrt, ist das Freisprechungsritual keine Station auf dem Weg zu seiner Vollkommenheit. Hingegen scheint seine Vaterschaft, die er nach langem Zögern und Zweifeln anerkennt, offensichtlich eine wichtige Etappe auf dem Weg zu der von Schiller avisierten Meisterschaft zu sein. Als Beleg hierfür wäre der enthusiastische Ausruf des Abbé am Ende des siebten Buches heranzuziehen: »Heil Dir junger Mann! Deine Lehrjahre sind vorüber, die Natur hat Dich losgesprochen« (FA I, 9, S. 876).

Doch so einfach, wie es die proklamatorischen Sätze des Abbé nahelegen, macht es der Roman dem Leser nicht. Bereits zu Beginn des unmittelbar folgenden achten Buches wird nämlich das genaue Gegenteil verkündet: Die Lehrjahre seien nicht vorüber, sondern fingen gerade erst an: »An diesem Tage, dem vergnügtesten seines Lebens schien auch seine eigne Bildung erst anzufangen, er fühlte die Notwendigkeit sich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward« (FA I, 9, S. 877). Zwar führt die Zuweisung der Vaterrolle bei Wilhelm zu pädagogischen Anstren-

13 Siehe hierzu Jochen Schmidt: *Ironie und Skepsis in Goethes Alterswerk, besonders in den »Wahlverwandtschaften«*. In: GJb 2004, S. 165–175.

gungen, diese erscheinen jedoch ironisch unterminiert. Er glaubt sich verpflichtet, seinem Sohn Felix eine vernünftige Erziehung angedeihen zu lassen. Tischsitten soll er lernen, vor allen Dingen gilt es, ihm seine schon von Aurelie vorgehaltene Unart (vgl. FA I, 9, S. 649) abzugewöhnen, immer aus der Flasche statt aus dem Glas zu trinken. Felix läßt sich aber nicht disziplinieren – zu seinem Glück. So trinkt er nicht – wie man zunächst vermutet – aus dem Glas mit dem vergifteten Inhalt, das sich der Harfner für seinen Selbstmord zubereitet hatte, sondern aus der danebenstehenden Flasche mit der unvergifteten Mandelmilch. Wilhelm hat die Rolle des Vaters, der seinen Sohn erzieht, schlecht gespielt, zum Glück für den Sohn, der dadurch am Leben bleibt.

Auch die Heirat, die gemeinhin als Zeichen für den gelungenen Abschluß eines Lebensabschnitts gilt (oder doch wenigstens galt), signalisiert keineswegs, daß Wilhelm auf dem rechten Weg zur Vollkommenheit ist – wie Schiller sie deutet (siehe Schiller an Goethe, 8.7.1796; MA 8.1, S. 206). Zwar suggeriert der Schluß des Romans, an dem Wilhelm und Natalie nach vielem Hin und Her zueinander finden, »den Augenblick höchsten Glücks«. ¹⁴ Aber die letzten, mit biblischem Pathos an Wilhelm adressierten Worte Friedrichs erwecken nur den Anschein eines glücklichen Endes: »[...] du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand« (FA I, 9, S. 992).

In dieser Schlußsequenz finden die harmoniesüchtigen Interpreten ihr entscheidendes Belegstück, das sie mit noch mehr Gewicht glauben versehen zu können, weil Goethe selbst einen Fingerzeig gibt. Auf insistierende Fragen nach dem Sinn des Romangeschehens reagiert er zunächst recht abweisend, um dann scheinbar doch Zugeständnisse zu machen: »Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand« (Gespräch mit Eckermann vom 18.1.1825; MA 19, S. 128 f.).

Friedrich selbst kann man nicht unterstellen, daß er mit diesen Worten mehr meint, als er sagt, schließlich sind seine Bibelkenntnisse höchst fragmentarisch, Produkte eines lustigen Zeitvertreibs mit Philine, bei dem sich beide zufällig aufgeschlagene Bibelstellen vorlesen, ohne auf irgendeinen Zusammenhang zu achten. Wilhelm allerdings hätte stutzig werden müssen. Er kennt ja die Geschichte von Saul, die ihn in seiner Kindheit als Puppenspiel tief beeindruckt hatte, in- und auswendig (FA I, 9, S. 362 ff.); und ganz gewiß hat Goethe als exzellenter Bibelkenner mit diesen Sätzen mehr gemeint, als Friedrich aussagt. Wer die Geschichte von Saul zu Ende gelesen hat, weiß, daß dieser wohl ein Königreich findet, daß sein Glück aber nicht von Dauer ist. Er wird zwar von Gott auserwählt und von Samuel zum ersten König aller Stämme Israels gesalbt, schon bald aber von Gott verworfen. Er leidet unter depressiven Stimmungen und unterliegt im Kampf gegen die Philister, in dem seine drei Söhne getötet werden. Voll Verzweiflung stürzt

14 Hans-Jürgen Schings: Kommentar zu den *Lehrjahren*. In: MA 5, S. 642; siehe auch Gerda Röder: *Glück und glückliches Ende im deutschen Bildungsroman. Eine Studie zu Goethes »Wilhelm Meister«*. München 1968, S. 161.

er sich daraufhin in sein Schwert. Überfordert durch seine Aufgaben, gefangen in Gefühlsverstrickungen, an Wahnvorstellungen leidend und von Gott verstoßen, endet er tragisch.¹⁵

So weit kommt es mit Wilhelm zum Glück nicht. Doch als Goethe ein Vierteljahrhundert später *Wilhelm Meisters Wanderjahre* veröffentlicht, ist der Held keinen Schritt auf dem Weg zur von Schiller in Aussicht gestellten Meisterschaft vorangekommen – im Gegenteil. Wir finden ihn nicht einmal als glücklichen Familienvater wieder, der mit Natalie und Felix in trauter Harmonie lebt. Statt dessen zieht er gemäß dem Wandergebot, nicht länger als drei Tage an einem Ort zu bleiben, ruhelos umher. Felix ist nur noch für kurze Zeit an seiner Seite, bis er ihn wegen eines Suchauftrags in der Pädagogischen Provinz abgibt, mit Natalie wechselt er bloß Briefe, und selbst das nur selten; ob er sich wieder mit ihr verbinden wird, läßt der Roman offen.

Was Schiller vom Fortsetzungsroman erwartet, nämlich Wilhelm Meisters Vollendung in der Meisterschaft, negieren die *Wanderjahre* nicht allein im Hinblick auf Ehe und Familie, sondern fundamental. Sie erteilen in der von Jarno/Montan proklamierten »Zeit der Einseitigkeiten« (FA I, 10, S. 52) dem von Wilhelm gegenüber Werner verkündeten Postulat der harmonischen Ausbildung des Selbst (siehe FA I, 9, S. 657-660) eine Absage und erheben statt dessen die Forderung, der einzelne habe sich zum nützlichen Mitglied der Gesellschaft auszubilden, z. B. wie Wilhelm, der den Beruf des Wundarztes ergreift. Daß Wilhelm Meisters Lebensweg einmal so weitergehen würde, wäre Schiller sicherlich niemals in den Sinn gekommen, denn ihm stand immer die Idee harmonischer Subjektivität vor Augen. Zwar evozieren die *Lehrjahre* eine solche Vollendungsvorstellung im Horizont suggerierter Teleologie; doch immer wieder wird der vom Roman angespielte Schematismus von Verheißung und Erfüllung ironisch konterkariert. Goethes Roman antwortet nicht abschließend auf entscheidbare Fragen, sondern formuliert kritische Fragen auf Antworten zeitgenössischer Bildungsdiskurse.

Daß Goethe bei seinem so ganz anders gearteten, von Skepsis imprägnierten Romankonzept Schillers Erwartungen auszuweichen sucht, ist folglich naheliegend. Mit seinen ironischen Repliken, bildkräftigen Vergleichen und dem Verweis auf seinen »realistischen Tic« und seine »Grille« versucht er zugleich – um der Freundschaft mit Schiller willen – konzilient zu bleiben. Um dessen Ansinnen allerdings nicht gar zu strikt zurückzuweisen, offeriert er ihm abschließend sogar eine ganz besondere Art von Ko-Autorschaft, nachdem Schiller ihm seine Vorschläge im mehrseitigen Brief vom 8. Juli 1796 mitgeteilt hat. Auf diesen antwortet Goethe am folgenden Tag:

15 Siehe hierzu Friederike Eigler: *Wer hat ›Wilhelm Schüler‹ zum ›Wilhelm Meister‹ gebildet? »Wilhelm Meisters Lehrjahre« und die Aussparungen einer hermeneutischen Verstehens- und Bildungspraxis.* In: Goethe Yearbook 3 (1986), S. 93-119, die darauf hinweist, daß »die Geschichte von Saul noch weitergeht; wie dieses biblische Gleichnis endet, steht nicht im Roman: Saul gelangt unverdient – und unvorbereitet – an ein Königreich, ist aber seiner Lebensaufgabe nicht gewachsen und begeht schließlich Selbstmord« (S. 113).

Ich darf den Inhalt Ihres Briefes nur selbst an die schicklichen Orte verteilen, so ist der Sache schon geholfen. Und sollte mirs ja begegnen, wie denn die menschlichen Verkehrtheiten unüberwindliche Hindernisse sind, daß mir doch die letzten bedeutenden Worte nicht aus der Brust wollten, so werde ich Sie bitten zuletzt, mit einigen kecken Pinselstrichen, das noch selbst hinzu zu fügen, was ich, durch die sonderbarste Natur-Notwendigkeit gebunden, nicht auszusprechen vermag. (MA 8.I, S. 209 f.)

Goethe hat die Bitte um »einige kecke Pinselstriche« letztendlich nicht geäußert, aber durch ihre bloße Erwägung hat er Schiller den aktiv gestaltenden Zugriff auf den Roman in Aussicht gestellt – wohl etwas leichtfertig. Denn der Schutzwall brieflicher Distanz löst sich auf, Goethe kommt nach Jena; am 12. Juli 1796 kündigt er seinen Besuch mit den Worten an: »Über den Roman müssen wir nun notwendig mündlich konferieren« (MA 8.I, S. 217). Ob dabei auch über die »kecken Pinselstriche« geredet wird, ist nicht gewiß. Daß beide jedoch während Goethes dreitägigem Aufenthalt in Jena¹⁶ tatsächlich über die Schlußpartien des Romans »mündlich konferieren«, belegt Caroline Schlegels Brief vom 17. Juli 1796 an Luise Gotter, in dem sie erwähnt, daß Goethe »das Ende von Wilhelm Meister herüber gebracht, um mit Schiller darüber zu sprechen« (FA II, 4, S. 212)¹⁷, offensichtlich ohne daß es Schiller gelungen wäre, bei Goethe Überarbeitungsimpulse hervorzurufen. Nach seiner Rückkehr nach Weimar schreibt Goethe am 20. Juli zwar an Schiller: »Am Roman wird eifrig abgeschrieben« (MA 8.I, S. 219), doch von einer Überarbeitung findet sich kein Wort. Zehn Tage später heißt es dann: »Vom Roman ist gar nichts zu sagen, er hält einen Mittagsschlaf und ich hoffe er soll gegen Abend desto frischer wieder aufstehn« (30.7.1796; MA 8.I, S. 227). Als Schiller daraufhin eine Woche später nachfragt: »Das 8te Buch ruht wohl noch?« (8.8.1796; MA 8.I, S. 235), antwortet Goethe umgehend, so als wolle er allen weiteren Interventionen Schillers zuvorkommen:

Der Roman gibt auch wieder Lebenszeichen von sich. Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden, ob Sie jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt wieder kennen werden, weiß ich nicht. Fast möchte ich das Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in der Verschiedenheit unserer Naturen daß es Ihre Forderungen niemals ganz befriedigen kann, und selbst das gibt, wenn Sie dereinst sich über das Ganze erklären, gewiß wieder zu mancher schönen Bemerkung Anlaß. (10.8.1796; MA 8.I, S. 236)

Schiller ist offensichtlich mit dieser Antwort nicht zufrieden; er will sich überzeugen, ob Goethe wirklich »Körper zu seinen Ideen« gefunden habe. Nachdem er Goethe zwei Tage zuvor konzedierte hat, er tue »in Absicht auf den Roman [...] sehr wohl, fremden Vorstellungen, die sich Ihrer Natur nicht leicht assimilieren lassen, keinen Raum zu geben« (10.8.1796; MA 8.I, S. 236 f.), schreibt er dennoch, er »wünschte jetzt gar sehr, das 8te Buch wieder zu haben, kann ich es nicht

¹⁶ Goethe hielt sich vom 16. bis zum 19. Juli 1796 in Jena auf.

¹⁷ Siehe auch Goethes Tagebucheintrag vom 17. Juli 1796: »Mittag Schiller Abends Clubb« (GT II,1, S. 75).

bald erhalten?» (12.8.1796; MA 8.1, S. 238). Goethe kommt durch Schillers Wunsch in arge Bedrängnis, hält ihn zunächst hin, indem er ihm am nächsten Tag antwortet, er wolle es sich »bis künftigen Mittwoch« überlegen, »ob ich Ihnen das Achte Buch nochmals schicke« (13.8.1796; MA 8.1, S. 238), um ihm schließlich einen Tag vor Ablauf seiner Bedenkfrist die Bitte abzuschlagen: »Das Achte Buch des Romans soll noch von hier abgehen, damit, was mir gelungen sein möchte Sie im Druck überrasche, und was daran ermangeln mag uns Unterhaltung für künftige Stunden gewähre« (16.8.1796; MA 8.1, S. 241). Tags darauf meldet er Vollzug: »Da ich den Roman los bin so habe ich schon wieder zu tausend andern Dingen Lust« (17.8.1796; MA 8.1, S. 242).

Doch Goethe teilt Schiller nicht die volle Wahrheit mit. Tatsächlich schickt er laut Tagebucheintrag vom 26. August 1796¹⁸ das achte Buch erst gut eine Woche später als Schiller gegenüber angegeben an seinen Verleger Unger. Warum diese kleine Schwindelei? Goethe geht es nicht darum, weitere briefliche Bedrängnisse Schillers abzuwehren – in der einen erschwundenen Woche hätte postalisch ja ohnehin nicht viel passieren können. Er will vielmehr Schillers mündlichem Insistieren entgehen. Goethe reist nämlich am 18. August 1796 – nachdem er tags zuvor Schiller glauben gemacht hat, er habe das Manuskript schon abgeschickt – nach Jena, wo er bis zum 5. Oktober 1796 bleibt und Schiller mehrmals trifft. Diesem hat er jedoch durch seine Fehlinformation die Möglichkeit genommen, Verbesserungsvorschläge anzubringen, womöglich in Form von »kecken Pinselstrichen«. Schiller erhält von Goethe erst am 19. Oktober 1796 die Aushängebögen des achten Buches zugesandt, liest sie sofort voller Neugier, ist begeistert, kann sich jedoch nicht enthalten, noch einmal seine Forderung nach »etwas deutlicherer Pronunciation der HauptIdee« zu erwähnen (19.10.1796; MA 8.1, S. 257).

Ein Jahr später, am 20. Oktober 1797, kommt Schiller noch einmal auf Goethes *Meister*-Roman zu sprechen. Was er an ihm immer vermißt habe, schreibt er, die deutlichere Hinwendung zur Sphäre des Ideellen, sehe er jetzt in Goethes *Versepos Herrmann und Dorothea* realisiert. Ihn führe dieses Werk »(und zwar bloß durch seine rein poetische Form) in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meister aus der wirklichen Welt nicht ganz herausläßt« (20.10.1797; MA 8.1, S. 440).¹⁹ Goethes Antwortbrief läßt an hintergründiger Ironie nichts zu wünschen übrig: »Was Sie von Meister sagen verstehe ich recht gut, es ist alles wahr und noch mehr. Gerade seine Unvollkommenheit hat mir am meisten Mühe gemacht« (30.10.1797; MA 8.1, S. 444). Während sich Goethe einstmals Schiller gegenüber auf seine »Grille« und seinen »realistischen Tic« berief, um dessen Forderung nach »deutlicherer Pronunciation der HauptIdee« auszuweichen, bekennt er nun, daß ihm die Widersprüche des Romans, die er spielerisch »Additionsfehler« nennt, nicht ein-

18 »Absendung des 8ten Buchs Wilh. Mstrs. 20 Lagen zu 2 Bogen« (GT II,1, S. 78).

19 Hintergrund für Schillers Feststellung mag neben seiner Abwertung des Romans als »Halbbruder« der Poesie (*Über naive und sentimentalische Dichtung*; FA/Schiller 8, S. 763) auch seine in den *Ästhetischen Briefen* favorisierte Formdominanz sein. Für Schiller besteht das Geheimnis des Künstlers darin, »daß er den Stoff durch die Form vertilgt«, d. h. aufhebt (FA/Schiller 8, S. 641).

fach unterlaufen sind, sondern »am meisten Mühe gemacht« haben, es sich bei den Widersprüchen mithin um »Unvollkommenheiten« aus ästhetischem Kalkül handelt. Goethe wollte – um im von ihm gewählten Bild zu bleiben –, daß die Rechnung nicht aufgeht, daß es keine auktorial intendierte Rezeptionsperspektive gibt, der man nur zu folgen braucht, um dem Roman eine fixe Bedeutung zu entnehmen. Ganz im Gegenteil: Die von den Figuren des Romans verbindlich gemeinten Reden über Zufall und Schicksal, Irrtum und Lenkung, Freiheit und Notwendigkeit, Selbstentfaltung und Einordnung werden durch das Geschehen kritisch in Frage gestellt. Das zeigt sich besonders deutlich an den ideologischen Repräsentanten der Turmgesellschaft: dem Abbé und Jarno. Sie postulieren normative Ordnungen, denen sich die einzelnen zu fügen haben. Doch der einzelne fügt sich nicht. »Bloß keine Sentenzen mehr!«, entsetzt sich Wilhelm, als Jarno ihm noch einmal die Sprüche des Lehrbriefes vorlesen will. »Bloß keine Zwangstherapie!«, macht der Erzählfzusammenhang am Harfner klar, der dem Normalisierungsprogramm der Turmgesellschaft nur mit einem Opiumfläschchen standzuhalten vermag. »Bloß keine Verhaltensdisziplinierung!«, verdeutlicht der Roman am Schicksal von Felix, der nur deshalb überlebt, weil er sich den Erziehungsbemühungen nicht fügt und weiterhin aus der Flasche trinkt. »Bloß keine wohlüberlegten Heiratspläne!«, demonstrieren die komödienhaften Verwirrungen am Schluß des Romans, der zu einem – wenn auch ironisch gebrochenen – guten Ende kommt, nicht, weil es die planende Vernunft so wollte, sondern weil es der philologische Aufschneider Friedrich als Schabernack arrangierte.

Indem Goethes Roman zeigt, daß sich das Individuelle keinen vorgängigen Konzepten fügt, widersetzt er sich nicht nur in einzelnen Aspekten seiner Gestaltung, sondern grundsätzlich einer Auffassung, nach welcher der einzelne sich dem Allgemeinen unterzuordnen habe. Noch dreißig Jahre später verwahrt sich Goethe im Gespräch mit Eckermann (18.1.1825) gegen diejenigen – und er denkt dabei wohl auch an Schiller zurück –, die die *Lehrjahre* auf ihre Quintessenz hin festzulegen suchen: »Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist« (MA 19, S. 128). Diesem Begriff, der von Schiller so genannten »HauptIdee«, haben sich die *Lehrjahre* beharrlich entzogen, und zwar – wie Goethe lapidar bekennt – mittels einer »Unvollkommenheit«, die ihm »am meisten Mühe gemacht« habe.

MATTHEW BELL

*Anonymität und Autorschaft in den »Xenien«**

Nachdem Schiller und Goethe im Sommer 1794 zum ersten Mal »über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen« hatten, beschrieb Schiller die Übereinstimmung ihrer Ideen als »unerwartet«.¹ Was an dieser raschen Verständigung noch erstaunlicher sein mag, ist die Tragweite der in so kurzer Zeit entworfenen Prinzipien, was an dichterischer Praxis sie anregen und unterstützen konnten. Die Umsetzung dieser Prinzipien in die Praxis erfolgte aber nicht ganz ohne Probleme. Schiller und Goethe entwickelten sowohl eine eigene »Kunsttheorie« als auch einen eigenen Begriff der Autorschaft, demzufolge der Dichter der Weimarer Klassik seine eigene Identität verschleierte, indem er entweder hinter seine eigenen Werke zurücktritt oder sich dem klassischen Kanon unterordnet. So heißt es wenigstens in der frühesten Phase der Zusammenarbeit Schillers und Goethes. Ob dieser Begriff der Autorschaft wirklich zum prinzipiellen Kern der Weimarer Klassik gehört oder nur als pragmatisches Manöver zu betrachten ist, sei zunächst dahingestellt. Nirgends tritt er aber radikaler hervor als im Zusammenhang mit den *Xenien*. In der Sekundärliteratur wird oft behauptet, daß die *Xenien* durch die negative Aufnahme des ersten Jahrgangs der *Horen* veranlaßt wurden.² Sie bildeten also eine unmittelbare Reaktion, die sich dementsprechend psychologisch beschreiben läßt.³ So können die unüberlegten, unklugen *Xenien* vom prinzipiellen Inhalt der Weimarer Klassik sauber getrennt und als Fehler abgebucht werden.⁴ Entgegen dieser verbreiteten Ansicht soll hier gezeigt werden, inwiefern die *Xenien*-Kampagne in den Prinzipien der Weimarer Klassik verwurzelt war und daß demnach die psychologische Erklärungsweise den *Xenien* nicht gerecht wird. Anschließend wird die Entstehung der *Xenien* verfolgt und der in der ersten Phase der Weimarer Klassik entwickelte Begriff der Autorschaft erläutert. Im letzten Abschnitt wird dann die problematische Gestalt der *Xenien* auf diesen noch nicht ins Gleichgewicht gebrachten und später aufgegebenen Begriff der Autorschaft zurückgeführt.

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Die »Xenien« – Klassizismus und Autorschaft*. – Meinem Kollegen Christian Estermann, der mir bei der sprachlichen Gestaltung des Vortrags geholfen hat, möchte ich herzlich danken.

1 Schiller an Körner, 1.9.1794 (SNA 27, S. 34).

2 Z. B. Peter-André Alt: *Schiller: Leben – Werk – Zeit*. Bd. 2. München 2000, S. 330, und Reiner Wilds Kommentar in: MA, 4.1, S. 1124.

3 Alt (Anm. 2), Bd. 2, S. 329, 339 f.; Wild (Anm. 2), S. 1127.

4 Albert Bettex: *Der Kampf um das klassische Weimar, 1788-1798. Antiklassische Strömungen in der deutschen Literatur vor dem Beginn der Romantik*. Zürich, Leipzig 1935, S. 230 f.

Mit großen Hoffnungen auf den Markt gebracht, sollten die *Horen* die besten deutschen Autoren zusammenbringen und zur ersten literarischen Zeitschrift im deutschen Raum werden. Schiller war sich der Risiken eines solchen Unternehmens wohl bewußt, und er hatte Vorkehrungen getroffen. Die Konkurrenz sollte untergehen. Ihre Schwächen wurden von Goethe in einer »kleine[n] Recension« aufgezählt.⁵ Um aber die eigene Position als »Marktführer« zu sichern, mußte die Qualität in der Öffentlichkeit anerkannt werden. Zu diesem Zweck wurde mit der Redaktion der *Allgemeinen Literatur Zeitung* (ALZ) vereinbart, daß die ALZ von Cotta subventionierte Rezensionen der *Horen* bringen würde, was allerdings höchst ungewöhnlich war und nicht lange andauerte.⁶ Schon im Frühling 1795 wurde klar, daß die Stimmung des Publikums unfreundlich war. Cotta berichtete über kritische Äußerungen zu Schillers *Briefen über die ästhetische Erziehung*.⁷ Im September erschien die kritische Rezension Johann Kaspar Friedrich Mansos, im Oktober die des Kieler Philosophen Wilhelm Friedrich August Mackensen. Zu den Kritiken, die Schiller mangelnde Fachkenntnisse und überhitzte Rhetorik vorwarfen, gesellten sich auch Plagiats-Anschuldigungen gegen seinen Protegé Karl Ludwig von Woltmann. In seiner Reaktion auf die Rezensionen schwankte Schiller zwischen dem Impuls, die *Horen* gegen alle Angriffe zu verteidigen, und einer realistischen Inkaufnahme ihrer zweifelhaften Zukunft. Als Herausgeber war er aber nicht nur schlechten Kritiken ausgesetzt: Auch die Autoren bereiteten ihm Sorgen, vor allem Johann Gottlieb Fichte. Am 30. Oktober schreibt Schiller an Cotta, er müsse »den *Horen* jetzt jede Minute widmen«, und fragt, ob Cotta wirklich weitermachen wolle (SNA 28, S. 89). Zwei Tage später ist er wieder in Kampf Stimmung: »Wir leben jetzt recht in Zeiten der Fehde«, schreibt er an Goethe: »Es ist eine wahre Ecclesia militans – die *Horen* meyne ich«.⁸ Anfang Dezember aber bekennt er in einem Brief an Wilhelm von Humboldt, er wolle die *Horen* aufgeben.⁹ Die zwölfte Nummer wiederum enthält den Aufsatz *Die sentimentalischen Dichter*, in dem Schiller trotz Humboldts Bedenken auf Christoph Friedrich Nicolai und andere losschlägt.¹⁰

Besonders gefährlich war der von Friedrich August Wolf gegen Herders Aufsatz *Homer, ein Günstling der Zeit* gerichtete Vorwurf des Plagiats. Auf Drängen Herders wurde diskutiert, ob ein Gegenangriff veröffentlicht werden sollte. Goethe aber schlug vor, Schiller solle am Ende des Jahres eine Kritik aller Rezensionen der *Horen* verfassen:

Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehn? und sammeln was gegen die *Horen* im allgemeinen und besondern gesagt ist und hielten am Schluß des Jahrs

5 Goethe an Schiller, 11.3.1795 (WA IV, 10, S. 242).

6 Siegfried Seifert: *Goethe und die Kulturvermittlung durch Journale*. In: *Goethe und die Weltkultur*. Hrsg. von Klaus Manger. Heidelberg 2003, S. 108 f.

7 Cotta an Schiller, 13.3.1795 (SNA 35, S. 170).

8 Schiller an Goethe, 1.11. 1795 (SNA 28, S. 93). Vgl. Schiller an Goethe, 29.11.1795 (SNA 28, S. 114).

9 Schiller an Wilhelm von Humboldt, 7.12.1795 (SNA 28, S. 124-126).

10 14.12.1795 (SNA 36.1, S. 48).

darüber ein kurzes Gericht, bey welcher Gelegenheit der Günstling der Zeit auch vorkommen könnte. Das hällische philosophische Journal soll sich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet brennen sie besser.¹¹

Hier sieht man, wie die *Xenien* als Reaktion auf die Aufnahme der *Horen* zu verstehen wären, denn die Metapher des Feuers wird zum Motiv der Distichen, die dann als »Füchse mit brennenden Schwänzen« apostrophiert werden: Diese sollen die »papierene Saat« Deutschlands »verderbe[n]« (WA I, 5.1, S. 211). Die Idee einer Kritik aller Zeitschriften, die sich in den *Xenien* verwirklichen sollte, war jedoch schon im März – also vor dem Erscheinen der Rezensionen – erörtert worden. Hier wies Goethe wieder auf die dürftige Qualität der Konkurrenz hin:

Wenn wir uns streng und manigfaltig erhalten, so stehen wir bald oben an, denn alle übrigen Journale tragen mehr Ballast als Waare; und da uns daran gelegen ist unsre Arbeit zu weiterer eigner Ausbildung zu benutzen; so kann nur gutes dadurch entstehen und gewirckt werden. (WA IV, 10, S. 242)

In dieser Hinsicht geht die Thematik der *Xenien* auf eine frühere Phase, vor der Rezeption der *Horen*, zurück. Das Bild des mit wertlosem Ballast angefüllten Fahrzeugs kehrt im Distichon *Currus virum miratur inanes* wieder. Hier sind es Wagen, die nichts befördern und (trotzdem) vom Volk bewundert werden:

Wie sie knallen, die Peitschen! Hilf Himmel! Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wie wenig Gepäck!
(WA I, 5.1, S. 240)

Wie Schiller schwankte auch Goethe zwischen Resignation und Kampfeslust. Manchmal empfahl er Zurückhaltung, wie z.B. in einem Brief an Schiller vom 16. Mai 1795:

Lassen Sie uns nur unsern Gang unverrückt fortgehen; wir wissen was wir geben können und wen wir vor uns haben. Ich kenne das Possenspiel des deutschen Autorwesens schon zwanzig Jahre in und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabey nichts zu sagen. (WA IV, 10, S. 258)

Peter-André Alt schreibt diese Zurückhaltung der Tatsache zu, daß die *Horen* keine finanzielle Bedeutung für Goethe hatten.¹² Damit läuft man Gefahr, Goethes Anteil am Projekt zu unterschätzen: Er leistete einen gewaltigen Beitrag zur Organisation der *Horen*. Außerdem war die Zurückhaltung eine mühevoll errichtete Fassade, die er, wie er in diesem Brief bekennt, seit zwanzig Jahren – also seit der Veröffentlichung der *Leiden des jungen Werthers* – bewahrte. Die Neigung des deutschen Publikums, das Schicksal fiktionaler Personen für moralische Wirk-

¹¹ Goethe an Schiller, 28.10.1795 (WA IV, 10, S. 317 f.). Vgl. Schiller an Herder, 30.10.1795 (SNA 28, S. 92 f.).

¹² Alt (Anm. 2), Bd. 2, S. 205.

lichkeit zu nehmen, hatte ihn damals so überrascht, daß er in den folgenden Jahren lieber nicht über *Werther* sprach. War also wirklich weiter nichts dazu zu sagen? Keineswegs. Die unveröffentlichte erste Fassung der zweiten *Römischen Elegie* enthielt einen bitteren Kommentar über diese Epoche:

Fraget nun wen ihr auch wollt! mich werdet ihr nimmer erreichen
 Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt!
 Ob denn auch Werther gelebt? ob denn auch alles fein wahr sey?
 Welche Stadt sich mit Recht Lottens der Einzigen rühmt?
 Ach wie hab ich so oft die thörigten Blätter verwünscht,
 Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht.
 Wäre Werther mein Bruder gewesen, ich hätt ihn erschlagen,
 Kaum verfolgte mich so rächend sein trauriger Geist.
 (WA I, 1, S. 413)

Das Gedicht war auch prophetisch, denn im Sommer 1795, nachdem die *Römischen Elegien* in den *Horen* erschienen waren, wurde die Person Goethes wieder zum Skandal. Ende Juli schrieb Charlotte von Stein an Charlotte Schiller über die *Elegien*:

[...] ich habe für diese Art Gedichte keinen Sinn. In einer einzigen, der sechsten, war etwas von einem innigeren Gefühl; ich glaube, daß sie schön sind, sie tun mir aber nicht wohl. Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, so lief es doch zuletzt auf Moral hinaus, oder er verband es mit *ridicules*, soviel ich davon gelesen habe. Auch schrieb er diese Szenen nicht von sich selbst.¹³

In den kommenden Jahren war noch viel zu diesem Thema zu sagen.

Ein kleiner Unterschied zwischen Goethes und Schillers Verhalten läßt sich schon im Sprachgebrauch der beiden feststellen. Die von Schiller häufig gebrauchte Metaphorik des Krieges findet man bei Goethe nur selten. Eine Ausnahme bildet ein Brief, in dem Goethe sich über Friedrich Leopold Graf zu Stolbergs Vorrede zu dessen Platon-Übersetzung beschwert:

Haben Sie schon die abscheuliche Vorrede Stolbergs zu seinen platonischen Gesprächen gelesen? Die Blößen, die er darinne giebt sind so abgeschmackt und unleidlich, daß ich große Lust habe drein zu fahren und ihn zu züchtigen. Es ist sehr leicht die unsinnige Unbilligkeit dieses bornirten Volks anschaulich zu machen, man hat dabey das vernünftige Publicum auf seiner Seite und es giebt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschweigens, Verruckens und Verdrückens, die sie gegen uns führt, hat sie lange verdient daß ihrer nun auch in Ehren und zwar in der Continuation gedacht werde.¹⁴

13 Hans Gerhard Gräf: *Goethe über seine Dichtungen*. Frankfurt a.M. 1901-1914, Teil III, Bd. 1, S. 176 f.

14 Goethe an Schiller, 21.II.1795 (WA IV, 10, S. 334).

Inzwischen verhärtete sich Goethes Haltung. Dieselbe Metapher kommt in einem *Xenien* vor, das wohl als Antwort auf Stolberg und sein ›borniertes Volk‹ zu verstehen ist:

Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch;

Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.

(WA I, 5.1, S. 212)

Die *Xenien* gaben Goethe die Gelegenheit, Stolberg und andere ›bornierte‹ Christen zu »züchtigen«. In dieser Hinsicht muß betont werden, daß vieles in den *Xenien* nur sehr locker mit den *Horen* zusammenhängt. In den *Xenien* werden nicht nur diejenigen persifliert, die die *Horen* kritisch rezensiert hatten. Die in den *Xenien* Angegriffenen sind, mit nur wenigen Ausnahmen, alte Bekannte Schillers und Goethes, wie Peter-André Alt gezeigt hat.¹⁵ Die *Xenien* waren zum großen Teil eine Abrechnung mit alten Widersachern. Der eben zitierte Brief drückt die wesentliche Motivation Goethes für die *Xenien*-Kampagne aus. Es galt, die »Halbheit« in allen Formen, aber vor allem beim ›bornierten Volk‹, aufzudecken. Obwohl die *Xenien* durch die *Horen*-Rezensionen ausgelöst wurden, gehen viele Themen der *Xenien* auf frühere Phasen zurück. Man könnte auch sagen, die *Xenien* ließen zwanzig Jahre auf sich warten.¹⁶

Am 23. Dezember formuliert Goethe schließlich die Idee, die Feinde in einer Reihe von Epigrammen im Stile Martials anzugreifen:

Den Einfall auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie die *Xenia* des Martials sind, der mir dieser Tagen gekommen ist, müssen wir cultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein Paar zur Probe. (WA IV, 10, S. 353).

Während dieser kritischen Zeit edierten Schiller und Goethe den *Musen-Almanach für das Jahr 1796*, worin sich die schon vor fünf Jahren verfaßten *Venezianischen Epigramme* befanden, die Goethe jetzt durch eine Reihe von zeitkritischen Epigrammen zur Naturwissenschaft, Politik und Kunst ergänzte.¹⁷ Diese Gedichte waren auch Ausdruck der Kampagne gegen das ›bornierte Volk‹. Die Rezension der *Journalen* also, die Goethe im Kontext der Wolf-Herder-Kontroverse vorgeschlagen hatte, verband sich mit der laufenden Provokation des ›bornierten Volks‹ und wurde in Form der *Xenien* in diese Kampagne aufgenommen.¹⁸

¹⁵ Alt (Anm. 2), Bd. 2, S. 338.

¹⁶ Goethe mag eine von den Stolbergs geheim geführte Fehde deswegen gewittert haben, weil er selbst zu dieser Zeit eine Neigung zur Geheimnistuerei empfand. Wenn Schiller sich in der Metaphorik des Kampfes ausdrückt, bevorzugt Goethe eine Metaphorik des Versteckens und der Verheimlichung. Vgl. z. B. den Brief an Schiller, 1.10.1794 (WA IV, 10, S. 200).

¹⁷ Vgl. Goethe an Schiller, 26.10.1794 (WA IV, 10, S. 203 f.).

¹⁸ Daß die *Venezianischen Epigramme* als Vorläufer der *Xenien* zu sehen sind, haben schon Erich Schmidt und Bernhard Suphan erkannt: *Xenien 1796*. Hrsg. von Erich Schmidt u. Bernhard Suphan. Weimar 1893, S. XVIII.

In den *Xenien* entfaltet sich ein neuer Begriff der Autorschaft, dessen auffallendste Merkmale Anonymität und Zusammenarbeit sind. Diese waren zwar pragmatische Reaktionen auf die Situation, in der sich der nach Beiträgen suchende Herausgeber Schiller und der das Herzogtum Sachsen-Weimar vertretende Geheimrat Goethe befanden, aber sie entstanden auch aus der Diskussion über das Wesen der Kunst. Es handelte sich schon am Anfang um Prinzipien, vor allem um das von Karl Philipp Moritz entwickelte Prinzip der Kunstautonomie. Indem ich im Vorhergehenden behauptete, daß die Wurzeln der *Xenien* tiefer und weiter reichen als gewöhnlich anerkannt wird, wollte ich das Fundament für das folgende Argument legen: Der Begriff der Autorschaft, der den *Xenien* zugrunde liegt, kann aus den Prinzipien der Weimarer Klassik hergeleitet werden. In diesem Sinne könnte man die Anonymität nicht nur als nachträgliche Rechtfertigung einer pragmatischen Notwendigkeit sehen, sondern als aus dem Begriff der Kunstautonomie hervorgehendes Prinzip. So hat wenigstens Goethe versucht, die Anonymität zu rechtfertigen. Dasselbe gilt für die Zusammenarbeit Schillers und Goethes. Als Schiller das *Xenien*-Projekt Christian Gottfried Körner und Wilhelm von Humboldt ankündigte – er hatte Goethe versprochen, er würde niemandem etwas davon erzählen –, betonte er mit Stolz, daß es ein »gemeinschaftliche[s] Opus« sei.¹⁹ Die beiden Dichter würden sich die Form des Epigramms zu eigen machen und sich durch freiwillige Selbstbeschränkung einem gemeinsamen Stil annähern.²⁰ Das Werk sei auch gemeinschaftliches Gut und nur als solches zu veröffentlichen. Die Autorschaft der einzelnen Gedichte würden sie niemals verraten. Ein Jahr zuvor war die Anonymität der Beiträge zu den *Horen* ein Diskussionsthema zwischen Schiller, Goethe und Cotta gewesen. Wegen seiner exponierten Stellung als hoher Beamter hatte Goethe totale Anonymität für sich verlangt.²¹ Schiller befand sich in einer schwierigen Lage. Auf Goethes Teilnahme wollte er nicht verzichten, aber eine öffentliche Teilnahme Goethes war wertvoller als eine anonyme. Cotta war natürlich gegen die Anonymität, die, wenn sie für Goethe gälte, auch den anderen Mitarbeitern gewährt werden müßte und so seinen und Schillers Plan, die besten Schriftsteller Deutschlands *öffentlich* zusammenzubringen, vereiteln würde. Man einigte sich auf einen Kompromiß. Man würde erst am Ende eines Jahrgangs die Autoren nennen.²² Die Leser würden wohl im voraus wissen, wer an der Zeitschrift beteiligt sei, aber erst später erfahren, wer für jeden Beitrag verantwortlich ist. Ein Teil der negativen Reaktion auf die *Horen* ist auf diesen Kompromiß zwischen Anonymität und Öffentlichkeit zurückzuführen, der dann zu Spekulationen über die Autorschaft der Beiträge einlud und somit zu Mißverständnissen zwischen Schiller und seinem Publikum führte.

Wenn auch diese Kompromißlösung weder Goethes Forderungen genügte noch Schillers Bedürfnissen gerecht wurde, so entsprach sie wenigstens dem Auto-

19 Schiller an Körner, 18.1.1796 (SNA 28, S. 166).

20 Schiller an Humboldt, 1.2.1796 (SNA 28, S. 181).

21 Vgl. Goethe an Schiller, 6.12.1794 (WA IV, 10, S. 212): »dadurch wird mir ganz allein möglich mit Freyheit und Laune, bey meinen übrigen Verhältnissen, an Ihrem Journale theilnehmen zu können«.

22 Schiller an Cotta, 14.11.1794 (SNA 27, S. 84).

nomieprinzip. Solange dem Leser die Identität des Autors vorenthalten wurde, galt seine Aufmerksamkeit allein dem Stoff und wurde durch kein Interesse an der Person des Autors abgelenkt. Obwohl Goethe die Nachteile dieser Kompromißlösung bekannt waren, blieb ihm das Prinzip wichtig:

Zwar weiß ich wohl daß wir sehr offenbar Versteckens spielen, doch halte ich es für sehr ersprießlich: daß der Leser wenigstens erst urtheilen muß eh er erfährt wer sein Autor sey.²³

Die Anonymität diente also nicht nur dem Schutz, sie war zugleich ein Ziel. Wie Schiller in seiner Ankündigung der *Xenien* betonte, entwickelte er mit Goethe einen gemeinsamen Stil, der es dem Leser schwermachen würde, einzelne Gedichte ihren Autoren zuzuschreiben.²⁴ Mit der Spekulation über die Autorschaft der *Horen*-Beiträge sahen sie sich in diesem Zweck bestätigt. Schillers Gedicht *Theilung der Erde* wurde Goethe zugeschrieben, während Goethes Aufsatz über den *Litterarischen Sansculottismus* Schiller zugeschrieben wurde.²⁵ Goethe begrüßte die Verwechslung:

Daß man uns in unsern Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen. (WA IV, 10, S. 355)

Ähnliches galt für die *Xenien*. Selbst Humboldt konnte zwischen Schillers und Goethes Distichen nicht unterscheiden.²⁶ In dieser Hinsicht kann man die Anonymitätspolitik als Erfolg betrachten. Trotzdem war das Publikum immerhin versucht, über die Identität der Autoren wie auch der von den *Xenien* betroffenen Personen zu spekulieren. Auch hing der Erfolg der *Xenien* zum großen Teil von dieser Versuchung ab, wie beide Dichter erkannten.²⁷ Der Versuch, das deutsche Lesepublikum von seinen Gewohnheiten abzubringen, war schließlich nicht realistisch durchdacht. Der Rückschlag bestätigte Goethe in seinem Pessimismus. Im Mai 1797 schreibt er an Schiller: »Von der [...] lieben deutschen Literatur habe ich rein Abschied genommen. Fast bey allen Urtheilen waltet nur der gute oder der böse Wille gegen die Person«.²⁸

Wie die Anonymität hatte auch die Zusammenarbeit eine sowohl theoretische als auch praktische Begründung. Als die ersten Antworten auf die *Xenien* Ende November und Anfang Dezember 1796 erschienen, arbeitete Goethe an einem neuen Gedicht, einer Elegie, die sein episches Projekt *Herrmann und Dorothea* erklären und verteidigen sollte. Vor allem Mansos und Johann Gottfried Dyks *Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen*, mit ihren unübersehbaren Hinweisen auf Goethes häusliche Verhältnisse,

23 Goethe an Schiller, 27.1.1795 (WA IV, 10, S. 231).

24 Schiller an Humboldt, 1.2.1796 (SNA 28, S. 181).

25 Schiller an Goethe, 23.12.1795 (SNA 28, S. 142).

26 Schiller an Goethe, 23.10.1796 (SNA 28, S. 316).

27 Vgl. Goethe an Schiller, 26.10.1796 (WA IV, 11, S. 243 f.), Schiller an Goethe, 18.11.1796 (SNA 29, S. 85).

28 Goethe an Schiller, 17.5.1797 (WA IV, 12, S. 124 f.).

zeichneten sich, so Schiller, als ein »schmutziges Produkt« aus. Daß die neue Elegie auch in Verbindung mit den *Xenien* und der erwarteten Reaktion des Publikums auf diese zustande gekommen war, läßt sich deutlich aus Goethes nächstem Brief an Schiller erkennen. Souverän auf den »Dykschen Ausfall« herunterblickend, fügt Goethe das neue Gedicht bei und begleitet es mit einer Erklärung seiner und Schillers Prinzipien. »Den Dykschen Ausfall« habe er, der »die Deutschen so lange kenne, nicht besonders gefunden«. Der Deutsche sehe in einem Gedicht »nur Stoff«. Jedenfalls sei die Zeit der Kompromisse und Koexistenz mit diesem bornierten, undankbaren Volk längst vorbei:

Wenn ich aber aufrichtig seyn soll, so ist das Betragen des Volks ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles was sie gegen ihn in Petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheiden, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeicheley und Rücken und Zurechtlegen, einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Gebärde. (WA IV, 11, S. 280)

Der Verweis auf den 1793 verstorbenen Karl Philipp Moritz erinnert in seiner unverkennbaren Bitterkeit an die gegen Adolf Heinrich Friedrich von Schlichtegrolls *Nekrolog* gerichteten *Xenien*.²⁹ Elegie und Brief sollen also auch die Veröffentlichung der *Xenien* rechtfertigen und das eigene Selbstbewußtsein weiterhin kräftigen. Die Elegie legt Gewicht auf das Prinzip der Autonomie: Der Dichter wird von »kein[em] Name[n] [ge]täuscht«. Er beurteilt Werke und nicht die Namen der jeweiligen Künstler. Dann folgt eine vielleicht überraschende Würdigung Wolfs, dessen *Prolegomena* in den *Xenien* angegriffen worden waren:

Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
(WA I, 1, S. 293 f.)

Warum nimmt Goethe seine Kritik an Wolf innerhalb weniger Monate zurück? Der Begriff des Genies, der noch in den *Xenien* spukte, wird hier endlich zugunsten der Prinzipien der Zusammenarbeit und der Entsagung der individuellen Manner verdrängt. Denn Genie war immer mit Identität verbunden, die hier mit dem Verweis auf den »Namen« Homers explizit verworfen wird. Statt dessen soll jetzt, dank Wolf, ein Autorenkollektiv zustande kommen. Nicht zu unterschätzen ist auch die Tatsache, daß Wolf die *Xenien* begrüßt hatte. Dadurch wurde auch er zum Mitglied der kleinen Gemeinschaft von Gleichgesinnten. Ähnlicherweise enthält die Elegie eine Würdigung des Homer-Übersetzers und Idyllen-Dichters

29 Vgl. die Distichen *Nekrolog* und *Moritz* (WA I, 3, S. 211, 280).

Johann Heinrich Voß, der *honoris causa* auch der Gemeinschaft angehörte. Das Autorenkollektiv reicht von dem modernen Epiker Voß in die antike Vergangenheit zurück. Die antiken Dichter sind nicht nur Modelle, die, wie hier Properz, einen modernen Dichter »begeister[n]« können; sie haben auch eine eigentliche Gegenwart, die noch gefühlt werden und noch wirken kann. In diesem Sinn hat sich der Epigrammatiker Martial zu dem Dichter der *Venezianischen Epigramme* gesellt und ist somit Teil der noch immer lebendigen Tradition.

Gesetzt den Fall, daß man sich der individuellen Manier entledigen kann, wodurch wird sie dann ersetzt? Im Prinzip müßte die Manier hinter einen objektiven Stil zurücktreten. Ein Stil kann objektiv im Sinne von »gegenständlich« sein: d. h., der Stil wird durch den darzustellenden Gegenstand bestimmt. Es gibt noch eine zweite Quelle der Objektivität. Ein Stil kann auch objektiv sein, indem er sich von der Person seines Schöpfers befreit und zum Bestandteil einer Tradition wird. Dieser zweiteilige Begriff der Objektivität wurde erst 1797 in dem Aufsatz *Über epische und dramatische Dichtung* von Schiller und Goethe herausgearbeitet. Der darzustellende Gegenstand, handle es sich um eine Geschichte oder eine Stimmung, prägt die Gattung, und die Gattung prägt den Stil. Das wird zum großen Teil schon durch die literarische Tradition vorgegeben, und zwar in der reinsten Form durch »die Alten«, wie es in der Elegie *Herrmann und Dorothea* heißt. Die für den Krieg geeignete Gattung z. B. ist das Epos, und der epische Stil ist der homerische Stil. Will man ein Gedicht über den Krieg schreiben, so ahmt man Homer nach. Die persönliche Manier wird durch den homerischen Stil ersetzt. Dadurch aber entstehen poetische Möglichkeiten, die etwas komplizierter und interessanter sind, als die vielleicht etwas naiv anmutende Theorie erwarten läßt. Vor allem ergibt sich eine Verdoppelung der Stimmen, indem der Dichter durch die Stimme eines anderen spricht. Dies wird dadurch verstärkt, daß mancher nachzuahmende Stil nicht objektiv im Schiller-Goetheschen Sinn, sondern eher die persönliche Manier eines antiken Dichters ist. Das gilt z. B. für die Stimme des Properz oder des Martial oder Juvenal, jene zwei Dichter die für die »gottlose Satyre« der *Xenien* maßgeblich sind. In diesem Sinn wirft die diachronische Dimension des Autorenkollektivs komplexe Fragen auf.

Ähnliches gilt für die synchronische Dimension. Im Januar 1796 hält sich Goethe bei Schiller in Jena auf, wo zwei Wochen an den *Xenien* gedichtet wird. Schiller berichtet Körner und Humboldt mit Begeisterung über diese Zusammenarbeit. Prinzipien der Verfasserschaft werden festgelegt. Man beharrt auf einer strikten Gemeinsamkeit der Eigentumsrechte und Verantwortung. Nach dieser Zeit des Zusammenseins muß die Zusammenarbeit etwas lockerer vorangehen. Briefe zwischen Weimar und Jena werden von einer Handschrift der *Xenien* begleitet, die Schiller das »wandernde Exemplar« nennt. Alle Äußerungen Schillers und Goethes in dieser Arbeitsphase sind positiv, und es gibt keinen Grund, an diesem Bild der Zusammenarbeit zu zweifeln. Andere Dimensionen des Projekts wurden aber am Anfang nicht bedacht. Klar war, daß die Distichen Ende 1796 veröffentlicht werden sollten, voraussichtlich in Schillers *Musen-Almanach für das Jahr 1797*, der September 1796 erscheinen würde. Vermutlich wurde stillschweigend angenommen, daß Schiller die Rolle des Herausgebers übernehmen würde. Es war vorgesehen, daß nicht alle Distichen veröffentlicht würden. Man

würde »sortieren« müssen. Daß aber die Verantwortung für dieses Sortieren nicht besprochen worden war, geht aus einem Brief Schillers an Humboldt hervor: Schiller werde Humboldt und Körner zum »Sortieren [...] vorschlagen«.³⁰ Goethe hatte Schiller zur Verschwiegenheit verpflichtet, und hier mußte Schiller Humboldt mahnen, »von dieser Eröffnung vor der Hand auch Göthen selbst nichts zu sagen«. Dies hätte kein großes Gewicht gehabt, wenn Klarheit über die endgültige Form der Distichensammlung geherrscht hätte. Schiller gab zu, daß »keine strenge Form möglich« sei, und sprach statt dessen von »eine[r] gewisse[n] Allheit oder lieber Unermeßlichkeit«, welche »das Werk auch an sich tragen [solle]«. »[...] das Ganze [habe] einen laxen Plan«, meinte er.³¹ Wie die einzelnen Gedichte zum Ganzen organisiert werden sollten, wurde also nicht festgelegt.

Daß die Herausgeberrolle und die Gestalt des Ganzen nicht bestimmt wurden, wird vielleicht dadurch erklärt, daß sich die *Xenien* auf ein traditionelles Modell stützten. Genauer gesagt, sind hier zwei Konzepte für die endgültige Form der Gedichte im Spiel. Das erste folgt den *Xenia* Martials, das zweite hat die anderen Bücher Martials und Goethes sich auf Martial gründende *Venezianische Epigramme* zum Vorbild. Die Verschmelzung dieser beiden Muster geht auf die frühe Entstehungsphase der *Xenien* zurück. Die *Xenia* bilden das dreizehnte Buch der Epigramme Martials. Anders als die ersten zwölf Bücher, bestehen die *Xenia* (mit Ausnahme der drei ersten Gedichte) aus Distichen. Jedes Distichon bietet eine Bemerkung über ein Geschenk (*xenion*) an, das ein Gastgeber nach herkömmlichem Gebrauch seinen zum Abendessen eingeladenen Gästen überreicht. Die Distichen sollen die Geschenke ergänzen, oder, wie Martial scherzhaft einem Leser vorschlägt, der sich über den Preis der *Xenia* beschweren möchte, der Gastgeber könne die Gedichte statt Geschenken überreichen und so Geld sparen. Der Ton der Sammlung ist also nur leicht ironisch und spielerisch. Statt Geschenken sollen nach Goethes Plan die deutschen Zeitschriften kommentiert werden.³² Wird aber der Inhalt der Gedichte auf Zeitschriften beschränkt, so kann der Stoff nicht für ein ganzes Buch Epigramme reichen. Auf Goethes Vorschlag antwortend, will Schiller den Themenkreis erweitern: Nicht nur Zeitschriften, sondern auch »einzelne Werke« sollen kommentiert werden.³³ Dieser Vorschlag erhält Goethes Zustimmung. Die neuen *Xenien* wollen also satirische Kritik an der modernen literarischen Welt im allgemeinen üben.

Der Versuch, Martial als Muster zu benutzen, um dem Projekt klare Umrisse und Ziele zu geben, ist eigentlich eine der Ursachen seines Scheiterns. Das Ziel war, in Anlehnung an Martial, eine Sammlung von etwa einhundert Distichen hervorzubringen. Einige Hunderte sollten geschrieben und danach streng sortiert werden.³⁴ Während aber Martials *Xenia* höchstens ein leicht ironisches Spiel mit den römischen Traditionen der Gastfreundschaft treiben und eher spielerisch als satirisch sind, geht aus Schillers Reaktion auf den Plan hervor, daß es ihm vor

30 Schiller an Humboldt, 4.1.1796 (SNA 28, S. 155).

31 Schiller an Humboldt, 1.2.1796 (SNA 28, S. 181 f.).

32 Vgl. das Distichon »Viele Bücher genießt ihr« (WA I, 5.1, S. 221).

33 Schiller an Goethe, 29.12.1795 (SNA 28, S. 151).

34 Schiller an Humboldt, 4.1.1796 (SNA 28, S. 155).

allem um schonungslose Satire geht. »Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig darnach greifen«, meint Schiller in einem Brief an Humboldt.³⁵ Eine andere Vorstellung von der Stimmung der Gedichte gibt sich in einem Vorschlag Goethes zu erkennen, die Distichen sollen durch eine Art sokratischer Ironie die Worte der Widersacher gegen ihre Urheber drehen.³⁶ Hier hat man nicht Frontalangriffe auf die Gegner im Blick, sondern eine subtile und erst nachträglich wirkende Zersetzung.

In Martials witzigem Vorschlag, man könne seine *Xenia* statt Geschenken überreichen, könnte man vielleicht eine skeptische Distanz zur gesellschaftlichen Konvention sehen. Immerhin sind die Gedichte Martials in dieser Konvention fest eingebettet. Die in den Überschriften der Distichen genannten Geschenke werden nicht satirisch behandelt; wenn z.B. die Armseligkeit der billigeren Geschenke betont wird, dann geht es nicht darum, den Geiz der Gastgeber zu verspotten. Die *Xenien* Goethes und Schillers tragen auch Überschriften. (Durch diese Konvention erhalten sie eine formale Kohärenz.) Aber die Beziehung der *Xenien* zu ihrer gesellschaftlichen Umwelt ist ganz anders als bei Martial. Für Schillers *Musen-Almanach für das Jahr 1797* bestimmt, könnten die *Xenien* auch als Geschenke gelten, jedoch nur in einem tief ironischen Sinn. Almanache dieser Art wurden oft als Weihnachtsgeschenke überreicht. Ein weiterer Bezug auf die Jahreszeit verbindet die *Xenien* aber mit den anderen Büchern Martials. Wenn Martial die Ausgelassenheit seiner Epigramme entschuldigt, stützt er sich auf die traditionelle Stimmung der römischen Saturnalia: »Clamant ecce mei ›Io Saturnalia‹ versus«. ³⁷ Im vierzehnten Buch heißt es, daß er seine Gedichte während der Saturnalia schreibt, denn was gäbe es sonst »in diesen besoffenen Tagen« zu tun? Die Schiller-Goetheschen *Xenien* wurden zugleich für die Weihnachtszeit bestimmt und während der leeren Januartage geschrieben. Obwohl dieser Bezug auf den Martialschen Kontext nicht explizit hervortritt, ist er als stimmunggebender Hintergrund zu spüren. Das gerade zitierte Epigramm Martials, das den eigenen Mangel an Moral betont, steht als Motto über den *Xenien*, wird aber in ihrem neuen Kontext umfunktioniert. Nur die ersten zwei Distichen des Epigramms werden zitiert, und der Bezug auf die Saturnalia fehlt. Martials Epigramme gelten als Produkt der Saturnalia, weil sie die übliche Moral und Gesellschaftsordnung nicht respektieren:

Triste supercilium durique severa Catonis
frons et aratoris filia Fabricii
et personati fastus et regula morum,
quidquid et in tenebris non sumus, ite foras.
(Mart. XI, 2, 1-4)

Am Anfang der *Xenien* zitiert, geben diese Zeilen einen klassischen Beleg für die prinzipielle Autonomie der Dichtung. Die Tatsache, daß der Bezug Martials auf die Jahreszeit hier fehlt, unterstützt das Autonomieprinzip, denn zu jeder Zeit und

35 Ebd.

36 Schiller an Goethe, 30.12.1795 (WA IV, 10, S. 356).

37 M. Valerii Martialis: *Epigrammaton libri*. Hrsg. von W. Heraeus u. I. Borovskij. Leipzig 1982, XI, 2, S. 255. Vgl. auch Mart. XIV, 1.

nicht nur während der Saturnalia soll frei gedichtet werden. Der römische Kontext verschwindet also, während moderne polemische Bedürfnisse in den Vordergrund treten. Weniger polemisch wirkt ein weiterer, wieder auf Martial zurückgehender Versuch, sich gegen die moralische Kritik abzuschirmen. Wiederholt wendet sich Martial an den Leser, »der zu ernst ist«, mit dem Rat, er solle sich zurückziehen und sich nicht um diese trivialen Gedichte kümmern. Martial weiß, daß er diese scheinbare Verunglimpfung seiner Gedichte auch witzig ausnutzen kann.³⁸ Worüber man sich in der Öffentlichkeit empört, das genießt man zu Hause allein. Dieser in der antiken Epigrammatik traditionelle Topos kommt auch in den *Xenien* vor, nur in gedämpfter Form, wie z. B. im Distichon *An den Leser*:

Lies uns nach Laune, nach Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.
(WA I, 5.1, S. 221)

Die Nähe zu Martial läßt sich also wiederholt, und vor allem in den programmatischen Teilen der *Xenien*, belegen. Oft läßt sich aber ein Bedeutungswandel feststellen. Die antiken Topoi werden ironisiert, parodiert, abgeschwächt, und vor allem in Kulturkritik umfunktioniert. Es tut sich also eine Distanz zum Vorbild auf. Martials Witz wird zur Kulturkritik, sein gutmütiges Spiel mit römischen Traditionen wird zur bitteren Satire auf die deutsche Kultur. Diesen Kontrast möchte ich hervorheben, denn er ist symptomatisch: dort eine großzügige, mit sich selbst einige Kultur, hier offener Krieg.

Das antike Vorbild erhält zwei Funktionen: In seiner Freiheit beweist Martial das Prinzip der Autonomie, aber zugleich dient die Gesundheit Martials als Waffe im Angriff auf die ungesunde Kultur der Moderne. Dieselbe Konstellation findet man in den *Römischen Elegien* und den *Venezianischen Epigrammen*, wie Reiner Wild in seiner Analyse der klassischen Lyrik Goethes überzeugend ausgeführt hat.³⁹ So wäre gegen die *Xenien* als poetisches Ganzes wenig einzuwenden. Eine Schwäche wäre vielleicht das Fehlen eines konkreten, durchgestalteten Kontextes, wie ihn Rom in den Elegien und Venedig in den Epigrammen darstellt. Dies wird durch Schillers Versuch, die *Xenien* an die Leipziger Buchmesse zu binden, kaum ersetzt, denn erstens ist der Leipziger Kontext nur am Anfang sichtbar, und zweitens wirkt er eher abstrakt als konkret. Weit problematischer aber ist die Unklarheit des Konzepts, denn aus der Entstehung der *Xenien* wird deutlich, wie das *Xenia*-Modell das Modell der *Venezianischen Epigramme* überlagert. Dies zeigt sich vor allem bei der Gestaltung. Nach dem ursprünglichen Plan galt es, die Form und das Ausmaß des Ganzen eng an Martial und seine *Xenia* zu binden. Was nicht hineingehörte, »[würde] sich wie ein fremder Körper schon separieren«. ⁴⁰ Dementsprechend wurde bei der Komposition der einzelnen Distichen die thematische

38 »qui gravis es[t] nimium«, Mart. XI, 16, 1. Vgl. Martial: *Book XIV: The Apophoreta*. Text with Introduction and Commentary. Hrsg. von T. J. Leary. London 1985, S. 21. Vgl. auch Mart. XIII, 2, 4-5, XIV, 1, 7-8, und Nigel M. Kay: *Martial, Book XI. A Commentary*. London 1985, S. 52.

39 Reiner Wild: *Goethes klassische Lyrik*. Stuttgart, Weimar 1999, S. 38-81.

40 Goethe an Schiller, 20.1.1796 (WA IV, 11, S. 12).

Geschlossenheit des Ganzen nicht berücksichtigt. Schon Ende Januar 1796 wurde klar, daß man seine Netze etwas weiter spannen müsse.⁴¹ Nachdem die thematische Geschlossenheit aufgegeben wurde, folgte bald die formale Geschlossenheit. Nach der Lektüre des elften Gesangs von Homers *Odyssee* erwog Schiller für den Schluß der Sammlung »eine Comödie in Epigrammen« nach Art der homerischen *nekuia*.⁴² Schon im Anfangsstadium wurden also die *Xenia* Martials als formbestimmendes Modell zurückgestellt. Weitere Distichen wurden der Handschrift einfach hinzugefügt. Das sogenannte »wandernde Exemplar« der Distichen pendelte fröhlich zwischen Jena und Weimar hin und her.⁴³ Zur Lust am Schreiben gesellte sich auch Konkurrenzgeist.⁴⁴

Mitte März tritt ein neuer Plan zutage. Die Distichen sind nicht mehr für den *Musen-Almanach* bestimmt. Statt dessen erzählt Schiller Cotta von einem eleganten Quartband, der nur die Distichen enthalten werde.⁴⁵ Hier erreicht das *Xenien*-Projekt sozusagen den Gipfel seiner Vermessenheit. Der großzügig ausgestattete Band soll eine Mischung aus satirischen und philosophischen Distichen enthalten, oder wie Schiller sie in einer ironischen und zugleich feierlichen Wendung nennt, »fromme und gottlose« *Xenien*.⁴⁶ Der Plan wird aber bald aufgegeben. Ende Juni will Schiller die *Xenien* wieder im *Musen-Almanach* haben, doch ist jetzt nicht mehr von der ursprünglich geplanten strengen Auslese der Distichen die Rede. Die Zahl der Distichen, von denen schon 630 bis 640 geschrieben worden sind und nur etwa zwanzig ausgeschlossen werden sollen, wird auf 700 festgelegt. Es sind also noch achtzig neue zu schreiben.⁴⁷

Die Frage der inneren Form der *Xenien* blieb noch offen: Wie würden die Gedichte zusammenhängen, wenn Martials *Xenia* nicht mehr als Muster galten? Goethe und Schiller waren sich darüber einig, daß die Sammlung »ein Ganzes« bilden mußte. Mangels thematischer Kohärenz konnte die Art der Zusammenstellung dem sehr unterschiedlichen Ton der einzelnen Gedichte etwas Poetisches geben. Nach Schillers Vorschlag, das Ende der Sammlung ähnlich der Homerischen *nekuia* zu gestalten, wäre das Ganze als parodistische Mischung zu betrachten. Das mag zu nah an das formelle Chaos der zeitgenössischen deutschen Literatur gegrenzt haben. Auf jeden Fall gefiel dieser Vorschlag Goethe nicht, der allerdings zu diesem kritischen Zeitpunkt nicht viel Hilfe bot. Die Zeit wurde knapp. In einem Brief an Körner betont Schiller das Bedürfnis nach neuen Distichen, die die verschiedenen Themen und Gegenstände verbinden sollten. Endlich kommt Schiller zum verzweifelten Entschluß, die Idee einer ganzheitlichen Gestaltung der Distichen aufzugeben. Die Distichen werden in ihre unterschiedlichen thematischen

41 Goethe an Schiller, 27.1.1796 (WA IV, 11, S. 15).

42 Schiller an Goethe, 31.1.1796 (SNA 28, S. 176).

43 Schiller an Goethe, 7.2.1796 (SNA 28, S. 188).

44 »Wahrscheinlich haben Sie mich jetzt in den *Xenien* überholt« (Schiller an Goethe, 12.2.1796; SNA 28, S. 192).

45 Schiller an Cotta, 13.3.1796 (SNA 28, S. 200 f.). Vgl. Schiller an Körner, 21.3.1796 (SNA 28, S. 209).

46 Schiller an Körner, 6.6.1796 (SNA 28, S. 222). Vgl. Goethe an Schiller, 10.6.1796 (WA IV, 11, S. 84 f.).

47 Schiller an Goethe, 24.6.1796 (SNA 28, S. 230).

Gruppen eingeordnet und so über den *Musen-Almanach* verteilt. Goethes Reaktion, gemessen an dem sonst sehr positiven und von gegenseitiger Anerkennung geprägten Ton des Briefwechsels, verrät deutliches Mißfallen:

Überhaupt will ich Ihnen nicht leugnen, daß es mir einen Augenblick recht wehe gethan hat unser schönes Carten- und Luftgebäude, mit den Augen des Leibes, so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. Die Idee war zu schön, zu eigen und einzig als daß ich mich nicht, besonders da sich bey mir eine Idee, ein Wunsch leicht fixirt, darüber betrüben sollte für immer darauf renunciiren zu müssen.⁴⁸

Was war aber die »eigen[e] und einzig[e]« Idee? Wohl nicht der ursprüngliche, auf Martials *Xenia* zurückgehende Plan, der schon seit Ende Januar nicht mehr zu sehen war. Einen Hinweis darauf gibt Goethe später in demselben Brief:

In der ersten Form forderte, trug, entschuldigte eins das andere, jetzt wird jedes Gedicht nur aus freyem Vorsatz und Willen eingeschaltet und wirkt auch nur einzeln für sich. (WA IV, 11, S. 143)

Die »frommen« Distichen hätten den Effekt der »gottlosen« gemildert, wenn diese unter jene gemischt worden seien.⁴⁹ So wäre klar geworden, daß die angegriffenen Schriftsteller eigentlich nur symbolische Repräsentanten der literarischen Welt wären. Jetzt aber, von den »frommen« Distichen getrennt, müßten die »gottlosen« Xenien dem Leser mißmutig und boshaft vorkommen. Wie sich Goethe die gewollte Wirkung des Ganzen vorstellt, wird noch deutlicher, wenn man an die *Venezianischen Epigramme* zurückdenkt. Martials Epigramme waren auch hier das Muster, wie Walter Burnikel sorgfältig nachgewiesen hat.⁵⁰ Aus 103 Epigrammen bestehend, hat die Sammlung denselben Umfang wie ein Buch Martials. Die Epigramme werden in eine konkrete Situation eingebettet: in den Venedigaufenthalt eines deutschen Dichters, durch dessen Augen oder besser durch dessen Bewußtsein alles wahrgenommen wird. Denn es geht nicht nur darum, Erfahrungen zu machen, die Stadt mit ihren künstlerischen und erotischen Reizen zu erleben, es geht auch um Meinungen. Bei der Veröffentlichung in Schillers *Musen-Almanach für das Jahr 1796* umfaßte die Sammlung verschiedene Themen: Kunst, Politik, Naturwissenschaft – eine ähnliche Themenvielfalt also wie die *Xenien*. Und als Dichtungsart, die Meinungen ausdrückt, sind die *Venezianischen Epigramme* unmittelbarer Vorläufer der *Xenien*. Wie schon oben erwähnt wurde, kam Goethe auf die Idee zu den *Xenien*, als die gerade veröffentlichten *Venezianischen Epigramme* vom »bornierten Volk« rezipiert wurden. Die endgültige Gestalt der *Epigramme* wurde im August 1795 bestimmt. Im Brief vom 17. August erklärt Goethe, welche Wirkung die Zusammenstellung der *Epigramme* erzielen soll:

Bey der Zusammenstellung habe ich zwar die zusammengehörigen hintereinander rangiert, auch eine gewisse Gradation und Mannigfaltigkeit zu bewürken

48 Goethe an Schiller, 30.7.1796 (WA IV, 11, S. 142).

49 So Reiner Wild in MA 4.1, S. 1128 f.

50 Walter Burnikel: *Goethes »Venezianische Epigramme« und Martial*. In: GJb 2003, S. 242–261.

gesucht, dabey aber um alle Steifheit zu vermeiden vorn herein, unter das venetianische Lokal, Vorläufer der übrigen Arten gemischt. (WA IV, 10, S. 284)

Mit den »übrigen Arten« sind wohl die politischen und naturwissenschaftlichen Epigramme gemeint, die hier in einem konkreten »Lokal« eingebettet werden und, da die Übergänge von einem Themenbereich zum andern verschwimmen, als Produkte eines natürlichen Bewußtseins gesehen werden können. Wir sehen also den Dichter in seinem Milieu. Das Epigramm wird zum natürlichen Ausdrucksmittel, in dem alles, was den Dichter beschäftigt, verarbeitet werden kann: Alltägliches, Persönliches, Politisches. Schillers Zusammenstellung der *Xenien* ließ diesen Zusammenhang nicht mehr erkennen, und zwar auf zweifache Weise. Indem das Ganze zerstückelt wurde, war kein einheitliches Dichter-Bewußtsein mehr wahrzunehmen. Es blieb nur eine »Vermischung heterogener Dichtungsarten«, ⁵¹ wobei das Epigramm seine Rolle als natürliches Ausdrucksmittel verlor. Hier kommen wir auf den Begriff der Autorschaft zurück. Der Theorie zufolge sollte die Manier des einzelnen Dichters ausgemerzt und durch den Stil des klassischen Dichterkollektivs ersetzt werden. Ziel war es, eine Stimme hervorzubringen, deren natürliches Ausdrucksmittel Distichen wären. Dabei würde die eigene Stimme in der Stimme des nachgeahmten Musters aufgehen. Die angenommene Stimme würde es erlauben, manches zu sagen, was man *in propria persona* nicht sagen durfte. Nur wurde, wie wir gesehen haben, das gesamte Projekt am Anfang nicht deutlich konzipiert. Obwohl Schiller und Goethe, was einzelne Distichen betraf, erfolgreich zusammenarbeiten konnten, waren sie sich weder am Anfang noch am Ende über die Form einig. Schiller reagierte auf Goethes Mißmut mit charakteristischem Feingefühl. Bei der Zusammenstellung habe er »die Idee nicht [s]einer Convenienz aufgeopfert. Zu einem Ganzen, so wie es auch von dem liberalsten Leser gefordert werden konnte, fehlte noch unübersehlich viel«, schreibt er. ⁵² Dabei erinnerte er leise an die achtzig Distichen, die er von Goethe noch erwartete. Ein zweiter Versuch, dem Gesamtwerk eine Gestalt zu geben, blieb von Goethes Idealvorstellung immer noch weit entfernt. Doch war Goethe mit dieser Gestalt versöhnt, da er schließlich erkennen mußte, daß die Idee des Ganzen auch seiner eigenen Convenienz aufgeopfert worden war.

Zum Schluß soll der experimentelle Charakter der *Xenien* und ihres Begriffs der Autorschaft noch einmal betont werden. In der Elegie *Herrmann und Dorothea* behauptet der Dichter, er werde von »kein[em] Name[n]« getäuscht und lasse sich nur von der Muse, also von der Dichtung *in abstracto*, leiten. Im Winter 1796/97 wurde ein anderes, in diesem Zusammenhang fast sarkastisch anmutendes Experiment unternommen, denn Goethe bot dem Verleger Johann Friedrich Vieweg das Epos *Herrmann und Dorothea* um die beträchtliche Summe von 200 Friedrichsd'ors an, ohne Vieweg auch nur einen Blick in das Manuskript zu gewähren. Offensichtlich durfte sich der Verleger nicht von der Muse leiten lassen, sondern nur vom Namen des Dichters.

51 Goethe an Schiller, 2.8.1796 (WA IV, 11, S. 152).

52 Schiller an Goethe, 31.7.1796 (SNA 28, S. 275).

Goethes Anteil an Schillers »Wallenstein«

Schon während Schiller an der *Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs* arbeitete, kam er – Anfang 1791 – auf den Gedanken, ein Wallenstein-Drama zu schreiben. In den folgenden Jahren ist, vor allem in Briefen an Christian Gottfried Körner, den Freund in Dresden, gelegentlich von dem Plan die Rede; an die Ausführung ging der Dichter aber erst, als er seine »philosophische Bude« nach Vollendung seiner letzten großen Abhandlung *Ueber naive und sentimentalische Dichtung* geschlossen hatte.¹

Vom 16. Februar bis zum 16. März 1796 hielt sich Goethe in Jena auf. In diesen vier Wochen war er mit Schiller, der meist unpäßlich war, immer wieder (vielleicht zehn-, vielleicht aber auch zwanzigmal) zusammen (Goethe sei mit Schiller »ganz zusammengefloßen«, heißt es in einem Brief Karl August Böttigers aus dieser Zeit an den weimarischen Hofrat Friedrich Schulz [FA 31, S. 174]), um mit ihm gemeinsame Projekte voranzubringen. Im Mittelpunkt der Zusammenarbeit standen die *Xenien*, die dann im *Musen-Almanach* desselben Jahres erschienen. Auch am letzten Buch von *Wilhelm Meisters Lehrjahre*n wird Goethe den Freund nicht unbeteiligt gelassen haben, ebenso wenig an seiner Cellini-Übersetzung; außerdem wurden manche Theater-Angelegenheiten erörtert. Der Direktor der weimarischen Hofbühne verlangte nach neuen Werken der dramatischen Kunst, um seinem Institut, das fest in den Händen der Trivialautoren (allen voran August von Kotzebue und August Wilhelm Iffland) war, ein wenig Glanz zu geben. So drang er in Schiller, ihn bei seinen Bemühungen zu unterstützen. Die Ausarbeitung der seit Ende der achtziger Jahre geplanten *Maltheser*-Tragödie bestimmte noch bis Anfang März Schillers Interesse; doch dann fiel die Entscheidung zugunsten des Wallenstein-Dramas. Zu dieser Entscheidung wird Schiller vermutlich durch Goethe mitbestimmt worden sein. Für dessen Präferenz mögen unterschiedliche Gründe gefunden werden. Am wahrscheinlichsten ist, daß er hoffte, Schiller werde, da ihm der Wallenstein-Stoff durch seine historischen Studien in großem Umfang zur Verfügung stand, mit diesem Drama schneller zu Rande kommen als mit den *Malthesern*, für die noch intensive Vorarbeiten hätten geleistet werden müssen. Aber auch ein anderer Grund könnte wichtig gewesen sein; ihn nannte Schiller, kaum hatte Goethe ihn verlassen, in einem Brief an Wilhelm von Humboldt (vom 21. März 1796):

[...] Wallenstein ist ein Character, der – als ächt realistisch – nur im Ganzen aber nie im Einzelnen interessieren kann. Ich habe [...] einige äusserst treffende Bestätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism [...]. Was ich in

1 Vgl. Schillers Brief an Goethe vom 17. Dezember 1795 (SNA 28, S. 132).

meinem letzten Aufsatz [*Ueber naive und sentimentalische Dichtung*] über den Realismus gesagt, ist vom Wallenstein im höchsten Grade wahr. [...] Vordem habe ich wie im Posa und Carlos die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probieren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität [...] entschädigen.

Und dann heißt es noch in demselben Brief: »Daß ich auf dem Wege den ich nun einschlage, in Göthens Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen ist freilich wahr, auch ist es ausgemacht, daß ich hierinn neben ihm verlieren werde« (SNA 28, S. 204 f.). Am selben Tag schrieb Schiller es auch an Körner: Er könne bei seiner begonnenen dramatischen Arbeit von seiner »alten Art und Kunst [...] freilich wenig [...] brauchen« (SNA 28, S. 209).²

Kein Zweifel: Die Konferenzen mit Goethe haben Schiller auf die Fährte geführt, der er zu folgen entschlossen war: in Wallenstein nichts hineinzutragen, das ihn aus der geschichtlichen Wirklichkeit, wie sie bekannt war, hinaushöbe ins idealistisch Unwirkliche. Daß Schiller bei seiner – nach der poetologischen nun auch poetischen – Neuorientierung auf die Hilfe Goethes rechnete, steht schon im Brief an diesen vom 18. März 1796: »Jetzt bin ich erst an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, eben so wie in der Menschlichen Structur, auch in dieser dramatischen alles abhängt. Ich möchte wissen, wie Sie in solchen Fällen zu Werk gegangen sind« (SNA 28, S. 201). Goethe wird Schillers Bitte mündlich erfüllt haben, als dieser für vier Wochen (vom 23. März bis zum 20. April) in Weimar war, als Gast am Frauenplan. Zur selben Zeit bearbeitete er Goethes *Egmont* für eine am 25. April auf dem Weimarer Theater stattfindende Aufführung und mußte sich dabei mit einer »Art und Kunst« auseinandersetzen, die anders als die seine (wenigstens die vordem dominierende) war. Am Tag der Aufführung berichtete Schiller an Körner: »[...] der Egmont hat mich doch interessiert, und ist mir für meinen Wallenstein keine unnützliche Vorbereitung gewesen« (ebd., S. 211).

Und es gab nach Schillers Aufenthalt in Weimar genügend Gelegenheiten, die Gespräche fortzusetzen: Goethe war vom 28. April bis zum 8. Juni wieder in Jena. Doch in diesen Wochen stockte die kaum begonnene Arbeit am *Wallenstein*, hauptsächlich wegen der Geschäfte, die für *Die Horen* und den *Musen-Almanach* zu erledigen waren. – Im März 1799 datierte Schiller in seinem Kalender die folgende Notiz auf den 22. Oktober 1796: »an den Wallenstein gegangen, denselben am 17 März 1799 geendigt fürs Theater und in allem 20 Monate voll mit sämtlichen drei Stücken zugebracht« (SNA 41.1, S. 47). Die berechnete Zeit berücksichtigt, daß Schiller in den Monaten Juni bis September 1797, Juli und August 1798 sowie zwischendurch für Wochen die Arbeit an der Tragödie unterbrechen mußte.

Goethes Anteil am *Wallenstein* läßt sich nur zum Teil aus seiner Korrespondenz mit Schiller und aus dessen Mitteilungen an Dritte rekonstruieren. Immer wieder

2 Im Brief an Körner vom 28. November 1796 heißt es: »[...] es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beykommen könnte«, und: »[...] ich tractiere mein Geschäft schon ganz anders, als ich ehemals pflegte« (SNA 29, S. 17 f.).

ist in Schillers Briefen vom Fortgang und vom Stand des Unternehmens die Rede, an Goethe etwa am 23. Oktober 1796: »Zwar habe ich den Wallenstein vorgenommen, aber ich gehe noch immer darum herum, und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hinein wirft« (SNA 28, S. 317) oder am 13. November 1796: »Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stücks rectificiere, desto ungeheurer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist« (SNA 29, S. 5) oder zwei Wochen später: »Was ich will und soll, auch was ich habe, ist mir jetzt ziemlich klar« (ebd., S. 15), aber wie sehr Goethe mit dem, was geschah, zu tun hatte, wird nur gelegentlich angedeutet, etwa, wenn Schiller von dem »bloß objectiven Verfahren« spricht, dessen er sich befleißige,³ oder:

Das epische Gedicht von Göthen [*Herrmann und Dorothea*] [...] hat, verbunden mit der Lecture des Shakespear und Sophocles, [...] auch für meinen Wallenstein große Folgen, und da ich bei dieser Gelegenheit tiefere Blicke in die Kunst gethan, so muss ich manches in meiner ersten Ansicht des Stücks reformieren.⁴

Die ›Reformierung‹ ergab sich aus den Gesprächen, die Schiller und Goethe – mit Blick auf das Epos des einen und die Tragödie des anderen – über die Eigentümlichkeiten des Epischen und Dramatischen führten, Gespräche, die u. a. diese Ergebnisse zeitigten:

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor; das epische Gedicht den au ß e r sich wirkenden Menschen [...]; die Tragödie den n a c h i n n e n g e f ü h r t e n Menschen [...]. Der zuschauende Hörer muß von Rechtswegen in einer steten sinnlichen Anstrengung bleiben, er darf sich nicht zum Nachdenken erheben (SNA 21, S. 57-59).

Die letzte Bestimmung machte es Bertolt Brecht leicht, aus vermeintlich sicherer Distanz gegen das aristotelisch-klassische Drama zu polemisieren, wobei er geflissentlich übersah, daß sie in keinem einzigen Drama Goethes und Schillers (dessen *Fiesko* vielleicht ausgenommen) ›umgesetzt‹ wurde und dies, wie nicht näher erläutert zu werden braucht, aus gutem Grund; denn sinnlich angestrengt, vermag der Zuschauer nicht, die Absichten des Dichters, die immer auch in dem Horazischen »aut prodesse aut delectare« liegen, zu erkennen. Auch im *Wallenstein* gibt es nicht wenige epische Szenen des Innehaltens und der zum Mitdenken auffordernden Diskussionen: die Monologe beispielsweise, die Lieder Theklas und die Dialoge zwischen Octavio und Max Piccolomini, zwischen Wallenstein und Max.

Daß Goethe, wann immer er für längere Zeit in Jena war (die Besuche vom Frühjahr 1796 bis zum Frühjahr 1799, also während der Entstehungszeit des *Wallenstein*, summieren sich auf etwa ein Jahr), mit Schiller, der nicht nur stets auskunftsbereit, sondern oft auch ratsuchend war, viel über die Tragödie räsionierte, kann als selbstverständlich angenommen werden, auch wenn sich seine Ansichten

3 Schiller an Körner, 28.II.1796 (ebd., S. 18).

4 Schiller an Körner, 7.4.1797 (ebd., S. 60).

und Vorschläge im Detail nur schwer, vielleicht gar nicht nachweisen lassen. Einfacher ist es, Spuren aus Goethes Werken im *Wallenstein* nachzuweisen, vor allem Anklänge an den *Egmont*, mit dem sich Schiller ja zu Beginn seiner intensiven Arbeit an der Tragödie, im April 1796, gründlich beschäftigt hat.⁵

Einmal, im Januar 1797, wollte sich Schiller (wie Goethe bei der Endfassung von *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und später bei der Arbeit an der *Natürlichen Tochter*) nicht in sein Geschäft hineinreden lassen: »Das seh ich jetzt klar, daß ich Ihnen nicht eher etwas zeigen kann, als biß ich über alles mit mir selbst im reinen bin« (SNA 29, S. 38). Vier Wochen später, am 22. Februar 1797, notierte Goethe dann in sein Tagebuch: »Zu Schiller, der mir den ausführlichen Plan der drey ersten Acte seines Wallensteins erzählte« (WA III, 2, S. 57). Der Umfang dieser Akte, die – gegen Körners Bedenken⁶ – in Prosa geschrieben waren oder noch geschrieben werden sollten, veranlaßte Schiller und Goethe im Mai desselben Jahres, über eine Teilung des Dramas nachzudenken. Nachdem ihm Schiller aus dem noch *Prolog* genannten Anfang (der später als *Wallensteins Lager* zum ersten Teil der Trilogie erweitert wurde und bereits in Knittelversen abgefaßt war) vorgelesen hatte, schrieb Goethe, der sich in Jena aufhielt, am 28. Mai: »Der Eindruck von dem wiederholten Lesen des Prologs ist mir sehr gut und gehörig geblieben, allein der Aufwand wäre für ein einziges Drama zu groß«. Goethe bemerkte weiter, »ein eigner Cyklus« sei wohl angemessen. »Sie äußerten neulich schon eine solche Idee und sie dringt sich mir jetzt erst recht auf« (SNA 37.1, S. 29 f.). Gedacht war zu diesem Zeitpunkt allerdings nur an eine Zweiteilung des Stückes.

Den *Prolog* schickte Schiller am 19. Juni 1797 an Körner, der sich, wie er am 25. Juni schrieb, bei der Lektüre gelegentlich an Goethes *Herrmann und Dorothea* erinnert fühlte; überhaupt: »Ueberraschend war mir besonders das Götische in der Behandlung« (SNA 37.1, S. 51). Damit meinte der Freund wahrscheinlich die epischen, die berichtenden Szenen des *Lagers*. Er hoffe, heißt es in dem Brief weiter, »daß Du Dich für die Jamben im Trauerspiel selbst bestimmt hast« (ebd.). So weit war's freilich noch nicht.

5 In seinem vorzüglichen *Wallenstein*-Kommentar im 4. Band der Frankfurter Schiller-Ausgabe, erschienen im Jahr 2000, hat Frithjof Stock auf einige »Parallelen« zwischen *Wallenstein* und dem von Schiller bearbeiteten *Egmont* hingewiesen: *Wallensteins Lager*, V. 384-396, ist offenbar dem (in Schillers Bearbeitung gestrichenen) »Soldatenliedchen« im *Egmont* »nachgebildet« (vgl. WA I, 8, S. 193 f.); der Seifensieder in *Wallensteins Lager* (V. 1008) weist auf den Seifensieder im – nach Schillers Einteilung – 1. Aufzug (3. und 4. Auftritt) des *Egmont* hin (vgl. SNA 13, S. 9-13); der Kontext von »des Geschicks geheimnisvolle Urne« (*Wallsteins Tod*, V. 185) läßt an den »Lostopf« (und seinen Kontext) im 18. Auftritt des 2. Aufzugs des Goetheschen Werkes denken (vgl. ebd., S. 47); »Ich vergesse keinen, / Mit dem ich einmal Worte hab' gewechselt« (*Wallsteins Tod*, V. 1841 f.) findet sich ähnlich im 5. Auftritt des 1. Aufzugs des *Egmont* (vgl. ebd., S. 14); und »das goldne Vlies« (*Wallsteins Tod*, V. 3779) spielt bei Schiller in ähnlichem Zusammenhang eine Rolle wie bei Goethe (vgl. WA I, 8, S. 240, 292).

6 Vgl. Körners Brief an Schiller vom 15. [14.?] Dezember 1796, in dem es heißt: »Ich würde sie [die Blankverse] ungern entbehren [...]. Es fragt sich ob solche Scenen im *Wallenstein* vorkommen die schlechterdings nicht in Jamben gesagt werden können« (SNA 36.1, S. 405).

Bevor sich Goethe am 30. Juli 1797 auf seine Reise in die Schweiz begab, hatte Schiller das Bedürfnis, für den Freund eine Art Resümee über dessen Teilnahme an dem großen Unternehmen zu liefern und zu versichern, daß es in seinem Geiste fortgesetzt werde. Der Brief, den Schiller am 21. Juli 1797 – nach einem einwöchigen Aufenthalt in Weimar – schrieb, beginnt: »Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre, und es freut mich, wenn ich für das Viele was Sie mir geben, Sie und Ihren innern Reichthum in Bewegung setzen kann«. Und dann, mit Blick auf den *Wallenstein*:

Die schönste und fruchtbarste Art, wie ich unsre wechselseitige Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende, und gleich productif gebrauche. Und wie Sie in der Einleitung zum Laocoon sagen, daß in einem einzelnen Kunstwerk die Kunst ganz liege, so glaube ich muss man alles Allgemeine in der Kunst wieder in den besondernsten Fall verwandeln, wenn die Realität der Idee sich bewähren soll. Und so, hoffe ich, soll mein Wallenstein und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze System desjenigen, was bei unserm Commercio in meine Natur hat übergehen können, in Concreto zeigen und enthalten. (SNA 29, S. 104)

Über das Verhältnis von Allgemeinem und Besonderen, über die »Realität der Idee« – darüber wäre wohl, bezogen auf *Wallenstein*, in einem anderen Zusammenhang gründlicher, als das anscheinend bisher geschehen – und an dieser Stelle auch nicht möglich – ist, nachzudenken.

Während Goethes Abwesenheit wird im Briefwechsel nur gelegentlich über die Tragödie gesprochen; immerhin zeigt sich Schiller im Brief vom 2. Oktober mit dem bisher Geleisteten nicht recht zufrieden: es sei »einige Trockenheit darinn zu finden«, und das Ganze sei, obwohl »poetisch organisiert«, doch nicht poetisch genug (SNA 29, S. 140 f.). Die Entscheidung bahnt sich nun an, die am 4. November im Kalender festgehalten wird: »Angef. d Wall. in Jamben zu machen« (SNA 41.1, S. 76). Als Goethe am 20. November, bevor er von seiner Schweizer Reise nach Weimar zurückkehrte, in Jena Station machte, wurde er von Schiller über den folgeschweren Schritt unterrichtet, den dieser vier Tage später noch einmal begründete:

Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetische=rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher, selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, deßen Organ die Prosa zu seyn scheint [...]. Man sollte wirklich alles, was sich über das gemeine erheben muß, in Versen wenigstens anfänglich concipieren, denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird. (SNA 29, S. 159 f.)

Goethe replizierte am folgenden Tag: »Alles poetische sollte rhythmisch behandelt werden! das ist meine Ueberzeugung [...]. Alle dramatische Arbeiten [...] sollten rhythmisch seyn« (SNA 37.1, S. 179). Warum hatte er, wie es scheint, diese Überzeugung nicht längst an Schiller vermittelt? Fürchtete er, dieser werde mit schönen

Versen (wie im *Don Karlos*) über die Wirklichkeit hinweggehen? War das bisher von Schiller in Prosa Geschriebene in Goethes Augen gar nicht poetisch?

Über den Fortgang der Arbeit, die durch Unwohlsein immer wieder unterbrochen wurde, berichtete Schiller Woche um Woche. Goethe beließ es bei Aufmunterungen und Hinweisen auf die Notwendigkeit, daß die Tragödie bald fertig werde. Am 20. und 21. März 1798 vernahm er (der sich bereits seit dem 20. Februar in Jena aufhielt), was zustande gekommen war; am Tag darauf schrieb er ins Tagebuch: »Wallenstein einzeln vorgenommen«. Und am 24. März: »Abends bey Schiller, wo [...] einige Szenen aus dem Wallenstein wiederholt wurden« (WA III, 2, S. 202). Noch einmal, am 15. Juni, notierte Goethe, daß er mit Schiller über *Wallenstein* gesprochen habe, »besonders über die Ökonomie des 5ten Actes« (WA III, 2, S. 212). Der 5. Akt – daraus wurden später, als *Wallenstein* noch einmal geteilt wurde (in *Die Piccolomini* und *Wallenstein* [später *Wallensteins Tod*]), die beiden letzten Akte des letzten Stücks.

Vorläufig wurde Schiller im August 1798 mit dem *Wallenstein* fertig; aber die Masse des in fünf Akten Zusammengedichteten sprengte alle Grenzen eines einzigen Dramas, so daß Goethe am 22. August vorschlug, es solle in einem Gespräch »eine klare Uebersicht« über das Ganze gewonnen werden (SNA 37.1, S. 340), worauf Schiller antwortete: »Ich lasse meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen; Sie haben mir darüber nichts gesagt und scheinen es nicht zu tadeln« (SNA 29, S. 265).

Noch im September fiel in Unterredungen zwischen Schiller und Goethe die Entscheidung, daß *Wallenstein* dreigeteilt werden müsse.⁷ Das bedeutete freilich zusätzliche Arbeit, weil *Die Piccolomini* und das abschließende Stück für getrennte, abendfüllende Vorstellungen noch nicht den nötigen Umfang hatten. Doch vorerst ging es darum, den *Prolog* zu einem eigenständigen Stück (*Wallensteins Lager*) auszuarbeiten, das zur Eröffnung des neuerrichteten Weimarer Theaters am 12. Oktober 1798 auf die Bühne gebracht werden sollte. Am 30. September schrieb Schiller an Körner: »Göthe hat mir keine Ruhe gelassen biß ich ihm meinen Prolog [...] überließ. [...] Ich hab ihn [...] beträchtlich und gewiß um die Hälfte vermehrt [...]. / Das Stück selbst habe ich nun nach reifer Ueberlegung und vielen Conferenzen mit Göthe in zwey Stücke getrennt« (SNA 29, S. 280).

Was Schiller als *Wallensteins Lager* am Tag zuvor Goethe persönlich gegeben hatte, war noch nicht endgültig. Goethe versprach Ergänzendes, schickte am 5. Oktober, also eine Woche vor der Aufführung (als die Proben bereits begonnen hatten), einen Band mit Traktaten des Abraham a Sancta Clara, aus denen Schiller geschwind eine neue (die nun achte) Szene, die Kapuzinerszene, zusammenstellte,⁸

7 Am 21. September 1798 teilte Schiller seinem Verleger Cotta mit, welche »Anzeige« er aufgeben solle: »Zu künftiger Ostermesse erscheint in meinem Verlage. / Wallenstein von Schiller, in drey zusammen hängenden Schauspielen. / 1) Wallensteins Lager 2) Piccolomini und 3) Wallenstein. / etc etc« (SNA 29, S. 278).

8 Frithjof Stock (vgl. Anm. 5) hat Schillers »Übertragung« verschiedener Predigtteile aus des Abraham a Sancta Clara *Reimb dich, Oder ich ließ dich, Das ist: Allerley Materien, Discurs, Concept und Predigten* [...] (1687) in die Kapuziner-Schelte minutiös nachgewiesen (vgl. *Wallenstein* [...], S. 1051-1057).

und regte auch an, Schiller möge, da er selbst nicht dazu komme, dem Stück ein Eingangslied voranstellen. »Finde ich Stimmung und Zeit, so will ich das Liedlein von Magdeburg noch machen«, antwortete Schiller postwendend (ebd., S. 285), doch die Zeit reichte nicht. Indes ist aus Goethes Nachlaß das Gedicht *Die Zerstörung Magdeburgs* (»O Magdeburg die Stadt, / Die schöne Mädchen hat«; FA I, S. 722 f.) überliefert, das zweifellos für eine Aufführung von *Wallensteins Lager* (wenn auch nicht für die Uraufführung) bestimmt war, aber in das Stück keinen Eingang fand.⁹ Hingegen entstand in den Tagen während der Proben ein anderes Lied, das von Goethe und Schiller gemeinsam geschrieben wurde und mit dem das Stück am 12. Oktober auch eröffnet wurde: »Es leben die Soldaten / Der Bauer gibt den Braten / Der Gärtner gibt den Most / Das ist Soldatenkost«. Sechs Strophen dieser Art (vermutlich je drei von Schiller und Goethe) schlossen sich an.¹⁰ Im Druck und in späteren Aufführungen entfiel das Lied.

In den Tagen vor der Weimarer Aufführung gab es noch manche Änderungen des Textes. Goethe sparte nicht mit von Schiller dankbar akzeptierten neuen oder neuformulierten Versen; darüber geben die Briefe beider andeutend Auskunft. Daß bereits die Verse 11 und 12 von Goethe stammen (»Ein Hauptmann, den ein anderer erstach / Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach«), soll dieser am 25. Mai 1831 Eckermann versichert und zur Begründung gesagt haben:

Denn da ich gerne motiviert wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuskript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein sorgfältiges Motivieren war, wie ich schon gesagt, nicht seine Sache, woher denn auch die größere Theater-Wirkung seiner Stücke kommen mag. (FA 39, S. 487)

Wichtiger als einzelne Ergänzungen und Korrekturen, mit denen Goethe *Wallensteins Lager* bedachte, ist seine Behandlung des eigentlichen Prologs (»Der scherzenden, der ernsten Maske Spiel«), den ihm Schiller in der ersten Fassung am 4. Oktober hatte zukommen lassen und der in den folgenden Tagen in gegenseitiger Absprache einige Veränderungen erfuhr (die allerdings nur zum Teil im Druck erschienen, der schon zwei Wochen später im *Musen-Almanach für das Jahr 1799* und in der *Allgemeinen Zeitung* erfolgte). Für die Aufführung am 12. Oktober, also für die Theatergeschichte wichtig sind die erheblichen Eingriffe, die Goethe – offenbar noch im letzten Moment, aber sicher nicht, ohne Schiller davon in Kenntnis gesetzt zu haben – am Text des Prologs, den der Schauspieler Heinrich Vohs dann sprach, vorgenommen hat.

Da die Goethesche Fassung, die sich im Nachlaß des weimarischen Staatsministers Christian Gottlob Voigt gefunden hat und erst 1991 (dann allerdings gleich zweimal) vollständig veröffentlicht und interpretiert wurde,¹¹ keine Spuren in der

⁹ Vgl. auch den Text in SNA 29, S. 638 f., und die Erläuterungen dazu.

¹⁰ Vgl. dazu Stock (Anm. 5), S. 1239 f.; dort werden die Erinnerungen des Schauspielers Anton Genast an die Uraufführung von *Wallensteins Lager* referiert.

¹¹ Anita und Jochen Golz: »*Ernst ist Leben, heiter sey die Kunst!*« Goethe als Redakteur des »Wallenstein«-Prologs. In: *Im Vorfeld der Literatur. Vom Wert archivalischer*

Entstehungs-, Druck- und Wirkungsgeschichte der Schillerschen Fassung hinterlassen hat, gehört sie als Anteil an dessen *Wallenstein* nicht unmittelbar zum hier behandelten Thema. Nur soviel: Goethe hat zwölf Verse gestrichen und zwei ergänzt; er hat über 30 Verse geändert (etwa derart: in Vers 14 machte er aus »warmem Trieb« »wahrem Trieb«, in Vers 32 aus »des Mimen Kunst« »die Schauspielkunst«, in Vers 60 aus »größern Zwecken« »höhern Zwecken«). Die wichtigste Variante findet sich im letzten Vers. Statt »Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst« ließ Goethe sprechen: »Ernst ist das Leben, heiter sey die Kunst«. Diese Änderung von »ist« in »sey« ist von so grundsätzlicher Bedeutung, daß darüber zuweilen Aufsätze geschrieben wurden,¹² in denen es um Fragen wie diese geht: Glaubte Schiller, seine Tragödie sei ein Beispiel heiterer Kunst? Glaubte Goethe, eine andere Kunst als die Schillers solle oder könne heiter sein? Sprechen beide von derselben Kunst? Ist nicht die Formulierung Schillers »goethisch« und die Goethes »schillerisch«?

In aller Kürze sei noch auf Goethes weiteren Anteil am *Wallenstein* nach Abschluß des ersten Teils hingewiesen. Seine auf den 29. September 1798 datierte Ankündigung *Weimarischer, neudecorirter TheaterSaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller*, in der alle drei Stücke mit wenigen Sätzen skizziert werden, erschien am 12. Oktober, dem Tag der Uraufführung von *Wallensteins Lager*, in Cottas *Allgemeiner Zeitung*; ihr folgte am 7. November ein ausführlicher Bericht *Eröffnung des Weimarischen Theaters*, der zum überwiegenden Teil aus Zitaten besteht, die durch allgemeine Räsonnements zum Stück und spezielle Würdigungen der schauspielerischen Leistungen ergänzt werden.

Die Arbeit an der Vollendung der beiden folgenden Stücke begleitete Goethe mit wachem Interesse und sich steigernder Ungeduld. In etlichen Beratungen, deren Ergebnisse im einzelnen nicht bekannt sind, drängte er den Freund, seine Kräfte (die diesen auch in jenen Monaten oft verließen) zusammenzunehmen, um die Lücken zu füllen, die freilich im Herbst 1798 noch beträchtlich waren. In einem wichtigen Punkt, von dem aus ein besonderes Licht auf die Gestalt Wallensteins und auf die dramatische Handlung insgesamt fällt, leistete Goethe auf Schillers Bitte wertvolle Hilfe. Am 4. Dezember 1798 fragte dieser an, ob auf das astrologische Motiv, das doch eigentlich »ohne dramatisches Interesse« sei, »trocken, leer und noch dazu wegen der technischen Ausdrücke dunkel für den Zuschauer«, nicht verzichtet werden könne. Er habe es, um Wallensteins Entscheidungen einen Grund zu geben, »daher auf eine andere Art versucht, und gleich auszuführen angefangen, wie Sie aus der Beilage ersehen« (SNA 30, S. 8).

Schiller wollte an die Stelle der astrologischen Befunde ein Buchstabenorakel setzen, bestehend aus einem fünffachen »F«, das Seni dem Feldherrn präsentieren

Überlieferung für das Verständnis von Literatur und ihrer Geschichte. Hrsg. von Karl-Heinz Hahn. Weimar 1991, S. 17-29. – Norbert Oellers: *Die Heiterkeit der Kunst, Goethe variiert Schiller*. In: *Edition als Wissenschaft*. Festschrift für Hans Zeller. Hrsg. von Gunter Martens u. Winfried Woesler. Tübingen 1991, S. 92-103.

12 Vgl. die in Anm. 11 genannten Aufsätze, außerdem Norbert Oellers: *Friedrich Schiller: »[...] heiter ist die Kunst.«* In: Bonner Universitätsblätter 2005, S. 61-65.

und erläutern sollte. Im Wortlaut: »Fidat Fortunae Friedlandus, Fata Favebunt«. Schiller hat diesen Text in seinem Vorschlag (vgl. SNA 8, S. 466-469) Seni nicht sonderlich glücklich, auf jeden Fall nicht recht verständlich übersetzen lassen: »Friedland traue dem Glück! Die Verhängnisse werden ihm hold sein«. Was eigentlich gemeint war, hätte sich besser (nämlich korrekter) anders sagen lassen, und Schiller hätte es vielleicht auch noch so oder ähnlich – an welcher Stelle auch immer – gesagt, wenn er mit seinem Buchstaben-Vorschlag bei Goethe auf Zustimmung gestoßen wäre: Friedland traue Fortuna (nämlich der Göttin des Glücks). Die Schicksalsgöttinnen (die Parzen oder Moiren: Klotho [die den Lebensfaden spinnt], Lachesis [die ihn verteilt] und Atropos [die ihn durchtrennt]) werden ihm günstig sein.¹³ – Nun: Goethe hielt nichts von diesem Orakel, wie er am 8. Dezember den Freund wissen ließ:

Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation u. s. w. haben [...].

Der moderne Orakel-Aberglaube hat auch manches Poetische Gute, nur ist gerade diejenige Species, die Sie gewählt haben, dünkt mich, nicht die beste, sie gehört zu den Anagrammen, Chronodistichen, Teufelsversen, die man rückwärts wie vorwärts lesen kann und ist also aus einer geschmacklosen und pedantischen Verwandtschaft [...]. (SNA 38.1, S. 14)

Schiller war's zufrieden: »Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund«, schrieb er am 11. Dezember. »Ihre Bemerkungen sind vollkommen richtig und Ihre Gründe überzeugend« (SNA 30, S. 10). Darauf Goethe: »Es freut mich, daß ich Ihnen etwas habe wieder erstatten können von der Art in der ich Ihnen so manches schuldig geworden bin« (SNA 38.1, S. 15). So ging die Arbeit mit einer deutlichen Akzentuierung des astrologischen Motivs weiter. *Die Piccolomini* (zu denen ursprünglich, also auch bei der Vorstellung am 30. Januar 1799, die beiden ersten Akte des dritten, zunächst nur *Wallenstein*, im Druck dann *Wallensteins Tod* genannten Stückes gehörten) schickte Schiller Ende 1798 nach Weimar, wo er wenig später zusammen mit Goethe die Leitung der Proben übernahm.

An der Fertigstellung des letzten Teils der Trilogie hatte Goethe, so scheint es, keinen erheblichen Anteil mehr. Allerdings ist der Schluß noch nach dem 18. März, dem Tag, an dem Schiller *Wallensteins Tod* an Iffland schickte, auf bemerkenswerte Weise verändert worden. In der sogenannten Berliner Fassung bringt ein Offizier Octavio den Brief, dessen Aufschrift dieser selbst liest: »Dem Fürsten Piccolomini« (letzte Regieanweisung: »Er läßt den Brief auf den Tisch fallen und blickt schmerzvoll zum Himmel«). In der geänderten und dann endgültigen Fassung übergibt Gordon den Brief »mit einem Blick des Vorwurfs«, die Aufschrift

13 Natürlich ist nicht auszuschließen, daß Senis ›Übersetzung‹ als Figurenrede verstanden werden soll, die dann den Zweck hätte, Wallenstein in seinen Irrtümern zu bestärken. Doch wie »Verhängnisse« einem Menschen »hold« sein können, müßte auch einem schicksalsgläubigen Menschen zumindest fraglich sein. – Und sollte Wallenstein nicht des Lateinischen mächtig und in der Mythologie bewandert gewesen sein?

lesend: »Dem Fürsten Piccolomini« (das Ende: »Octavio erschrickt und blickt schmerzvoll zum Himmel. Der Vorhang fällt«).¹⁴ Nachdem Goethe den Text der nach Berlin geschickten Fassung gelesen hatte, schrieb er am 18. März 1799 an Schiller: »Der Schluß des ganzen durch die Adresse des Briefs erschreckt eigentlich besonders in der weichen Stimmung in der man sich befindet. Der Fall ist auch wohl einzig daß man nachdem alles was Furcht und Mitleiden zu erregen fähig ist erschöpft war mit Schrecken schliessen konnte« (SNA 38.1, S. 54). Dazu hat Frithjof Stock bemerkt:

Obwohl der Schrecken, von dem Goethe spricht, in erster Linie wirkungsästhetisch zu verstehen sein dürfte, hat ihn Schiller vielleicht sinnfällig machen wollen und in den Text übernommen. Da es einem dramatischen Dialog angemessener ist, über die Worte eines anderen zu erschrecken statt über das, was man selbst sagt, wurde das Vorlesen der Aufschrift auf Gordon übertragen.¹⁵

Am 20. April 1799 wurde das Finale der Wallenstein-Trilogie in Weimar mit großem Erfolg uraufgeführt.

Beträchtlich ist Goethes Anteil an der Entstehung des *Wallenstein*, bemerkenswert ist auch seine Bemühung, das Werk – Schillers *opus maximum et optimum* – der gebildeten Welt nahezubringen. Nach der Aufführung der *Piccolomini* schrieb er eine lange Besprechung über dieses und das folgende Stück, die Ende März 1799, auf sieben Nummern verteilt, in der *Allgemeinen Zeitung* erschien. (Die Beurteilung der am 30. Januar gezeigten schauspielerischen Leistungen unternahm in dieser Besprechung Schiller selbst.) Gegen Ende seiner zum Teil sehr subtilen Ausführungen bemerkte Goethe (was er mit Schiller gewiß abgesprochen hatte):

Wollte man das Object des ganzen Gedichts mit wenig Worten aussprechen, so würde es sein: die Darstellung einer phantastischen Existenz [Wallenstein], welche durch ein außerordentliches Individuum und unter Vergünstigung eines außerordentlichen Zeitmoments unnatürlich und augenblicklich gegründet wird, aber durch ihren nothwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtlichkeit der menschlichen Natur scheitert und sammt allem, was an ihr befestigt ist, zu Grunde geht. Der Dichter hat also zwei Gegenstände darzustellen, die mit einander im Streit erscheinen: den phantastischen Geist, der von der einen Seite an das Große und Idealische, von der andern an den Wahnsinn und das Verbrechen gränzt, und das gemeine wirkliche Leben [repräsentiert durch Octavio Piccolomini], welches von der einen Seite sich an das Sittliche und Verständige anschließt, von der andern dem Kleinen, dem Niedrigen und Verächtlichen sich nähert. In die Mitte zwischen beiden als eine ideale, phantastische und zugleich sittliche Erscheinung stellt er uns die Liebe, und so hat er in seinem Gemälde einen gewissen Kreis der Menschheit vollendet. (WA I, 40, S. 63 f.)

Mit diesen oft zitierten schönen Sätzen hatte Goethe auch noch einen gehörigen Anteil an der Rezeption des *Wallenstein*.

¹⁴ Vgl. die Frankfurter *Wallenstein*-Ausgabe (Anm. 5), S. 1235 u. 293.

¹⁵ Ebd., S. 1235 f.

PETER-ANDRÉ ALT

*Agon und Autonomie. Zu den Tragödientheorien Goethes und Schillers**

Sollte es wirklich an dem seyn, daß die Tragödie,
ihrer pathetischen Gewalt wegen, Ihrer Natur
nicht zusagte?¹

1. Differenzen, topisch

Die Frage nach den Möglichkeiten der tragischen Kunst haben Goethe und Schiller auf methodisch unterschiedlichem Weg zu beantworten gesucht: Goethe vorwiegend okkasionell, im Rahmen von Reden, Rezensionen, Selbstanzeigen, Brief- und Gesprächsäußerungen, gelegentlich auch in literarischen Texten, darunter Festspielszenen und Prologsequenzen;² Schiller dagegen unter systematischen Aspekten, als transzendentalphilosophisch geschulter Kopf, im Genre des theoretischen Essays. Wer auf diesem Feld Konzeptionen vergleicht, muß mithin die Differenz der Argumentationsformen im Auge behalten, die keine Äußerlichkeit darstellt, sondern einen maßgeblichen Hiatus in der Sache einschärft. Während Goethe auf literaturtheoretischem Terrain aus Überzeugung unorthodox und regelresistent denkt, bemüht sich Schiller spätestens seit dem Ende der 1780er Jahre um eine begriffsgeleitete Erkenntnis zumal wirkungsästhetischer Fragen. Wo Goethe primär praxisbezogene, durch Systemordnungen nicht einzufriedende Einsichten in die Tiefenstrukturen spezifischer Textformen zu gewinnen sucht, reflektiert Schiller den poetischen Einzelfall als Zeichen, das die Beschaffenheit allgemeiner Gesetze des Kunstschönen sichtbar macht (was freilich ein pragmatisches, die eigene Produktion betreffendes Interesse nicht ausschließt). Der seit Schillers Brief vom 31. August 1794³ zum Topos erstarrte Hinweis auf die intellektuelle Differenz zweier Autorentemperaturen scheint sich hier zu bestätigen; auch im Bereich der Tragödienpoetik ist Goethes induktive (gleichwohl verdichtende) Verfahrensweise, die zuweilen einen Zug zum Esoterischen aufweisen kann, Schillers deduk-

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Umstrittene Freiheit. Zu den Tragödientheorien Goethes und Schillers*.

1 Schiller an Goethe, 12.12.1797 (SNA 29, S. 166).

2 Erste Übersicht bei Joachim Müller: *Goethes Dramentheorie*. In: *Deutsche Dramentheorien*. Hrsg. von Reinhold Grimm. Wiesbaden ³1980 (zuerst 1971). Bd. I, S. 157-195; hier S. 157 f. Bezeichnend für das relativ geringe Interesse, das das Thema zuletzt in der Forschung fand, ist der Umstand, daß ein Artikel zur Tragödienpoetik im aktuellen *Goethe-Handbuch* des Metzler-Verlags fehlt.

3 SNA 27, S. 31 ff.; vgl. bereits den Geburtstagsbrief vom 23.8.1794 (SNA 27, S. 24 ff.).

tiver Reflexionsstrategie mit ihrem auf prinzipielle Erkenntnis zielenden exoterischen Geltungsanspruch kontrastiert.

Zu bedenken bleibt nicht zuletzt, daß ein Vergleich notwendig von sehr unterschiedlichen Untersuchungszeiträumen ausgehen muß. Goethes immer nur sporadische Beschäftigung mit der Theorie der Tragödie, die vorwiegend *disiecta membra* hervorbringt, erstreckt sich von den frühen 1770er Jahren bis 1831 (eine der letzten Äußerungen zum Thema stammt aus einem Brief an Carl Friedrich Zelter, der drei Monate vor Goethes Tod geschrieben wurde⁴); im Fall Schillers hat man es mit einem ungleich überschaubareren Korpus von relativer inhaltlicher Konsistenz zu tun, dessen zentrale Texte innerhalb dreier Jahre, zwischen 1790 und 1793, entstanden.⁵ Aus derartigen Inkompatibilitäten zu schließen, daß keine Gemeinsamkeiten zwischen Goethes und Schillers Auffassung von der Tragödie existierten, wäre jedoch falsch. Ein wesentlicher Berührungspunkt, so läßt sich zeigen, liegt dort, wo beide von einer auffälligen Skepsis gegenüber der Möglichkeit einer moralisch fundierten Tragödienwirkung geleitet werden, die sich wiederum mit einem entschiedenen Vertrauen in die ästhetische Selbständigkeit der tragischen Form verbindet. Die spezifische Strukturierung dieser Form und der Grad ihrer Vermittlung mit einem idealistischen Entwurf menschlicher Autonomie differieren jedoch in den Entwürfen Goethes und Schillers auf frappante Weise.

2. Kollisionen ohne Lösung

Für Goethe bleibt zeitlebens der Gedanke leitend, daß die Tragödie von einer Konfliktstruktur getragen wird, deren antinomische Spannungen keine dauerhafte – moralische oder metaphysische – Überwindung finden. Schon in den bekannten Formulierungen der Shakespeare-Rede vom Oktober 1771 begegnet uns die dichte Beschreibung des Grundmodells, ohne daß von einer kathartischen Lösung gesprochen wird.⁶ Shakespeares Dramen, so heißt es, zeigen einen der philosophischen Erkenntnis unzugänglichen Punkt, an dem »das Eigentümliche unsres Ichs, die prätendierte Freiheit unsres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen

4 WA IV, 49, S. 128.

5 Vgl. dagegen Marie-Christin Wilm, die auch in den klassischen Dramen Schillers eine implizite Poetik der Tragödie wahrnimmt: »Die Jungfrau von Orleans«, *tragödientheoretisch gelesen. Schillers ›Romantische Tragödie‹ und ihre praktische Theorie*. In: Jb. der Deutschen Schillergesellschaft 47 (2003), S. 141–170; bes. S. 142 ff. Selbst wenn man der bei Wilm formulierten These folgt und davon ausgeht, daß Schiller seine Theoriereflexion nach 1800 lediglich in anderen diskursiven (fiktionalen) Ordnungen vorgebracht hat, bleibt die oben genannte Differenz in Kraft, zumal man an der poetologisch-ästhetischen Präponderanz der zwischen 1790 und 1792 entstandenen Tragödienessays nicht zweifeln können.

6 Instruktive Analyse des Umfelds der Rede vor dem Hintergrund der Geniekonzeption bei Norbert Christian Wolf: *Streitbare Ästhetik. Goethes kunst- und literaturtheoretische Schriften 1771–1789*. Tübingen 2001, S. 21 ff. Wenig ergiebig dagegen Kurt Ermann: *Goethes Shakespeare-Bild*. Tübingen 1983; bes. S. 45 ff. (fehlende Unterscheidung zwischen Autor-Ich und literarischem Ich, veralteter – biographisch tingierter – Geniebegriff und ungenaue literarhistorische Verortung).

zusammenstößt« (MA 1.2, S. 413).⁷ Ins Zentrum dieser Bestimmung rückt kein Katalog struktureller Kriterien aus dem Arsenal der alteuropäischen Tragödienpoetik, sondern die Definition einer dynamischen Bewegung, für deren Analyse Kategorien wie ›Anagnorisis‹, ›Peripetie‹, ›Pathos‹ und ›Katharsis‹ offenbar keine Rolle spielen. Fünf Jahre später heißt es in der Vorrede zu Heinrich Leopold Wagners Übersetzung von Merciers *Du théâtre* (*Aus Goethes Brieftasche*) mit Wendungen, die auch auf die Shakespeare-Rede zurückbezogen werden können: »Es ist endlich einmal Zeit, daß man aufgehöret hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß. [...] Deswegen gibts doch eine Form, die sich von jener unterscheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will« (MA 1.2, S. 491).

Über eine mögliche Versöhnung, die den im tragischen Agon gesteigerten Effekt der Zerrüttung aufheben kann, äußert sich die Shakespeare-Rede an keiner Stelle. Auch in späteren Perioden hält Goethe nicht die Katharsis, sondern die Struktur des Gegensatzes – Hegels *Ästhetik* wird von der »Kollision« antagonistischer Mächte sprechen⁸ – für das entscheidende formale Signum der Tragödie. In seiner aus Anlaß der Weimarer Uraufführung verfaßten Rezension von Schillers *Wallenstein*-Trilogie, die Ende März 1799 in sieben Teilen in der *Allgemeinen Zeitung* erscheint, beschreibt er den Grund des dramatischen Konflikts mit Wendungen, die an die Sprache der mehr als ein Vierteljahrhundert zurückliegenden Shakespeare-Rede erinnern: »Der Dichter hatte also zwei Gegenstände darzustellen, die mit einander im Streit erscheinen. Den *phantastischen Geist*, der von der einen Seite an das Große und Idealische, von der andern an den Wahnsinn und das Verbrechen grenzt, und das *gemeine wirkliche Leben*, welches von der einen Seite sich an das Sittliche und Verständige anschließt, von der andern dem Kleinen, dem Niedrigen und Verächtlichen sich nähert« (MA 6.2, S. 689). Gegenüber dem Shakespeare-Dithyrambus gewinnt die Charakteristik des dramaturgischen Konfliktmodells und die daraus abgeleitete Analyse seiner Form deutlich an Genauigkeit. Vollzogen hat sich eine Vervielfältigung der Ebenen, auf denen das Tragödiengeschehen anzusiedeln ist. Da die beiden antagonistischen Mächte – ›phantastischer Geist‹ und ›gemeines Leben‹ – die Möglichkeit besitzen, jeweils zwei un-

7 Goethes Verhältnis zu Shakespeare wäre aus der Sicht von Harold Bloom als Rezeption im Zeichen der »Dämonisierung« aufzufassen: Der Autor des »Hypotexts« (Genette) wird zu einer Naturgewalt aufgebaut, um die Furcht zu bannen, die sein übermächtiger Schatten wirft. Reduziert man Blooms Modell auf seinen rezeptionsästhetischen Kern, indem man es von seiner kruden psychoanalytischen Konstruktionslogik befreit, so gewinnt man Einsicht in einen grundlegenden Mechanismus der deutschen Shakespeare-Wirkung am Ende des 18. Jahrhunderts, der noch die Romantikergeneration determiniert: die Tendenz, den elisabethanischen Autor zu einer dämonisch-panartigen (Herder) bzw. prometheischen (Goethe) Gestalt zu verklären. Vgl. Harold Bloom: *Einfluss-Angst. Eine Theorie der Dichtung*. Aus dem amerikanischen Englisch von Angelika Schweikhart. Basel 1995 (= *The Anxiety of Influence*, 1973), S. 87 ff.

8 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik*. In: *Werke*. Hrsg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel. Frankfurt a. M. 1986, Bd. 13, S. 266 f.

terschiedliche Anlagen auszubilden, ergibt sich eine doppelte Oppositionsstruktur von potentiell tragischem Zuschnitt: die Konfrontation des idealischen Geistes mit der profanen Welt sowie die Kollision von verbrecherischem Geist und sittlichem Leben. Verfeinert wird aber auch die Beschreibung der Prinzipien, die im tragischen Agon des *Wallenstein* in Erscheinung treten. In die übergreifende Antinomie von Freiheit und Notwendigkeit sind jeweils gebrochene, dialektisch disponierte Kategorien eingelagert; Leben und Geist stehen einander nicht als direkte Kombattanten gegenüber, sondern enthalten aufgrund ihrer aus Differenzen geborenen Identität die Anlage zum inneren Konflikt. Die tragische Grundkonstellation wird auf diese Weise nicht relativiert, vielmehr durch Erweiterung ihrer Funktionsmöglichkeiten in ihrem Geltungsrecht bekräftigt.

Der Wettstreit einander schroff entgegengesetzter Kräfte bildet für Goethe das zentrale Repräsentationsfeld der Tragödienhandlung. Im Lauchstädter Festspiel *Was wir bringen* (1802) tritt die allegorische Gestalt des Pathos auf,⁹ die den tragischen Agon zunächst in seiner destruktiven Dynamik charakterisiert:

Der Nächste stößt den Nächsten tückisch nieder,
Und tückisch wird zuletzt auch er besiegt;
Denn, wie ein Schmied, im Feuer Glied an Glieder
Zur ehren, ungeheuren Kette fügt;
So schlingt in Greuel sich ein Greuel wieder,
Durch Laster wird die Lastertat gerügt:
In Todesnebel, Höllenqualm und Grausen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hausen.
(MA 6.I, S. 782)

Bei dieser dezidiert unaristotelischen Interpretation, die die Tragödie als Medium der ›Greueldarstellung‹ und der Evokation nackter ›Verzweiflung‹ profiliert, bleibt der Prolog allerdings nicht stehen. Die Rede des Pathos endet mit einer ausgleichend-versöhnlichen Perspektive, wenn es heißt:

Doch senkt sich spät ein heiliges Verschonen
In der Beklemmung allzudichte Nacht,
Am holden Blick in höhere Regionen
Fühlt nun sich jedes edle Herz erwacht,
Dort drängt's euch hin, dort hoffet ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel euch gebracht;
Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen,
Und alles lös't sich auf im *Guten* und im *Schönen*.
(MA 6.I, S. 782)

Wo zunächst ein Übermaß des Gräßlichen konstatiert wird, mündet die Rede des Pathos am Ende in die Demonstration des – hier erstmals reflektierten – katharti-

9 Bei der Uraufführung wurde die allegorische Figur von der jungen Schauspielerin Anna Amalia Malcolmi dargestellt, die 1803 in Lauchstädt die Isabella aus Schillers *Braut von Messina* gab.

schen Konzepts. Das damit verknüpfte Verständnis der Tragödie, das durch frühere Äußerungen kaum gedeckt wird, steht freilich in Widerspruch zu Goethes eigener dramatischer Praxis. Weder die Kumulation von Greuelszenen noch die Entspannung des Schreckens durch die Intervention eines moralischen Prinzips bieten ihm Lösungen, mit denen er als Autor zu operieren pflegt – man denke nur an die abdämpfenden Konfliktkonstruktionen in der *Iphigenie auf Tauris* (abweichend von den Verwerfungen des Mythos), im *Egmont* (gegen die innere Konsequenz des Stoffs¹⁰) und in der *Natürlichen Tochter* (unter Verzicht auf die agonale Dynamik des politischen Dramas). In einem Brief vom 9. Dezember 1797 bemerkt Goethe gegenüber Schiller: »Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es auch mir niemals gelungen irgend eine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht« (WA IV, 12, S. 373).¹¹ Vor diesem Hintergrund enthüllt sich das Bekenntnis zur kathartischen Lösung, das die Pathos-Allegorie des Lauchstädter Spiels abweichend von den Bestimmungen der *Wallenstein*-Rezension und der Shakespeare-Rede formuliert, als ambivalente Position, der Goethe selbst kein rechtes Vertrauen entgegenzubringen scheint. Die tragische Dramaturgie der Extreme, die aus radikalen Gegensätzen eine transzendente Lösung hervortreibt, steht im Verdacht des Krankhaften, dem eine eigene Dämonie innewohnt. Was die Pathos-Allegorie umreißt, bleibt daher für Goethes eigene Produktion ein fremdes Terrain, dem er sich auch als Trauerspielautor nicht auszusetzen wünscht – zu erinnern ist an die Personifikation der Freiheit in der Gefängniszene des *Egmont* oder den noch in der Darstellung der Entsagung versöhnlichen Schluß der *Natürlichen Tochter*.¹²

Die *ultima ratio* der tragischen Konstruktion bildet für Goethe nicht die Purgierung, die aus der Katastrophe resultiert, sondern die Anschauung der Tragödie als Kunstwerk, das durch seine balancierte Form und die mäßigende Reflexion des Konflikts in den Mustern einer symbolischen Zeichensprache eine schroffe Dramaturgie der Gegensätze a priori umgeht. Vor allem ist es der Respekt gegenüber der inneren Freiheit des Publikums, der Goethe dazu veranlaßt, eine Bühnenästhetik der Extreme systematisch zu vermeiden. In der kurzen Notiz *Weimarisches Hoftheater*, die August Wilhelm Schlegels *Ion* gegen die scharfe Kritik Karl August Böttigers verteidigt, heißt es 1802 nachdrücklich: »[...] allein wir finden auch solche Stücke höchst nötig, durch welche der Zuschauer erinnert wird: daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sei, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch, nutzen soll, erhoben stehen muß, ohne deshalb weniger Genuß daran

10 Zu Goethes Umgang mit dem *Egmont*-Sujet prägnant Norbert Miller: *Der Wanderer. Goethe in Italien*. München, Wien 2002, S. 336 ff.

11 Den Begriff des Pathologischen hatte Schiller selbst ins Spiel gebracht: »An den Wallenstein werde ich mich so sehr halten als ich kann, aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel angreifendes für mich« (an Goethe, 8.12.1797; SNA 29, S. 165).

12 Zur Differenz zwischen theoretischen Bestimmungen und literarischer Praxis im Blick auf das Tragödienkonzept Ronald Gray: *Goethe and Tragedy*. In: Publications of the English Goethe Society. New Series Vol. 56 (1985/86), S. 23–37.

zu finden« (MA 6.2, S. 702).¹³ Das Drama bedarf der Selbstreflexion seiner Struktur, aus der sein Kunstcharakter und seine Beschaffenheit als ›Spiel‹ hervorgehen. Die Leistung der literarischen Fiktion besteht darin, daß sie dem Zuschauer den Illusionsstatus des von ihr Vorgeführten verdeutlicht; diese Funktion bildet für Goethe ein unverzichtbares Element der Tragödie, ohne die sie ihren ästhetischen Anspruch verliert und zum seinerseits ›pathogenen‹ Objekt zu werden droht.¹⁴

3. *Der Freiheit eine ästhetische Form*

Während das Interesse für Abgründiges, das das Tragische verlangt, bei Goethe eine gewisse Scheu gegenüber seiner theoretischen Reflexion einschließt, hat Schiller seit Beginn der 1790er Jahre die Tragödie mit einem an Kant geschulten methodischen Anspruch zu definieren gesucht. Wenn es die Aufgabe der Kunst ist, Vergnügen zu wecken und auf diese Weise moralisches Bewußtsein zu befördern, dann gelingt der Tragödie, wie Schiller 1792 im Aufsatz *Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen* am Leitfaden Kantscher Begriffe ausführt, die Umsetzung dieses Ziels nur um den Preis einer für sie offenbar konstitutiven Paradoxie, da das von ihr gestiftete Vergnügen durch die Zweckwidrigkeit des leidenden Menschen – also einen gemeinhin Mißvergnügen erweckenden Gegenstand – evoziert wird.¹⁵ Daß aus dem Unbehagen, das fremder Schmerz weckt, für den Zuschauer ein Weg ins Vergnügen des ästhetischen Genusses führt, wird laut Schiller durch den Zusammenhang von sittlicher Freiheit und situativer Unfreiheit möglich. Indem der Tragödienheld in Zwangslagen seine moralische Autonomie zu behaupten vermag, verwandelt sich die pragmatische Zweckwidrigkeit des Leidens in die Demonstration von Freiheit und damit in ein ästhetisch vermitteltes Vergnügen.

Der Aufsatz *Vom Erhabenen* (1793) benennt vor solchem Hintergrund die beiden zentralen Gegenstände »aller tragischen Kunst«, nämlich die »Darstellung der leidenden Natur« und die »Darstellung der moralischen Selbstständigkeit im Leiden«.¹⁶ Unter methodischen Gesichtspunkten weist diese Konstruktion des Pathetischerhabenen, die Autonomie unter den Bedingungen des sinnlichen Zwangs vorzuführen hat, auf die Bedeutung des *moral sense* zurück – auf eine Tradition, die Schiller durch Jacob Friedrich Abels Philosophieunterricht und die dort betriebene Lektüre der Schriften Shaftesburys, Hutchesons und Fergusons gut vertraut

13 Das schließt den Willen zur Arbeit an der Form ein. Aus Anlaß seiner neuen Übersetzung von Voltaires *Mahomet* (1741) erklärt Goethe Ende 1799 in einem kurzen Beitrag für das erste Heft des letzten Jahrgangs der *Propyläen* (1800): »Die Notwendigkeit unser tragisches Theater, durch Versifikation, von dem Lustspiel und Drama zu entfernen wird immer mehr gefühlt werden« (MA 6.2, S. 692).

14 Zur ›Selbstanzeige‹ der literarischen Fiktion und zur Spielanalogie Wolfgang Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*. Frankfurt a. M. 1991; bes. S. 24 ff., 377 ff.

15 Schiller: *Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen* (SNA 20, S. 143 ff.).

16 Schiller: *Vom Erhabenen* (SNA 20, S. 195).

war.¹⁷ Aus der britischen *Moral-sense*-Philosophie übernimmt Schiller die Idee einer Engführung von moralischem und ästhetischem Interesse, deren funktionale Einheit durch die natürlichen Anlagen des Menschen garantiert wird; Kant wiederum beerbt er dort, wo er nach einem transzendentalen Prinzip sucht, das dem Individuum Unabhängigkeit gegenüber den Gesetzen seiner sinnlichen Erfahrungswelt verschafft.¹⁸ Während sich mit der Ausrichtung an der *Moral-sense*-Philosophie das Vertrauen in die harmonische Versöhnung physischer und moralischer Strebensrichtungen im Menschen verknüpft, verpflichtet der Lehrmeister Kant zur Deduktion der Idee der Freiheit aus einem Reich der Vernunft jenseits aller sinnlichen Erfahrung. Die doppelte methodische Prägung durch Sensualismus und Transzendentalphilosophie zeichnet Schillers klassischer Tragödentheorie das Problempensum vor, läßt aber auch schon die Spannungen eines inkonsistenten Entwurfs ahnen, der sich seinen inneren Widersprüchen kaum entwinden kann.¹⁹

Der Essay *Ueber das Pathetische* (1793) bestimmt, nun in der Absicht einer formtheoretischen Begründung, der tragischen Kunst zum Endzweck die sinnliche Darstellung der moralischen »Independenz von Naturgesetzen im Zustand des Affekts«.²⁰ Das besagt, daß die Tragödie dem Zuschauer die Möglichkeit eines moralisch gegründeten »Widerstandes gegen das Leiden« vorzuführen habe, wobei dieses Leiden (das Aristotelische »Pathos«) durch physische und psychische Zwangslagen (Heteronomie) gleichermaßen entstehen kann.²¹ Zwei Muster kennt Schiller, in denen solcher Widerstand – als Äußerungsform eines erhabenen Gemüts – sich zu äußern vermag: passiv durch die »Fassung«, die es der sinnlichen Natur des Leidens verwehrt, Einfluß auf die Freiheit des Geistes zu nehmen, und aktiv durch die Fähigkeit, dieses Leiden über die Mächte des Intelligiblen zu beherrschen und damit zu bezwingen.²² Das zweite Modell, das für die Tragödie

17 Gelesen wurden Shaftesburys *The Moralists, a philosophical Rhapsody* (1705), Francis Hutchesons *System of Moral Philosophy* (1755; 1756 durch Lessing übersetzt) und Adam Fergusons *Institutes of Moral Philosophy* (1769). Vgl. dazu [Jacob Friedrich Abel]: *Eine Quelledition zum Philosophieunterricht an der Stuttgarter Karlsschule* (1773-1782). Mit Einleitung, Übersetzung, Kommentar und Bibliographie hrsg. von Wolfgang Riedel. Würzburg 1995, Einleitung, S. 402 ff. Ferner Wolfgang Riedel: *Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der »Philosophischen Briefe«*. Würzburg 1985, S. 124 ff.; Peter-André Alt: *Schiller. Leben, Werk, Zeit*. München 2004 (zuerst 2000). Bd. I, S. 113 ff.

18 Vgl. Immanuel Kant: *Kritik der praktischen Vernunft* (1788). In: *Werke*. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt a.M. 1977, Bd. VII, S. 144 ff. (§ 8).

19 Die in den Theateressays der 1780er Jahre entwickelten Reflexionen waren über den Charakter eklektischer Beschreibungsmodelle im Spannungsfeld zwischen heroischer *tragédie classique* und Lessings Mitleidsdramaturgie nicht hinausgelangt, konnten mithin keinen Konsistenzanspruch behaupten. Schiller: *Ueber das gegenwärtige teutsche Theater* (1782) (SNA 20, S. 79-86); *Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken* (SNA 20, S. 87-100).

20 Schiller: *Ueber das Pathetische* (SNA 20, S. 196).

21 Ebd., S. 199.

22 Ebd., S. 211.

bedeutsamer ist, weil es durch seine Dynamik das Interesse des Publikums hinreichend fesselt, zerfällt wiederum in zwei Varianten. Der erste Fall stützt sich auf einen Protagonisten, der aus unbedingter Pflichterfüllung ins Leiden gerät; er wird idealiter vom Typus des Märtyrers zur Geltung gebracht, den Schiller allerdings wenig schätzt, da er zwar Bewunderung erregt, aber das Gemüt des Zuschauers nicht berührt. »Eine reine Intelligenz«, so formuliert bereits der Essay *Ueber die tragische Kunst* (1792), »kann nicht leiden, und ein menschliches Subjekt, das sich dieser reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in seiner sittlichen Natur einen zu schnellen Schutz gegen die Leiden einer schwachen Sinnlichkeit findet, nie einen großen Grad von Pathos erwecken«.²³ Wirkungsvoller ist dagegen der zweite Fall, in dem der prinzipiell pflichtbewußte Held aus momentaner (singulärer) Pflichtvergessenheit ins Unglück gerät und dieses doppelt – physisch wie geistig – büßt.²⁴ Der Leitgedanke der Schillerschen Tragödienlehre – die ästhetische Inszenierung des individuellen Widerstands gegen externe Zwangslagen als Signum moralischer Unabhängigkeit – verweist auf das Modell einer inneren Freiheit, die als Möglichkeit der Autonomie des Menschen gerade in krisenhaften Konstellationen besonders eindrucksvoll demonstriert zu werden vermag.²⁵ Nicht die Wirklichkeit des erfüllten Sittengesetzes, die Kants *Kritik der praktischen Vernunft* (1788) an die absolute Selbständigkeit des Willens jenseits subjektiver Bestrebungen zurückband,²⁶ sondern die Option auf freiheitliches Handeln steht im Zentrum der für Schillers Tragödientheorie bestimmenden Anthropologie.²⁷ Das Erhabene, das sich über den Widerstand gegen das Leid äußert, bedeutet die Erprobung individueller Freiheit unter den Bedingungen der Heteronomie: Freiheit als Chance des Menschen, auch (und gerade) in finsternen Zeiten Unabhängigkeit (»Independenz«) von den grausamen Notzwängen der Natur zu gewinnen. Schillers erhabener Held soll seine Größe in selbstveranlaßten Schwellen- und Gefahrensituationen vorführen, die seine seelische und körperliche Integrität bedrohen, zugleich aber seine Autonomie unter Beweis stellen.²⁸

23 Schiller: *Ueber die tragische Kunst* (SNA 20, S. 168). Immer noch instruktiv zur Analyse der Schillerschen Leitbegriffe Klaus L. Berghahn: *Das »Pathetischerhabene«*. *Schillers Dramentheorie*. In: *Deutsche Dramentheorien. Beiträge zu einer historischen Poetik des Dramas in Deutschland*. Hrsg. von Reinhold Grimm. Frankfurt a. M. 1980 (zuerst 1971), Bd. I, S. 214–244.

24 Schiller: *Ueber das Pathetische* (SNA 20, S. 212).

25 Zu den anthropologischen Konnotationen dieses Konzepts vgl. Ulrich Port: »Künste des Affekts«. *Die Aporien des Pathetischerhabenen und die Bildrhetorik in Schillers »Maria Stuart«*. In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 46 (2002), S. 134–159; bes. S. 137 ff.

26 Kant (Anm. 18), S. 145 ff. (Anmerkung zu § 8, über die Independenz des moralischen Willens gegenüber dem Anspruch auf Glückseligkeit).

27 Schiller: *Ueber das Pathetische* (SNA 20, S. 218).

28 Zu kurz greift es daher, wenn Karl Heinz Bohrer Schillers Konzept des Erhabenen auf die Darstellung »moralischer Überlegenheit« beschränkt, ohne jedoch die hier implizierte innere Gefährdung des Menschen zu bedenken (ders.: *Ekstasen der Zeit. Augenblick, Gegenwart, Erinnerung*. München 2003, S. 131).

Das Erhabene erweist sich als Medium für eine Subjektwerdung, die allerdings den großen Bruch, der Innen und Außen trennt, nicht überwindet, sondern steigert; frei ist das Subjekt nur, wenn es sich gegen seine Umwelt, die Heteronomiekonstellationen erzeugt, systematisch abgrenzt: Autonomie erscheint im Modus der Negation.²⁹ Der Hiatus, der bei Schiller die Erhabenheit der Fassung vom Erhabenen der Handlung trennt, zeigt sich exemplarisch am Begriff des Opfers.³⁰ In den 1788 veröffentlichten Briefen über *Don Karlos* beschreibt Schiller unter dem unmittelbaren Eindruck seines Stoffs den inneren Widerspruch, der aus dem Akt der Opferung hervorgeht, mit einer Formel, die den Vorrang der individuellen Erfahrung gegenüber dem moralischen Prinzip betont: »[...] denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.«³¹ Im Blick auf die Selbstpreisgabe Posas ist wenig später ausdrücklich von »Aufopferung« die Rede, wobei Schiller den Entschluß des Marquis, für Karlos zu sterben, grundlegend rechtfertigt, ohne ihn vollends zu billigen, da er von »Schwärmerei« geprägt sei: »Er hüllt sich in die Größe seiner Tat, um keine Reue darüber zu empfinden.«³² Jedes Selbstopfer droht eine Hypostasierung der Idee herbeizuführen, indem es das Individuelle zugunsten des Allgemeinen auslöscht.³³ Als »heroisches Palliativ«³⁴ ist Posas Tat ein bedenklicher Akt, aus dem keine Vorbildfunktion abgeleitet werden kann. Im Essay *Ueber das Pathetische* verweist Schiller auf eine ähnliche Dialektik, wenn er – gegen Kants Pflichtethik – erklärt, daß die unbedingte Erfüllung eines Sittengesetzes in der prinzipiengeleiteten Handlungsweise die persönliche Bereitschaft des Zuschauers zur Nachahmung des moralischen Ideals nicht fördere, sondern hemme.³⁵

29 Vgl. neuerdings Ernst-Richard Schwinge: *Schillers Tragikkonzept und die Tragödie der Griechen*. In: Jb. der Deutschen Schillergesellschaft 47 (2003), S. 123–140. – Zu bemängeln ist, daß Schwinge Schiller ein Verständnis des Tragischen im Sinne eines idealistischen Lebenskonzepts unterstellt, für das sich in seinen Texten kein Hinweis findet. Die Annahme, bei ihm löse sich »jedwede Zweckwidrigkeit in Zweckmäßigkeit« (S. 134) auf, ist durch Schillers Argumentation nicht gedeckt; vielmehr führt Schiller in sämtlichen seiner tragödientheoretischen Schriften Beispiele für eine ästhetisch unergiebig, nur Schmerz, Larmoyanz, Fatalismus oder Sinnlosigkeit evozierende Darstellung menschlichen Leidens an. Nicht »jedweder Schmerz«, sondern allein das durch die tragische Form funktionalisierte Pathos kann als freiheitsermöglichend begriffen werden.

30 Die Kategorie des Opfers hat die Schillerforschung in ihrer Bedeutung für die klassische Tragödientheorie bisher noch nicht erkannt.

31 Schiller: *Briefe über Don Karlos* (SNA 22, S. 172).

32 Ebd., S. 177.

33 In den frühen Schriften verwendet Schiller den Opferbegriff weitgehend wertfrei; so ist mit Blick auf die Tochterfiguren des bürgerlichen Trauerspiels vom »Schlachtopfer der Wollust« bzw. vom »Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung« die Rede (SNA 20, S. 81, 98). In der *Theosophie des Julius* aus den *Philosophischen Briefen* (1786) wird von dem als *ein* Körper gedachten Menschengeschlecht gesprochen, dem der einzelne sich opfern dürfe; jedoch gilt gerade die Philosophie des Julius im Rahmen des fragmentarischen Romans als zu überwindende Station auf dem Weg vom metaphysischen zum skeptischen Denken, so daß notwendig auch die Idee des Opfers ambivalent bleibt (SNA 20, S. 123).

34 Schiller: *Briefe über Don Karlos* (SNA 22, S. 176).

35 Schiller: *Ueber das Pathetische* (SNA 20, S. 216).

Bereits 1792 heißt es: »Aber es gibt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen Schmerz erkaufte wird, und dieß geschieht, wenn eine moralische Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeineren desto gemäßer zu handeln«. ³⁶ Das Opfer besteht im Tausch der Pflichtverletzung gegen die Pflichtbegründung, der seinerseits die paradoxe Struktur der Tragödie, die wenige Jahre später auch Friedrich Hölderlin hervorheben wird ³⁷, in nuce verdichtet: den inneren Widerspruch, ästhetisches Vergnügen durch Zweckwidrigkeit zu erzeugen. Einem Opfer gleicht der Tausch, weil er in einem Akt der Güterabwägung zur Mißachtung eines spezifischen moralischen Prinzips zwingt, ohne die für Schiller das allgemeine Sittengesetz nicht bestätigt werden kann.

Komplizierter gerät diese Logik des Tauschs mit der Konsequenz des Opfers innerhalb des Modells des Erhabenen. Im Fall der Erhabenheit der Fassung, an der Schiller mit Lessings *Laokoon* (1766) eine durch die »Coexistenz« von Zeichen und Bezeichnetem erzeugte Anschaulichkeit hervorhebt, ist es die körperliche Unantastbarkeit, die preisgegeben wird, um das Sittengesetz zu bestätigen ³⁸; im Fall der Erhabenheit der Handlung, die durch »Succession« eines dramatischen Geschehens zur Erscheinung kommt, bildet umgekehrt die »moralische Beschaffenheit« des Individuums den Auslöser des Leidens. ³⁹ Schillers ideale Variante des Erhabenen bedeutet nun aber eine Abkehr vom Mechanismus der Opferung, weil sie die ästhetische Freiheit als bloße Möglichkeit bestimmt, »die Gegenwart eines übersinnlichen Principis im Menschen« ⁴⁰ darzustellen. Der seine Pflicht punktuell verletzende Held verteidigt seine moralische Autonomie gerade nicht, indem er Sinnlichkeit oder Leben opfert, sondern indem er in vollem Bewußtsein seines Fehlers leidet und sich damit zugleich dem Auslöser seiner Notlage entzieht. ⁴¹ Dieses Leiden schließt zwar per definitionem eine Situation der Heteronomie ein, jedoch dient sie vorrangig der Demonstration einer ästhetischen Freiheit, die durch die Kunst als Möglichkeit unabhängigen Handelns kommuniziert wird. Nicht das Opfer im Sinne einer materiellen Idee, die ein konkretes Prinzip verherrlicht, vielmehr dessen theoretische Möglichkeit soll im Medium der literarischen

36 Schiller: *Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen* (SNA 20, S. 143).

37 Friedrich Hölderlin: *Grund zum Empedokles*. In: *Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe* (= StA). Hrsg. von Friedrich Beißner. Stuttgart 1943 ff., Bd. 4.1, S. 274 (»Die Bedeutung der Tragödien ist am leichtesten aus dem Paradoxon zu begreifen«).

38 Schiller: *Ueber das Pathetische* (SNA 20, S. 211). Als Beispiel führt der Text die »Selbstaufopferung des Leonidas bei Thermopylä« (S. 213) an, die Geschichte des griechischen Helden in der Schlacht gegen die Perser aus dem Jahr 480 v. Chr. – Zur Differenz von (malerischer) Koexistenz und (literarischer) Sukzession der Zeichen Gotthold Ephraim Lessing: *Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie*. In: *Werke*. Hrsg. von Herbert G. Göpfert u. a. München 1970 ff., Bd. VI, S. 102 ff. Vgl. zum Bezug auf Lessing auch Port (Anm. 25), S. 143 ff.

39 Schiller: *Ueber das Pathetische* (SNA 20, S. 211 f.).

40 Ebd., S. 204.

41 Ulrich Port (Anm. 25) spricht hier von der »Enthebung«, die es dem leidenden Subjekt erlaube, auch unter den Bedingungen des Zwangs frei zu sein (S. 149).

Form vergegenwärtigt werden. »In ästhetischen Urtheilen sind wir also nicht für die Sittlichkeit an sich selbst, sondern bloß für die Freyheit interessiert, und jene kann nur insofern unsrer Einbildungskraft gefallen, als sie die letztere sichtbar macht.«⁴² Es gehört zu den unantastbaren Überzeugungen von Schillers Kunstphilosophie, daß die Kräfte der »Phantasie« nicht durch die »moralische Gesetzmäßigkeit«⁴³ gefesselt werden dürfen. Die Autonomie, welche die ästhetische Erfahrung vermittelt, besitzt den Charakter einer Option auf Freiheit, die keine Unterjochung durch den kategorischen Imperativ verträgt.

Schillers Tragödientheorie bildet das Experimentierfeld für eine Konzeption des Ästhetischen als Bedingungsgrund der Anschauung von Ideen, dessen zentrales Element die Demonstration sozialer Autonomie im Medium der literarischen Form darstellt.⁴⁴ Diese Priorität des ›Möglichkeitssinns‹ markiert eine radikale Abwendung von einer wirkungspoetischen Konzeption des Trauerspiels, wie sie die Mitleidslehre Lessings exemplarisch vertrat.⁴⁵ Ästhetisches Urteil, Independenz von materiellen Ideen, Zweckmäßigkeit der Form – das bleiben die Leitbegriffe, in denen Schiller seine Theorie der Tragödie verdichtet. Sie verdeutlichen die Abkehr von einem moralischen Prinzip als inhaltlichem Zentrum der tragischen Wirkungspoetik und die Verwandlung der Logik des Opfers in eine Logik der ästhetischen Freiheit, welche die Autonomie des Sittengesetzes in der unbedingten Eigenständigkeit der von didaktischen Zwecken gelösten dramatischen Form unter Beweis stellt.⁴⁶

Der Begriff des Opfers, in dem Walter Benjamins Trauerspielbuch das Leitkonzept der antiken Tragödie erblickte,⁴⁷ gewinnt um 1800 nicht nur bei Schiller eine eigene Ambivalenz. Hölderlin hat im *Grund zum Empedokles* das Opfer als Zerstörung einer Einheit von ›Ideellem‹ und ›Reellem‹, als Auflösung jenes Absolutums bezeichnet, das durch die Synthesis widerstreitender Kräfte vorübergehend

42 Schiller: *Ueber das Pathetische* (SNA 20, S. 221).

43 Ebd.

44 Dazu gehört auch die Bereitschaft Schillers, sich genauer als Goethe mit Aspekten der poetischen Struktur der Tragödie zu befassen, wie es vor allem der Aufsatz *Ueber die tragische Kunst* tut (SNA 20, S. 148-170). In seinen klassischen Dramen hat Schiller nach 1800 die Reflexion über die Möglichkeiten der Tragödie implizit als Auseinandersetzung mit deren ›innerer Form‹ fortgeschrieben, wie die während der Arbeit am *Wallenstein* mit Goethe geführte Korrespondenz (vgl. SNA 29, S. 141 f., 159 f., 176 f., 179, 265 f.) oder auch die Überlegungen zum Chor im Umfeld der *Braut von Messina* (SNA 10, S. 7 ff.) demonstrieren. Vgl. zu Schillers impliziter Tragödienpoetik Wilm (Anm. 5); bes. S. 150 ff.

45 Vgl. Lessing: *Briefwechsel über das Trauerspiel*. In: *Werke* (Anm. 38), Bd. IV, S. 153 ff.

46 Zur Ambivalenz des Opferbegriffs im Drama vgl. Rolf-Peter Janz: *Antike und Moderne in Schillers »Braut von Messina«*. In: *Unser commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hrsg. von Wilfried Barner, Eberhard Lämmert u. Norbert Oellers. Stuttgart 1984, S. 329-349; bes. S. 335.

47 Walter Benjamin: *Ursprung des deutschen Trauerspiels*. In: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M. 1972 ff., Bd. I, S. 285. Vgl. dazu Peter Szondi: *Versuch über das Tragische*. In: *Schriften I*. Hrsg. von Jean Bollack u. a. Frankfurt a.M. 1978, S. 201 ff.

hergestellt worden sei.⁴⁸ Die Tragödie bedeutet für Hölderlin das Offenbarwerden einer Gewalt, in der sich das Schicksal der menschlichen Identität über deren Aufhebung vollendet und der »erzwungene Tag«, wie Peter Szondi kommentiert hat, »in gesteigerte Nacht« umschlägt.⁴⁹ Daß diese Gewaltstruktur jedoch keine Lösung im Sinne der Erlösung, sondern lediglich eine Reinigung der Identität in der Entzweiung, die Opferung der Einheit für die unentwegte Dialektik der Geschichte bedeutet, erweist Hölderlins schneidende Formulierung aus den *Anmerkungen zum Oedipus* (1803): »Die Darstellung des Tragischen beruht vorzüglich darauf, daß das Ungeheure, wie der Gott und Mensch sich paart, und gränzenlos die Naturmacht und des Menschen Innerstes im Zorn Eins wird, dadurch sich begreift, daß das gränzenlose Einswerden durch gränzenloses Scheiden sich reiniget«.⁵⁰ Die Ästhetik des Opfers, die Hölderlin in der Tragödie erblickt, bedeutet weder eine Purgierung des physischen Lebens gemäß der kathartischen Ökonomie des attischen Theaters noch eine einheitsstiftende Versöhnung im Sinne der metaphysisch gedachten *restitutio in integrum*. In ihr vollzieht sich vielmehr das unerbittliche Gesetz einer dialektischen Geschichte, deren Stillstellung in der Idee der Bildung des Menschen, wie sie Schiller für möglich hielt, bei Hölderlin undenkbar scheint, da jede Beruhigung ihrer Dynamik nur die Ruhe vor dem erneuten Sturm sein kann.

In der *Phänomenologie des Geistes* (1807) hat Hegel den Willen zur Aufopferung als Indiz einer problematischen Wertsetzung bezeichnet, welche die freie Selbstbestimmung erstickte, indem sie das Besondere dem Allgemeinen unterwerfe: »Dem Bewußtsein der Tugend ist das Gesetz das Wesentliche und die Individualität das Aufzuhebende«.⁵¹ Der letzthin abstrakte Tugendrigorismus suche, so Hegel, den historischen Prozeß zum Guten zu beeinflussen, indem er die Individualität einer höheren Idee preisgebe, erzeuge dabei jedoch eine »verkehrte Gestalt und Bewegung des Allgemeinen«.⁵² Hegel erklärt dieses Prinzip des Scheiterns aus der Fehldisposition eines Programms moralischer Selbstbindung, das den Streit mit dem »Weltlauf« sucht, weil es in ihm das schlechthin Falsche erblickt, dabei aber zum wesenslos Abstrakten erstarrt, insofern es mit der eigenen Individualität die Grundlage jeder Verbesserung zertrümmert. Die Aufopferung kann nicht zur positiven Korrektur des Weltlaufs führen, da sie die Vernichtung von Individualität einschließt, durch die allein die Umgestaltung des geschichtlichen Prozesses ermöglicht werde: »Es fällt mit dieser Erfahrung das Mittel, durch Aufopferung der Individualität das Gute hervorzubringen, hinweg, denn die Individualität ist gerade die *Verwirk-*

48 Hölderlin: *Grund zum Empedokles* (StA 4.1 [Anm. 37], S.157 f.); vgl. zu Hölderlins Tragödienbegriff die glänzende Analyse von Gerhard Kurz: *Mittelbarkeit und Vereinigung. Zum Verhältnis von Poesie, Reflexion und Revolution bei Hölderlin*. Stuttgart 1975, S. 198 ff.

49 Hölderlin: *Grund zum Empedokles* (StA 4.1 [Anm. 37], S. 157 ff.); Szondi: *Versuch über das Tragische* (Anm. 47), S. 165.

50 Hölderlin: *Anmerkungen zum Oedipus* (StA 5 [Anm. 37], S. 201).

51 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. In: *Werke* (Anm. 8). Bd. 3, S. 283.

52 Ebd., S. 284.

lichung des Ansichseienden«.⁵³ Die Dialektik der Aufopferung besteht für Hegel darin, daß sie nicht die Freiheit – das Ansichseiende –, sondern – als Konsequenz des ›schlechten Allgemeinen‹ – Abhängigkeit und Zwang gebiert. Die Preisgabe des Individuellen an das Prinzip kann keine Autonomie erzeugen, da diese nur über den Prozeß der Besonderung herstellbar ist. Den Mechanismus der Zerstörung des Guten durch die Opferung subjektiver Freiheit beleuchtet Hegel damit, anders als es Adorno in seiner *Negativen Dialektik* kritisiert, als Sturz in die Grundlosigkeit eines abstrakten Prinzips, das jene Individualität vernichtet, welche die sittliche Autonomie einzig verteidigen könnte.⁵⁴

4. *Suspension der Katharsis*

Goethes zweiter Shakespeare-Aufsatz, der im Sommer 1813 entstand, führt mit Kategorien, die ihre Abstammung aus dem Arsenal des romantischen Diskurses (insbesondere Schlegelscher Prägung⁵⁵) nicht verleugnen, die von Hegel bezeichnete Aporie auf eine historische Grundspannung im Ensemble der *Querelle des Anciens et des Modernes* zurück. Der antiken Tragödie ordnet Goethe die Kollision von Notwendigkeit (»Sollen«) und »Vollbringen«, dem modernen Drama die Spannung zwischen subjektiver Freiheit (»Wollen«) und Tathandlung zu (MA 11.2, S. 179).⁵⁶ Genauer formuliert der Essay:

Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an: wie das Sitten- und Stadtgesetz; oder der Natur: wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. [...] Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den Einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch, und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit [...]. (MA 11.2, S. 179).

Bezogen auf die tragische Form, erweist sich die moderne Oppositionsvariante, wie Goethe lapidar bemerkt, als untaugliches Spannungselement: »Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein« (ebd.). Von Shakespeare sei, so heißt es, dieser funktionale Hiatus überbrückt worden, indem er die Kräfte des subjektiven Antriebs als neuzeitliche Form des Schicksals inszeniert, mithin das Wollen des Individuums als Quellgrund der Heteronomie ausgewiesen habe (den »nach innen geführten Menschen«⁵⁷ erklärt 1797

53 Ebd., S. 290.

54 Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt a. M. 1975 (zuerst 1966), S. 139 ff.

55 August Wilhelm Schlegel: *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur* (1809–1811). Erster Teil. In: *Kritische Schriften und Briefe*. Bd. V. Hrsg. von Edgar Lohner. Stuttgart u. a. 1966, S. 61: »Innere Freiheit und äußere Notwendigkeit, dies sind die beiden Pole der tragischen Welt«.

56 Goethe wendet diese Opposition zwar im Gang seiner Argumentation einzig auf die dramatische Gattung an, läßt sie aber ausdrücklich für die grundsätzliche Differenz zwischen antiker und moderner Literatur gelten. Besonders offenkundig ist der Bezug auf den *Wahlverwandtschaften*-Roman und dessen antinomische Struktur.

57 SNA 21, S. 57 f.

der gemeinsam mit Schiller verfaßte Essay *Ueber epische und dramatische Dichtung* zum privilegierten Gegenstand der Tragödie). Diese dezidiert moderne Shakespeare-Deutung bietet, unabhängig von der Frage ihrer sachlichen Evidenz, wesentliche Rückschlüsse auf Goethes Konzept des Tragischen, das sich hier sichtbar von einer rein gattungsspezifischen Bindung gelöst hat. Gedeckt wird eine derartige Tendenz durch die programmatische Absicht, Shakespeare abweichend von Ludwig Tieck bzw. August Wilhelm Schlegel zum Autor von Lesetexten zu erklären, dessen tragische Konfliktmodelle weniger auf »die Augen des Leibes« (MA 11.2, S. 174) als auf die literarische Imagination bezogen seien.⁵⁸ Nicht die Theatralität Shakespeares, sondern die besondere, jenseits einer gattungspoetischen Zuordnung greifbare Modernität der von ihm vorgeführten Antagonismen sucht Goethes Essay zu erschließen.

Was der Shakespeare-Aufsatz über die Subjektivierung des Schicksals und *vice versa* die metaphysische Aufladung des Subjekts sagt, findet sein Pendant in der bekannten Selbstanzeige des *Wahlverwandtschaften*-Romans vom 24. September 1809. Der Roman offeriert ihr zufolge die in seiner chemischen Gleichnisrede verdichtete Erkenntnis, daß »auch durch das Reich der heitern Vernunft-Freiheit die Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen, die nur durch eine höhere Hand, und vielleicht auch nicht in diesem Leben, völlig auszulöschen sind« (MA 9, S. 285). Hier sind die Elemente des Tragischen versammelt, wie sie Goethe im Shakespeare-Aufsatz vier Jahre später namhaft macht: die Opposition von Freiheit und Zwang, die sich nicht auf den für die antike Literatur signifikanten Hiatus zwischen Menschlichem und Göttlichem beschränkt, sondern die Heteronomie gerade durch das Überspannen des subjektiven Anspruchs (»leidenschaftliche Notwendigkeit«) generiert, die »Unaufhaltsamkeit« dieses zerstörerischen Kräftespiels und schließlich die unsichere Aussicht auf eine transzendente Lösung, die außerhalb des Konfliktmodells selbst liegt.⁵⁹

Der idealistische Diskurs über das Tragische, wie ihn exemplarisch das Tragödienkapitel von Schellings *Philosophie der Kunst* (1802/03) und Hegels *Antigone*-Deutung praktizieren,⁶⁰ sucht den Nachweis zu führen, daß sich in der äußeren Katastrophe die innere Aussöhnung des leidenden Helden mit einer universellen,

58 Goethe hält Shakespeare für einen Theaterdichter, der jedoch mehr als nur Augenlüste zu bieten hat. Stärker auf die Bühnenästhetik rekurriert Ludwig Tieck: *Über Shakspeare's Behandlung des Wunderbaren* (1793). In: *Schriften in 12 Bänden*. Bd. I: *Schriften 1789-1794*. Hrsg. von Achim Hölter. Frankfurt a.M. 1991, S. 685-721, S. 696; ferner August Wilhelm Schlegel: *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur* (1809-11). Zweiter Teil. In: *Kritische Schriften und Briefe*. Bd. VI. Hrsg. von Edgar Lohner. Stuttgart u. a. 1967, S. 217 ff.

59 Vgl. Giovanni Sampaolo: »*Proserpinas Park*«. Goethes »*Wahlverwandtschaften*« als *Selbstkritik der Moderne*. Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Stuttgart, Weimar 2003, S. 219 ff.

60 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Philosophie der Kunst*. In: *Ausgewählte Schriften in 6 Bänden*. Frankfurt a.M. 1985, Bd. II, S. 521 ff.; Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. In: *Werke* (Anm. 8), Bd. 3, S. 322, 348 f.; zur Tragödie S. 534 ff. Bei Hegel erscheint der Begriff des Tragischen zwar nicht explizit, jedoch wird er von der *Phänomenologie* beständig umspielt. Vgl. dazu bereits Szondi (Anm. 47), S. 170 ff.

sein persönliches Schicksal überwölbenden Idee vollziehe. Bei Schelling liest man: »Die Freiheit als bloße Besonderheit kann nicht bestehen: dieß ist möglich nur, inwiefern sie sich selbst zur Allgemeinheit erhebt, und also über die Folge der Schuld mit der Nothwendigkeit in Bund tritt, und da sie das Unvermeidliche nicht vermeiden kann, die Wirkung davon über sich verhängt«. ⁶¹ Ähnlich formuliert Hegel, daß das Leiden tragischer Heldenfiguren, das er mustergültig in der Sophokleischen Antigone gespiegelt findet, durch die »Gesinnung« ⁶² aufgehoben werde, in der er die Auflösung des Individuellen im Sittengesetz bekräftigt sieht. Für Goethe gehört hingegen zur Subjektivierung des Schicksalsbegriffs, wie sie der gegen Hegels *Antigone*-Interpretation gerichtete Shakespeare-Aufsatz formuliert, ⁶³ die Abwesenheit einer dritten Instanz, die die in ihm festgeschriebenen Antinomien überwinden kann. Nicht die von der älteren Forschung im Anschluß an Karl Wilhelm Ferdinand Solgers *Wahlverwandtschaften*-Kritik topisch hervorgehobene Emigration des Tragischen in den Roman bildet die *differentia specifica* von Goethes Position, sondern der Versuch, die Kategorie aus ihrer traditionellen poetologischen Einbindung zu lösen, ohne sie dabei auf das außerästhetische Feld des sittlichen Diskurses zu verschieben. ⁶⁴ Der noch in der vermeintlich religiösen Hoffnungsformel des Roman-Schlußsatzes erahnbarer Zweifel an der Möglichkeit der übergreifenden Überwindung tragischer Konflikte öffnet die Perspektive auf die Immanenz des Scheins, der den literarischen Text konstituiert. ⁶⁵ Die Skepsis

⁶¹ Schelling (Anm. 60), S. 525.

⁶² Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. In: *Werke* (Anm. 8), Bd. 3, S. 348. Vgl. Bernhard Lypp: *Ästhetischer Absolutismus und politische Vernunft. Zum Widerstreit von Reflexion und Sinnlichkeit im deutschen Idealismus*. Frankfurt a.M. 1972, S. 182 ff.

⁶³ Auf Goethes Absicht der Kritik an Hegel verweist auch Szondi (Anm. 47), S. 176 f.

⁶⁴ Zur Lektüre der *Wahlverwandtschaften* als tragischer Roman vgl. die im Publikationsjahr des Romans erschienene Rezension von Karl Wilhelm Ferdinand Solger: *Über die »Wahlverwandtschaften«* (1809). In: *Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland*. Teil I: 1773-1832. Hrsg., eingeleitet u. kommentiert von Karl Robert Mandelkow. München 1975, S. 257-261. Zur Forschung: Kurt May: *Goethes »Wahlverwandtschaften« als tragischer Roman*. In: *Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften«*. Hrsg. von Ewald Rösch. Darmstadt 1975, S. 263-271; Walter Müller-Seidel: *Lyrik, Tragik und Individualität in Goethes später Dichtung*. In: *Das Subjekt der Dichtung*. Festschrift für Gerhard Kaiser. Hrsg. von Gerhard Buhr, Friedrich A. Kittler u. Horst Turk. Würzburg 1990, S. 497-518 (Müller-Seidel spricht von der »Auswanderung des Tragischen aus der Tragödie« und dessen Übergreifen »auf Formen epischer Dichtung«, S. 500).

⁶⁵ »So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen« (*Die Wahlverwandtschaften*; MA 9, S. 529). Die Bedeutung der Konjunktion »wenn«, die temporal oder konditional zu lesen ist, entscheidet bekanntlich über die Auslegung dieses Schlußsatzes; nur im Fall der temporalen Bedeutung läßt sich der Gedanke der Versöhnung im Jenseits aufrechterhalten, der durch die konditionale Funktion in Frage gestellt wird (was mit Goethes Formulierung aus der Selbstanzeige besser harmoniert). Vgl. dazu Walter Benjamin: *Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Gesammelte Schriften* (Anm. 47), Bd. I, S. 123-201, 175 ff. Benjamin lehnt den Begriff des Tragischen als Kategorie zur Beschreibung des Romanschlusses generell ab: »Untragischer kann

gegenüber der Wirksamkeit einer metaphysischen Instanz, die die Antagonismen des Tragischen löscht, bedeutet daher keine Lizenz zum Fatalismus, sondern eine Bekräftigung der Autonomie, die der ästhetischen Erfahrung gebührt.

Im Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters vom Mai 1821 wiederholt Goethe seine Auffassung, daß die Tragödienhandlung sich in der Immanenz ihres Konflikts erschöpfe, ohne von einer sie transzendierenden Instanz aufgehoben zu werden. Während die Pathos-Allegorie im Lauchstädter Festspiel des Jahres 1802 noch die Möglichkeit einer kathartischen Lösung metaphysisch konditionierter Verwerfungen in Aussicht stellte (»Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen«; MA 6.1, S. 783), bleibt der Berliner Prolog an diesem Punkt äußerst zurückhaltend. Die Tragödie, die des »düstern Wollens traurige Gefahr« darstellt, ist nach antikem Vorbild auf den Agon als Bühnenereignis beschränkt: »Und ohne Zeus und Fatum, spricht mein Mund! / Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund« (MA 13.1, S. 242). In einem 1821 verfaßten Aufsatz über *Wilhelm Tischbeins Idyllen* formuliert Goethe die Überzeugung, daß das Tragische aus der Trennung des Zusammengehörigen resultiere. Die Antinomie, die die Kollision von »Wollen« und »Sollen« begründet, wird damit auf ein phänotypisches Modell reduziert: »Das Grundmotiv aber aller tragischen Situationen ist das Abscheiden, und da braucht's weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten, rechtlichen Zustand, veranlaßt durch mehr oder weniger Notzwang, durch mehr oder minder verhaßte Gewalt, ist auch eine Variation desselben Themas« (MA 13.2, S. 80).⁶⁶ Erneut erweist sich hier, daß das Tragische in Oppositionen zur Anschauung kommt, die Goethe für unüberwindbar hält. Die lockere Kopplung von moralischem Nutzen und ästhetischer Freiheit, die Schillers Entwurf des Pathetischerhabenen begründet, bildet für ihn eine strukturelle Paradoxie, die das Drama bis zur Selbsterstörung überfordern muß. Diese Auffassung beleuchtet in großer Prägnanz das bekannte Diktum aus einem im Juni 1824 mit Kanzler Friedrich von Müller geführten Gespräch: »Alles Tragische beruht auf einem unausgleichbaren Gegensatz. So wie Ausgleichung eintritt oder möglich wird, schwindet das Tragische«.⁶⁷

In einer kurzen Rezension einer literarhistorischen Studie des Leipziger Altphilologen Johann Gottfried Jakob Hermann, die sich mit Struktur und Geschichte attischer Tragödien-Tetralogien befaßt (*De compositione tetralogiarum tragi-*

nichts ersonnen werden als dieses trauervolle Ende« (S. 177). Inwiefern sich Goethes Roman als Konfrontation klassischer Ordnungsmuster mit einer neuzeitlichen – christlich-romantischen – Zeichensprache lesen läßt, ohne daß es zu einer Versöhnung der beiden Bereiche kommt, zeigt Bernhard Buschendorf: *Goethes mythische Denkform. Zur Ikonographie der »Wahlverwandtschaften«*. Frankfurt a.M. 1986, S. 264 ff.

⁶⁶ Die Bedeutung dieses Passus betont erstmals Szondi (Anm. 47), S. 178.

⁶⁷ Gespräche, Bd. 5, S. 92 (6.6.1824). In einem Brief an Zelter heißt es am 31. Oktober 1831 mit einer berühmt gewordenen Formulierung in ähnlichem Tenor: »Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist; daher kann der reintragische Fall mich nicht interessiren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich seyn muß, und in dieser übrigens so äußerst platten Welt kommt mir das Unversöhnliche ganz absurd vor« (WA IV, 49, S. 128).

carum dissertatio, 1819), reflektiert Goethe 1823 seine Auffassung, daß das Tragische seinen eigentlichen Rechtsgrund in der ästhetischen Form finde, mit einiger Subtilität. In der Vergangenheit habe man das kompositorische Prinzip der Dramen-Tetralogie »als eine dreifache Steigerung desselben Gegenstandes« gedacht, »wo im ersten Stück die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleistet wäre, im zweiten darauf sich schreckliche Folgen ins Ungeheure steigerten, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuschauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemut zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte« (MA 13.1, S. 317). Hermanns Gegenthese, die Goethe ausdrücklich unterstützt, lautet hier, daß die Tetralogie nicht auf einer »Steigerung des Stoffs«, sondern auf einer »Steigerung der äußeren Formen« beruhe (MA 13.1, S. 318). »In diesem Sinne«, so faßt Goethe zusammen, »mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswert sein; das zweite, durch Chor und Gesang, Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergötzen; das dritte darauf durch Äußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken, da denn das letzte zu freundlicher Entlassung so heiter, munter und verwegen sein durfte als es nur wollte« (ebd.). Goethe sieht sich durch Hermanns Ergebnisse in seiner Überzeugung bestärkt, daß die Tragödie ein spezifisch ästhetisches Ereignis darstelle, dem man einzig über die Erfahrung der Form, nicht aus einer moralischen Perspektive nahezukommen vermöge. Das schließt erneut die Distanz gegenüber einer die Grenzen der dramatischen Immanenz überschreitenden Wirkungslehre ein, die der späte Goethe in den folgenden Jahren entschieden unterstreicht.

In der *Nachlese zu Aristoteles' Poetik* (1827) bezweifelt Goethe die Idee einer transzendental gedachten Befreiung aus den Fesseln des tragischen Agon, die Schiller im Erhabenen verwirklicht fand, mit einer Verve, welche nun programmatisches Gewicht erhält. Am Beginn des Textes bietet er eine eigenwillige Übersetzung des Aristotelischen Tragödiensatzes, die auch den von ihm zumeist gemiedenen Katharsisbegriff einschließt:

Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmutiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten deren jede ihre eigne Rolle spielt, und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt. (MA 13.1, S. 340)⁶⁸

68 Vgl. Originaltext und neuere Übersetzung: Aristoteles: *Poetik*. Griechisch / Deutsch. Übers. u. hrsg. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1982, Kap. 6, 1449 b (S. 19). Zur neueren Diskussion: Manfred Fuhrmann: *Dichtungstheorie der Antike. Aristoteles – Horaz – ›Longin‹*. Darmstadt 1992, S. 3 f. – Mit seiner gehaltsbezogenen, die wirkungsästhetische Dimension negierenden Übersetzung stellt sich Goethe in Opposition zu sämtlichen Übertragungsversuchen der aristotelischen Bestimmung von Joseph Justus Scaliger und Daniel Heinsius über Anne Dacier bis zu Ernst Robert Curtius und Lessing. Zur Wirkungsgeschichte Peter-André Alt: *Tragödie der Aufklärung*. Tübingen, Basel 1994, S. 14 ff.

Wird die Katharsis hier als »Ausgleichung« bezeichnet, so bietet der Fortgang des Textes eine Reihe von Synonymen wie »Versöhnung« und »aussöhnende Abrundung« an, die sämtlich darauf abzielen, den Vorgang der Purgierung als strukturelles Element der Bühnenergebnisse zu fassen. Ausdrücklich beschränkt Goethe die kathartische Wirkmechanik auf die Immanenz der Tragödienhandlung, indem er betont, daß sie »auf dem Theater ihre Arbeit« beende, über dessen Grenzen aber nicht hinausführe. An diesem Punkt taucht erstmals (und singulär bleibend) der Opferbegriff auf, mit dessen Hilfe Goethe die entspannende Leistung der Katharsis zu beschreiben sucht: »In der Tragödie geschieht sie durch eine Art Menschenopfer, es mag nun wirklich vollbracht oder, unter Einwirkung einer günstigen Gottheit, durch ein Surrogat gelöst werden« (MA 13.1, S. 340 f.). Die mehrdeutige Satzkonstruktion, die keine Differenzierung zwischen der Erfüllung des Ritus (»wirklich vollbracht«) und seinem Ersatz (»Einwirkung einer günstigen Gottheit«) zuläßt, verrät jedoch, daß Goethe dem Akt des Opfers und dem ihm eingezeichneten Versprechen einer Überwindung der tragischen Antinomien skeptisch gegenübersteht. Bei Goethe beruht das Opfer gerade nicht auf einer dauerhaften Substitution, der gemäß, wie Walter Burkert schreibt, es »den Abgrund des Nichts aufreißt und wieder schließt«. ⁶⁹ Das Opfer ist keine »Strategie des Lebens auf dem Hintergrund des Todes«, ⁷⁰ sondern nur ein transitorisches Moment in einem dynamischen Strom von polaren Kräften, deren Dualismus letztlich unüberwindbar bleibt. Der Scheincharakter, der dem kathartischen Prozeß anhaftet, wird durch den Hinweis auf die Indifferenz von »Opfer« und »Surrogat« bekräftigt. Im Mittelpunkt des tragischen Geschehens steht anstelle der moralisch vorbildhaften Selbstpreisgabe des Helden die ästhetische Illusion, die Affekte freisetzt, ohne in einem Akt der Transzendierung auf eine moralisch-sittliche Ebene gehoben zu werden. So erzeugt die Tragödie keine Harmonie im Gemüt des Zuschauers, vielmehr, wie es am Schluß heißt, eine »Unruhe«, die den Geist erregt, ihn aber nicht dauerhaft zu bilden vermöge. Das Publikum verlasse das Theater »um nichts gebessert« (MA 13.1, S. 342), die Katharsis bleibe ein temporär begrenzter Vorgang im Binnenraum der Tragödie.

Das Opfer ist hier ein strukturelles Element der tragischen Handlung, der »Meißel«, der ihr nach einem Wort Ernst Blochs »Form verschafft« ⁷¹; es vermittelt eine Botschaft, die das begrenzte Wirkungsterrain der Bühne schwerlich zu überschrei-

69 Walter Burkert: *Homo Necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen*. Berlin, New York 1972, S. 49. Das Opfer gehorcht einer gleichsam tragödien-spezifischen Grundstruktur: »Der Erschütterung im Akt des Tötens antwortet nachträgliche Verfestigung; der »Verschuldung« folgt die Wiedergutmachung, dem Zerstören der Wiederaufbau« (S. 49). Die These, daß die Tragödie aus dem Gesang beim Bocksoffer hervorgegangen sei, vertritt Burkert dezidiert in seinem Aufsatz: *Griechische Tragödie und Opferritual*. In: ders.: *Wilder Ursprung. Opferritual und Mythos bei den Griechen*. Berlin 1990, S. 13-39. Das Thema der Tragödie ist die Darstellung der Grenzerfahrung: »Menschliche Existenz im Angesicht des Todes« (S. 30).

70 Walter Burkert: *Kulte des Altertums. Biologische Grundlagen der Religion*. München 1998, S. 47.

71 Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1976 (zuerst 1959), S. 1372.

ten vermag, insofern es für einen provisorischen Ausgleich der dramatischen Spannungen, nicht aber für die Konstruktion eines Ideals der Versöhnung sorgt, das seine Verwirklichung außerhalb der Welt der Kunst fände.⁷² Goethes Aristoteles-Postskriptum formuliert damit auch ein Votum für die Selbstbegrenzung der ästhetischen Erfahrung: Transportleistungen, wie sie Schiller der Tragödie zugeschrieben hatte, spielen in seinem Konzept keine Rolle; die Idee einer kostenlosen Beförderung des Sittlichen durch das Drama hält er für illusionär. Das Tragische bleibt dem Schein vorbehalten, den die Kunst nach einer Wendung des 399. Xenions im »Menuettschritt unsers geborgten Kothurns« stiftet (MA 4.1, S. 720).

Über den Konnex von Tragödienform und Opfer bemerkt René Girard in *La Violence et le sacré*: »Hat die Tragödie Opfercharakter, dann hat sie notwendigerweise eine bösertige [...] Seite, die mit ihrer Entstehung verbunden ist, und eine ordnende, gutartige, apollinische Seite, sobald man in das kulturelle Umfeld eintritt.«⁷³ Goethe und Schiller haben, auf jeweils unterschiedlichen Wegen, über die Möglichkeiten einer Tragödie nachgedacht, die gerade diese »bösertige Seite« auslöscht, indem sie sich nicht der rituellen Logik des Opfers unterwirft, sondern zur Vermittlungsinstanz für funktionsfreie ästhetische Erfahrungen wird. Schiller gerät in solchem Zusammenhang, unter Rückgriff auf den älteren Gedanken des *moral sense*, an die mediale Leistung der tragischen Kunst, die durch das Vergnügen, das sie stiftet, auch moralischen Reflexionsgewinn erzeugt; Goethe wiederum entfernt sich vom wirkungspoetischen Konzept der kathartischen Lösung, insofern er die Immanenz der tragischen Form über deren spezifische Modernität in der Synthese von Schicksalssemantik und Subjektivität hergestellt findet. Jenseits der umstrittenen, je unterschiedlich beantworteten Frage nach der strukturellen Verknüpfung des Ästhetischen mit dem Moralischen zeichnet sich jedoch eine maßgebliche Gemeinsamkeit in Goethes und Schillers Tragödienverständnis ab, wie sie vor allem der unter dem Einfluß der Arbeit am *Faust* und am *Wallenstein* stehende Briefwechsel der späten 1790er Jahre dokumentiert: die Überzeugung, daß die tragische Kunst ihren modernen Charakter durch die »innere Oekonomie«⁷⁴

72 Zu dieser Deutung paßt Goethes Hinweis, daß die Katharsis »allen poetischen Werken« strukturell zugehöre, mithin das kathartische Modell der Tragödie nur einen Sonderfall darstelle (MA 13.1, S. 340 f.). Diese unorthodoxe Aussage hat vor allem in der älteren Goetheforschung für Irritation gesorgt (vgl. Karl Schlechta: *Goethe in seinem Verhältnis zu Aristoteles*. Frankfurt a. M. 1938); knappe Summe der Urteile bei Arthur Henkel: *Entsagung. Eine Studie zu Goethes Altersroman*. Tübingen 1954, S. 169 ff.

73 René Girard: *Das Heilige und die Gewalt*. Aus dem Französischen von Elisabeth Mainberger-Ruh. Zürich 1987 (= *La Violence et le sacré*, 1972), S. 430. Vgl. auch Girard: *Das Ende der Gewalt. Analyse des Menschheitsverhältnisses*. Übers. aus dem Französischen von August Berz. Freiburg i. Br. u. a. 1983 (= *Des choses cachées la fondation du monde*, 1978), S. 35, 103. – Girards Analyse des Opfers als Figur des »eingeschlossenen Ausgeschlossenen« steht in Widerspruch zu Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Aus dem Italienischen von Herbert Thüring. Frankfurt a. M. 2002, S. 81 ff., der das Opfer gerade an eine symbolische Ordnung bindet; Girards Opfer korrespondiert Agambens *Homo sacer*, der die Figur des rechtlosen Sündenbocks (*pharmakos*) verkörpert.

74 Schiller an Schütz, 22.1.1802 (SNA 31, S. 94).

der Form in der literarischen Objektivierung subjektiven Leidens gewinne. Friedrich Nietzsche wird diese Auffassung siebenzig Jahre später in seiner Tragödienschrift grundlegend umwerten, indem er, was die Weimarer Klassik als Beitrag zur Anbahnung ästhetischer Erfahrung verstand, zu einer Inszenierung der Erregung und des in der Entzweiung sich selbst erneuernden Lebens verwandelt.⁷⁵ Unter dem Einfluß Nietzsches kehrt um 1900 auch die Idee des Opfers auf die Bühne zurück – und mit ihr eine düstere Schicksalssemantik, die Goethe und Schiller als Bezugssystem der Tragödie aufhoben, indem sie sie in einen säkularisierten Begriff historischer Unfreiheit transformierten. Vom ästhetischen Konzept der Klassik, das den tragischen Agon als Ermöglichungsgrund der Kunstautonomie faßt, bleibt so im Prozeß der Moderne nur dessen dunkler Ursprung erhalten: das, was Goethe »pathologisches Interesse« nannte.⁷⁶

75 Friedrich Nietzsche: *Die Geburt der Tragödie* (1872). In: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. Berlin, New York 1999, Bd. I, S. 61 f.

76 Vgl. dazu Werner Frick: »Die mythische Methode«. *Komparatistische Studien zur Transformation der griechischen Tragödie im Drama der klassischen Moderne*. Tübingen 1998, S. 43 ff., 49 ff. (zu Nietzsche), 84 ff. (Adaptionen von Nietzsches Tragödienbegriff bei Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Pannwitz und Gerhart Hauptmann).

*Goethe – Schiller – Iffland: Schillers »Egmont«- Bearbeitung im theatralischen Kontext**

Mit dem größten Vergnügen sehe ich dann der Bearbeitung und Aufführung Egmonts entgegen. Es ist das Eigenste was mir hätte begegnen können, daß ein Stück, auf das ich in mehr als einer Hinsicht längst Verzicht gethan habe, mir durch Schillern und Sie so unerwartet wiedergeschenkt wird. (WA IV, 30, S. 59)

Diese Worte schrieb Goethe in einem dem Anschein nach für die Zukunft des Weimarer Hoftheaters vielversprechenden Augenblick. Empfänger des am 30. März 1796 geschriebenen Briefes war der Schauspieler und Bühnenautor August Wilhelm Iffland, der sich anlässlich seines ersten Gastspiels in Weimar aufhielt. Schiller war zu der Zeit zu Gast bei Goethe. Auch wenn sein Gesundheitszustand Schiller nicht darauf hoffen ließ, den Vorstellungen selber beiwohnen zu können,¹ hatte Goethe ihn ein paar Tage früher gebeten, eine Bühnenbearbeitung des *Egmont* anzufertigen (das Stück war zum letzten Mal 1791 zu der Bellomoschen Zeit in Weimar aufgeführt worden). Die Bearbeitung war Schillers erste Zusammenarbeit mit Goethe am Theater – zu einem Zeitpunkt, als Schiller gewissermaßen an der Schwelle einer Rückkehr zum dramatischen Schaffen stand. Der Augenblick war auch in anderen Hinsichten vielversprechend. Iffland war der führende Schauspieler seiner Generation, und sein Gastspiel ließ Goethe auf eine dauerhafte Erhöhung des künstlerischen Niveaus am Hoftheater hoffen. Was zu dem Zeitpunkt vielleicht noch wichtiger war: Ifflands Gastspiel sollte dessen Anstellung als Direktor des Theaters anbahnen, da Goethe nach fünf Jahren die Intendantenstelle abgeben wollte.² Zweck dieses Beitrags ist es nicht, die Bühnenbearbeitung als Text neu zu interpretieren. Vielmehr konzentriere ich mich auf die Umstände, die die *Egmont*-Bearbeitung hervorbrachten und beeinflussten, und zwar mit der Absicht, das Verhältnis Goethes und Schillers nicht nur zueinander, sondern auch zu Iffland zu berücksichtigen und dadurch zu beleuchten, was für alle Beteiligten und für das Hoftheater in diesem wichtigen Augenblick auf dem Spiel stand.

August Wilhelm Iffland wurde am 19. April 1759, also etwa ein halbes Jahr vor Schiller, als Sohn eines Kanzleiregistrators in Hannover geboren. Nachdem er kurz vor seinem achtzehnten Geburtstag seine Familie und seine Heimatstadt ohne Einwilligung der Eltern und ohne Vorwarnung verlassen hatte, begann er seine

* Es ist mir ein Bedürfnis, der British Academy, die meine Arbeit an diesem Beitrag durch ein Forschungsstipendium unterstützt hat, herzlich zu danken.

1 Vgl. Schiller an Körner, 21.3.1796 (SNA 28, S. 208 f.). Trotz seiner Befürchtungen konnte er einigen Vorstellungen beiwohnen (vgl. SNA 28, S. 549 f.).

2 Vgl. Carl Augusts Antwortbrief vom 20.12.1795. In: *Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe*. Hrsg. von Hans Wahl. Bd. 1. Berlin 1915, S. 204 f.

Karriere als Schauspieler am Gothaer Hoftheater unter der Leitung von Konrad Ekhof.³ Die Seyler-Ekhof-Gesellschaft entstand im Jahre 1769 nach dem Scheitern des Hamburger Nationaltheaters. Sie wurde 1771 von Herzogin Anna Amalia nach Weimar eingeladen. Nachdem der Schloßbrand von 1774 das Theater zerstört hatte, vermittelte die Herzogin die Gesellschaft nach Gotha, wo Herzog Ernst II. im folgenden Jahr das Hoftheater unter der Leitung von Ekhof und Heinrich August Ottokar Reichard, Herausgeber des Gothaer Theater-Kalenders, gründete – ein Unternehmen, das bis 1779 fortbestand. Ekhof starb 1778. Nach der Auflösung des Theaters wurden mehrere Gothaer Schauspieler, darunter Iffland, nach Mannheim verpflichtet, wo Wolfgang Heribert von Dalberg Intendant des neuen Nationaltheaters geworden war. In Mannheim wurde Iffland schnell zu einem erfolgreichen und einflußreichen Schauspieler, später zum Regisseur. Er war über dreißig Jahre, zusammen mit August von Kotzebue, der meistgespielte Bühnenautor und gehörte bis Mitte des 19. Jahrhunderts zum Kernbestand des Spielplans jedes deutschen Theaters.

In seiner Autobiographie behauptet Iffland, er habe den Entschluß, Bühnenautor zu werden, 1781 anlässlich einer Aufführung der Oper *Alceste* gefaßt.⁴ Freilich schreibt Iffland von der Wirkung der Ouvertüre und nicht des Librettos auf sich, trotzdem ist es irgendwie passend, daß der erfolgreichste Bühnenautor dieser Generation, der sich vor allem auf das sentimentale Familiendrama spezialisiert hatte, von genau diesem Werk inspiriert wurde. *Alceste*, 1773 entstanden, stammt aus der Weimarer Zeit der Seyler-Ekhof-Gesellschaft, mit der Musik von Anton Schweitzer und einem Libretto von Christoph Martin Wieland. In seiner Satire *Götter, Helden und Wieland* warf Goethe Wieland bekanntlich vor, den heroischen Stoff auf das Niveau eines *drame bourgeois* heruntergezogen zu haben. Die freundliche Aufnahme von Ifflands erstem Stück *Liebe und Pflicht im Streit* (später *Albert von Thurneisen* genannt) ermutigte den Schauspieler weiterzuschreiben: »So entstand der Vorsatz, mehrere bürgerliche Verhältnisse nach und nach dramatisch zu behandeln«.⁵ Also entschied sich Iffland früh für ein begrenztes Sortiment von Milieus und Stoffen, die beim Publikum Resonanz finden und mit der moralisierenden Tendenz vieler Theaterstücke im zeitgenössischen Repertoire und somit mit dem Mannheimer Theater harmonieren würden.

Die sentimental und realistischen Elemente, die Iffland später so erfolgreich ausgenutzt hat, waren im Repertoire schon reichlich vorhanden, zum Teil durch Übersetzungen aus dem Französischen.⁶ Diderots *Hausvater* (*Le Père de famille*)

3 In seiner nicht immer unparteiischen und akkuraten Autobiographie *Meine theatrale Laufbahn* stellt Iffland seine Karriere bis 1796 dar. Als Berichtigung seiner Beschreibung der Gothaer Zeit siehe Kurt Binnenberg: A. W. Ifflands *Gothaer Jahre. Kritische Anmerkungen zu seiner Autobiographie*. In: *Sammeln und Sichten. Festschrift für Oscar Fambach zum 80. Geburtstag*. Hrsg. von Norbert Oellers u. Karl Konrad Polheim. Bonn 1982, S. 158-182.

4 *Meine theatrale Laufbahn*. Mit Anmerkungen und einer Zeittafel von Oscar Fambach. Stuttgart 1976, S. 55.

5 Ebd.

6 Das vollständige Repertoire des Mannheimer Theaters von 1778 bis 1803 findet man

war zum Beispiel in den 1760er und frühen 1770er Jahren besonders häufig gespielt worden.⁷ Weitere erfolgreiche Dramatiker waren Beaumarchais (*Eugenie*) und Nivelle de la Chaussée. Das beliebte Musiktheater war ebenfalls ein Medium für das Sentimentale und Träger eines ähnlichen bürgerlichen Ethos. Viele Libretti der beliebtesten Opern und Singspiele der 1770er Jahre waren Bearbeitungen französischer Quellen – Jean François Marmontel, Michel-Jean Sedaine, Charles Simon Favart –, und viele weisen Charakteristika auf, die für das Ifflandsche Drama typisch waren: der Gegensatz zwischen Stadt- und Landleben und die Betonung der moralischen Integrität des Bürgertums gegenüber der Korruption des Adelsstandes. Iffland kannte solche Libretti aus dem Gothaer Repertoire.⁸ Beispiele sind die Singspiele von Christian Felix Weiße und Johann Adam Hiller *Die Liebe auf dem Lande* und *Lottchen am Hofe* oder *Walder* von Friedrich Wilhelm Gotter und Georg Anton Benda.⁹ Als er 1779 nach Mannheim übersiedelte, fand er sich in einer Stadt, in der deutsche Adaptionen von französischen *opéras comiques* längst beliebt waren. Der erste Prinzipal, dessen Ensemble das neue Mannheimer Theater bespielt hat, war der Straßburger Theobald Marchand, der wegen seiner Vorliebe für *opéras comiques* bekannt war.¹⁰

Iffland spielte die Rolle des Carlos in Goethes *Clavigo*, als der Verfasser mit Herzog Carl August 1779 Mannheim besuchte: »Mit so viel Wahrheit und Delikatesse sah ich seit Eckhoff nicht spielen«, soll Goethe dem jungen und ambitionierten Schauspieler gesagt haben.¹¹ Seinen Durchbruch auf der Bühne erzielte Iffland jedoch erst 1782 als Franz Moor in der Uraufführung von Schillers *Räubern*. Obwohl Schiller und Iffland in den nächsten zwei bis drei Jahren mehrere freundliche Gesten austauschten – so schlug Iffland *Kabale und Liebe* als Titel für Schillers drittes Stück vor, während *Verbrechen aus Ehrsucht*, der Titel von Ifflands viertem Stück, von Schiller stammt –, darf nichts darüber hinwegtäuschen, daß diese Männer Rivalen waren, nicht nur beim Publikum, sondern auch beim Intendanten des Mannheimer Theaters Dalberg. Nach der Entlassung Abel Seylers als Regisseur im Jahre 1781 beteiligte sich Dalberg stärker an der praktischen Organisation des Theaters. Er schuf einen Theaterrausschuß, in dem über künstlerische und ästhetische Fragen sowie über die Gestaltung des Spielplans diskutiert wurde.¹²

in Friedrich Walter: *Archiv und Bibliothek des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779-1839*. Leipzig 1899, Bd. I, S. 259-377.

7 Zur Rezeption von *Le Père de famille* in Deutschland siehe Roland Mortier: *Diderot in Deutschland 1750-1850*. Stuttgart 1957, S. 71-103.

8 Das Gothaer Repertoire ist rekonstruiert in Rudolf Schlössers *Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne 1767-1779. Dreizehn Jahre der Entwicklung eines deutschen Theaterspielplans*. Leipzig 1895, S. 75-80.

9 Vgl. dazu Marion Marquard: *Zur Bedeutung der Singspiele von Weiße und Hiller für den französisch-sächsischen Kulturtransfer im 18. Jahrhundert*. In: *Cahiers d'études germaniques* 28 (1995), S. 95-108.

10 Vgl. Walter (Anm. 6), S. 259 f., für Marchands Repertoire in der Spielzeit 1778/79.

11 Iffland an seinen Bruder Philipp Iffland, 24.12.1779 (FA II, 2, S. 231).

12 Vgl. *Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781 bis 1789*. Hrsg. von Max Martersteig. Mannheim 1890.

Dieses Umfeld machte es einem ehrgeizigen jungen Talent wie Iffland möglich, Einfluß bei Dalberg zu gewinnen.¹³ Iffland war dem Intendanten doppelt wichtig: zuerst als Schauspieler, dann als Bühnenautor. Zwar hat Dalberg Schiller als Theaterdichter für ein Jahr angestellt, doch lieferte dieser seine Stücke, die nie bühnengerecht waren, nur langsam. Im März 1784, einen Monat vor der erfolgreichen Uraufführung von *Kabale und Liebe* im April, hatte Iffland seinen ersten, noch größeren Bühnenerfolg mit dem ›ernsthaften Familiengemälde‹ *Verbrechen aus Ehrsucht* erzielt. Es war klar, daß Dalberg die beiden Männer auf Dauer nicht behalten würde.

In seiner Autobiographie behauptet Iffland, der Erfolg von *Verbrechen aus Ehrsucht* habe seinen Entschluß bestärkt, »die Möglichkeit, auf eine Volksversammlung zu wirken, niemals anders als in der Stimmung für das Gute zu gebrauchen«. ¹⁴ Man hat auf Ähnlichkeiten zwischen dieser Aussage und Schillers lebhafter Verteidigung des Theaters in seiner Rede *Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?* (1785) hingewiesen.¹⁵ Im Gegensatz zu Iffland hat Schiller an seine eigenen Worte in dieser Rede nie ganz geglaubt. Seine Theaterstücke widersprechen geradezu seiner einfachen und klischeehaften Analyse. Die Rede war vielmehr eine Taktik, um Dalberg und die anderen einflußreichen Mitglieder der Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft davon zu überzeugen, daß er die rechten Meinungen vertrat, das heißt diejenigen, die mit denen Dalbergs und ihren eigenen im Einklang standen. Schiller hatte das Ethos des Mannheimer Theaters richtig eingeschätzt, aber Iffland war es, der die Theaterstücke liefern konnte, die mit dem Ethos und mit den praktischen und geschäftlichen Bedürfnissen des Theaters harmonierten. Die persönliche Rivalität der beiden Männer erreichte ihren Höhe- bzw. Tiefpunkt im August 1784 in der Inszenierung von Friedrich Wilhelm Gotters Lustspiel *Der schwarze Mann*, in der Iffland den Dramatiker Flickwort auf eine Weise spielte, die einer Parodie Schillers gleichkam, was jeder Zuschauer erkennen konnte. Bei dieser Vorgeschichte bleibt verwunderlich, daß Schiller Goethe am 8. Dezember 1795, also kurz vor Ifflands erstem Weimarer Gastspiel, schreibt, es werde angenehm sein, einen »alten Bekannten« wiederzusehen (SNA 28, S. 127).

Bis 1796 war Iffland als Bühnenautor ein Liebling des Weimarer Publikums. Goethe eröffnete das Hoftheater am 7. Mai 1791 mit einem seiner erfolgreichsten Stücke: *Die Jäger. Ein ländliches Sittengemälde*. Diese Wahl ist bezeichnend für die von Goethe in den ersten Jahren des Theaters eingeschlagene Politik. Nur unwillig hatte er die Intendantenstelle übernommen. Er wußte, daß das Theater we-

13 In den von Max Martersteig herausgegebenen Protokollen des Theaters liest man zum Beispiel eine Bewertung Ifflands von Schillers noch nicht veröffentlichtem *Fiesko*, in der er das Stück stark kritisiert, aber trotzdem vorschlägt, dem Autor ein Honorar zu zahlen, da viele minderwertige Stücke ihren Verfassern etwas einbrächten. Vgl. Martersteig (Anm. 12), S. 89-91.

14 *Meine theatralische Laufbahn* (Anm. 4), S. 58.

15 Z.B. Hugo Fetting: *Das Repertoire des Berliner Königlichen Nationaltheaters unter der Leitung von August Wilhelm Iffland (1796-1814) bei Berücksichtigung der künstlerischen Prinzipien und kulturpolitischen Wirkungsfaktoren*. Unveröffentlichte Dissertation der Universität Greifswald 1977, S. 179. Der Titel von Schillers ursprünglicher Rede war *Vom Wirken der Schaubühne auf das Volk*.

gen der beschränkten Besoldung nur mäßige Talente anziehen könne. Carl August legte eine Subvention dazu, die ungefähr ein Drittel der Kosten deckte, aber zwei Drittel mußten von gut besuchten Vorstellungen kommen. Da das Ensemble in den ersten Jahren zum großen Teil noch aus früheren Mitgliedern von Bellomos Gesellschaft bestand, wurden in den ersten Monaten des Theaters zahlreiche von dem Bellomoschen Repertoire übernommene Theaterstücke und Singspiele gegeben, darunter *Die Jäger*. Dieses Stück, das bis Mitte des 19. Jahrhunderts seinen Platz im Repertoire der deutschen Bühnen behauptete, ist ein treffendes Beispiel für die beiden Hauptmängel, die Goethe bei Iffland angeblich rügte: erstens den Umstand, daß die moralische Besserung nicht von einer inneren Entwicklung der Figuren kommt, sondern von außen bewirkt wird, und zweitens den Kontrast von Natur und Kultur. Stadt- und Landleben, Adel und Bürgertum sind im Stück entgegengesetzt. Goethe legt nahe, daß Iffland dadurch den wahren Beruf des Bühnenauteurs im modernen Zeitalter verfehlt hat, nämlich: »zu zeigen, wie die Kultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne. Die Idyllenszenen aus Arkadien, die in Ifflands Stücken so wohl gefallen, sind eine süße, aber darum um so gefährlichere Schwärmerei« (Gespräche, Bd. 1, S. 637). Trotz dieser Ansicht Goethes wurden Ifflands Stücke in den ersten fünf Jahren des Hoftheaters ungefähr hundertmal gegeben.¹⁶ Zu dieser Zeit unterschied sich der Weimarer Spielplan keineswegs von dem anderer kommerzieller deutscher Bühnen. Mit ein paar Inszenierungen hatte sich Goethe Mühe gegeben, und zwar dann, wenn er der Meinung war, daß etwas künstlerisch Bleibendes entstehen könnte, zum Beispiel im Falle von Shakespeares *König Johann*. Tatsächlich waren dies jedoch wenige Inszenierungen. Den theatralischen Alltag bestimmten der jeweilige Regisseur und Franz Kirms, seit 1791 Mitglied der Hoftheater-Kommission, der die Finanzen verwaltete.¹⁷ In den ersten Jahren wechselte das Personal häufig, und es gab ständige Streitereien, die Goethe manchmal selbst schlichten mußte. Goethe bat den Herzog, spätestens Ende 1795 aus der Intendantenstelle ausscheiden zu dürfen, was Carl August ihm abschlug.¹⁸ Es ist behauptet worden, daß Goethe dann Schiller als seinen Nachfolger für die Abwesenheit während der geplanten Italienreise vorschlug.¹⁹ Allerdings gibt es keinen Beweis dafür, daß Schiller von diesem Vorschlag unterrichtet war, zum Beispiel erwähnt er den Vorschlag in seiner Korrespondenz nicht. Möglicherweise mißtraute Carl August immer noch dem *Räuber*-Dichter und wollte ihm kein Hofamt verleihen. Angesichts Schillers damaliger Gesundheit und seiner Entfernung vom Theater – sowohl physisch als auch gedanklich – ist es unwahrscheinlich, daß er von dem Vorschlag angetan gewesen wäre. Goethes nächste Bemühungen galten Iffland. Schon 1794

16 Das vollständige Repertoire des Theaters findet man in Carl August Hugo Burkhardt: *Das Repertoire des Weimarischen Hoftheaters unter Goethes Leitung, 1791-1817*. Leipzig 1891.

17 Die detaillierteste Behandlung der frühen Jahre des Hoftheaters bietet Bruno Sartori-Neumanns Monographie *Die Frühzeit des Weimarischen Hoftheaters unter Goethes Leitung (1791 bis 1798)*. Berlin 1922.

18 Vgl. Anm. 2.

19 Otto Linn-Linsenbarth: *Schiller und der Herzog Karl August*. Leipzig 1901, S. 39.

hatte er versucht, Iffland für ein Gastspiel in Weimar zu gewinnen. 1796 gelang es ihm. Er wollte, daß das Ensemble sowohl von Ifflands Vorbild als Schauspieler als auch von seinem Professionalismus profitiert.²⁰ Er wußte, daß Iffland, wie das ganze Mannheimer Theater, unter den Drangsalen des Krieges mit Frankreich litt und dadurch in Versuchung kommen könnte, einen Stellenwechsel zu erwägen (und er hatte nicht unrecht, denn Iffland hat Mannheim in demselben Jahr verlassen, ging aber nach Berlin).²¹ Obwohl Goethe dem Bühnenautor Iffland gegenüber skeptisch war, waren dessen praktische Erfahrung und dessen schauspielerisches Talent für den Theatermann Goethe möglicherweise wichtiger für die Zukunft des Theaters als die Vorbehalte.²²

Schillers Bühnenbearbeitung des *Egmont* wurde mit Iffland in der Titelrolle am 25. April 1796 uraufgeführt. Iffland provozierte also indirekterweise Schillers ersten Abgang von der Welt des Theaters und seinen ersten praktischen Schritt zum Theater zurück. Das Gastspiel führte nicht, oder wenigstens nicht unmittelbar, zu einer Erneuerung der Freundschaft zwischen den beiden Männern. Nur ein paar Monate später – denn 1796 war das *Xenien*-Jahr – schrieb Schiller *Shakespears Schatten*, in dem er das Rührstück Ifflandscher Prägung, welches die Tragödie von der Bühne verdrängte, und den Geschmack des Publikums streng kritisiert:

»Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?«
Keines von beiden! Uns kann nur das christlichmoralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
»Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromacha mehr?«
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs oder Husarenmajors.
(SNA 2.1, S. 306)

Diese Zeilen entspringen möglicherweise einer neuen Beschäftigung mit Drama und Theater. Damals vertiefte sich Schiller in seine *Wallenstein*-Pläne. Als Iffland zu einem zweiten Gastspiel 1798 nach Weimar kam, war Schiller nicht anwesend. Er war vorher zwar krank gewesen und dadurch wegen anderer Verpflichtungen unter Druck geraten, doch legen seine Reaktionen auf Goethes briefliche Berichte über die Vorstellungen eine Art andauernder, wenn auch nicht sehr ausgeprägter, Feindseligkeit nahe. Eine Bemerkung faßt den Ton vieler anderer zusammen: »Daß er seinen Calkul auf das Publicum wohl zu machen verstehe, habe ich nie gezweifelt« (SNA 29, S. 228). Schiller scheint den Schauspieler und den Bühnenautor nicht auseinanderhalten zu wollen oder zu können – im Gegensatz zu Goethe, der Ifflands Schauspielkunst ohne weiteres loben konnte. Man kann diesen Unter-

20 Vgl. z.B. auch den Aufsatz *Weimarisches Hoftheater*, in dem Goethe Ifflands Spiel besonders lobt (FA I, 18, S. 843).

21 Die langen und schwierigen Verhandlungen Ifflands mit Wolfgang Heribert von Dalberg zwischen 1794 und 1796 sind in Walter (Anm. 6), S. 340-428, gedruckt.

22 Die Korrespondenz in diesem Zusammenhang findet man in Ernst Pasqué: *Goethes Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden*. 2 Bde. Leipzig 1863, Bd. I, S. 253-275.

schied vielleicht auf den Umstand zurückführen, daß Schiller sich zu dieser Zeit einfach weniger für Schauspielkunst interessierte als Goethe und sich durch seine Entfernung vom Theaterbetrieb weniger mit den geringen praktischen Verbesserungen beschäftigte, die man am Weimarer Theater erzielen konnte. Trotz Zeichen des Mißtrauens von seiten Schillers sollte Iffland ihm jedoch mit der Zeit, ja sogar ziemlich bald, sehr nützlich sein. Denn Iffland erkannte gleich den Wert von Schillers neuen Dramen für das Berliner Theater, und er hat sie alle aufwendig und sehr erfolgreich inszeniert, so daß in Schillers letzten Lebensjahren eine Art theatrale Symbiose mit Iffland entstand.

Seit seiner Veröffentlichung 1788 war *Egmont* ohne besonderen Erfolg inszeniert worden. Bellomo hatte das Stück am 31. März 1791, also kurz vor seinem Abgang, in Weimar gegeben,²³ aber *Egmont* gehörte nicht zu den Bellomoschen Stücken, die in das Repertoire des neuen Hoftheaters aufgenommen wurden. Goethes Hoffnung, die im eingangs zitierten Brief ausgedrückt wird, das Werk würde ihm durch Iffland und Schiller »wiedergeschenkt«, blieb aber unerfüllt. Iffland in der Titelrolle – er sollte ursprünglich den Alba spielen – galt nicht als Erfolg.²⁴ Iffland war damals schon etwas korpulent. Karl August Böttiger, der den Künstler sonst überschwänglich lobt, räumt ein: »[...] ›ein fröhliches Weltkind‹ konnte und wollte Iffland nicht geben, der eigentlich nie Chevalier- und erste Liebhaberrollen spielt«.²⁵ Später, in Berlin, spielte Iffland Oranien. Goethe wiederholte die Schillersche Bearbeitung zu dessen Lebzeiten nicht mehr, und nach Schillers Tod machte er einige von Schiller vorgenommene Änderungen rückgängig.²⁶ In einem Gespräch mit Eckermann 1829 reagiert Goethe mit folgenden Worten auf Eckermanns Verwunderung, daß er sich damals mit Schillers gewalttätigen Eingriffen in den Text abgefunden habe: »Man ist oft gleichgültiger als billig [...]. Und dann war ich in jener Zeit mit anderen Dingen beschäftigt. Ich hatte sowenig ein Interesse für *Egmont* wie für das Theater«.²⁷ Die Schillersche Bearbeitung (mit Änderungen Goethes) wurde erst 1806 in Weimar wieder aufgeführt, dann aber noch etwa zwanzigmal während Goethes Intendanz. Sie blieb zudem fest im Spielplan vieler deutscher Bühnen bis spät ins 19. Jahrhundert hinein.²⁸

23 Conrad Höfer: *Goethes »Egmont« in Schillers Bearbeitung. Nach dem Originalmanuskript im Goethe- und Schiller-Archiv*. München, Berlin 1914, S. 110.

24 Zum ursprünglichen Entwurf einer Rollenverteilung siehe Günter Schulz: *Zwei Schiller-Autographen*. In: Jb. der Deutschen Schillergesellschaft 3 (1959), S. 19–33.

25 Karl August Böttiger: *Die Entwicklung des Ifflandschen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater im Aprilmonath 1796*. Leipzig 1796, S. 353. Böttiger zitiert Schillers 1788 erschienene Besprechung von *Egmont*.

26 Die ausführlichste Analyse der Bearbeitung im Vergleich zum Original, die die späteren Änderungen Goethes mitberücksichtigt, nimmt Sigrid Siedhoff vor: *Der Dramaturg Schiller. »Egmont«*. *Goethes Text – Schillers Bearbeitung*. Bonn 1983.

27 Zu Eckermann, 19.2.1829. In: J. P. Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823–1832*. Hrsg. von Paul Stapf. Wiesbaden o. J., S. 331.

28 Siedhoff (Anm. 26), S. 239–261, bietet einen Überblick über die Rezeptionsgeschichte. David G. John analysiert ausführlich das Mannheimer Bühnenmanuskript in seiner Studie *Images of Goethe through Schiller's »Egmont«*. Montreal, Kingston 1998.

Die *Egmont*-Bearbeitung wird gelegentlich als Auftakt zur theatralischen Zusammenarbeit Goethes und Schillers gedeutet.²⁹ Eigentlich zeigt sie eher, wie leicht diese später so ertragreiche Zusammenarbeit gleich am Anfang hätte scheitern können. Goethe versuchte zum Beispiel nicht, Schiller zwischen *Egmont* und *Wallenstein* zu weiteren Bühnenbearbeitungen anzuregen. Wir haben es nämlich mit zwei sehr verschiedenen Dramatikern zu tun. Angesichts der negativen Besprechung des *Egmont*, die Schiller kurz nach dem Erscheinen 1788 veröffentlicht hatte, ist es erstaunlich, daß Goethe sich vorstellen konnte, Schiller habe das nötige Verständnis für dieses Drama. Auch war Schiller innerlich mit seinen eigenen Problemen als Dramatiker beschäftigt. Er begann, den *Egmont* gerade zu jenem Zeitpunkt zu bearbeiten, als er sich endgültig gegen den Plan eines Maltheserdrmmas und für den *Wallenstein* entschieden hatte.³⁰ Die *Egmont*-Bearbeitung läßt seine tiefsten Anliegen als Dramatiker erkennen, vor allem den Wunsch, eine kohärente und zusammenhängende lineare dramatische Handlung zu schaffen und den Helden in eine unausweichliche Kette von Ereignissen einzubinden.³¹ Die Bearbeitung bot ihm die Gelegenheit, eine geschlossene Handlung zu erarbeiten, was seit seiner *Don Carlos*-Krise für ihn immer die größte Herausforderung der tragischen Form geblieben war. Freilich hat er Goethes Original dabei Gewalt angetan. In diesem Sinne war die *Egmont*-Bearbeitung, wie Schiller selbst vorausgesehen hat, eine nützliche Vorbereitung für *Wallenstein* (SNA 28, S. 211). Außerdem bestanden anregende Parallelen zwischen den Hauptfiguren, die sich jeweils für charismatische Führer halten, die eigene Lage aber mit tödlichen Folgen falsch einschätzen – beide durch die ihnen eigentümliche Art Blindheit. Schiller sucht in seinem neuen Werk die ihn befriedigende Lösung für das Verhältnis von Charakter und Tat.³²

Die *Egmont*-Bearbeitung weist aber auch die Unterschiede zwischen Goethe und Schiller als Bühnenpraktiker auf. Bekanntlich hat Schiller die Figur des »Vermummten« geschaffen, der schadenfroh die Verkündung von Egmonts Todesurteil beobachtet und von Egmont als Alba entlarvt wird. Goethe mochte diesen Theaterstreich nicht, und im Gespräch mit Eckermann behauptet er, er habe ihn unterdrückt.³³ Da andere Zeugen die Beibehaltung dieser Entlarvung bestätigen,³⁴ scheint Goethe in seiner Erinnerung die Uraufführung mit der Aufführung von 1806 verwechselt zu haben, von der das Regiebuch im Goethe- und Schiller-Archiv

29 Vgl. Hans Heinrich Borcherdts Kommentar in: SNA 13, S. 358.

30 Vgl. seinen Brief an Körner vom 21.3.1796 (SNA 28, S. 209).

31 Vgl. dazu meinen Aufsatz *Schiller and Goethe's »Egmont«*. In: *The Modern Language Review* 77 (1982), S. 629-645.

32 F. J. Lamport: *The Charismatic Hero: Goethe, Schiller, and the Tragedy of Character*. In: *Publications of the English Goethe Society* 58 (1988), S. 62-83. Marion Müller betont eher die Umgestaltung der Klärchen-Figur und somit die Kontinuitäten in Schillers Frauengestalten: *Zwischen Intertextualität und Interpretation. Friedrich Schillers dramaturgische Arbeiten 1796-1805*. Karlsruhe 2004; bes. S. 133-139.

33 Zu Eckermann, 18.1.1825. In: Eckermann (Anm. 27), S. 148.

34 Zum Beispiel der Schauspieler Anton Genast. In: Eduard Genast: *Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers*. 4 Bde. Leipzig 1862. Bd. 1, S. 112-113. Siehe auch Heinrich Schmidt: *Erinnerungen eines Weimarer Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theater-Leben*. Leipzig 1856, S. 160 f.

noch existent ist. In demselben Gespräch mit Eckermann sagt Goethe, daß dem verstorbenen Freund »ein gewisser Sinn für das Grausame« angeklebt habe, der ihn »auch in seiner schönsten Zeit nie ganz verlassen wollte«. ³⁵ Es handelt sich hier beim Theaterstreich weniger um ein Geschmacksurteil als um zwei unterschiedliche Auffassungen von Bühnenästhetik. Es kam auch später bei der theatralischen Zusammenarbeit zu Meinungsverschiedenheiten. Ein Beispiel ist Schillers Wunsch, in seiner *Iphigenie*-Bearbeitung 1802 die Furien auf der Bühne erscheinen zu lassen. In diesem Fall hat sich Goethe dagegen gewehrt, und die Furien blieben weg. ³⁶ Ein weiteres Beispiel ist Schillers Beharren auf der Beibehaltung der Abendmahlszene in *Maria Stuart* gegen die Einwände Herders und des Hofes und gegen den Rat Goethes. Diese Unverträglichkeit in Fragen der Bühnenästhetik ist natürlich begrenzt. In vielerlei Hinsicht waren sich Goethe und Schiller einig, zum Beispiel in der Abwendung vom »Naturalism«. ³⁷ Beide bekannten sich zu dem paradoxen Verhältnis von Natur und Kunst: »Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen, / Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden« (FA I, 2, S. 838), wie Goethe das in seinem Sonett ausgedrückt hat. Das führte dazu, daß sie später einen anti-naturalistischen Bühnenstil pflegten. Aber diese Koinzidenzen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich Goethe und Schiller unterschiedlich zum Bühnengeschehen verhalten haben. Und diese Verschiedenheit zeigt sich in der scheinbaren Ähnlichkeit.

Schillers Bühnenästhetik ist mit seiner Idee des Erhabenen eng verbunden und basiert auf einer eher negativen Auffassung der Natur im Sinne von Materiellem. Zwei Zitate aus dem Aufsatz *Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie*, in denen ebenfalls von dem paradoxen Verhältnis von Natur und Kunst die Rede ist, machen diese Verschiedenheit deutlich:

Wie aber nun die Kunst zugleich ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell seyn – wie sie das Wirkliche ganz verlassen und doch aufs genaueste mit der Natur übereinstimmen soll und kann, das ists, was wenige fassen, was die Ansicht poetischer und plastischer Werke so schielend macht, weil beide Foderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu aufzuheben scheinen. (SNA 10, S. 9)

Für Schiller gibt es hier einen Unterschied zwischen dem »Wirklichen« und der »Natur«. Die Natur ist ideelle Natur, die Kunst gibt dem Ideal Ausdruck. Die Aufgabe der Kunst ist es, uns aus der Gefangenschaft der sinnlichen Welt zu befreien:

Die wahre Kunst aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und aus-

35 Anm. 33.

36 Vgl. Schiller an Körner, 21.1.1802 (SNA 31, S. 89 f.), und Schiller an Goethe, 22.1.1802 (SNA 31, S. 92 f.).

37 »Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entscheidende Schritt [...], dem Naturalism in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären«. In: *Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie* (SNA 10, S. 11).

bildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrschen. (SNA 10, S. 8 f.)

Dieses Verständnis der Kunst unterscheidet sich fundamental von Goethes Auffassung der Kunst und der Natur. Für Goethe mußte das Stück als Ganzes eine Projektion des Ideals sein. Die Zuschauer sollten durch diese Idealisierung, die durch die Stilisierung der Sprache, der Gesten und durch die harmonische Übereinstimmung der Elemente auf der Bühne geschieht, veredelt werden. Diese Überzeugung liegt seinen *Regeln für Schauspieler* zugrunde.³⁸ Im zweiten Zitat wiederholt Schiller seine Theorie des Erhabenen, wie er sie in den frühen 1790er Jahren als Bestandteil einer Theorie der Tragödie entwickelt hat. Diese Theorie stützt sich auf einen Gegensatz von Natur als »sinnliche Welt« und Freiheit. Erstere ist »ein roher Stoff«, der »auf uns lastet«. Wir können trotzdem als Angehörige des Reichs der Freiheit unsere Unabhängigkeit vom Materiellen gegenüber diesem »rohen Stoff« behaupten. Goethes Sonett deutet auf eine Versöhnung der Gegensätze zwischen Natur und Kunst hin; Schillers Theorie des Erhabenen deutet auf einen unüberbrückbaren Gegensatz hin, wie er sie, zum Beispiel in seinem Aufsatz *Ueber das Erhabene*, definiert: »Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worinn uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte« (SNA 21, S. 45). Für Schiller wird das Schöne sogar leicht zu etwas Verdächtigem, weil es ans Materielle gebunden ist. Aus diesem Grund hat er mehrmals versucht, das Schöne mit dem Erhabenen in einer Theorie des Idealschönen zu verbinden. Seinem Begriff der Freiheit in der Tragödientheorie liegt eine negative Einschätzung der materiellen Welt zugrunde, während bei Goethe das Materielle grundsätzlich positiv gewertet wird.³⁹

Damit wir »das Materielle durch Ideen [...] beherrschen« können, muß das Bühnengeschehen auf uns als Zuschauer geradezu Gewalt ausüben. Man muß die Figuren leiden sehen. Das führt zu dem paradoxen Ergebnis, daß Schiller, der sonst nur einen begrenzten Sinn für bildende Kunst hatte, im Theater größeres Gewicht als Goethe auf das Visuelle und auf Theatereffekte legt. Goethe legt zwar Gewicht aufs Visuelle, aber im Sinne eines harmonisierenden Ganzen, wobei er das Grelle scheut. Letztendlich haben wir es mit zwei verschiedenen Naturauffassungen zu tun, eigentlich mit zwei verschiedenen Auffassungen von ästhetischer Erziehung. Die *Egmont*-Bearbeitung lieferte den ersten Beweis dafür, wie schwierig es hätte sein können, diese Kluft in der Praxis zu überbrücken. Sie erinnert uns daran, daß die theatralische Zusammenarbeit der beiden Männer, die mit *Wallenstein* anfang, ein ständiger Abgleich zweier verschiedener Vorstellungen von ästhetischer Erziehung sein sollte.

38 Zum Beispiel: »Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle, und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe« (FA I, 18, S. 871).

39 Vgl. hierzu David Pugh: *Dialectic of Love: Platonism in Schiller's Aesthetics*. Montreal, Kingston 1996.

Schillers Rezeption von Goethes »Iphigenie«

Gegenüber Goethes *Iphigenie* verhält sich Schiller in ganz verschiedenen Rollen. Nach Erscheinen des dritten Bandes von Goethes *Schriften* im Jahr 1787 ist er Rezensent des Schauspiels. Nach der Aufforderung durch Goethe (1800), eine Inszenierung der *Iphigenie* vorzubereiten, agiert Schiller als Dramaturg, plant Umarbeitung, Kürzungen, eventuelle Ergänzungen – und kommt nebenbei, in Kommentaren auch abseits des Projektes (etwa gegenüber Christian Gottfried Körner), zu einem dezidiert anderen Urteil über den Text als knapp anderthalb Jahrzehnte zuvor. Schließlich übernimmt Schiller 1802 Goethes Auftrag, die Inszenierungsarbeit zu beaufsichtigen und zu leiten; er wird Regisseur, der Proben durchführt, der die Wirkung des Textes auf die Schauspieler an Goethe weitergibt. Insgesamt läßt sich die Entwicklung von Schillers Einschätzung der *Iphigenie* nicht als bloße exegetische Lektüre verstehen, vielmehr ermöglicht seine Rezeption des Dramas den Nachvollzug sowohl seiner eigenen Entwicklung als Dramatiker als auch – allgemeiner – der Entstehung der spezifischen Dramenästhetik des Weimarer Klassizismus.¹

Die fast hymnischen Worte, mit denen Schiller Goethes *Iphigenie*, die in der Blankversfassung 1787 erschienen war, in seiner Rezension 1789 feiert, machen den gewaltigen Abstand dieses Stückes zu früheren Dramen Goethes deutlich: Gegenüber denjenigen Lesern, die den jungen Goethe auf das shakespearisierende Dramenfach festlegen wollten, auf das anarchisch gegen die klassizistische Ästhetik Opponierende, hätte, so Schiller,

der Verfasser schwerlich eine ehrenvollere und schönere Rache nehmen können als durch gegenwärtiges Stück, das zum lebendigsten Beweise dienet, wie groß sein schöpferischer Geist auch im größten Zwange der Regel bleibt, ja wie er diesen Zwang selbst zu einer neuen Quelle des Schönen zu verarbeiten versteht.
(SNA 22, S. 211)

Bevor der Rezensent überhaupt auf das Drama selbst eingeht, setzt er den künstlerischen Anspruch auf (autonomes) Schöpfertum ins Verhältnis zur strengen Regel – und leitet aus dem sichtbaren Ausgleich zwischen beidem implizit einen Künstlerbegriff ab, der das Genie-Paradigma neu definiert. Das korrespondiert grundsätzlich – gleichsam vor aller Absprache zwischen beiden Schriftstellern – mit Goethes schon vor der Italienreise vollzogener Umdeutung des Genie-Begriffs

1 Vgl. dazu die Einschätzung bei Isabelle Ory-von Briskorn: *Goethes »Iphigenie« im Urteil Schillers*. In: Beatrice Dumiche (Hrsg.): *Lectures françaises et allemandes du XVIII^e siècle. Actes du colloque interdisciplinaire tenu à l'Université de Reims Champagne-Ardenne*. Bonn 2000, S. 77-97; hier S. 78.

hin zu einer begrifflich genaueren Bestimmung des Genies im Verhältnis zu Talent, künstlerischem Vermögen und Handwerk. Das Genie-Konzept wird vermittelt mit der lernenden Hinwendung zur Natur, der Nachahmung ihrer Bildungsgesetze und der antiken Kunst. Schillers sich an die Lektüre der *Iphigenie* anschließende Reflexion nimmt eine der wesentlichen Bestimmungen des späteren Weimarer Klassizismus vorweg: Die Autonomsetzung des künstlerischen Subjekts aus der Genie-Periode wird beibehalten, wird allerdings im Kontext einer ganz und gar nicht mehr sklavischen Orientierung an antiken Mustern und Stoffen (im Gegensatz zu einer klassizistischen Regel-Poetik im Stile Gottscheds) tendenziell schon umgedeutet zu einer Autonomie der Kunst.

Wesentlicher Anteil des Lobes, das Schiller dem Drama zuteil werden läßt, ist folgerichtig das nahezu ideale Verhältnis der *Iphigenie* zur Antike. Goethe präsentiert hier ein Stück »in griechischer Form, deren er sich ganz zu bemächtigen gewußt hat, die er bis zur höchsten Verwechslung erreicht hat« (SNA 22, S. 211). Er habe, so Schiller,

dieses Stück nicht lesen [können], ohne sich von einem gewissen Geiste des Altertums angeweht zu fühlen, der für eine bloße, auch die gelungenste Nachahmung viel zu wahr, viel zu lebendig ist. Man findet hier die imponierende große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar macht, die Würde, den schönen Ernst, auch in den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft – dies allein rückt dieses Produkt aus der gegenwärtigen Epoche hinaus [...]. (SNA 22, S. 212)

Schillers Wahrnehmung steht eindeutig in der Tradition der für das 18. Jahrhundert prägenden Antike-Wahrnehmung Winckelmanns: Ruhe, Würde, Ernst und Mäßigung der Leidenschaften machen den suggestiv-griechischen Geist des Ganzen aus – und trennen die *Iphigenie* von dem Gros der Literatur der 1770er und 1780er Jahre. Die Begeisterung Schillers mag durchaus daher rühren, »daß Schillers Gedankenwelt sich bereits damals mit den im Iphigeniendrama erneuerten Werten der Kalokagathie intuitiv berührte, ja das Bildungsideal der Klassik in den Grundzügen vorwegnahm« – und damit mit den Vorstellungen über die große moralische Wirkungsmacht der Schaubühne korrespondierte.²

Gleichzeitig aber kommentiert Schiller die allzu perfekt erscheinende Nachahmung des Antiken im Sinne einer präzisen Stilkritik: In der *Iphigenie* sei der antikische Geist so ideal getroffen,

daß der Dichter gar nicht nötig gehabt hätte, die Illusion noch auf eine andere Art – die fast an Kunstgriffe grenzt – zu suchen, nämlich durch den Geist der Sentenzen, durch eine Überladung des Dialogs mit Epitheten, durch eine oft mit Fleiß schwerfällig gestellte Wortfolge und dergleichen mehr – die freilich auch an Altertum und oft allzustark an seine Muster erinnern, deren Er aber um so eher hätte entübrigt sein können, da sie wirklich nichts zur Vortrefflichkeit des Stücks beitragen und ihm ohne Notwendigkeit den Verdacht zuziehen, als wenn er sich mit den Griechen in ihrer ganzen Manier hätte messen wollen. (SNA 22, S. 212)

2 Ory-von-Briskorn (Anm. 1), S. 83 f.

Sehr genau hebt die Rezension die entscheidenden Stilcharakteristika dessen hervor, was späterhin als die Dramensprache des Weimarer Klassizismus sich durchsetzen wird: Sentenzenhaftigkeit (die natürlich mit einer spezifischen Auffassung des Symbolischen bei Goethe zu tun hat), homerisierende Neologismen im Bereich der Epitheten (»fernabdonnernd« u. ö.), nicht nur dem Blankvers geschuldete Inversionen der regelmäßigen Satzfolge – Stilkriterien, die Schiller für nicht notwendig erachtet im Blick auf den ästhetischen Wert des Textes.

Schiller stellt im Fortgang seiner langen Rezension,³ ausführlich den Handlungsgang verfolgend, Goethes *Iphigenie* neben die des Euripides – die er zunächst ausführlich nacherzählt, zitiert und gelegentlich sparsam kommentiert; ebenso verfährt er bei dem neuen Stück und fügt einige kritische Kommentierungen des Stils bzw. der Metrik an:

Diese vier Jamben [V. 361 ff.] klingen ganz unerträglich monotonisch, weil alle vier ihre Kadenz nach der fünften Silbe haben und aus drei Perioden bestehen, die gleichviel Silben haben. Dazu kommt, daß die vier Anfänge *L a n g e*, *B a l d*, *R ä c h e n d*, *T ü c k i s c h* auch zu eintönig lauten. Schon das Auge stößt sich daran und noch weit mehr das Ohr. (SNA 22, S. 226 f.)

Kritisch verhält er sich auch gegenüber der allzu unleidenschaftlichen Konzeption der Zentralfigur: Zu Iphigenies Haltung nach der Anagnorisis notiert er fragend: »[...] sollte sie auch nicht einmal durch das, ihr sich so aufdringende, vorwaltende Gefühl ihres eigenen Zustands in dieser ruhigen Betrachtung gestört werden?«; sie sei insgesamt zu stark reduziert auf die Rolle einer »philosophische[n] Betrachtlerin der göttlichen Weisheit« (SNA 22, S. 231).

Daneben aber ernten einige Stellen auch das höchste Lob: »Wie schön ist diese Situation [Orest, noch nicht an die Wiederentdeckung glaubend, von den Furien verfolgt; B.J.] herbeigeführt und wie tragisch-rührend behandelt!« (SNA 22, S. 232); ebenso Orests Heilungs-Monolog:

Hätte die neuere Bühne auch nur dieses einzige Bruchstück aufzuweisen, so könnte sie damit über die alte triumphieren. Hier hat das Genie eines Dichters, der die Vergleichung mit keinem alten Tragiker fürchten darf, durch den Fortschritt der sittlichen Kultur und den mildern Geist unsrer Zeiten unterstützt, die feinste edelste Blüte moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüte der Dichtkunst zu vereinigen gewußt und ein Gemälde entworfen, das mit dem entschiedensten Kunstsiege auch den weit schönern Sieg der Gesinnungen verbindet und den Leser mit der höheren Art von Wollust durchströmt, an der der ganze Mensch teilnimmt, deren sanfter wohlthätiger Nachklang ihn lange noch im Leben begleitet. Die wilden Dissonanzen der Leidenschaft, die uns bis jetzt im Charakter und in der Situation des Orest zuweilen widrig ergriffen haben, lösen sich hier mit einer unaussprechlichen Anmut und Delikatesse in die süßeste Harmonie auf, und der Leser glaubt mit Oresten aus der kühlenden Lethe zu

3 Schillers Rezension konnte nur zur Hälfte gedruckt werden: Georg Joachim Göschens *Kritische Übersicht der neusten schönen Litteratur der Deutschen* ging nach dem zweiten Jahrgang 1789 ein, in dessen 2. Stück Schillers Text gedruckt wurde.

trinken. Es ist ein Elysiumsstück im eigentlichen wie im uneigentlichen Verstande. (SNA 22, S. 233)

Als den »Fortschritt der sittlichen Kultur« und »mildern Geist unsrer Zeiten« feiert Schiller den dramaturgischen Kunstgriff Goethes, die Erinnyen in Orest hineinverlegt und seine Heilung als seelische Erlösung von einer Gewissensnot herbeigeführt zu haben – es geht nicht mehr um die Lösung eines schicksalhaften Fluchs, sondern, mit Anagnorisis, Heilschlaf und Traumvision, um einen psychotherapeutischen Akt.

Was für ein glücklicher Gedanke, den einzig möglichen Platz, den Wahnsinn, zu benutzen, um die schönere Humanität unsrer neueren Sitten in eine griechische Welt einzuschieben und so das Maximum der Kunst zu erreichen, ohne seinem Gegenstand die geringste Gewalt anzutun! (SNA 22, S. 234)

Die Effekte dieser kunstvollen Vermengung von antikem Stoff und modernem Geist auf den Leser seien frappierend, so Schiller weiter: Der ganze Mensch werde von einer »höheren Art Wollust« ergriffen, die »sanft« und »wohlthätig« nachklingend das ganze Leben begleite; Goethes Text zwingt gleichsam zur vollständigen Identifikation mit Orest in dieser Situation.

Das Rezeptionsmuster, das Schiller hier für die *Iphigenie* zugrunde legt, aber ist entscheidend: Er betrachtet den Text hier noch als *Lesedrama*. Es ist der *Leser*, der ergriffen wird, der mit Orest meint, aus Lethe zu trinken: Die gesamte Rezension von 1788/89 betrachtet das Drama allenfalls aus gattungsgeschichtlicher und poetologischer Perspektive als Drama – gleichsam abstrakt –, von jedem konkret dramaturgischen Erfordernis noch unbedrängt. Die tatsächliche Realisierung des Textes als Bühnenhandlung sollte knapp anderthalb Jahrzehnte später eine abweichende Haltung dem Text gegenüber zur Folge haben – wenngleich die Hochschätzung des Lesedramas dies überdauert: Es werde »durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben« (an Körner, 21.1.1802; SNA 31, S. 90).

Im Zeitraum zwischen der Rezension und der dramaturgischen Arbeit am Anfang des neuen Jahrhunderts bezieht sich Schiller in zwei Kontexten auf die *Iphigenie*: Erstens greift er anlässlich der Bestimmung von *Anmut und Würde* als ästhetisch-moralischen Grundkategorien auf die Figur der Iphigenie als Gattungsparadigma des Menschlichen zurück:

Der gleiche Geist der Reinheit und Vollkommenheit, der der Gestalt der Priesterin soviel Anmut und Würde zugleich verlieh, wurde von Schiller zum Gesetz menschlicher Handlungsweise erhoben. Wille und Tat müßten ohne die geringste Spur von Schuld sein, wenn der Charakter des Menschen sich bis zu solcher »Heiligkeit« erheben sollte. Vor der Majestät des »Heiligen« würde sich die Menschheit beugen, sobald der einzelne in seiner Denk- und Handlungsweise solche Majestät zu repräsentieren vermöchte.⁴

4 Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert: *Schillers Weg zu Goethe*. Tübingen 1949, S. 182.

Zweitens benennt er im Kontext der engsten Zusammenarbeit mit Goethe in der zweiten Hälfte der 1790er Jahre, genauer: innerhalb der Diskussion über die poetologischen Charakteristika von Drama und Epos, wesentliche Aspekte der *Iphigenie* erstmals in kritischer Wendung:

Umgekehrt schlägt Ihre Iphigenie offenbar in das epische Feld hinüber, sobald man ihr den strengen Begriff der Tragödie entgegenhält. [...] Für eine Tragödie ist in der Iphigenie ein zu ruhiger Gang, ein zu großer Aufenthalt, die Catastrophe nicht einmal zu rechnen, welche der Tragödie widerspricht. Jede Wirkung, die ich von diesem Stücke theils an mir selbst theils an andern erfahren, ist generisch poetisch, nicht tragisch gewesen, und so wird es immer seyn wenn eine Tragödie, auf epische Art, verfehlt wird. Aber an Ihrer Iphigenia ist dieses Annähern ans epische ein Fehler, nach meinem Begriff [...]. (an Goethe, 26.12.1797; SNA 29, S. 178)

Genau die nicht-tragische Wirkung des bisher auch nur gelesenen Dramas ist es, die Schiller auf den Gedanken bringt, die *Iphigenie* eher im epischen Fach zu verorten oder – genauer – die Annäherung des dramatischen Textes ans Epische zu bemängeln: die Ruhe und Handlungslosigkeit, das viel zu umfassende retardierende Moment im 4. und 5. Akt, die vollständige Abwendung jeder Katastrophe.

Diese Kritikpunkte führt Schiller bei der Vorbereitung der Weimarer Inszenierung 1802 weiter aus: Hier endlich blickt er als Dramaturg und Regisseur auf den Text, nicht mehr als Leser. In der inhaltlichen Auseinandersetzung mit der *Iphigenie* erwägt Schiller noch 1800 eine Veränderung des Textes zur Verdeutlichung des mythologischen Hintergrundes: »Es braucht nur gar wenig an dem Text [...] verändert zu werden, besonders in Hinsicht auf den Mythologischen Theil, der für das Publikum in Massa zu kalt ist« (an Goethe, 7.1.1800; SNA 30, S. 136). Nur zwei Jahre später, in der konkreten Arbeit an der Weimarer Inszenierung, deutet er gerade diesen mythologischen Anteil des Stoffes als ganz und gar unverzichtbar: »Das Historische und Mythische muß unangetastet bleiben, es ist ein unentbehrliches Gegengewicht des Moralischen, und was zur Phantasie spricht, darf am wenigsten vermindert werden« (an Goethe, 22.1.1802; SNA 31, S. 92).

Nichtsdestoweniger empfiehlt Schiller Kürzungen – die er dann ja auch vornimmt (vgl. dazu die Übersicht in SNA 14, S. 335 f.). Einerseits sollen Textelemente, die schon die Rezension vierzehn Jahre zuvor negativ bemerkt hatte, gestrichen oder reduziert werden: »Auch ein paar Gemeinprüche würde ich dem dramatischen Interesse aufzuopfern rathen ob sie gleich ihren Platz sehr wohl verdienen« (an Goethe, 7.1.1800 [SNA 30, S. 136], vgl. dazu den Brief an Goethe vom 22.1.1802 [SNA 31, S. 92]: »Da überhaupt in der Handlung selbst zuviel moralische Casuistik herrscht, so wird es wohl gethan seyn, die sittlichen Sprüche selbst und dergleichen Wechselreden etwas einzuschränken«).

Das »Casuistische«, Sentenzenhafte der *Iphigenie*, ihre Beschränkung auf reine Sprachhandlung, Iphigenies Rolle einer »philosophische[n] Betrachterin der göttlichen Weisheit« (SNA 22, S. 231) widerspricht zusehends Schillers Auffassung vom Dramatischen, insofern in Goethes Drama zu wenig »in die Sinne falle«, nur den Verstand anspreche. Isabelle Ory-von Briskorn weist zu Recht darauf hin, daß Schillers Konzept einer dramatischen Fabel »die doppelte Erfahrung des Pathe-

tisch-Erhabenen« verlange: »Als Sinnenwesen muß der Mensch angesichts des tragischen Bühnenspiels erschrecken und mitleiden, als Vernunftwesen wird er zugleich des übersinnlichen Prinzips in sich und der darin gründenden Idee der Freiheit gewahr«. ⁵ Damit ist diese zweite Phase der *Iphigenie*-Rezeption Schillers auch für den Nachvollzug seiner eigenen, sich entwickelnden dramentheoretischen Programmatik relevant.

Schiller straft schließlich die Textfassung leicht – muß allerdings bemerken, daß er insgesamt

weniger Verheerungen in dem Msscript angerichtet [habe], als ich selbst erwartet hatte [...]. Das Stück ist an sich gar nicht zu lang [...]. Aber es war auch nicht gut thunlich [viele Stellen wegzulassen], weil dasjenige was den Gang des Stücks verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen, als in der Haltung des Ganzen liegt, die für die dramatische Forderung zu reflektierend ist. (an Goethe, 22.1.1802; SNA 31, S. 92)

Damit erreicht Schillers Einschätzung den eigentlichen Kern seiner Kritik an der *Iphigenie*. Der zu stark reflektierende Gestus des Stückes vermindere einerseits, daß *sinnlich* werde, was auf der Bühne geschieht. Schiller weist in seinem Brief an Goethe vom 22. Januar 1802 darauf hin, daß durch die absolute Dominanz der Orest-Handlung im 2. und 3. Akt die Gefahr, die die Taurer darstellen, nur implizit, nicht sichtbar, nicht sinnlich auf der Bühne zu sehen sei; er empfiehlt ein nicht näher benanntes »Motiv ad extra«, so daß der sich anschließende Auftritt des Arkas nicht so unmotiviert erscheine, in der derzeitigen Fassung sei die Forderung einer »affektvolle[n], unruhige[n] Erwartung, mithin das Gesetz des intensiven und rastlosen Fortschreitens« der dramatischen Fabel nicht gewährleistet. ⁶

Im Gegensatz zu der früheren Rezension erscheint Schiller nun die Orest-Handlung als hochproblematisch, insofern sie alles Sinnliche, Sichtbare, Mythologische in die psychologische Dimension verschiebt:

O r e s t selbst ist das Bedenklichste im Ganzen; ohne Furien ist kein Orest, und jezt da die Ursache seines Zustands nicht in die Sinne fällt, da sie bloß im Gemüth ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenstand; hier ist eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerspiels. (an Goethe, 22.1.1802; SNA 31, S. 92)

Der Vergleich mit Euripides, der den wesentlichen Teil der Rezension ausgemacht hatte, hätte Schiller schon darauf bringen müssen, daß auch schon dort die Erinnyen nicht mehr die Bühne betreten – in Aischylos' *Eumeniden* verfolgen sie noch leibhaftig den Muttermörder. Goethe radikalisiert gewissermaßen lediglich die Psychologisierung des Mythischen – vor allem im Blick auf die ›Krankheit‹ und ›Heilung‹ Orests. Schillers Bemerkung allerdings, daß hier gleichsam die Grenze verlaufe zwischen der Dramatik der Alten und der Neuen, ist höchst treffend: An die Stelle des objektiven Schicksals ist im Verlauf des 18. Jahrhunderts das subjek-

⁵ Ory-von Briskorn (Anm. 1), S. 93.

⁶ Schiller an Goethe, 26.12.1797 (SNA 29, S. 176); vgl. dazu Ory-von Briskorn (Anm. 1), S. 94.

tiv-seelische Leiden getreten. – Schiller ahnt aber, daß kaum auf Abhilfe zu hoffen sei: »Möchte Ihnen etwas einfallen, diesem Mangel zu begegnen, was mir freilich bei der jetzigen Oeconomie des Stücks kaum möglich scheint; denn was ohne Götter und Geister daraus zu machen war, das ist schon geschehen« (SNA 31, S. 92). Allenfalls einige Kürzungen könnten die Orestische Qual straffen.

Schillers kritischer Einwurf gegen Goethes Konzeption der Orest-Handlung zielt ab auf die Begründung einer Lücke, in die der Eumeniden-Chor zu treten habe; Schillers intensive Beschäftigung mit den antiken Tragikern schon während der ersten Lektüre 1788 schlägt sich hier in einem dramaturgischen Entwurf nieder, der Goethes Vorstellung völlig zuwiderläuft. Schillers Vorschlag, mit Hilfe eines (eventuell sogar doppelten) Chores die sinnliche Wirkung der Bühnenhandlung zu erhöhen, würde entweder eine grundlegende Umarbeitung größerer Textpassagen erforderlich machen oder aber mit der Anlage des Textes in Goethes Fassung scharf in Konflikt geraten: Anton Sergl zufolge sind sowohl die Eumeniden als auch die Taurer, für die Schiller einen Chor v. a. in den langen Atriden-Akten II und III vorschlägt, in die Stimmen der einzelnen Akteure hineinkomponiert – insofern erscheint jedes explizite Auftreten des Chors für Goethe überflüssig.⁷

Schiller hatte 1788 noch die kunstvolle und harmonische Verschränkung von antikem Geist und moderner Gesinnung in der *Iphigenie* gefeiert – jetzt wird dies »Moderne« zum Problem: Es überlagere, in seiner jetzigen Wahrnehmung, ganz das Antikisierende bis zur Bühnenuntauglichkeit:

Sie ist aber so erstaunlich modern und ungrischisch daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stücke zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles was ein Werk zu einem ächten dramatischen spezifiziert, geht ihr sehr ab. (an Körner, 21.1.1802; SNA 31, S. 90)

Die Versittlichung oder – modern gesprochen – die Psychologisierung der Handlung läßt sie von der Bühne gleiten, macht sie zur Nicht-Handlung. Dieses gleichsam Unsinnliche, nur Sprachlich-Handelnde kennzeichnet Schiller aber sehr richtig:

Es gehört nun freilich zu dem eigenen Character dieses Stücks, daß dasjenige, was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Koulißen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Gesinnung, darinn zur Handlung gemacht ist

7 »*Iphigenie* ist nicht einfach ein Stück ohne Chor, sondern es setzt den Konzeptionen des permanent anwesenden und des nur episodisch anwesenden Chors eine dritte hinzu: die der permanent abwesenden, latenten Chöre. »Das Gefühl der unendlichsten Einsamkeit«, der Iphigenie politisch und moralisch ausgesetzt ist, soll dem Zuschauer vermittelt werden, indem man ihm den Chor als Identifikationspartner auf der moralischen Nullstelle raubt. In *Iphigenie* erfahren wir durch ein invertiertes Verfahren des Botenberichts und der Mauerschau nicht Berichte vom Aufeinandertreffen großer Heere, vom Ergebnis ihrer Schlachten oder auch nur von Selbstverstümmelung und Tod der Heroen, sondern erhalten Nachrichten von der Stimmung im Volke, vom Kommentar des Chors« (Anton Sergl: *Das Problem des Chors im deutschen Klassizismus. Schillers Verständnis der »Iphigenie auf Tauris« und seine »Braut von Messina«*. In: Jb. der Deutschen Schillergesellschaft 42 [1998], S. 165-194; hier S. 187 f.).

und gleichsam vor die Augen gebracht wird. (an Goethe, 22.1.1802; SNA 31, S. 93)

Um bei der anstehenden Inszenierung den »Geist des Stücks« zu erhalten, verlange er nur ein wenig Sinnliches mehr, denn dieses müsse ohnehin »immer dem Sittlichen nachstehen«: »[...] aber ich verlange auch nur soviel von Jenem, als nöthig ist um Dieses ganz darzustellen« (ebd.).

Bis hierher läßt sich folgendes Fazit ziehen: Schillers kritische Diskussion mit Goethe thematisiert hellsichtig die zentralen Charakteristika des Stücks, aber auch offensiv dessen geringe Bühnentauglichkeit: Die (angeblich) sinnverstellenden Inversionen bemängelte schon die frühere Rezension, ebenso die Sentenzen, die neugeprägten Epitheten und einige metrische Mängel. Im Blick auf die Modernität des Stückes aber scheint die Rezension der Antike-Suggestion der Verssprache Goethes erlegen zu sein; erst die spätere, die Bühnenarbeit vorbereitende Beschäftigung legt hier die Charakteristika – oder auch: die Mängel – des Stückes offen: Alles Mythologisch-Sinnliche ist ins Innere der Figuren gelegt, Handlung findet auf der Bühne praktisch nicht statt, alle Handlung ist bloße Sprachhandlung – bis hin zur Auflösung des tragischen Konflikts. Was bei Euripides noch durch den spektakulären Einsatz der *dea ex machina* gelöst wird, bewerkstelligt hier menschliche Kommunikation. Mit dieser »unsinnlichen« Bühnenhandlung steht die *Iphigenie* quer zu Schillers in den theoretischen Schriften der 1790er Jahre entwickelten Dramenästhetik: Die sinnliche Erregung der Leidenschaften als erster Zweck dramatischer Handlung ist Voraussetzung dafür, daß der Zuschauer sich mit Hilfe seines Verstandes auch über sich selber als Sinnenwesen erhebe und darin seine Freiheit erfahre.

An Schillers kritische Gesamtwürdigung – die die eines begeisterten Lesers, die eines theaterpraktisch orientierten Dramaturgen und die eines avancierten Dramentheoretikers ist – lassen sich nun Fragen anschließen zu Schillers eigener Konzeption und Umsetzung klassizistischer Dramenkonzepte auf der Bühne – also Fragen nach seiner produktiven Rezeption der *Iphigenie* (wobei natürlich nicht ausgemacht ist, ob tatsächlich die Lektüre bzw. die Bühnenbearbeitung von Goethes Stück die Optionen eigener Dramenkonzepte real beeinflusst hat; zuweilen aber lassen die Entstehungsdaten solche Korrelationen vermuten). Diese Fragen betreffen einerseits den Stil, also Metrik, antikisierende Neologismen, Inversionen o. ä., betreffen aber andererseits auch die Architektur der Stücke im großen, ihre Szenen- und Akтанlage, ihre Figurenkonstellation, schließlich sogar motivliche Verwandtschaften, die elementar mit dem Antikischen der *Iphigenie* zu tun haben.

Gleichsam oberflächliche Ähnlichkeiten von Motiven sollen hier übergangen werden – weil sie, wenn sie überhaupt plausibel zu machen sind, nicht die spezifisch ästhetische Gestalt des Textes berühren: Natürlich lassen sich Johanna von Orleans und Iphigenie als weibliche Gestalten, denen eine »unerhörte Tat« aufgeladen ist, interpretieren,⁸ ebenso gemeinsam mit Emilia Galotti als tragische Ver-

8 Vgl. hierzu v. a. Donald E. Allison: *The spiritual element in Schiller's »Jungfrau« and Goethe's »Iphigenie«*. In: *The German Quarterly* 32 (1959), S. 316-329.

handlungen eines Jungfrauen-Ideals im Konflikt zwischen Selbst-Expression und Vergesellschaftungszwang.⁹

Im Gegensatz zu solchen motivlich vielleicht sogar zufälligen Verwandtschaften lassen sich vielfältig strukturelle Ähnlichkeiten beobachten. Ob dies schon, im Sinne einer produktiven *Iphigenie*-Rezeption, für den *Don Carlos* gelten kann, der im selben Jahr fertiggestellt wurde, in dem die *Iphigenie* erschien, mag dahingestellt bleiben: Johannes Klein verweist schon Ende der 1950er Jahre darauf, daß im Zentrum des Dramas die Königin stehe, gleichsam im zweiten Rang neben ihr die positiven Figuren Posas und Carlos', darunter Philipp und die Eboli als negative Figuren: Wie in der *Iphigenie* sei die Figurenanlage streng symmetrisch aufgebaut um die weibliche Zentralfigur¹⁰ – diese Deutung wird aber nur bei radikaler Beschränkung der viel größeren Figurenanzahl auf die Hauptfiguren plausibel.

Diesen möglicherweise nur zufälligen Anschein einer mit Goethes klassizistischen Dramen vergleichbaren kompositorischen Strenge übertrifft in jedem Fall die »formale Strenge« der *Maria Stuart*:¹¹ Die strenge Beachtung der drei Einheiten, der Ausgewogenheit des Personals läßt sich – mit Peter Pütz – als Formelement eines antikisierenden Klassizismus verstehen; Tektonik der Aktfolge und Raumregie folgen einem exakt symmetrischen Modell,¹² der Raumregie folgt die Dramaturgie des Konflikts zwischen Elisabeth und Maria, sie ist gleichzeitig »Hin und Her von Klage und Gegenklage«.¹³

Wie die Exposition der *Iphigenie*, die die Vorgeschichte der Atriden rekonstruiert, erschließt auch die Exposition der *Maria Stuart* in Rede und Gegenrede die Vorgeschichte: Alles ist schon passiert. »Insofern erkennen wir in der *Maria Stuart* eine Tektonik, die der Analysis im Drama der Antike, z.B. im *Oedipus* des Sophokles, entspricht. Hier wie dort zeigt das ›Drama‹ nicht ›Handlung‹, sondern die Bedingung der Unmöglichkeit von Handlung«.¹⁴ Ähnlich wie in der *Iphigenie* – und ganz so, wie Schiller es noch während der dramaturgischen Arbeit an Goethes Stück kritisiert hatte – wird die einzige Tat hinter die Bühne verlegt: Das Stück ist real handlungsarm, Sprachdrama. Wie in der *Iphigenie* setzt Schiller in *Maria Stuart* antikisierende Form- und Stoffelemente sicher ein: Stichomythien, Überleitungen und Anschlüsse der Szenen, »Anspielungen auf antike Ereignisse

9 Clark S. Muenzer: *Virginity and tragic structure: Patterns of continuity and change in »Emilia Galotti«, »Iphigenie auf Tauris«, and »Die Jungfrau von Orleans«*. In: Monatshefte 71 (1979), S. 117-130; während Allison Johanna und Iphigenie eher als Gegensatz-Paar versteht, liest Muenzer Lessings, Goethes und Schillers Schauspiele zusammen als Teil eines »discourse on an ideal contour for tragic action that the critic can reconstruct by examining the problems of self-expression and socialization from the standpoint of virginal heroines attempting to move outward« (S. 127).

10 Vgl. hierzu Johannes Klein: »Nathan«, »Iphigenie«, »Don Carlos«. *Bemerkungen zum vor- und frühklassischen Drama*. In: *Wirkendes Wort* 8.2 (1957/58), S. 77-84.

11 Peter Pütz: *Nähe und Ferne zur Antike: »Iphigenie« und »Maria Stuart«*. In: Wilfried Barner, Eberhard Lämmert, Norbert Oellers (Hrsg.): *Unser commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Stuttgart 1984, S. 289-302; hier S. 296.

12 Vgl. Pütz (Anm. 11), S. 296.

13 Ebd.

14 Ebd., S. 298.

und deren Schicksalszusammenhänge«¹⁵ verknüpfen den historischen Stoff mit antiker Mythologie; Körner zufolge lasse sich die Rolle des alten Talbot sogar im Sinne des »Chores« der attischen Tragödie verstehen. Letztlich ist sogar die Vermeidung bzw. Aufhebung der Katastrophe ähnlich: Im (hier unschuldigen) Opfertod für eine ältere Schuld zerreißt Maria wie Iphigenie »die Kette der Rachehandlungen, [...] durchbricht [...] den atavistischen Verhängniszusammenhang, indem sie ähnlich wie Goethes Iphigenie das Mythische ins Humane umfunktioniert«.¹⁶

Was bei *Maria Stuart* noch wie eine verhaltene Antikisierung der *Form* des historischen Stoffes war, wird in der *Braut von Messina* überdeutlich – nicht zufällig entstand das Stück gleichzeitig zu Schillers Umarbeitung der *Iphigenie* für die Weimarer Bühne. Schillers intensivste und abschließende Arbeitsphase an dem Projekt fällt in eine kleine Serie von Inszenierungen zeitgenössischer antikisierender Dramen am Weimarer Hoftheater: Am 2. Januar 1802 inszenierte Goethe das gräzisierungsspiel *Ion* von August Wilhelm Schlegel, eine Bearbeitung des gleichnamigen Stückes von Euripides, am Weimarer Hoftheater.¹⁷ Davon ange-regt, ließ Goethe Schiller dann die eigene *Iphigenie* überarbeiten und inszenieren, das Stück ging am 15. Mai 1802 über die Weimarer Bühne, am 29. Mai folgte schließlich Friedrich Schlegels *Alarcos* – das metrisch antikisierende Experiment einer Durchmischung von Aischylos und Calderón, von klassischer und romanti-scher Form.¹⁸

In der Rezension hatte Schiller Goethe attestiert, der Autor müsse sich nicht scheuen, in den Wettstreit mit den antiken Autoren zu treten. Mit der *Braut von Messina* tritt Schiller explizit in diesen Wettstreit ein: »Bei der Braut von Messina habe ich, ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, ein kleinen Wettstreit mit den alten Tragikern versucht« (an Iffland, 22.4.1803; SNA 32, S. 32). In einem Brief an Wilhelm Gottlieb Becker nimmt er sogar deutlicher Bezug auf das dramenästhetische Experiment, das die *Braut von Messina* darstellt: »Es ist freilich nicht im Geschmack

15 Ebd., S. 300; so spielt der Text etwa an auf Helena, Klytämnestra, die Erinnyen: Bilder »mythosverhaftete[r] Schicksalhaftigkeit [...], in der wie bei den Atriden jedes Todesopfer ein neues erfordert« (Pütz [Anm. 11], S. 301).

16 Pütz (Anm. 11), S. 301.

17 Vgl. zur Uraufführung im Kontext der Intendantur und Regiearbeit Goethes in Weimar und auch zu Goethes insgesamt sehr positiver Einschätzung des Textes v. a. Georg Reichard: *August Wilhelm Schlegels »Ion«. Das Schauspiel und die Aufführungen unter der Leitung von Goethe und Iffland*. Bonn 1987; v. a. S. 142 ff. Zur Bedeutung von Schlegels *Ion* im Kontext der Bühnenpolitik am Weimarer Hoftheater vgl. auch Wolfgang Proß: *Die Konkurrenz von ästhetischem Wert und zivilem Ethos. Ein Beitrag zur Entstehung des Neoklassizismus*. In: Roger Bauer (Hrsg.): *Der theatralische Neoklassizismus um 1800. Ein europäisches Phänomen?* Bern u. a. 1986, S. 64–126.

18 Zur Bedeutung des *Alarcos* für die klassizistische Dramenästhetik vgl. v. a. Monika Ritzer: *Das Experiment mit der romantischen Tragödie: August Wilhelm Schlegels »Ion« und Friedrich Schlegels »Alarcos«*. In: Helmut Koopmann, Manfred Misch (Hrsg.): *Grenzgänge. Studien zur Literatur der Moderne*. Festschrift für Hans-Jörg Knobloch. Paderborn 2002, S. 59–90; hier S. 59. Vgl. auch Albert Meier: »Gute Dramen müssen drastisch sein«: *Zur ästhetischen Rettung von Friedrich Schlegels »Alarcos«*. In: Goethe-Yearbook 8 (1996), S. 192–209.

der Zeit, aber ich habe den Wunsch nicht bezwingen können, mich auch einmal mit den alten Tragikern in ihrer eigenen Form zu meßen, und zugleich die dramatische Wirkung des alten Chors zu erproben«. ¹⁹ Gerade diese letzte Passage macht deutlich, welcher Wettstreit es implizit auch war: Der fehlende Chor ist, Schiller zufolge, das Manko der Orest-Konzeption in der *Iphigenie*; mit der *Braut von Messina* als Chor-Experiment tritt Schiller gleichsam in einen Wettstreit mit dem Weimarer Dichterkollegen ein – um die echtere, gelungenere Antike-Adaption oder -Steigerung.

Wie in *Maria Stuart* folgt die Raumregie einem streng symmetrischen Prinzip: Säulenhalle – Garten – Zimmer im Palast – Garten – Säulenhalle. Im Zentrum der Handlungsführung steht die nacherzählte Vorgeschichte (Akt III) der orakelhaften Träume (Isabellas und ihres verstorbenen Gemahls) über Vergehen oder (scheinbare) Blüte des eigenen Geschlechts und die Offenbarung der Existenz einer Schwester gegenüber den feindlichen Brüdern; die letztlich enttäuschte Hoffnung Donna Isabellas dominiert ihre Erzählung von den Orakeln, ihre Versöhnung der Söhne: »Wann endlich wird der alte Fluch sich lösen, / Der über diesem Hause lastend ruht?« (V. 1695 f.). Daß dieser Fluch, im Gegensatz zu dem, der auf dem Hause der Atriden lastet, nicht gelöst werde, beginnt Don Manuel halb schon zu verstehen, der in der Geliebten die Schwester ahnt (vgl. II.6, V. 1628 ff.).

Viel strenger, klassizistischer – Goethescher sozusagen – ist hier die Figurenanlage: Neben Chor und Boten gibt es nur fünf Figuren – die, je nach Blickwinkel, um die Titelfigur, die Braut Beatrice, oder aber um Donna Isabella gruppiert sind: die beiden Brüder auf der einen, Isabella und der alte Kammerdiener Diego auf der anderen Seite um Beatrice herum; oder aber die beiden Brüder sowie Beatrice und Diego neben Isabella. Zur Exposition dient, wie in der *Iphigenie*, ein Monolog – hier: Isabellas, der die Situation der Witwe, ihrer verfeindeten Söhne, einen Teil der Vorgeschichte enthüllt und den Tag der dramatischen Handlung als Entscheidungstag markiert; mit dem hinzukommenden Diego wird die lange verborgen gehaltene Schwester, ein zweiter Anteil Vorgeschichte, spannungsfördernd thematisch eingeführt. Es kann und soll nicht der Handlungsverlauf nachvollzogen werden – vielmehr gilt es, Anteile einer möglicherweise sehr aktiven oder produktiven Rezeption der *Iphigenie* im Sinne eines dramatischen Gestaltungsmusters vorzuführen. Wie in Goethes Schauspiel liefern die Figurenmonologe und -dialoge die Vorgeschichte der dramatischen Handlung stückweise nach: die Geschichte eines doppelten Orakels, eines Fluchs, der auf der Familie lastet – der in die (vergebliche) Hoffnung (Isabellas) mündet, heute könnte dieser Fluch sich lösen. Allein schon diese Fabel verbindet die *Braut von Messina* auf das innigste mit der *Iphigenie* – und die Katastrophe am Ende läßt sie als Anti-*Iphigenie* erscheinen. »Den attischen Vorbildern Sophokles und Euripides entspricht die Abfolge des szenischen Geschehens, die Aufhellung vergangener Ereignisse mit Hilfe analytischer Techniken ebenso wie der Mechanismus des Glückswechsels im dritten Akt, aus dem

19 2.5.1803 (SNA 32, S. 34); Werner Frick weist auf den ausgeprägt »agonalen« Zug hin, »der Schillers Auseinandersetzung mit der Antike fast durchgängig kennzeichnet« (ders.: *Schiller und die Antike*. In: Helmut Koopmann [Hrsg.]: *Schiller-Handbuch* 1998, S. 91-116; hier S. 92).

nach der Ermordung Don Manuels der schmerzhafteste Prozeß der objektiven Erkenntnis hervortritt«. ²⁰

Die antikisierenden Muster und Formelemente, die Schiller verwendet, markieren deutlich dessen Anspruch, im Kontext der klassizistischen Dramenexperimente am Weimarer Hoftheater ebenfalls ein Schauspiel zu liefern, das mit denen der antiken Überlieferung wetteifern könnte, ja das möglicherweise sogar im Wettstreit mit den genannten Dramen der Brüder Schlegel und der *Iphigenie* die angemessenere Adaption antiker Dramenästhetik in der Moderne darstellen sollte.

Erstens ist die Voraussetzung für eine konsequente Antikisierung der ›historische‹ Hintergrund: das Sizilien im 11. und 12. Jahrhundert, wie Schiller Körner gegenüber erläutert: »Das Christenthum war zwar die Basis und die herrschende Religion, aber das Griechische Fabelwesen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Städte selbst, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort; und der Märchenglaube so wie das Zauberwesen schloß sich an die Maurische Religion an« (10.3.1803; SNA 32, S. 20).

Zweitens zitiert der Text, vor dem soeben skizzierten historischen Hintergrund plausibel, vielfach antike Mythologeme; Chor und dramatische Personen stellen Vergleiche mit antiken Figuren an: Der erste Chor spielt an auf Erinnyen und Eumeniden (vgl. V. 143/152, auch V. 978 u.ö.) – also auf jene Rachegöttinnen, die Orest verfolgten, bei Aischylos noch leibhaftig, bei Euripides bereits von der Bühne verbannt und bei Goethe in die handelnden Figuren verlegt. Ebenfalls der erste Chor spielt auf den antiken Polytheismus an: »dieses Pallastes / Schützende Götter« (V. 162 f.), ebenso auch der erste Schlußchor: »Der strengen Diana, der Freundin der Jagden, / Lasset uns folgen ins wilde Gehölz« (V. 907 f.), »Des ernstesten Kriegsgotts lustige Braut« (V. 912). Viele weitere Beispiele könnten folgen.

Drittens werden im Kontext dieser antikisierenden Götterauffassung *Schicksal* und *Götterwille* als zentrale Motive durchgeführt: »Nicht frei erwählt' ichs, es hat mich gefunden, / Ein dringt der Gott auch zu verschloßnen Thoren, / Zu Perseus Thurm hat er den Weg gefunden, / Dem Dämon ist sein Opfer unverloren« (V. 1039 ff.); »Wo warst du? Welches Gottes Macht entrückte, / Verborg dich diese lange Zeit?« (V. 1114 f.); »Glückliche, trittst du / In ein götterbegünstigtes, glückliches Haus, / Wo die Kränze des Ruhmes hängen, [...]. / Deines lieblichen Eintritts / Werden sich freuen / Die Penaten des Hauses [...]. / An der Schwelle empfangen / Wird dich die immer blühende Hebe / Und die goldne Victoria, / Die geflügelte Göttinn« (V. 1184 ff.); »Ists Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen / Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?« (V. 1477 f.); »So unterwerf ich mich, wie kann ichs ändern? / Der unregiersam stärkern Götterhand, / Die meines Hauses Schicksal dunkel spinnt« (V. 1557 ff.). Die Diskussion, inwieweit der Schicksalsbegriff der *Braut von Messina* überhaupt noch im Sinne eines antiken Begriffsverständnisses ernstgenommen werden dürfe, kann hier nicht thematisiert werden – allerdings ist bei genauer Lektüre des Textes ersichtlich, in wie hohem Maße Schiller ein objektives Verhängnis ersetzt durch die »Fehlhaltungen« der »in ihren Auf-

20 Peter-André Alt: *Schiller. Leben – Werk – Zeit*. Bd. 2. München 2000, S. 535.

fassungen schwankenden und leicht täuschbaren Handelnden selbst«²¹ und damit den »Schicksalszusammenhang als [menschengemachten] Gewaltzusammenhang« entmystifiziert.²²

Viertens wird *mythische Schuld* im Gestus der Erinnyenanrufe der *Eumeniden* des Aischylos literarisch gestaltet: »Wehe wehe dem Mörder« (V. 2003): Die scheinbar unmittelbare Anspielung auf die Orest-Handlung von Goethes *Iphigenie* interpretiert Georg-Michael Schulz als direkten Rückbezug Schillers auf Aischylos, somit nicht auf Goethe und dessen ungriechisches Schauspiel.²³ Die Erinnyen-Anspielung wiederholt sich im letzten Akt (V. 2420 ff.).

Im Kontext von Schuld und Götterwille spielt fünftens das doppelte Orakel eine zentrale Rolle: »Den alten Fluch des Hauses« (V. 2640, V. 2669 u. ö.) zu lösen oder tragisch zu perpetuieren, erging den Eltern ein widersprüchliches Doppelorakel. Dies geschah allerdings nicht durch Göttermund, sondern in zwei Träumen, die höchst deutungsbedürftig sind: Wie das Schicksal wird auch der über das angebliche Orakel angespielte Götterwille psychologisiert. Nicht »das vom Chor beschworene Schicksal, sondern allein der Mensch [bleibt] für das Bühnengeschehen verantwortlich«:²⁴ Der »Bruch des Eheversprechens«, die Orakelbefragung als Eingeständnis mangelnder Autonomie, die Leidenschaftlichkeit der beiden Söhne treiben das Verhängnis voran, Beatrice bleibt ohne Widerstand gegen die Entführung, Diego stimmt dem Beerdigungsbesuch zu: Nicht die Götter, sondern die Menschen haben den tragischen Verlauf zu verantworten. Mit dem Handlungselement des Orakels und dem (Miß-)Verhältnis zwischen Menschenhandlungen und (vermeintlichem) Götterwillen ist einerseits die Nähe der *Braut von Messina* zu Goethes *Iphigenie*, andererseits aber auch die substantielle Differenz zwischen beiden Texten markiert:

Während es den Figuren in Goethes *Iphigenie* gelingt, den auf dem Haus der Atriden lastenden Fluch zu durchbrechen und aus dem Kreislauf der Verbrechen auszutreten, schlägt, was immer Schillers Gestalten tun, in die Erzeugung neuer Gewaltverhältnisse um. Damit ist die *Braut von Messina* weder das klassizistische Übungsstück des souveränen Bühnenhandwerkers noch die Apotheose des seiner selbst mächtigen Individuums, das sich den Weg in ein neues Paradies der Selbstbestimmung bahnt, sondern der Reflex einer skeptischen Geschichtsauffassung. Die Option auf Freiheit, die im Medium des Bühnenspiels nur schattenhaft zutage tritt, bleibt jedoch als Hoffnungsbild in Kraft.²⁵

21 Georg-Michael Schulz: *Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder*. In: Matthias Luserke-Jaqui (Hrsg.): *Schiller-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung*. Stuttgart 2005, S. 195-214; hier S. 210. Vgl. dazu auch Karl S. Guthke: »Die Braut von Messina«. In: Helmut Koopmann (Hrsg.): *Schiller-Handbuch*. Stuttgart 1998, S. 466-485; hier S. 262 ff.

22 Rolf-Peter Janz: *Antike und Moderne in Schillers »Braut von Messina«*. In: Wilfried Barner, Eberhard Lämmert, Norbert Oellers (Hrsg.): *Unser commercium: Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Stuttgart 1984, S. 329-349; hier S. 332.

23 Schulz (Anm. 21), S. 213.

24 Alt (Anm. 20), S. 537.

25 Ebd., S. 541.

Sechstens aber verwendet Schiller über die genannten inhaltlichen Aspekte hinaus vielfach antikisierende Stilelemente, zuweilen sogar solche, deren Verwendung er bei der *Iphigenie* kritisiert hatte: Auffällig sind einerseits homerisierende, an die Voßsche Epen-Übersetzung erinnernde Epitheta, beispielsweise »die Himmel-umwandelnde Sonne« (V. 213), »Die Stadt, die Völkerwimmelnde [...] das ungeheure Meer / An seine Ufer dumpferbrandend stoßen« (V. 990 ff.), Stichomythien (V. 489 ff., 1707 ff. u. ö.), andererseits verallgemeinernde Sentenzen: »Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick. / Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden, / Der muß es selber erbauend vollenden« (V. 2488 ff.; vgl. auch V. 2711 ff., 2839 f. u. ö.).

Siebtens aber ist das zentrale antikisierende, zugleich radikal über Goethes *Iphigenie* hinausgehende Element der Dramaturgie der *Braut von Messina* der Chor. Das hat zunächst dramentheoretische bzw. wirkungsästhetische Implikationen: Der nachgetragenen Vorrede zum Chorgebrauch in der Tragödie zufolge hat der Chor eine wichtige Funktion im Blick auf das Erhabene: Der Chor wird für Schiller zum dramaturgischen Instrument, »dem Naturalism in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären«, er werde, unter den veränderten Bedingungen der Entfremdung vom Ideal in der Moderne, in »der neuen Tragödie [...] zu einem Kunstorgan, er hilft die Poesie hervorbringen« (SNA 10, S. 11), dient mithin der ästhetischen Überhöhung der Wirklichkeit.²⁶

Der Chor in der *Braut von Messina* entspricht diesem Ideal der Vorrede nur sehr bedingt. Körner gegenüber räumt Schiller den »doppelten Charakter« des Chores ein: »einen allgemein menschlichen nehmlich, wenn er sich im Zustand der ruhigen Reflexion befindet, und einen specifischen wenn er in Leidenschaft geräth und zur handelnden Person wird« (10.3.1803, SNA 32, S. 19 f.). Für letzteres gilt »die ganze Blindheit, Beschränktheit, dumpfe Leidenschaftlichkeit der Masse«. Der Chor wird damit »ansatzweise individualisiert«, er wird aufgeteilt auf die feindlichen Brüder – um der Symmetrie willen, aber auch im Sinne der Parteilichkeit. Der Chor hat weniger die Funktion der Erhebung oder – modern gesprochen – der Verfremdung, sondern ist meist oder überwiegend parteilich.²⁷

Damit ist dieser Chor, der eigentlich ein Doppelchor ist, aber gleichzeitig nicht antik, sondern radikal modern bestimmtes Element: Das Problem der widersprüchlichen, »nervösen« Positionsbestimmungen des geteilten Chores, die »Modernität des Chors, die in der Mehrdeutigkeit seiner zerfahrenen Urteile aufge-

26 Vgl. ebd., S. 543; Schulz (Anm. 21, S. 203) verweist zu Recht darauf, daß das Verständnis des Chores als eines dramaturgischen Verfremdungsmittels ganz auf der Linie der dramenästhetischen Grundpositionen am Weimarer Hoftheater liege; in seinem Aufsatz *Weimarisches Hoftheater* (1802) führt Goethe aus, dem Zuschauer müsse klargemacht werden, »daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sei, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch, nutzen soll, erhoben stehen muß, ohne deshalb weniger Genuß daran zu finden« (FA I, 18, S. 849).

27 Schulz (Anm. 21), S. 207; vgl. auch Joachim Müller: *Choreographische Strategie: Zur Funktion der Chöre in Schillers Tragödie »Die Braut von Messina«*. In: Helmut Brandt (Hrsg.): *Friedrich Schiller. Angebot und Diskurs. Zugänge, Dichtung, Zeitgenossenschaft*. Berlin, Weimar 1987, S. 431-448; hier S. 442 u. ö.

hoben ist, behauptet sich im literarischen Text gegen die idealisierenden Vorgaben des Theoretikers Schiller«. ²⁸ Im Gegensatz zu seiner Funktionsbestimmung in der nachgetragenen Vorrede der *Braut von Messina* ist der Chor im Drama selbst eben nicht durchgehend oder sogar nur selten das Organ ästhetischer Überhöhung, das gleichsam am Partikularen der Bühnenhandlung sowie der Figurenperspektiven das Allgemeine aufzeigt. – Gleichwohl allerdings bleibt der Chor Träger einer zentralen Bestimmung der Schillerschen Dramenästhetik: Er ist auch Zuschauer gegenüber der dramatischen Handlung und führt angesichts der Katastrophen idealtypisch die Erschütterung vor, die das reale Publikum zeigen soll. ²⁹

Schillers Umgang mit dem Chor – also die letztlich mehrdeutig, offen gestaltete Position des in der Antike noch die »objektive« Haltung der Polis repräsentierenden Chores – und ebenso das im Vergleich zu Goethes *Iphigenie* substantiell unterschiedene Verhältnis von Orakel und menschlicher Handlung(sautonomie) mag vor dem Hintergrund des je historischen Ortes beider Texte gedeutet werden: Aus Goethes Schauspiel, in der Blankvers-Fassung zwei Jahre *vor* der Französischen Revolution abgeschlossen, spricht gleichsam noch aufgeklärtes Vertrauen in die Handlungsautonomie und Geschichtsmächtigkeit des einzelnen, in die Konfliktlösungskompetenz menschlicher Kommunikation. Dieser (natürlich auch in der *Iphigenie* nicht naive und ungebrochene Optimismus) muß in der *Braut von Messina* jener »skeptischen Geschichtsauffassung« weichen, ³⁰ die zurückblicken kann auf den Umschlag »aufgeklärter« Selbstermächtigung menschlicher Subjekte in Terror und Tyrannei. Von hier aus muß auch der Chor in seiner unentschiedenen, doppelten, parteilichen – und letztlich mehrdeutig bleibenden Position verstanden werden.

Schillers produktive Rezeption von Goethes *Iphigenie*, nach der rezeptiven in Rezension und dramaturgischer Bearbeitung von Goethes Text, erweist sich im Falle der *Braut von Messina* als Teilhabe an einem klassizistischen Theaterexperiment, man könnte auch sagen: an einer Serie von dramatischen Provokationen am Weimarer Hoftheater. In der Auseinandersetzung mit Friedrich Schlegels *Alarcos* und vor allem mit Goethes *Iphigenie* entwickelt Schiller hier – natürlich vorbereitet in seiner dramatischen Produktion seit den späten 1790er Jahren – eine Dramensprache, die einerseits orientiert ist an den stilistischen und formalen Möglichkeiten der antiken Tragödie, die andererseits aber – gerade mit den Mitteln von Sentenz, Metrum und Chor – eine forcierte Ablösung von »Realism« oder »Naturalism« darstellt. Insofern ist Schillers *Braut von Messina*, in die seine produktive *Iphigenie*-Rezeption mündet, Dokument der Autonomsetzung der Kunst, bei der die klassizistische Dramenästhetik eine Vorreiterrolle einnimmt. Daß die dramaturgische Realisierung des Chors seiner programmatischen Funktionsbestimmung als Verfremdungsinstrument zuwiderläuft, kann in diesem Kontext als Reflex der Spannungen und Konflikte verstanden werden, die die Ausdifferenzierung des Literatursystems begleiten.

²⁸ Alt (Anm. 20), S. 547.

²⁹ Vgl. Schulz (Anm. 21), S. 211.

³⁰ Alt (Anm. 20), S. 541.

*Weimarer Nachbarschaften.
Goethe, Schiller – und die anderen*

Als Jean Paul im Sommer 1796 in Weimar ankommt, um dort eine Weile zu bleiben, glaubt er, er sei in den sprichwörtlichen siebten Himmel geraten. Zumindest ist er auf dieser Erde einer der glücklichen Sterblichen, denn er hat sofort freundliche Nachbarschaft gefunden. Gräfin Ostheim versichert ihm, wie er schreibt, wohl dreißig Mal, daß er ein wunderbarer Mensch sei.¹ Friedrich Hildebrand von Einsiedel nimmt ihn »geradezu bei dem Kopf«, Karl Ludwig von Knebel, Johann Gottfried Herder, sie fallen ihm um den Hals, so daß er »vor erstickender Freude kaum sprechen« und nur noch weinen kann, Christoph Martin Wieland, so hört er, habe ihn gleich dreimal gelesen, die Herzoginmutter lädt ihn zu Tisch: Sie empfangen ihn alle überschwenglich, auch Goethe, den er mit einiger Scheu besucht, und selbst Schiller, dessen Wesen ihm nach allem, was er von ihm gehört hat, fremd ist, ist zu ihm »ungewöhnlich gefällig«,² und so führt er denn in diesen ersten Tagen in Weimar ein »freudetrunkenes Leben«.³ Er ist »ganz glücklich«, »ganz, nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beschreibung«. Und als er im Oktober 1798 zum zweiten Mal nach Weimar kommt und dort bis zum September 1800 bleibt, genießt er, wie er meint, weiter die Weimarer Nachbarschaft mit den Zelebritäten des Städtchens.

Er sollte sich um einiges geirrt haben. Wieland stellt Jean Paul geradezu über Herder und Schiller, aber andere sind wesentlich vorsichtiger: Goethe rät bei aller Sympathie zur Zurückhaltung, meint, daß Jean Paul manchmal zu hoch und manchmal zu niedrig eingeschätzt werde; Schiller bleibt er »fremd wie einer der aus dem Mond gefallen ist« (SNA 28, S. 234); selbst der geduldige Wieland wird gelegentlich ungeduldig, und so bleiben die nachbarschaftlichen Beziehungen von Reserve geprägt. Die enge und herzliche Nähe: Fassade. Jean Paul muß ein wenig davon gemerkt haben, und wenn er auch sein »dummes Vorurteil für große Autores« abgeworfen hat,⁴ so bemerkt er doch, daß Herder, Wieland und Goethe, für ihn die »drei Turmspitzen unserer Litteratur«, einander meiden. Und von einer schnellen Integration, einem nachbarschaftlichen Einbezug kann, was Jean Paul angeht, keine Rede sein. Bei aller Sympathie für ihn: Goethes Brief an Schiller vom

1 Nach Ernst Hartung: *Jean Paul. Ein Lebensroman in Briefen mit geschichtlichen Verbindungen*. Ebenhausen 1925, S. 109. Ich folge hier der schönen Darstellung von Konrad Kratzsch: *Klatschnest Weimar. Ernstes und Heiteres, Menschlich-Allzumenschliches aus dem Alltag der Klassiker*. Aus den Quellen dargestellt [...]. Würzburg 2002.

2 Hartung (Anm. 1), S. 118; Kratzsch (Anm. 1), S. 73 u. 79.

3 Hartung (Anm. 1), S. 112; Kratzsch (Anm. 1), S. 73 f.

4 Hartung (Anm. 1), S. 114; Kratzsch (Anm. 1), S. 74.

29. Juni 1796 sieht in Jean Paul so etwas wie »eine Art von Theoretischen Menschen«, aber vor allem meldet er Bedenken an, was die wirkliche Nachbarschaft angeht: Er zweifelt, »ob Richter im practischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint« (SNA 36.1, S. 252). Fronten tun sich auf, ja geradezu Gräben: Goethe und Schiller auf der einen Seite, Herder und Wieland auf der anderen, und Jean Paul steht gleichsam mitten zwischen ihnen. Für Goethe ist Jean Paul ein »so complicirtes Wesen« (SNA 36.1, S. 239), und Schiller bescheinigt ihm eine spezifische Blindheit; er sei zwar geneigt, »die Dinge ausser sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht« (SNA 28, S. 234). Bei aller nicht nur räumlichen Nähe: Distanz bleibt, und als er die ihm offenbar nicht unangenehme Bekanntschaft mit Luise von Göchhausen macht, mit Anna Amalia und Louise von Imhoff, mit Charlotte von Stein, Jeanette Louise Gräfin von Werthern, mit Schauspielerinnen, ändert das nichts daran, daß von wirklicher Nachbarschaft nicht die Rede sein kann. Denn wirkliche Nachbarschaft gibt es auch nicht unter den »großen Autores«: Da sind auf der einen Seite Schiller und Goethe, und da sind auf der anderen Seite die anderen, vor allem Herder und Wieland und der ganze Rest der gelehrten und schöngeistigen Weimarer Welt. Mit Herder und Wieland versteht er sich einigermaßen gut – zu Schiller und Goethe hat er allenfalls ein distanziertes Verhältnis, und das liegt nicht an persönlichen Sympathien oder Antipathien, sondern daran, daß die Beziehung zwischen Schiller und Goethe nicht den geringsten Einbruch durch einen Dritten zu erlauben scheint, und Goethes Frage, sein Zweifel, ob Jean Paul sich jemals »uns«, also Schiller und Goethe, annähern werde, ist eine eher rhetorische Frage: Nie wird er das tun, denn da gibt es jenes Bündnis zwischen Schiller und Goethe, und es gibt die anderen: Nachbarn, die eigentlich nicht zählen.

Goethe, Schiller – und die anderen. Nicht jeder war so schnell in Weimar heimisch geworden wie Jean Paul; Weimar war für jeden Ankömmling zunächst einmal Fremde. Selbst Schiller war es ja nicht anders ergangen; als er im Juli 1787 in der literarischen Metropole der damaligen Welt ankam, geriet er in eine öde Stadt: Goethe war noch in Italien, der Herzog von Weimar nach Potsdam gereist, der Philosoph Carl Leonhard Reinhold lebte in Jena, und der einzige, der ihn mit offenen Armen aufgenommen hatte, war Wieland gewesen. Schiller hatte das Gefühl, er komme zu einem alten Bekannten, und der um 26 Jahre Ältere versichert ihm damals Angenehmes: Er »könnte und würde ein großer Schriftsteller werden« (SNA 24, S. 112). Schiller ist begreiflicherweise davon höchst angetan. Aber er sieht mit dem scharfen Blick des Fremden, wie es um das metropolitane Leben in Weimar wirklich bestellt ist. Sein Bericht an Christian Gottfried Körner: »Wieland ist hier ziemlich isoliert, wie er mir auch gesagt hat. Er lebt fast nur seinen Schriften und seiner Familie« (SNA 24, S. 109). Das gleiche Bild auch anderswo. Er besucht Herder, mit dem er ebenfalls sofort ins Gespräch kommt, obwohl Schiller eine erste kalte Dusche über sich ergehen lassen mußte: »Ich muss ihm erstaunlich fremd seyn, denn er fragte mich ob ich verheurathet wäre. Ueberhaupt gieng er mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat selbst nichts von mir gelesen« (SNA 24, S. 110). Der große Vorzug Weimars: daß man dennoch mit so gut wie jedem mehr oder weniger sofort ins Gespräch kommen kann. Aber die geistige Sozietät besteht

aus einzelnen. Schiller sieht das auch sofort bei Herder: »Er lebt äusserst eingezogen, auch seine Frau die ich aber noch nicht gesehen habe. In den Clubb geht er nicht, weil dort nur gespielt oder gegessen oder Toback geraucht würde. Das wäre seine Sache nicht. Wielands Freund scheint er nicht sehr zu seyn« (SNA 24, S. 111).

Diese Briefe Schillers an Körner sind einzigartige Zeugnisse über die Weimarer Nachbarschaften in den späten 80er Jahren. Bei aller Einsamkeit der Geistesfürsten: Gespräche über andere und Klatsch gibt es natürlich dort auch. Schiller bemerkt, daß man über ihn und Charlotte ziemlich gesprochen hat, und seine Reaktion: »Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen« (SNA 24, S. 109). Aber Weimar ist tolerant. Schiller schreibt an Körner: »Einigemal hatte man schon die Discretion – uns nicht zu stören, wenn man vermuthete daß wir fremde Gesellschaft los seyn wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herdern in großer Achtung« (SNA 24, S. 109 f.). Charlotte: das ist Charlotte von Kalb.

Man lebt gesellig miteinander im Weimar der späten 80er Jahre, auch für Schiller stehen die Türen durchaus weit offen. »Gestern habe ich einen vergnügten Tag gehabt« (SNA 24, S. 112), schreibt er: Wieland führt Schiller bei der Herzogin ein, und er ist es auch, der Schiller rasch mitteilt, daß der die Herzogin für sich erobert habe – was bei Schiller aber nicht auf Gegenliebe stößt; er schreibt: »Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äusserst borniert, nichts interessiert sie als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt« (SNA 24, S. 113). Der selbstsichere Schiller verliert alle Scheu vor »diesen Weimarischen Riesen«; er fühlt sich durchaus nicht etwa gedemütigt, sondern die Bekanntschaft mit ihnen »hat meine Meinung von mir selbst – verbeßert« (SNA 24, S. 114).

Schiller ist kein Gesellschaftslöwe, aber auch kein Freund von Traurigkeit: Da sind Friedrich Wilhelm Gotter, dessen »zerrissener Charakter« Schiller freilich abstößt (SNA 24, S. 115), Volrat Friedrich Karl Ludwig Graf zu Solms, immer wieder der hypochondrische Wieland, der mitten im heißen Sommer nach zehn Uhr abends nicht ohne Mantel ausgeht, der Kammerherr von Einsiedel, Knebel, der in Weimar viel gilt, Friedrich Justin Bertuch, Christian Gottlob Voigt, in Jena dann Reinhold, der »noch wenig in der Welt orientiert« ist (SNA 24, S. 142) – und der selbstbewußte Schiller erklärt ziemlich schnell: »Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnden glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen« (SNA 24, S. 144). Schiller beobachtet alles mit den Augen dessen, der zwar schon sehr rasch der Gesellschaft angehört, ihr aber dennoch distanziert bleibt und der einen scharfen Blick auch für die komischen Verhältnisse hat: »Von den hiesigen großen Geistern überhaupt kommen einem immer närrische Dinge zu Ohren« (SNA 24, S. 145), schreibt er, etwa was Herder und seine Frau angeht, die »in einer egoistischen Einsamkeit« leben und »zusammen eine Art von heiliger ZweiEinigkeit« bilden, »von der sie jeden Erdensohn ausschließen«. Und er sieht: »Schlechter sind diese Gottheiten bestellt, wo sie wieder an die Sterblichkeit gränzen« (SNA 24, S. 146).

Niemand bleibt fremd in dieser Umgebung. Es sind immer auch die Familien, die einbezogen sind. In Jena sind es Christian Gottfried Schütz und seine Frau, Johann Christoph Döderlein und Johann Jacob Griesbach – nur Goethe ist abwesend, Knebel ist sein Statthalter in Weimar. Man feiert am 28. August Goethes

Geburtstag, obwohl Goethe im fernen Italien ist, und wenn es auf der einen Seite auch so etwas wie poetischer Gottesdienst war, so berichtet Schiller auf der anderen Seite: »Wir fraßen herzhaft und Göthens Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar« (SNA 24, S. 149).

Und so geht das weiter. Am 14. November 1788 berichtet er Körner aus seiner jetzt schon »einstweiligen Heimat«: Weimar ist gemeint (SNA 25, S. 131). Die Goethe-Nähe ist allerdings eher bedrückend: da ist von Nachbarschaft keine Rede. »Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen«, schreibt er an Körner,

er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben – dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. (SNA 25, S. 193)

Und dann folgt der berühmte Satz:

Ich betrachte ihn wie eine stolze Prude, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demüthigen, und an meinem guten Willen liegt es nicht, wenn ich nicht einmal mit der ganzen Kraft, die ich aufbieten kann, einen Streich auf ihn führe, und in einer Stelle, die ich bei ihm für die tödtlichste halte. (ebd.)

Und dabei beläßt er es nicht, sondern schreibt am 9. März 1789: »Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich biss auf diese Minute noch kämpfen. Einholen läßt sich alles Verlorenene für mich nun nicht mehr« (SNA 25, S. 222). In dieser Zeit kommt bei Schiller auch ein düsteres Gegenbild hoch zu dem freundlichen, dem Fremden gegenüber offenen, dem geselligen und geradezu urbanen Umgangston in Weimar. Weimarer Nachbarschaften? Am Ende lassen sie Schiller kalt. Die Kehrseite der fast pausenlosen Geselligkeit: wachsende Einsamkeit. Er schreibt an Körner:

Du willst wissen, wie ich hier lebe. Du hast es errathen. Ich habe sehr wenig Umgang. Die Leute wunderten sich anfangs, wie ich von Rudolstadt zurückkam über meine Unsichtbarkeit, endlich gewöhnte man sich darann, und jetzt wundert man sich nicht mehr. Wie es eben geht. Ich habe einige Dinners und Soupers ausgeschlagen, und dann sind die Invitationen unterblieben. Bertuch, Hofrath Voigt und einige andere besuchen mich manchmal und ich sie; zu Wieland komme ich oft in 4 Wochen nicht, und lasse nur zuweilen in einem Billetwechsel, wenn wir Geschäfte zusammen haben, diese Bekanntschaft fortvegetiren,

die sich jede Minute wenn ich will, verstärken und wieder dämpfen läßt. (SNA 25, S. 222 f.)

So bleibt also noch am ehesten die Beziehung zu Charlotte, aber auch sie ist ein wenig problematisch geworden. »Alle romantische Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen«, schreibt er an Körner. »Du glaubst nicht, wieviel Misanthropie sich in meine Denkart gemischt hat. Leiden, Fehlschlüsse über Menschen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgang schüchtern und misstrauisch gemacht. Ich habe den leichtsinnigen frohen Glauben an sie verloren« (SNA 25, S. 223). Die Weimarer Nachbarschaften sind fast zu Weimarer Feindseligkeiten geworden, und so erscheint die Beziehung zu Körner, dem so weit Entfernten, in immer hellerem Licht. Schillers Hoffnung ist Jena:

In Jena erwartet mich eine leidliche gesellige Existenz, von der ich mehrere Vortheile zu ziehen gedenke, als bisher. Mein isolirtes Daseyn könnte dort auch nicht gut fort dauern, weil ich dort bin was ich noch nie war, ein Glied eines Ganzen, das mehr oder weniger zusammenhält. Ich bin in Jena zum erstenmale eigentlicher bürgerlicher Mensch, der gewisse Verhältnisse außer sich zu beobachten hat; und da diese doch nicht drückend sind, da ich dort niemand über mir habe, so hoffe ich mich darein finden zu können. (SNA 25, S. 223 f.)

Weimar, das war das unbürgerliche, exklusive, dem Adel so nahe Dasein, ein glatter Parkettboden, auf dem Schiller sich anfangs ganz gut behauptet hatte: Heimisch aber wurde er auf diesem nie. Doch wir wissen ja: Auch Jena hielt nicht, was Schiller sich davon versprochen hatte.

Acht oder zehn Jahre später: Jean Paul macht offenbar ähnliche Erfahrungen, freundliche zunächst, aber auch er irrt sich, wie den Kommentaren derer zu entnehmen ist, deren Bekanntschaft er sucht. Ein gewichtiger Unterschied zu der Zeit, in der Schiller sich zu etablieren hoffte und es ihm am Ende doch nicht zu gelingen schien: Da sind er und Goethe, und da sind die anderen. Im Brief an Schiller, den Goethe am 29. Juni 1796 schreibt, ist von »uns« die Rede, wiederholt, und damit ist scharf die Trennungslinie gezogen, die Goethe und Schiller von der anderen poetischen Nachbarschaft in Weimar scheidet: und sie wird bleiben.

Das Bündnis zog Grenzen, und wenn es natürlich auch die Weimarer Nachbarschaft weiterhin gab – im Ästhetisch-Literarischen gab es sie so gut wie nicht. Das sollte als erster August von Kotzebue spüren, der zunächst 1799 in Weimar auf tauchte und der nach seinem Zwischenspiel in Rußland 1802 wieder in Weimar erschien und sich gerne zu Goethes und Schillers Nachbarn erklärt hätte. Kotzebue wäre am liebsten auch Mitglied des Goetheschen Mittwochskränzchens geworden, aber Goethe versperrte ihm die Tür, spottete über ihn anspielungsreich, daß er zwar am weltlichen Hofe von Weimar aufgenommen sei, vom geistlichen allerdings ausgeschlossen bleibe:⁵ So gründete er denn ein Donnerstagskränzchen, ein Konkurrenzunternehmen zu Goethes *jour fixe*, und wenn auch viele Stücke

5 Vgl. zum Folgenden Kratzsch (Anm. 1), S. 84 ff.

von Kotzebue unter Goethes Leitung am Weimarer Theater aufgeführt wurden, war von einer geistigen Nachbarschaft nicht die Rede. Kotzebue, der bei Goethe nicht reüssierte, hatte auch bei Schiller keinen Erfolg: Die ziemlich verunglückte Feier am 5. März 1802 zu Schillers Namenstag und sein Versuch, damit »Schillers Wohlwollen zu erschleichen«, mißlangen; Schiller, so berichtet Goethe rückblickend in seinen *Tag- und Jahreshften*, war eigentlich auch nicht einverstanden, und vermutlich hatte Goethe seine Hand im Spiel, als Kotzebues Feiertagstheater abgesagt werden mußte. Es gab in Weimar einen ziemlichen Aufruhr, und ein Bericht von Karoline Schlegel vom 11. März 1802 an ihren Mann August Wilhelm nennt auch Kotzebues Absicht und berichtet von seinem Scheitern: »Da es mit Goethe nicht glückt, macht er Schiller unsinnig die Cour«, und deswegen habe er die »Fete« veranstalten wollen – aber nachdem er damit gescheitert war, war es auch mit Kotzebues Ansehen in Weimar dahin: Er ging nach Berlin.

Eine symptomatische Begebenheit: Die Grenzen zwischen Goethe und Schiller und den anderen waren ja längst vorher gezogen worden. Eigentlich gab es die andern nicht; nicht einmal eine Fußnote waren sie wert, die Nachbarn von Weimar und Jena, in jener großen Schrift Schillers *Ueber naive und sentimentalische Dichtung*, die, unterm Strich, auch eine Generalabrechnung mit der zeitgenössischen Literatur enthielt. Goethes *Leiden des jungen Werthers* werden erwähnt, Friedrich Gottlieb Klopstock, Gotthold Ephraim Lessing, Albrecht von Haller und Heinrich von Kleist, Johann Peter Uz und Johann Michael Denis, Salomon Geßner und Johann Georg Jacobi, Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und Ludwig Heinrich Christoph Hölty, Leopold Friedrich Günther Göckingk und Matthias Claudius, Johann Martin Miller und Moritz August von Thümmel, Johann Kaspar Friedrich Manso und der »schmutzige Witz des Herrn Blumauer« (SNA 20, S. 461), Johann Jakob Wilhelm Heinse nicht zu vergessen. Die einzige Weimarer Nachbarschaft: der »unsterbliche Verfasser des Agathon, Oberon etc« (SNA 20, S. 480), und natürlich Goethe. Dann noch Johann Heinrich Voß, auch Gottfried August Bürger, und die satirische Geißel bekommen die Musen an der Pleiße und die Camönen an der Leine und der Elbe:⁶ die Poeten in Leipzig, die des Göttinger Hains und die des Hamburger Voßschen Musenalmanachs. Im ganzen eine delikate Mischung aus Weltliteratur und Gegenwartsdichtung, und von letzterer kann kaum etwas vor Schillers kritischen Augen bestehen. Herder: nicht erwähnt. Die anderen aus Weimar, schreibende Nachbarn, dichtende Frauenzimmer: stillschweigend verurteilt.

Die lautstarke Verurteilung erfolgte wenig später: in den *Xenien*, und wenn irgend etwas die Gemeinsamkeit dessen begründet, was Weimarer Klassik heißt, dann sind sie es. Nirgendwo ist die ästhetische Position Goethes und Schillers deutlicher sichtbar als in den nahezu tausend kleinen Gedichten, und in die erbarungslose Abrechnung mit dem Zeitgeist und seinen Produkten waren auch Nachbarn einbezogen; sie bekamen die satirische Peitsche nicht weniger als andere. Kotzebue war auch darunter; dessen »gemeine Natur« war Schiller ekelnerregend. Wieland kommt freilich gut davon; verschont wird auch »Freund« Karl August

6 Vgl. SNA 20, S. 480.

Böttiger, Bertuch kriegt ebenfalls begreiflicher Weise nichts ab. Aber Kotzebue, der schon anfangs Verspottete, gerät noch einmal in die Schußlinie mit seinem *Menschenhaß und Reue*: Reue, die habe Schiller gefühlt, und zu ergänzen ist: über die mit dem Lesen oder dem Anhören des Stücks von Kotzebue sinnlos verbrachte Zeit. Schlecht ergeht es auch dem Professor Historiarum Christian Gottlieb Heinrich in Jena, der Schiller den Titel des Geschichtsprofessors streitig gemacht hatte – Schiller rächt sich, so ironisch wie sarkastisch.

Spott schließlich auch von Seiten Goethes in *Richter* über denjenigen, der sich so schnell in Weimar eingemeindet sah: Jean Paul.

Richter in London! Was wär er geworden! Doch Richter in Hof ist
 Halb nur gebildet, ein Mann dessen Talent euch ergötzt.
 (SNA 2.1, S. 85)

Und von Goethe stammt vermutlich auch das Xenion *Verfasser des Hesperus*

Nicht an Reitz und an Kraft fehlts deinem Pinsel, das Schöne
 Schön uns zu mahlen, du hast leider nur Fratzen gesehn.
 (SNA 2.1, S. 84)

Viel war nicht übriggeblieben von der Nachbarschaft, aber immer deutlicher wurde die Front Schillers und Goethes gegen den Rest der dichtenden Welt, besonders gegen Weimaraner und jene in Jena.

Jedermann weiß, daß sich das Bündnis von Goethe und Schiller in den folgenden Jahren nur noch vertiefte; es war ein Bündnis nicht füreinander, sondern sehr viel mehr gegen die anderen, und da gab es eigentlich keine Nachbarschaft mehr, sondern allenfalls das Ignorieren dieser Nachbarschaft. Das mußte zwangsläufig in eine ästhetische Isolation hineinführen, und der Briefwechsel mit Goethe bezeugt das auch. Es sei nun »ein festgesetzter Punkt [...], daß man nur für sich selber philosophiert und dichtet, so ist auch nichts dagegen zu sagen; im Gegenteil, es bestärkt einen auf dem eingeschlagenen guten Weg, und schneidet jede Versuchung ab, die Poesie zu etwas äuserm zu gebrauchen« (SNA 29, S. 117), so Schiller an Goethe am 17. August 1797. Das war geradezu eine Bestätigung dessen, was Goethe ihm aus Frankfurt geschrieben hatte, als er gesehen hatte, wie es mit dem »Publiko einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mittheilen, alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen« (SNA 37.1, S. 91). Aber da sprach nicht nur Goethe, der Kleinstädter, sondern zugleich der Verteidiger einer Poesie, die nicht für jedermann war. Seine Antwort an Schiller: »Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung; sie isolirt den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberinn« (SNA 37.1, S. 92).

Distanzierung von allem Profanen, die scharf gezogene Grenzlinie zu allem, was die Poesie zu einem Genuß herabwürdigen kann, aber nicht weniger, deutlich genug zwischen den Zeilen ausgesprochen, zu denjenigen, die eben dieses bedienen.

Abwehr also alles anderen – die Sprache Schillers ist härter geworden, und er weiß sich der Sache nach mit Goethe nur zu enig. »Soviel ist auch mir bei meinen wenigen Erfahrungen klar geworden«, so antwortet er Goethe, »daß man den Leuten, im Ganzen genommen, durch die Poesie nicht wohl, hingegen recht übel machen kann, und mir dünkt, wo das eine nicht zu erreichen ist, da muß man das andere einschlagen. Man muß sie incommodieren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und in Erstaunen setzen. Eins von beiden, entweder als ein Genius oder als ein Gespenst muß die Poesie ihnen gegenüber stehen. Dadurch allein lernen sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekommen Respect vor den Poeten«. Das war zugleich gegen das »wirkliche Leben mit seiner gemeinen Empirie« gesprochen (SNA 29, S. 117), und das Poetische – das war das Andere, Eigene, war wie ein Bollwerk gegen die Begriffe aus der gemeinen Welt zu verteidigen. Das war aber auch gesprochen gegen eine poetische Nachbarschaft, die Schiller nicht behagte: Es ging gegen »diese Richter diese Hölderlins«, und er fragte sich, ob sie »absolut und unter allen Umständen so subjectivisch, so überspannt, so einseitig geblieben wären, ob es an etwas primitivem liegt, oder ob nur der Mangel einer aesthetischen Nahrung und Einwirkung von aussen und die Opposition der empirischen Welt in der sie leben gegen ihren idealischen Hang diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat. Ich bin sehr geneigt das letztere zu glauben« (SNA 29, S. 118). Mit anderen Worten: Da haben sich »diese Richter diese Hölderlins« als subjektivisch und überspannt, als in einem schlechten Sinne modern präsentiert, haben, anders gesagt, alles »Objektive« vermissen lassen, und mögen sie auch einen »idealischen Hang« gehabt haben, ihre Poesie ist abzuwehren.

In diesem Brief Schillers geht es auch um die Abwehr einiger Nachbarinnen, selbst wenn sich das nur in der Form eines Vergleichs äußert. Es betrifft »unsre Jenaischen und Weimarischen Dichterinnen« (SNA 29, S. 119), und mag einiges an ihnen auch rühmend sein – der Mängel sind eigentlich zu viele. Und dann geht es über einzelne her:

Unsre Freundin Mereau hat in der That eine gewisse Innigkeit und zuweilen selbst eine Würde des Empfindens und eine gewisse Tiefe kann ich ihr auch nicht absprechen. Sie hat sich bloß in einer einsamen Existenz und in einem Widerspruch mit der Welt gebildet. Hingegen Amelie Imhof ist zur Poesie nicht durch das Herz sondern nur durch die Phantasie gekommen, und wird auch ihr Lebenlang nur damit spielen. Weil aber, nach meinem Begriff, das Aesthetische Ernst und Spiel zugleich ist, wobei der Ernst im Gehalte und das Spiel in der Form gegründet ist, so muß die Mereau das Poetische immer der Form nach, die Imhof es immer dem Gehalt nach verfehlen. Mit meiner Schwägerin hat es eine eigne Bewandtniß, diese hat das Gute von beiden, aber eine zu große Willkühr der Phantasie entfernt sie von dem eigentlichen Punkt, worauf es ankommt. (SNA 29, S. 119)

Karoline von Wolzogen ist gemeint. Alle drei genügen nicht den Ansprüchen Schillers, verfehlen das Poetische, auf welche Weise auch immer das geschehen mag, und es ist eben dieses Poetische, was Schiller und Goethe von den anderen trennt – ganz besonders von den Dichterinnen, und es wird nur wenige Jahre dauern, dann

bekommen sie gesagt, was sie eigentlich sind: Schwärmerinnen. Oder auch: Dilettantinnen.

Goethes und Schillers Auseinandersetzung mit der Literatur ihrer Zeit, in den *Xenien* nicht zum ersten Mal deutlich geworden, setzt sich fort in einer gemeinsamen großen Abhandlung, die allerdings über Skizzen nicht hinauskam: Sie sollte den Dilettantismus behandeln, also ein Phänomen, das nicht zuletzt im klassischen Weimar überhandzunehmen drohte. Es war ein rigoroser Versuch, die eigene Position gegen eine Flut von zweit- und dritrangigen Kunstprodukten zu verteidigen, die auch Weimar zu überschwemmen begann. Der Dilettantismus war ein Begleitphänomen der klassischen Kunst; er war das Nebenprodukt egalitärer Bestrebungen der Aufklärung, die zumindest indirekt jedem Menschen ein Kunstverständnis und Kunstvermögen zusprach, das auch ausgebildet werden sollte. An sich war der Dilettantismus also ein ebenso verständliches wie begrüßenswertes Phänomen, war das Produkt einer Erziehung des Menschengeschlechts zum Schönen und förderte die Ausbildung all jener Anlagen, die jedem Menschen zugeschrieben wurden. Natürlich waren nicht alle Künste gleichermaßen vom Dilettantismus betroffen (oder bereichert): Im klassischen Weimar gab es vor allem einen Dilettantismus im Zeichnen und Malen; seit Herzog Carl August 1786 eine »Fürstliche freie Zeichenschule« gegründet hatte, wurde überall in der gebildeten Gesellschaft diese Kunst gepflegt, und wenn man sich zur gebildeten Gesellschaft rechnete, übte man sich darin, porträtierte man – nicht zuletzt Charlotte von Stein versuchte sich darin. Silhouetten, Physiognomien, Silberstiftzeichnungen, Skizzen, aber immer wieder auch Scherenschnitte – man brauchte nur schwarzes Papier und ein Schneidegerät. Große Ölbilder waren eher eine Sache des Adels – im Bürgertum waren die Schattenbilder beliebt, und man kannte Johann Kaspar Lavaters *Physiognomische Fragmente*, die die Technik des Schattenrisses ja dokumentierten. Goethes lebenslanges Rekurren auf das Schauen, sein Lob des Auges, der außerordentliche Reichtum an dichterischen Bildern, vor allem in seinen Werken der 70er und 80er Jahre ist, wenn nicht im kunst- und malfreudigen Weimar geweckt, so doch dort angeregt und gefördert worden. Das alles war ein positiv zu bewertender Dilettantismus, und in dem Hauptschema zum Dilettantismus⁷ ist zum Nutzen die »Ausbildung des Sehorgans« gerechnet, »die komplizierten Formen zu bemerken«. Was das Zeichnen angeht, so halten sich in Schillers und Goethes Urteil Schaden und Nutzen noch halbwegs die Wage, obwohl beim »Schaden fürs Subjekt« schon generelle Urteile fallen: »Mit dem ernstesten und wichtigsten spielen verderbt den Menschen« oder auch: »Er [der Dilettant] kommt immer mehr von der Wahrheit der Gegenstände ab und verliert sich auf subjektiven Irrwegen«. Das war in Schillers Hand geschrieben, und Goethe hatte hinzugesetzt: »Der Dilettant scheüt allemal das Gründliche überspringt die erlernung Nothwendiger Kentniße um zur Ausübung zu gelangen verwechselt die Kunst mit dem Stoff. so wird man z. b. nie einen Dilettanten finden der gut zeichnete. denn alsdann wäre er auf dem Weg zur Kunst«. Aber da werden auch schon die echten Künstler und

7 Vgl. SNA 21, Anhang.

die Dilettanten scharf voneinander getrennt, und für den Dilettanten gilt: »Er nimmt der Kunst ihr Element und verschlechtert ihr Publicum dem er den Ernst und den Rigorismus nimmt« (SNA 21, Anhang). Sind damit auch Weimarer Nachbarschaften gemeint?

Die Beschäftigung mit dem Dilettantismus in den verschiedenen Künsten läßt erkennen, daß am Anfang Nutzen und Schaden sich für Schiller und Goethe, vor allem aber für Schiller, noch einigermaßen gleichmäßig verteilten, doch je stärker sich beide mit dem Dilettantismus beschäftigten, desto schärfer wurden die Urteile. Das kulminiert in den Schemata über Pragmatische Poesie, wo überhaupt kein Nutzen mehr registriert wird und wo sich, was den Schaden angeht, Urteile finden wie: »Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern. Er flieht den Charakter des Objekts«. In dem Schema zur Lyrischen Poesie wird noch einiger Nutzen registriert (»Ausbildung der Gefühle und des Sprachausdrucks derselben; Kultur der Einbildungskraft besonders als integrierender Theil bei der Verstandesbildung« und ähnliches) – aber der Schaden ist unübersehbar: »Belletristische Flachheit und Leerheit«, und daß die Schemata im Hinblick auf Weimarer Nachbarschaften geschrieben sind, zeigt die Bemerkung: »Dilettantismus kann doppelter Art seyn. Entweder vernachlässigt er das (unerläßliche) mechanische und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geist und Gefühl zeigt. Oder er sucht die Poesie bloß im mechanischen, worinn er sich eine handwerksmäßige Fertigkeit erwerben kann, und ist ohne Geist und Gehalt. Beide sind schädlich« (SNA 21, Anhang). Das faßt noch etwas schärfer, was in jenem Brief an Goethe vom 17. August 1797 über Amalie von Imhoff, Sophie Mereau und Karoline von Wolzogen gesagt worden war. Der Nutzen ist gering, der Schaden ist groß. Und dann kommt das Generalverdikt, das Todesurteil:

Alle Dilettanten sind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes original schöne in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammen geplünderten Phrasen und Formeln angefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisiert sind und gar nichts enthalten. Kurz alles wahrhaft schöne und gute der ächten Poesie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profaniert, herumgeschleppt und entwürdigt. (SNA 21, Anhang)

Wo findet er sich? In Musenalmanachen und Journalen, in Balladen und Volksliedern. Und genannt sind Geßner, Bürgers Einfluß auf das Geleier, das Klopstocksche Odenwesen, Claudius und »Wiand's Laxität«. Schließlich wird eine ganze Gattung in Grund und Boden verdonnert: »Frauenzimmergedichte« (SNA 21, Anhang). An denen mangelte es gerade in Weimar nicht.

Ein Rundumschlag *in aestheticis*, und zwischen den Zeilen ist zu lesen, wer auch in die Abrechnung mit einbezogen ist: der in Jena lebende frühromantische Nachbar Friedrich Schlegel. Er war für Schiller der Dilettant schlechthin. Am 19. Juli 1799 berichtet Schiller an Goethe über seine Lektüre von Schlegels *Lucinde*, die ihm den Kopf »so taumelig gemacht, daß es mir noch nachgeht. Sie müssen dieses Product wundershalber doch ansehen« (SNA 30, S. 72). Dieser Roman charakterisiere seinen Verfasser »beßer als alles was er sonst von sich ge-

geben, nur daß es ihn mehr ins frazenhafte mahl« (SNA 30, S. 72 f.). Und dann kommt eine Charakteristik, die Schlegel sich hinter den Spiegel stecken konnte:

Auch hier ist das ewig formlose und fragmentarische, und eine höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Characteristischen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Da er fühlt, wie schlecht er im poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen und nachdem er sich so constituirt hat, erlaubt er sich alles, und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin. – Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht. (SNA 30, S. 73)

Und so war denn diese Schrift für Schiller »der Gipfel moderner Unform und Unnatur, man glaubt ein Gemengsel aus Woldemar, aus Sternbald, und einem frechen französischen Roman zu lesen« (ebd.). Im gleichen Brief ist vom eigenen geplanten »Aufsatz über den Dilettantismus« die Rede. Im Schema zur Pragmatischen Poesie heißt es dann einfach: »Der Dilettant glaubt mit dem Witz an die Poesie zu reichen«. Aber, so Schiller unausgesprochen: Das war eben ein Irrglaube, in diesem Fall ein Irrglaube Schlegels.

Schiller, Goethe – und die anderen: Auch im Theaterwesen gab es scharf gezogene Grenzlinien. Ein wenig Nutzen des Dilettantismus ist in der Schauspielkunst zu finden: »Gelegenheit zu mehrer Ausbildung der Declamation«. Aber der Schaden ist unendlich: »Karrikatur der eignen fehlerhaften Individualität«. Und was als Schaden erscheint, könnte auch die Literatur der Romantiker betreffen: »Abstumpfung des Gefühls gegen die Poesie. Exaltierte Sprache bei gemeinen Empfindungen. – Ein Trödelmarkt von Gedanken Stellen und Schilderungen in der Reminiscenz – Durchgängige Unnatur und Manier, auch im übrigen Leben«. Das war nicht nur an sich gesagt, sondern bezog sich auf den im gleichen Brief an Goethe erwähnten Plan der »Weimarischen Herren und Damen«, »da ein Privattheater dort eröffnet wurde«. Schillers Zusatz: »Man wird sich also wenig Freunde unter ihnen machen, aber die Jenenser können sich trösten, daß man eine gleiche Justiz ergehen läßt« (SNA 30, S. 73). In Weimar ist offenbar ein Privattheater im Juli 1799 eröffnet worden, und Goethe hat in seinem Tagebuch am 18. Juli notiert: »Abends Liebhaberkomödie« (WA III, 2, S. 256). Auch in Jena hat es in den 90er Jahren mehrere Privattheater gegeben, und noch Anfang 1799 hat die Hofrätin Anna Henriette Schütz den »Plan von einem Liebhaber Theater entworfen«.⁸ Schiller hatte damals, wie berichtet wird, anfangs »ein etwas grobes Votum von sich gegeben«, und man vermutete Goethe dahinter, der sein Weimarer Theater auch in Jena spielen lassen wollte. Aber wie dem auch sei: Das alles war Dilettantismus der schlimmsten Art, und Schiller sah darin nicht ein Randphänomen in der breiten Kultur des ausgehenden 18. Jahrhunderts, sondern einen Generalangriff auf die Kunst schlechthin, als er zum Schaden der Schauspielkunst fürs »Ganze« schrieb: »Zerstörte Idealität der Kunst, weil der Liebhaber, der sich nicht

8 Vgl. SNA 30, S. 292.

durch Aneignung der Kunstbegriffe und Traditionen erheben kann, alles durch eine pathologische Wirklichkeit erreichen muß«. Und selbst unter der Rubrik »Nutzen« folgt auf die große Null noch das, was eigentlich zum Schaden einer dilettantischen Schauspielkunst zählt: Man solle »alle Kinder und sehr jungen Personen« davon abhalten, zumal »paßionierte« und »verstandesreiche und gesellige Stücke« dort vermieden werden (SNA 30, S. 292).

Das böse Urteil über den Nachbarn aus Jena, Friedrich Schlegel, war natürlich kein Urteil über die Romantik als solche. Über Ludwig Tieck, der zwar kein unmittelbarer Nachbar war, aber Goethe und Schiller 1799 besucht hatte, war Schillers Ansicht sehr viel freundlicher: »Mir hat er gar nicht übel gefallen, sein Ausdruck ob er gleich keine große Kraft zeigt ist fein, verständig und bedeutend, auch hat er nichts kokettes noch unbescheidenes« (SNA 30, S. 74). Schiller war wohl nicht so ganz mit seiner »Neigung zum Phantastischen und Romantischen« einverstanden, aber er sah in ihm ein angenehmes Talent, in seiner Sphäre, wie sich versteht. Tieck freilich hat nicht Gleiches mit Gleichem vergolten, sondern Schiller sehr viel negativer beurteilt.⁹ Aber der wichtigere der ungeliebten Nachbarn war zweifellos Friedrich Schlegel. Die Kritik Schillers an Schlegel war alt: Im April 1792 hatte er ihn schon bei Körner in Dresden kennengelernt, und sein Urteil über den »unbescheidenen, kalten Witzling« war von enthüllender Eindeutigkeit; auf ein Gespräch mit ihm hat er sich damals gar nicht erst eingelassen.¹⁰ Körner legte ab und zu ein gutes Wort für Schlegel ein, aber er stieß bei Schiller auf taube Ohren. Ein Aufsatz Schlegels, der, wie Körner meinte, in der *Thalia* hätte erscheinen können, wurde von Schiller an die *Berlinische Monatsschrift* weitergereicht. Ein Aufsatz *Über die Grenzen des Schönen* war für Schiller nur ein weiterer Hinweis auf Schlegels Schwerfälligkeit und Verworrenheit. Auf Schlegels Abhandlung *Über die Diotima*, Schiller am 12. Dezember 1795 zugesandt, ging Schiller gar nicht ein. Als Schlegel am 7. August 1796 in Jena eintraf, schrieb Schiller zwar am Tag darauf an Goethe: »Schlegels Bruder ist hier, er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel« (SNA 28, S. 280). Aber es kam nicht zur Zusammenarbeit, sondern zur Entfremdung und schließlich zum offenen Streit – wie das die *Xenien* bekunden. Daß er verrückt phantasiere,¹¹ steht in dem *Xenion Neuste Kritikproben*, und ein weiteres lautet:

Du nur bist mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn.
(SNA 1, S. 346)

Aber es kommt noch schlimmer. Auf Friedrich Schlegels *Die Griechen und Römer* antwortet das *Xenion Die zwey Fieber*:

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.
(SNA 1, S. 348)

⁹ Vgl. SNA 30, S. 294, Anm. zu 74,8.

¹⁰ Vgl. Hartmut Frösche: *Goethes Verhältnis zur Romantik*. Würzburg 2002, S. 199.

¹¹ Vgl. SNA 1, S. 346.

Von dieser Qualität sind noch andere, und Zielscheibe ist ebenso Friedrich Schlegels Definition der Moderne wie die in Schillers Augen so falsche Gräkomanie. So die *Neueste Behauptung*:

Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen,
Denn sie verstehen bloß charakteristisch zu seyn.
(SNA 1, S. 349)

Ein böser Hieb auf Friedrich Schlegels *Über das Studium der griechischen Poesie*. Der Begriff der »Modernen« scheint es Schiller besonders angetan zu haben. In *Entgegengesetzte Wirkung* spottet er:

Wir modernen, wir gehen erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel,
Mit erleichterter Brust hüpfte der Grieche heraus.
(SNA 1, S. 349)

Im ganzen waren es 24 Epigramme – gegen Friedrich Schlegel gerichtet. Schillers Absage in Distichen gipfelte wohl in jenem Xenion *Guerre ouverte*:

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch,
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.
(SNA 1, S. 315)

In der Tat: Er wurde im folgenden geführt, mit allen Mitteln, die die literarische Kriegführung dafür bereitstellte. Was Friedrich Schlegel sich wohl lange Zeit gewünscht hatte, war der Eintritt in eine der klassischen Zeitschriften, in die *Horen* oder in den *Musenalmanach*, aber Schiller sperrte die Türen zu. Antworten Schlegels fanden sich in Johann Friedrich Reichardts *Deutschland*;¹² der Herausgeber war ein herber Kritiker Schillers. Anders gesagt: Schlegel hatte sich vor allem Aufnahme in die klassische Publizistik erhofft, und eben das war fehlgeschlagen.

Die immer deutlichere Abgrenzung Goethes und Schillers gegen die anderen, gegen die räumliche und geistige Nachbarschaft, ist unübersehbar. Aber das war nicht ein Weg in die Isolation; die klassischen Zeitschriften sollten Brücken zum Publikum sein, vor allem die *Horen* und der *Musenalmanach*. Die Einladung zur Mitarbeit an den *Horen* war ein Versuch, »die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Assoziation zusammen« zu bringen (SNA 22, S. 104). Man wollte auch Gelehrte als Mitarbeiter gewinnen, aber vor allem wollte man von Anfang an die literarische Welt dominieren. Die Ankündigung der *Horen* nannte dann eine große Zahl an prospektiven Mitarbeitern, hingegen nur eine geringe Zahl an Literaten. Darunter war auch August Wilhelm Schlegel, aber natürlich nicht sein Bruder. Man mag sich fragen, ob nicht die rigorose Haltung Schillers in ästhetischen Fragen potentielle Mitarbeiter abgeschreckt hat. Sicher ist, daß nur die wenigsten derer, die sich zur Mitarbeit bereit erklärt hatten, der Zeitschrift die Treue hielten, und so kamen denn immer neue Mitarbeiter herein, unter ihnen viele Frauen wie Sophie Mereau, Karoline von Wolzogen, Louise Brachmann, Elise von der Recke und andere: also eigentlich Schriftstellerinnen der zweiten Kategorie.

12 Vgl. Fröschle (Anm. 11), S. 200.

Im Grunde tut sich ein unlösbarer Widerspruch auf zwischen der elitären literarischen Haltung einerseits und dem Versuch, möglichst viele Vertreter des literarischen Deutschland für eine große führende Zeitschrift zu gewinnen. Die Geschichte der *Horen* zeigt dann ja auch, daß das eigentlich nicht gutgehen konnte. Man wollte die anderen gewinnen und distanzierte sich doch zugleich von ihnen. Und so kam denn das in die Zeitschriften hinein, was Goethe und Schiller zum Dilettantismus gerechnet hatten: »Frauenzimmergedichte«.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn.¹³

– so hieß es in den *Tabulae Votivae*. Das Eindringen dieses Dilettantismus in die Zeitschrift war wohl der Preis, den Goethe und Schiller zahlen mußten, wenn ihre Publizistik nicht allzu rasch eingehen sollte. Da waren Goethe, Schiller und die anderen doch noch nachbarschaftlich zusammengekommen – wenigstens dem Augenschein nach. Aber Nachbarn waren sie dennoch nicht geworden.

13 SNA 1, S. 302; vgl. SNA 2.1, S. 323.

TERENCE JAMES REED

*»Lieben Sie mich, es ist nicht einseitig«.
Die Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe*

Künstler sind im Grunde Einzelgänger, die ihre Kollegen in Grenzen anerkennen mögen, selten aber ein volles Einverständnis erreichen können, und schon gar nicht bereit sind, ihre Eigentümlichkeit in Gemeinsamkeit aufgehen zu lassen. Was ist der Sinn aller modernen Kunst, das heißt aller Kunst der nachchristlichen Zeit, in der der Dienst am Kultus nicht mehr gilt und man auf eigene Faust nach einem glaubwürdigen Weltbild sucht – was ist dieser Sinn anderes, als Selbstbehauptung, als der Versuch des Künstlers, die eigene Sicht auf Welt und Menschen geltend zu machen? Nicht etwa bloß aus Egoismus, sondern aus der Überzeugung heraus, daß Welt und Menschen gerade so *sind*, wie er sie sich zurechtlegt. Mittels der Kunst wird versucht, auch das Publikum davon zu überzeugen. So ist es bereits eine Leistung, wenn ausnahmsweise zwei Künstler bereit sind, aufeinander einzugehen, eine um so größere, wo es sich, wie bei Goethe und Schiller, um starke Persönlichkeiten handelt, die ganz bewußt in ihrer Zeit führend waren. Daß es dann zu einer so herzlichen und produktiven Freundschaft kommen konnte, die zehn Jahre bis zu Schillers Tod ungetrübt harmonisch verlief, ist erstaunlich. Welche andere Freundschaft zwischen Künstlern wäre dieser an die Seite zu stellen? Wenn man gewöhnlich darüber nicht mehr staunt, so nur, weil das Wort ›Klassik‹ die Illusion fördert, es handle sich von vornherein um eine unproblematisch vollendete Tatsache.

Daß das Verhältnis Goethe – Schiller gar nicht unproblematisch war, weiß man aus der biographischen Vorgeschichte des Briefwechsels, die ganze sechs Jahre gedauert hat. Man lebte nebeneinander, ohne mehr als nur den flüchtigsten Kontakt zueinander zu haben. Goethe hatte Schiller gegenüber Vorbehalte, Schiller sogar ausgesprochen aggressive Impulse gegenüber Goethe. Man kennt die Stellen in Schillers Briefen an Christian Gottfried Körner, wo er sich in die Rolle der Brutus und Cassius, der Mörder Julius Cäsars, einfühlt, oder – mit einem geradezu grotesken Gleichnis – von Goethe als einer Prüde spricht, der man ein Kind machen solle, um sie zu erniedrigen.¹ Etwas milder, aber genauso ablehnend, ist die Äußerung, das Leben sei zu kurz, um einen Menschen wie Goethe entziffern zu wollen;² eine Ironie, denn vom August 1794 an hat sich Schiller für den karg bemessenen Rest seines Lebens gerade damit beschäftigt, Goethe zu verstehen, und zwar mit so gutem Erfolg, daß er der Entstehung von Hauptwerken Goethes Vorschub leisten und eine großangelegte Theorie ausarbeiten konnte, die die Deutung Goethes, dichterisch, typologisch und historisch, nachhaltig prägen sollte.

1 An Körner, 2.2.1789.

2 An Caroline von Beulwitz, 25.2.1789.

Seine typologische Theorie hat Schiller im Keim, oder vielmehr bereits in ziemlich weit gediehener Entfaltung mit in die Beziehung gebracht. »Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin«, heißt es zutreffend gegen Ende des großen Briefs vom 23. August 1794 (MA 8.1, S. 15), durch den er dem neuen Bekannten deutend mit der Tür ins Haus fiel. Denn in der Tat bringt er hier bereits kurz gefaßt die Charakterisierung des Naiven, wie sie die Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* ausführlich darlegen sollte. Durch diese bereits recht profunden Gedankengänge wird die wegwerfende Geste, er wolle sich mit Goethe-Entzifferung nicht beschäftigen, ganz klar Lügen gestraft. Auch reicht Schillers nächster Brief bereits die komplementäre Selbstanalyse des eigenen sentimentalischen Typus nach.

Man sieht übrigens hier am Anfang der Bekanntschaft, wie sehr Schillers subtile Darstellung obendrein eine diplomatisch geschickte war. Denn indem er Goethe und sich selbst als typologisch so völlig verschieden beschreibt, räumt er jede Möglichkeit unmittelbarer Rivalität aus. Beide haben je andere Bereiche, ja Reiche – Schiller spricht ja vom »Königreich«, das Goethe zu regieren habe –,³ die allenfalls Grenzen teilen. Man darf die diplomatische Metapher sehr wohl ernst nehmen und sich die beiden, zumindest in dieser Gründungsphase, als Bevollmächtigte denken, die die Souveränität der je eigenen geistigen Großmacht wahren sollen. Zum Glück sind jetzt beide auf Frieden aus. Schiller aber ist es, der – wohl wissend um die Vorbehalte, die sie früher gegeneinander hegten – die Verhandlungen im Sinne der Konfliktvermeidung lenkt. Die komplementären Charakterzüge, die er in diesen ersten Briefen den beiden Typen zuordnet, gleichen den gegenseitigen Zugeständnissen, welche sich Verhandlungsparteien machen: So heißt es etwa, der eine Typus sei intuitiv und gehe von der Mannigfaltigkeit, der andere spekulativ und gehe von der Einheit aus; der erste müsse hinter den Erscheinungen die Notwendigkeit, der andere hinter der Abstraktion die Erfahrung suchen u. ä. m.⁴ Sie haben also gemeinsame Ziele, verfolgen sie aber von entgegengesetzten Seiten, riskieren also nicht, einander ins Gehege zu kommen. So kann es zwischen ihnen sogar zum Bündnis kommen. Daß dabei Schillers Reich kleiner ist als Goethes – »meine kleine[n] Besitzungen« heißt es bei ihm⁵ –, ist er gerne bereit, in Kauf zu nehmen. Das Bündnis wird auch zur Folge haben, daß sie voneinander lernen und bewußt über die eigenen Grenzen hinausgehen, indem sie sich aneinander bilden. Auch werden sie die Grenzen des so erweiterten Gesamtbereichs, den sie zusammen abdecken, durch ein regelrechtes Trutz- und Schutzbündnis gegen Zeitgenossen jedweder literarischen und geistigen Couleur verteidigen.

Von der Diplomatie bleibt im Briefwechsel in formeller Hinsicht eigentlich nur das bis ans Ende durchgehaltene Siezen übrig, das bei der großen Herzlichkeit, die den Briefwechsel sonst durchzieht, den Kommentatoren ein Rätsel geblieben ist – es sei denn, sie gehörten zur skeptischen Schule, die von einer echten Freundschaft nichts wissen wollte. Die These kann jedoch einer aufmerksamen Lektüre der

3 31.8.1794 (MA 8.1, S. 19).

4 23.8.1794 (MA 8.1, S. 15).

5 31.8.1794 (MA 8.1, S. 19).

Briefe unmöglich standhalten. Diese sprechen eine eindeutige Sprache. Mein Titelzitat⁶ soll die persönliche Neigung nachdrücklich in den Vordergrund stellen, es stammt – entgegen einer zweiten Skeptikerthese, die Beziehung habe nur Schiller gewollt und ausgeschlachtet – ausgerechnet von Goethe. Seine Formulierung ist nur eine von vielen. Hier ein kleines Florilegium: Zunächst aus *Goethes* Briefen: »eine lebhaft Sehnucht, Sie wiederzusehen und zu sprechen«; »Mit großer Sehnucht hoff ich auf den Augenblick Sie wieder zu sehen«; »Mich verlangt recht Sie bald wieder zu sehen«; »erhalten [Sie] mir Ihre so wohlgegründete Freundschaft und Ihre so schön gefühlte Liebe und sein Sie das gleiche von mir überzeugt«; »Mit stiller, aber desto lebhafterer Sehnucht sehe ich dem Tage entgegen, der mich wieder zu Ihnen bringen soll«; »Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb«; »Leben Sie wohl und lieben mein liebendes Individuum trotz allen seinen Ketzerien«; »ich wünsche bald Regen und angenehme Kühlung. Nichts aber so sehr als bald wieder in Ihrer Nähe zu sein«.⁷ Und aus *Schillers* Briefen: »Ich freue mich, daß ich von den 30 Tagen Ihrer Abwesenheit viere wegstreichen darf«; »Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen 8 Tage nichts zu sagen und nichts von Ihnen zu hören«; »Mir ist als wenn ich gar lang nichts von Ihnen erfahren hätte« (dabei war es höchstens eine Woche); »Kommen Sie ja recht bald«; »bleiben Sie nicht zu lange mehr aus«; »Diese Zeit ihrer Abwesenheit von Jena währt mir unbeschreiblich lang«; »Gottlob, daß ich wieder Nachricht von Ihnen habe, diese 3 Wochen, da Sie in den Gebirgen, abgeschnitten von uns, umherzogen, sind mir lang geworden«; »Ich kann mich noch nicht recht an Ihre längere Entfernung gewöhnen und wünsche nur, daß diese nicht länger dauern möchte, als Sie jetzt meinen«; »Ich sehne mich wieder ein Wort von Ihnen zu hören«.⁸ Angesichts dieser inständigen Wünsche und Gefühlsäußerungen kann doch kaum von einer Zweckfreundschaft, einer literarischen Partnerschaft oder einer bloßen Arbeitsgemeinschaft die Rede sein. Ohne den Kontext zu wissen, würde man eher auf Liebesbriefe tippen. Im Spiel war offenkundig ein starker geistiger Eros, der den ganzen zehnjährigen Verlauf der Freundschaft gedauert hat. Damit wird nicht in Abrede gestellt, daß ihr eine erhebliche Hochspannung zugrunde lag. Viel guter Wille war gefragt, denn solch diametrale Differenzen erforderten ein hohes Maß an Verständnis und Einfühlung. Wie Goethe rückblickend schrieb, wurden »große Liebe und Zutrauen, Bedürfnis und Treue im hohen Grad gefordert [...] um ein freundschaftliches Verhältnis ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen«.⁹ Daß sich die Anstrengung kaum – wenn überhaupt – spüren läßt, ist wiederum erstaunlich. Schiller hatte aber den begrifflichen Rahmen geschaffen, innerhalb dessen das möglich war.

6 »Leben Sie wohl und lieben mich, es ist nicht einseitig« (18.3.1795; MA 8.1, S. 71).

7 Es sind, der Reihe nach, Goethes Briefe vom 11.3.1795, 12.2.1796, 29.10.1796, 10.12.1796, 7.2.1798, 24.2.1798, 5.5.1798 u. 6.7.1799 (MA 8.1, S. 69, 164, 265, 288, 518, 535, 571, 716).

8 Es sind, der Reihe nach, Schillers Briefe vom 6.7.1795, 13.9.1795, 1.11.1795, 8.8.1795, 12.8.1795, 11.1.1797, 30.10.1797, 25.6.1798 u. 18.2.1802 (MA 8.1, S. 89, 108, 122, 235, 237 f., 301, 442, 584, 883).

9 Goethe: *Fernerer in bezug auf mein Verhältnis zu Schiller* (MA 14, S. 581).

Soviel zum emotionalen Tenor des Briefwechsels. Man muß auch vorausschicken, daß die Briefe lediglich den Abglanz der Freundschaft festschreiben. Deren Kern waren sicherlich die vielen persönlichen Treffen – sie belaufen sich, so hat man errechnet, auf fast sechshundert –, bei denen man oft bis tief in die Nacht miteinander diskutierte und fremde oder eigene Werke (Schillers sämtliche ästhetische Schriften etwa)¹⁰ gemeinsam las. Die reichhaltige Substanz umfaßt einen detaillierten Kommentar zu den sukzessiven Entstehungen und Episoden des klassischen Jahrzehnts – zu Goethes *Lehrjahren*, zu *Faust I*, zur *Farbenlehre* (Schillers Anteil daran wird selten kommentiert),¹¹ zur *Horen*-Kontroverse, zum *Xenien*-Skandal, zu den Balladen, zu Schillers *Wallenstein* und seinen späten Dramen sowie zu so manchem Gedicht. Einige Briefe stellen regelrechte philosophische Essays dar.¹² Wichtiger aber ist, daß der Briefwechsel die Grundprinzipien beleuchtet, aus denen sowohl Kritik als auch Schaffenspraxis der beiden Freunde hervorgingen – sie waren sich sehr früh »in den Prinzipien einig«.¹³ Dabei war ihr gemeinsames systematisches Denken so luzid und so offenkundig im Einklang mit dem gesunden Menschenverstand, daß man kaum den Terminus ›Theorie‹ dafür bemühen muß. Es heißt, knapp zusammengefaßt, Dichtung schöpfe aus dem ganzen Menschen in seiner doppelten Beschaffenheit als geistigem und sinnlichem Wesen, den beiden Bereichen, für die – grob gesagt – je einer der Briefpartner überwiegend zuständig war. Ein Gleichgewicht und eine Integration beider Momente sei das Kennzeichen hochstehender literarischer Kunst; das Übermaß des Sinnlichen (Heinse) oder des Geistigen (Klopstock), geschweige denn des *Geistlichen* (wie bei den Stolbergs), tue der vollen, ausgeglichenen Humanität Abbruch, die in der Dichtung zum Ausdruck kommen solle.

Daß diese literarisch-menschheitlichen Grundprinzipien so einleuchtend einfach und in der Praxis, wie man meinen könnte, so schwer zu verfehlen seien, mag mit ein Grund sein für den häufig scharfen Ton, auf dem in den Briefen so manches mißratene fremde Produkt abgeschrieben wird. Als dann aber diese wegwerfende Attitüde in den *Xenien* öffentlich geworden war, standen Goethe und Schiller allerdings vor den Zeitgenossen, und zwar nicht nur den durch die Satire unmittelbar Betroffenen, begreiflicherweise als arrogante Besserwisser da. Zu bedenken ist dabei allerdings, daß es eine Besserwisserei gibt, die es tatsächlich besser weiß. Aber bis es soweit war, hatten beide längst die Hoffnung aufgegeben, die zeitgenössische Öffentlichkeit für sich zu gewinnen. Ihre Resignation wird in den Briefen reichlich belegt. Sie bilden ganz bewußt eine Opposition, eine *ecclesia militans*,¹⁴

¹⁰ Goethe an Schiller, 15.12.1795 (MA 8.1, S. 137).

¹¹ Vgl. Schillers Briefe vom 19.1., 16.2., 20.2. u. 30.11.1798 (MA 8.1, S. 497, 526 ff., 531 f., 649). Es handelt sich vorwiegend um den Beitrag Kantischen kategorialen Denkens zu Goethes Organisation der Materialien – wiederum also ähnlich wie bei *Faust* um die intellektuelle Bewältigung einer empirischen Komplexität.

¹² Vgl. z.B. Goethes Brief vom 6.1.1797 (MA 8.1, S. 487 ff., und Schillers Antwort vom 12.1., S. 491 f.).

¹³ MA 8.1, S. 26.

¹⁴ Schiller an Goethe, 1.11.1795 (MA 8.1, S. 122). Vgl. Terence James Reed: *Ecclesia militans. Weimarer Klassik als Opposition*. In: *Unser commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hrsg. von Wilfried Barner u.a. Stuttgart 1983, S. 37–53.

und das einzige Verhältnis zum Publikum, das einen nicht reuen könne, so Schiller 1799,¹⁵ sei der Krieg. Krieg bedeutet immer Vereinfachung, eben der kritischen Prinzipien, über die man sich früh einig war. Diese mußten getestet und bestätigt werden, bevor sie in öffentliche Wirksamkeit übergehen konnten. Das hat man vor allem unter sich – im Prozeß gegenseitiger freundschaftlicher Kritik – getan.

Das hat aber, könnte man meinen, seine problematische Seite. Ist nicht freundschaftliche Kritik fast schon eine *contradictio in adjecto*, insofern man durch die Freundschaft Gefahr läuft, der Kritik die Spitze abzubereiten oder sie doch zu wenig scharf geraten zu lassen? Man kennt ja zur Genüge aus eigener bescheidener Erfahrung das Problem: Legt man eine eigene Arbeit einem Freund zur Beurteilung vor, so wünscht man sich insgeheim vor allem Bestätigung, ist zwar bereit, so am Rande kleinere Kritikpunkte hinzunehmen, erwartet aber eigentlich keine tiefgreifenden Einwände, schon gar nicht eine grundsätzliche Infragestellung oder gar Ablehnung des Geleisteten. Das weiß der Freund ja auch. Mit anderen Worten, schon das Wissen um die Autorschaft des zu beurteilenden Werkes kann bestechend wirken. So ist von Seiten des Beurteilenden – falls er kritisieren will – gelinde gesagt wiederum etwas Diplomatie gefragt. Nur einmal, soweit ich sehe, hat einer von beiden, es war Goethe, ein eigenes Werk vorgelegt, ohne sich ausdrücklich zur Autorschaft zu bekennen, so daß es ›blind‹ gelesen werden mußte – wobei Goethe allerdings meinte, Schiller würde irgendwie schon wissen, der *Elpenor* sei von ihm.¹⁶ Zum Glück fiel Schillers Urteil bei dieser Gelegenheit positiv aus. Er war, wie er schreibt, »geneigt günstiger davon zu denken, als Sie zu denken scheinen«; das Werk zeuge »von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern«. Er fährt übrigens interessanterweise fort: »Wenn es nicht von weiblicher Hand ist, so erinnert es doch an eine gewisse Weiblichkeit der Empfindung auch insofern ein Mann diese haben kann«.¹⁷ Dieser Einschlag dürfte jenseits der Geschlechterstereotypie der damaligen Zeit doch allemal die Hälfte des Gefühlspotentials eines Dichters ausmachen!

Am eingehendsten und aufschlußreichsten sind bekanntlich die brieflichen Diskussionen über *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Hier hat sich Goethe dem Freund vorbehaltlos ausgeliefert,¹⁸ als einem Richter, der eine fast priesterliche Autorität besitze: »Lesen Sie das Manuskript erst mit freundschaftlichem Genuß und dann mit Prüfung und sprechen Sie mich los, wenn Sie können. [...] Meine ganze Zuversicht ruht auf Ihren Forderungen und Ihrer Absolution«.¹⁹ Die hier genannte Folge

15 25.6.1799 (MA 8.1, S. 711 f.).

16 28.6.1798 (MA 8.1, S. 585 f.).

17 25.6.1798 (MA 8.1, S. 585).

18 »Bei dieser Gelegenheit habe ich aufs neue erfahren, daß man ihm sehr viel Wahrheit sagen kann« (Schiller an Wilhelm von Humboldt, 21.8.1795; *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*. Hrsg. von Siegfried Seidel. Berlin 1962, Bd. 1, S. 105).

19 25.6.1796 (MA 8.1, S. 181). Noch pittoresker ist die Metapher des alttestamentlichen Joseph: »[...] so wie ich immer gewohnt bin daß Sie mir meine Träume erzählen und auslegen« (26.4.1797; MA 8.1, S. 339).

von »freundschaftlichem Genuß« und »Prüfung« ist fast schon eine bewußte Methodologie. Wenig später wird sie in einem Brief präzisiert, wo auf engem Raum das Wesentliche über Möglichkeit und Modalitäten der freundschaftlichen Kritik gesagt wird. Dort dankt Goethe zunächst für einen »erquickenden Brief« Schillers zum 8. Buch der *Lehrjahre*. Schiller werde am Ende seinen eigenen Einfluß nicht verkennen, »denn gewiß ohne unser Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zu Stande bringen können«. Dabei sei den Ergebnissen früherer Diskussionen bereits bei der erzählerischen Ausführung Rechnung getragen worden, und es seien diese in die Praxis umgesetzt worden: »Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne« – das heißt, die erzählerisch damals noch nicht behandelten –, »die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte sie im Stillen nach den Grundsätzen über die wir uns vereinigten«. Es gebe selbstverständlich trotzdem Details, die noch zurechtgerückt sein wollen: »Auch nun schützt mich Ihre warnende Freundschaft vor ein Paar in die Augen fallenden Mängeln«, Goethe seien bereits Griffe eingefallen, wie er das schaffen könne. Dann holt er zu einer konzisen und einprägsamen Charakterisierung der idealen Kritik aus:

Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Teilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen, denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen, und dann ist doch nur die Neigung die alles sehen kann was es enthält und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzu zu setzen um den einzigen Fall auszudrücken [sic!], in dem ich mich nur mit Ihnen befinde.²⁰

So bietet gerade die freundschaftliche Kritik, die »Neigung«, eine notwendige Kompensation für die gewohnte *Unfreundlichkeit* der übrigen Welt, erst recht beim heiklen Vorgang der ästhetischen Beurteilung. Aber erst die »reine Neigung« könne unbestechlich klar sehen, Mängel ehrlich registrieren und davor warnen. Neigung ist mithin zunächst eine wünschenswerte Voreingenommenheit des Kritikers – »die gewünschte Teilnahme« – im Sinne jener Liebe zum Gegenstand, die erst dessen Eigenschaften richtig aufzuschließen imstande ist. Sie bewährt sich aber dann als »rein«, wenn sie der künstlerischen Vervollkommenung des Gegenstands die Priorität gibt vor dem Impuls, die Empfindlichkeit seines Schöpfers zu schonen. Diese skrupulösen Unterscheidungen erinnern – nebenbei gesagt – an den Begriff des »reinen Phänomens« in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften. Schließlich und endlich stellt die ganze Kombination eine kritische Leistung dar, die Goethe froh ist, an Schiller zu haben, und zwar nur an ihm, dem »einzigen Fall« – die selbstgenügsame Exklusivität ist ein wichtiges Moment dieser Freundschaft. Denn die anderen Weimarer – Herder, Wieland, Wilhelm von Humboldt – waren nicht entfernt imstande mitzuhalten.

Schiller seinerseits bewundert seit seiner Jugend die Werke Goethes. Bedeutet Schiller als Kritiker für Goethe den »einzigen Fall«, so bereiten ihm Goethes

Werke einen Genuß, wie er ihn »nie als durch Sie [Goethe] gehabt habe«. ²¹ Von diesem Blickwinkel aus gesehen, läßt sich Voreingenommenheit als das tiefe Eingeweihtsein in das konsequent organische Wachstum eines Lebenswerks umschreiben, das man vorerst aus der Ferne beobachtet hatte: ein liebendes Eingeweihtsein, das nur vorübergehend im Vorfeld der Freundschaftsschließung durch Ressentiments gehemmt gewesen war und sich als Aggression und Haßliebe äußerte, lediglich aber auf ein Zeichen des Entgegenkommens und der Anerkennung von Seiten Goethes wartete, um die Waffen zu strecken und sich als vorbehaltlos positiv erklären. Aufschlußreich hierbei ist, daß dieser Umschlag, den Schiller in der berühmten Formulierung anlässlich der *Lehrjahre* festgehalten hat, gegenüber dem Trefflichen gebe es keine Freiheit als die Liebe, keine späte Offenbarung, sondern als Position und seelischer Mechanismus früh schon erkannt und im Drama auch eingesetzt worden war. Legt Schiller doch seinem Carlos im Gespräch mit Posa die Worte in den Mund, es habe ihn als Knabe »Kein Schmerz« gedrückt als der, »von deinem Geiste / So sehr verdunkelt mich zu sehn,« daß »ich endlich / Mich kühn entschloß, dich grenzenlos zu lieben, / Weil mich der Mut verließ, dir gleich zu sein« (I, 2, V. 209 ff.). Nur wurde Schiller jetzt vom Freund eben Mut gemacht, auf seine eigentümliche Weise ihm gleich zu sein.

Wie sieht nun das Ergebnis der mit »reiner Neigung« geübten Kritik aus? So manches wurde auf beiden Seiten akzeptiert und übernommen, anderes aber nicht. Das sollte keine Überraschung sein und schon gar nicht als Zeichen der Disharmonie aufgefaßt werden. Denn am Ende bleibt jeder Autor für sein eigenes Werk verantwortlich, und so nahe er den Freund an seine Geheimnisse heranläßt, letztlich bleibt die Entscheidung über die endgültige Form ihm vorbehalten. So schreibt Schiller in Erwiderung auf Goethes Vorschläge zur Verbesserung seiner wohl berühmtesten Ballade: »Mit dem Ibycus habe ich nach Ihrem Rat wesentliche Veränderungen vorgenommen, die Exposition ist nicht mehr so dürftig, der Held der Ballade interessiert mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr, [...] um bei ihrer letzten Erscheinung, durch das Vorhergehende, nicht in Vergessenheit gebracht zu sein« – man sieht, das sind alles gute strategische Erwägungen, die ihm Goethe nahegelegt hatte. Dann heißt es jedoch: »Was aber Ihre Erinnerung in Rücksicht auf die Entwicklung betrifft, so war es mir unmöglich, hierin ganz Ihren Wunsch zu erfüllen«; und es folgt eine längere Begründung. ²² Worauf Goethe entgegnet: »Ich freue mich daß durch meinen Rat der Anfang Ihres *Ibykus* eine größere Breite und Ausführung gewinnt, wegen des Schlusses werden Sie denn wohl auch recht behalten«. Um dann das prinzipielle Fazit zu ziehen: »Der Künstler muß selbst am besten wissen in wie fern er sich fremder Vorschläge bedienen kann«. ²³ An dieses Prinzip hat sich Schiller seinerseits bei der Beurteilung Goethe'scher Entwürfe gehalten, und zwar dermaßen, daß er gelegentlich, anstatt auf einen bestimmten von ihm erhobenen Kritikpunkt weiter zu insistieren, den Freund vielmehr geradezu ermutigt, doch lieber in eigener Weise fortzufahren. Mitten in

²¹ 9.12.1794 (MA 8.1, S. 46).

²² 7.<u. 8.>9.1797 (MA 8.1, S. 409 f.).

²³ 25.<u. 26.>9.1797 (MA 8.1, S. 424).

der analytischen Diskussion der *Lehrjahre* nämlich schreibt Goethe, die vertraute Grenzmetapher aufgreifend: »Ich bitte Sie nicht abzulassen, um [...] mich aus meinen eignen Grenzen hinauszutreiben. Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur« – Goethe nennt ihn seinen »realistischen Tic«, die Tendenz nämlich, im Namen des Realismus das Bedeutsame, auch der eigenen Persönlichkeit, eher zu untertreiben.²⁴ Worauf Schiller erwidert: »Es ist mir sehr lieb zu hören, daß ich Ihnen meine Gedanken [...] habe klar machen können und daß Sie Rücksicht darauf nehmen wollen«. Was aber besagten realistischen Tic betreffe, will Schiller ihn partout nicht durch seine Kritik stören, denn auch der gehöre zu Goethes poetischer Individualität, »und in den Grenzen von dieser müssen Sie ja bleiben«.²⁵ Das ist genau ein Beispiel für die ideale Liebesleistung, wie sie der französische Philosoph Alain an diesem Briefwechsel exemplifiziert sah:

Jeder gibt dem anderen die einzige Hilfe, die eine Menschennatur von einer anderen erwarten darf, nämlich die, daß die andere sie bestätige und sie bitte, sie selber zu bleiben. Die anderen so zu nehmen wie sie sind, ist wenig, und man muß immer dahin kommen, aber sie so zu wollen wie sie sind, das ist die wahre Liebe.²⁶

Bei aller künstlerischen Symbiose bleibt also jeder er selbst – und soll es auch bleiben. Trotz der aktiven Beteiligung am Werk des Freundes hatte man volles Vertrauen zu dessen selbständigem Schöpferum, nämlich, daß er jeder Aufgabe schließlich gewachsen sei. So schreibt Schiller, nachdem er vergebens nach einem »poetischen Reif« gesucht hat, der die Vielfalt des *Faust*-Projektes zusammenhalten könnte, die einfachen Worte: »Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen«.²⁷ Nicht so ganz anders verhält es sich bei der bekannten Äußerung Goethes zum achten Buch der *Lehrjahre* – eine fast allzu bekannte, weil sie die weitere skeptische These so halb zu unterstützen scheint, Goethe habe seine tiefsten schöpferischen Quellen vor Schiller geheimhalten wollen –, der Äußerung also: »Fast möchte ich das Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen«. Das hat man in der Kritik unendlich aufgebauscht – trotz des »fast« und trotz der Wahrscheinlichkeit, daß Goethe das dann doch *nicht* getan hat.²⁸ Dabei hat der in Frage stehende Abschnitt des Romans bereits viel Schillersche Substanz, denn Goethe hat, wie er dem Freund mitteilt, darin »zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden«. Er schränkt ganz offen ein – wie sollte man es nicht? –, es liege »in

24 9.7.1796 (MA 8.1, S. 208).

25 9.7.1796 (MA 8.1, S. 211).

26 Chacun donne à l'autre le seul secours qu'une nature puisse attendre d'une autre, qui est que l'autre la confirme et lui demande de rester soi. C'est peu de prendre les autres comme ils sont, et il faut toujours en venir là; mais les vouloir comme ils sont, voilà l'amour vrai« (*Poètes*. In: Alain: *Propos*. Paris 1956, S. 523 ff.).

27 26.6.1797 (MA 8.1, S. 363).

28 Vgl. den Kommentar von Manfred Beetz in MA 8.2, S. 261: »G. nahm das Manuskript des 8. Buchs mit nach Jena und behielt es noch eine Woche, in der Sch. möglicherweise Einblick gewährt wurde«.

der Verschiedenheit unserer Naturen daß es [das Werk] Ihre Forderungen niemals ganz befriedigen« könne, was er aber gleich ins Positive wendet, indem er hinzufügt: »und selbst das gibt, wenn Sie dereinst sich über das Ganze erklären, gewiß wieder zu mancher schönen Bemerkung Anlaß«. ²⁹ Zitiert man ausnahmsweise diese ganze Folge, so bleibt wenig übrig vom Keil, den man damit zwischen die Freunde treiben wollte. Sie wird auch sowieso durch so manche andere Passage reichlich aufgewogen, die keine solche Skepsis überhaupt erst aufkommen läßt.

Bezeichnend ist im übrigen jenseits der typologischen und schöpferischen Divergenzen das Moment der Gemeinsamkeit, das beiden von außen unbeabsichtigt bescheinigt wird, und zwar dadurch, daß man gelegentlich das Werk des einen für ein Werk des anderen nahm – was Goethe mit dem Kommentar quittiert: »Daß man uns in unsern Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen«. ³⁰ Er baut das mit einer einprägsamen Metapher aus: »Und dann ist zu bedenken daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit Einer Hand zusammenhalten und mit der anderen so weit ausreichen als die Natur uns erlaubt hat«. Die Formulierung bildet ein passendes Emblem für den Zusammenhang von freundschaftlicher Solidarität und schöpferischer Wirkung nach außen. Es entspricht schließlich dem Sinn dieser Freundschaft, die sich von vornherein bewußt in den Dienst überpersönlicher Werte gestellt hat. Goethe hat es früh ganz einfach als die »wechselseitige Teilnahme an dem was wir lieben und treiben« bezeichnet. ³¹

Sie lieben und treiben es nicht nur als sehr verschiedene Naturen, sondern auch aus sehr verschiedenen Lebensumständen heraus, was die typologische Divergenz noch verstärkt. Goethes Alltag ist voller Bewegung – praktische Tätigkeit im Umfeld des Hofes, des Hoftheaters und der Weimarer Verwaltung, auch im Rahmen der neuen Bedingungen, die er sich nach der Rückkehr aus Italien in fast ultimativer Form beim Herzog Carl August ausgehandelt hat. Er ist auch oft in eigenen Belangen unterwegs, und seine Reiseberichte bedeuten für Schiller, trotz des Verlangens, den abwesenden Freund wieder in der Nähe zu haben, eine willkommene Zufuhr an Erfahrungsstoff – nicht zuletzt in Sachen schweizerische Landschaft für den *Tell*. Denn Schiller ist im Gegenteil und gezwungenermaßen ein Stubenhocker, dessen Schwelle seine – diesmal ganz konkret wortwörtlich zu verstehende – Grenze bildet. »Es kommt mir oft wunderlich vor,« schreibt Schiller, »mir Sie so in die Welt hinein geworfen zu denken, indem ich zwischen meinen Papiernen Fensterscheiben sitze, und auch nur Papier vor mir habe«. ³² Goethe beklagt sich über zuviel Zerstreuung, Schiller hat im Grunde zu wenig. Beiden bedeutet der Alltag, wie der Briefwechsel reichlich dokumentiert, oft auch ein Hindernis: Bei Goethe handelt es sich um Pflichten, die ihm die zur Arbeit notwendige Zeit und Ruhe rauben. Ja manchmal, wenn er wiederholt zum Freund nicht stoßen darf, ist

²⁹ 10.8.1796 (MA 8.1, S. 236).

³⁰ 26.12.1795 (MA 8.1, S. 143). Hinter der Aussage liegt wohl noch der Begriff der Manier als einer Zwischenstation auf dem Weg zum Stil, wie Goethe die Stufenfolge 1788 in seinem Essay *Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil* geschildert hat.

³¹ 3.1.1794 (MA 8.1, S. 54).

³² 16.10.1795 (MA 8.1, S. 116).

es fast so, als sei er ein regelrechter Leibeigener des Herzogs, etwa als 1799 seine »Gegenwart beim Schloßbau« ständig gefordert wird.³³ Bei Schiller, der schon immer ein voll engagierter Berufsschriftsteller und fast unentwegt an seinen Schreibtisch gekettet war, ist es seit Anfang der neunziger Jahre die Krankheit, die ihn immer wieder arbeitsunfähig macht. Bei ihm ist nicht einmal das französische Sprichwort gültig, Krankheiten seien die Urlaubszeiten der Armen – »les maladies sont les vacances des pauvres« –, da der Krankheitszustand für Schiller nahezu die Normalität war. Schon 1791 dürfte dem gelernten Arzt beim ersten schweren Anfall sein Todesurteil klar geworden sein,³⁴ drei Jahre also vor dem Anfang der Freundschaft und Zusammenarbeit mit Goethe. Wie es um Schiller stand, wollte Goethe im Rückblick sofort eingesehen haben: »Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen« – so 1829 zu Eckermann.³⁵ Spätestens als Goethe im September 1794 eine Einladung, auf vierzehn Tage in seinem Haus zu wohnen, erteilt, um die Bekanntschaft zu vertiefen, muß Schiller um »die leidige Freiheit« bitten, »bei Ihnen krank sein zu dürfen«.³⁶ Noch düsterer ist der vorhergehende Brief von Ende August, wo von der erwünschten »große[n] und allgemeine[n] Geistesrevolution« die Rede ist, die Schiller wohl nicht vergönnt sein wird, in sich zu vollenden; »aber ich werde tun was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet«.³⁷

Auch andere Sorgen begleiten die hohen ästhetischen Debatten des Briefwechsels. Der Schauplatz der Revolutionskriege erstreckt sich bis nach Frankfurt und nach Württemberg, wo Goethes Mutter bzw. Schillers Familie leben. Die Familienhintergründe generell bilden eine ständig sichtbare Grundlage. Nach der Erstveröffentlichung des Briefwechsels haben zeitgenössische Kritiker diesen Aspekt als überflüssige »Lappalien« abgetan. Ähnlich aber wie bei den Tagebüchern Thomas Manns, denen man gleichfalls die Alltagstrivialität angekreidet hat, ist gerade die Vollständigkeit des Bildes wichtig, um den Eindruck zu vermeiden, als sei die Klassik ein ohne Kontakt zur Erde schwebender Olymp.

Mit anderen Worten, dieser Olymp hat eine sehr menschliche Basis im alltäglichen Austausch, der neben Sendungen mit Gedichten von Dichter zu Dichter (die *Xenien* wandern im Entstehen zwischen Weimar und Jena hin und her wie eine heutige immer anwachsende e-mail-Folge) auch solche mit Rüben oder Braten von Haus zu Haus umfaßt. So manche Vignette bringt uns Entstehungsmomente nahe: Die strenge Folge der Korrespondenz wird um ein Haar unterbrochen, als Schiller über der dichterischen Arbeit vergißt, daß die Botenfrau bald vor der Tür sein wird: »Ich bin heute in ein Gedicht hinein geraten, worüber ich den Botentag rein vergessen habe. Eben mahnt mich meine Frau, die Ihnen Zwieback schickt«.³⁸ Oder: »Ich habe gestern und heute am Wallenstein so emsig gearbeitet, daß ich den

33 Vgl. die Brieffolge ab 9.7.1799 (MA 8.1, S. 718 ff.).

34 Vgl. Schiller an Körner, 22.2.1791 (SNA 26, S. 74 f.).

35 20.12.1829 (MA 19, S. 341).

36 7.9.1794 (MA 8.1, S. 22).

37 31.8.1794 (MA 8.1, S. 19 f.).

38 MA 8.1, S. 237.

gestrigen Botentag ganz aus der Acht ließ, und mich auch heute nur im letzten Augenblick an die Post erinnerte«. ³⁹ Bei der beidseitigen Geburt von Kindern denkt man daran, sich, wenn es mit dem Nachwuchs so weit sein wird, zu verschwägern, doch wohl nicht nur im Scherz: Es weist ja auf Goethes späteren Wunsch voraus, »den beiden Freunden eine gemeinsame Ruhestätte zu bereiten« – eine letzte Sehnsucht nach letztem Beisammensein, die sich mit der Arbeit am Briefwechsel verflochten hat. ⁴⁰ Und schließlich: Wie könnten alltägliche Lebenswelt und deutsche Geistesgeschichte enger benachbart sein als 1796 in Schillers Bitte an den Freund wegen des Tapezierens seines Jenaer Raums: »Darf ich Sie mit einem kleinen Auftrage belästigen? Ich wünschte 63 Ellen Tapeten von schöner grüner Farbe und 62 E<llen> Einfassung, welche ich ganz Ihrem Geschmack und Ihrer Farbentheorie überlasse«. ⁴¹

Was nicht besagen soll, daß das intellektuelle Niveau des Briefwechsels generell ins Biedermeierliche herabsinkt. Noch in Schillers allerletztem Brief heißt es: »Indessen sehe ich mich gerade bei diesem letzten Artikel in einiger Controvers mit Ihnen«. ⁴² Divergenz und Arbeit an der Konvergenz setzen sich fort bis ans Ende, so tätig wie am ersten Tag. Dann wollte Schillers Körper, der an allen Organen anscheinend längst so angeschlagen war, daß er nur rätselhafterweise imstande war, dem Geist zur Wohnung zu dienen, ⁴³ mit sechsundvierzig nicht mehr weiterexistieren.

Man war sich offensichtlich dessen gar nicht bewußt, daß man dabei sei, mit diesem Briefwechsel in mehr als einem Sinn ein klassisches Zeugnis zu schaffen. Erst im nachhinein erhebt Goethes Pietät gegenüber dem längst toten Freund und der gemeinsam herbeigeführten Phase der Literaturgeschichte diese 1000 Seiten zu ihrem fast monumentalen Status. Goethe hat, als er die Briefe für den Druck vorbereitete, an Johann Friedrich Cotta geschrieben, sie enthielten »die tiefsten Geheimnisse der Freundschaft«. ⁴⁴ Es sind schließlich Geheimnisse nicht nur dieser Freundschaft, sondern der menschlichen Freundschaft schlechthin.

³⁹ MA 8.1, S. 290.

⁴⁰ Denn die zitierte Formulierung folgt der Feststellung auf dem Fuß, »so wäre denn dieses in gar manchem Sinne bedeutende Geschäft auf jede Weise sicher gestellt, die Masse Manuscript, wie sie daliegt, macht einen tüchtigen Schlußstein, meine und Schillers Werke zusammenzuhalten und zu stützen. Der Begriff was wir beide gewollt, wie wir uns an einander gebildet, wie wir einander gefördert, wie weit wir mit unsern Leistungen gediehen und warum nicht weiter? wird alles klarer und muß denen die auch bestrebt sind zur guten Leuchte dienen« (Goethe an Ernst von Schiller, 26.1.1827; WA IV, 42, S. 22 f.). Das darf als abschließendes Urteil über dem Briefwechsel stehen.

⁴¹ MA 8.1, S. 153.

⁴² MA 8.1, S. 1001 f.

⁴³ Der Obduktionsbericht ist neu abgedruckt im kleinen Almanach auf 2005 *Mit Goethe durch das Jahr*, Düsseldorf u. Zürich 2004, S. 140. Hierzu Terence James Reed: *Wie hat Schiller überlebt? Vortrag, gehalten an der Friedrich-Schiller-Universität zum zweihundertsten Todestag Schillers*. In: Nicholas Martin (Hrsg.): *Schiller. National Poet – Poet of Nations. A Birmingham Symposium*. Amsterdam 2006.

⁴⁴ 30.5.1824 (WA IV, 38, S. 148).

*Vom Körper der Kunst. Goethe und Schiller
im Urteil Heines, Börnes, Wienbargs und Gutzkows
(1828-1840)**

Die Politisierung des öffentlichen Lebens im Vormärz förderte eine Monumentalisierung der Klassiker. Goethe- und Schiller-Statuen sollten als nationale Denkmäler an öffentlichen Orten stehen. Bertel Thorwaldsens Stuttgarter Schiller-Denkmal, für das der Schillerverein in ganz Deutschland jahrelang gesammelt hatte, wurde 1839 im Rahmen einer Feier eingeweiht, die »zu den Höhepunkten in der Geschichte der Schillerverehrung« gehört.¹ Die Stadt Frankfurt am Main bemühte sich ihrerseits um ein Goethe-Denkmal – Anlaß für Karl Gutzkow 1837, das »Marmorfieber« der Gegenwart zu kritisieren, das die Klassiker »aus dem immer noch fortwirkenden Organismus unsres höhern Nationallebens« aussondere. Die Beschäftigung mit ihnen werde sozusagen »abgeschlossen« und *ad acta* gelegt.² Das Bild, das Heinrich Laube beim Leipziger Schillerfest 1844 entwarf, und zwar in einer Rede mit dem Titel *Schiller und Goethe nebeneinander*, ist ein rhetorisches Doppel-Monument, das die Ausspielung des einen Klassikers gegen den anderen durch mythisierende Überhöhung beider ausschließen soll. Laube imaginiert die »Dioskuren« als ein die Nation beschirmendes Götterpaar:

Wenn wir sie [...] schreiten sehen Hand in Hand, und wie sie die Hände auswärts segnend ausstrecken über Deutschland, so können wir wohl sagen: da kommt die deutsche Poesie leibhaftig, diese Zwillinge sind Deutschlands Genius und Wappen, und es hieße unser Vaterland verstümmeln, wenn man die Hände, welche sie selbst ineinandergelegt, auseinanderbrechen wollte.³

Die monumentalisierende Darstellung der Klassiker, einzeln oder als Doppelgestirn, bezeichnet den Punkt, an dem – nach Norbert Oellers – »Verehrung« und »Verständnis« in ein Mißverhältnis geraten und die Verehrung mehr über die

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Goethe und Schiller im Urteil Heines und seiner Zeitgenossen* (1830-1850).

1 *Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland. Teil 1: 1782-1859*. Hrsg. von Norbert Oellers. Frankfurt a.M. 1970, S. 571, vgl. auch S. 42.

2 Karl Gutzkow: *Offenes Sendschreiben an den hiesigen Göthe-Ausschuß*. In: Frankfurter Telegraph, Neue Folge, Nr. 11, April 1837, S. 81-88; hier S. 82.

3 Heinrich Laube: *Schiller und Goethe nebeneinander*. In: Zeitung für die elegante Welt, Nr. 49, 4.12.1844, S. 770-780; abgedruckt in: *Schiller – Zeitgenosse aller Epochen* (Anm. 1), S. 374-385; hier S. 381.

Populärkultur aussagt als über das Verehrte.⁴ Dennoch weist Laubes mythisierende Symbolik ein Merkmal auf, das auch die um »Verständnis« bemühte Literaturkritik jener Zeit durchzieht und das sich als »physiologische Kunstauffassung« bezeichnen läßt: Ein sprechendes Beispiel dafür ist Gutzkows Argument, Goethe und Schiller seien »immer noch« in den »fortwirkenden Organismus« des »Nationallebens« eingebunden und sollten deshalb eigentlich noch nicht zu Denkmälern werden. Auch Laubes Bild der »leibhaftig« die Poesie verkörpernden, Hand in Hand einherschreitenden Zwillinge, die sich gegenseitig ebenso verbunden seien wie die Nation ihnen und deren Trennung eine »Verstümmelung« des »Vaterlandes« bedeuten würde, ist in seinen Bewegungs- und Körper-Metaphern gerade gegen die versteinemde Wirkung der Monumentkultur formuliert, die auch Gutzkow kritisiert, ohne sich dabei prinzipiell gegen Goethe- und Schiller-Denkmäler auszusprechen. Es komme darauf an, meint Gutzkow, wahrhaft »populäre« bzw. »demokratische« Standbilder zu schaffen,⁵ die sich über ihre eigene Entrückung vom Leben hinwegsetzten und genau das herausforderten, was der monumentalisierenden Verehrung normalerweise zum Opfer fällt, nämlich zum Leben erweckendes »Verstehen«:

Denkmäler sind dazu da, daß sie anregen, daß sie verstanden werden [...]. Denkmäler sollen nie so starr sein, daß die Theilnahme der Menge sie nicht gleichsam flüssig machte und den Stein oder das Erz in warmes Leben verwandelte.⁶

Was hier über den Prozeß der verstehenden Aneignung gesagt wird, der die Denkmals-Materie in vitalen Stoff verwandelt, trifft auf die kritische Grundrichtung des Jungen Deutschland insgesamt zu. Aus Kritik, d.h. aus einer verstehenden »Rückübersetzung« der erstarrten Kunstformen ins (öffentliche, nationale bzw. populäre) »Leben«, soll eine neue, nachklassische und nachromantische Literatur entstehen. Die schon lange vor 1830 zum Monument gewordenen Weimarer Klassiker stellen dabei die größte Herausforderung dar,⁷ sowohl in ästhetischer als auch in politischer Hinsicht. Sie stehen scheinbar quer zu der neuen antiidealistischen Kunstauffassung, die der Kunst eine Funktion im sozialen, politischen und ideellen Gesamthaushalt der Gesellschaft zuteilt und die – dem medizinisch-biologischen Paradigma der Zeit entsprechend – als »physiologisch« zu bezeichnen ist. So lobt Heinrich Heine 1828 das Innovative an der Literaturgeschichte Wolfgang Menzels als das Bestreben, »das Verhältniß des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen

4 Vgl. die *Einleitung* von Norbert Oellers in *Schiller – Zeitgenosse aller Epochen* (Anm. 1); bes. S. 15, 42–44.

5 Gutzkow (Anm. 2), S. 83.

6 Ebd., S. 85.

7 In diesem Zusammenhang ist Goethes mit fortschreitendem Alter immer ausgeprägtere Selbst-Monumentalisierung interessant. Das »Denkmal« Goethe und Heines Respons sind Thema von Günter Hess: »*Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge*«: »nur noch das Gebäude worinn einst herrliches geblüht«. Heine portraitiert Goethe. In: *Wiederholte Spiegelungen. Weimarer Klassik 1759–1832. Ständige Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums*. Hrsg. von Gerhard Schuster u. Caroline Gille. Stiftung Weimarer Klassik 1999, S. 879–890.

Organismus in der Schriftwelt zu entdecken«. ⁸ Bei dieser ›Entdeckung‹ wird die ›Kunstperiode‹ teilweise kritisch abgefertigt und teilweise erstaunlich produktiv gemacht. Dieser Beitrag soll zeigen, wie zentral vor allem die Goethe-Kritik bei der Entwicklung des physiologischen Literaturverständnisses war.

Bekanntlich hatte Heinrich Heine die klassisch-romantische Epoche der deutschen Literatur schon 1828 mit dem Ausdruck ›Kunstperiode‹ bezeichnet: ⁹ eine Zeit, die in der Kunst ihren höchsten Ausdruck zu finden glaubte und deren Untergang unaufhaltsam sei. Ihr Ende werde herbeigeführt durch den Ansturm einer neuen, kritischen Kunst, die nicht sich selbst das Höchste sei, sondern politische Zwecke verfolge. Diese ›Profezeiung‹, wie Heine sie später nannte, findet sich in seiner Rezension der 1828 erschienenen Literaturgeschichte von Wolfgang Menzel. Heine kritisiert zwar die Maßlosigkeit, mit der dieser führende Goethe-Gegner seine Kritik vorträgt: Goethe gilt ihm als modernes ›Talent‹, das einerseits wie ein englischer Fabrikant gefällige Waren produziert, andererseits mit ›charakterloser‹, ›epikuräischer‹ ›Indifferenz‹ alles ›zum feinsten Genuß‹ präpariert und hinter den drängenden politischen Fragen des 19. Jahrhunderts hoffnungslos zurückbleibt. ¹⁰ Dennoch findet Heine in Menzels Goethe-Kritik den im Politischen verankerten ›Mittelpunkt‹ der gegenwärtigen geistigen Strömungen ausgesprochen, genau wie einst Friedrich Schlegels Literaturgeschichte den Mittelpunkt ihrer Zeit in der Idee der Kunst bezeichnete. Tendenz und Ton von Menzels Kritik, so Heine, bringen zum Ausdruck, was überall in der Luft liegt – eine ›brütende Stimmung unzufriedener Großen‹ mit der ›Tyrannis‹, zu der sich Goethes Stellung in der ›Republik der Geister‹ ausgewachsen habe. ¹¹ Mit diesem politischen Bild gibt Heine seine heimliche Komplizität bei Menzels Exekution des Dichterfürsten zu verstehen. Es lohnt sich, den sprachlichen Gestus der Passage genauer zu untersuchen, in der Heine das gewaltsame Ende der ›Kunstperiode‹ konstatiert, zumal er in späteren Werken immer wieder darauf zurückkommt:

Das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzip steigt auf, und seltsam! wie das Menzelsche Buch merken läßt, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daß die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beyspiel gestiftet hat, nothwendiger Weise zusammensinkt, so wie die Kunstidee allmählig ihre Herr-

8 Heinrich Heine: *Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel. 2 Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Frankh. 1828.* In: *Heinrich Heine: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke.* Hrsg. von Manfred Windfuhr. Hamburg 1973 ff. (= DHA), Bd. 10, S. 238-248; hier S. 240 (Hervorhebung M. L.). Zuerst in: *Neue allgemeine politische Annalen.* Hrsg. von H. Heine u. F. L. Lindner. Bd. XXVII, Heft 3. Stuttgart, Tübingen 1828, S. 284-298.

9 Heine (Anm. 8), S. 240.

10 Vgl. Wolfgang Menzel: *Die deutsche Literatur.* Bd. 2. Stuttgart 1828, S. 205-230. Dieser Auszug abgedruckt in: *Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland.* Teil I: 1773-1832. Hrsg. von Karl Robert Mandelkow. München 1975, S. 388-399; bes. S. 390-398.

11 Heine (Anm. 8), S. 247.

schaft verliert, und daß neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civilisirte Goethenthum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen.¹²

Weder Goethe noch Menzel erscheinen hier bedeutend als Personen, sondern als Repräsentanten jeweils eines ›Prinzips‹. Wenn Menzel also Goethe persönlich angreift, handelt er, ohne es zu wissen, als Vollstrecker einer betont innovativen Zeit-Idee, die sich gegen ein veraltetes System richtet, genau wie der alte Goethe (so scheint Heine zu hoffen) spüren mag, daß der Angriff nicht ihn, sondern seine eigene Abstraktion, das »Goethenthum«, die von ihm »gestiftete« »schöne objektive Welt« trifft. Genau dieses Axiom, daß Personalia in der Kritik dem Prinzip gelten, befolgt Heine ja selbst auf notorische Weise; darauf wird noch zurückzukommen sein. Das Unerhörte, ›Barbarische‹ einer solchen Kritik, die literarischen Takt und Anstand verletzt, ist selbst ›notwendig‹, nämlich ein Signal des hereinbrechenden Neuen, das dem Kunstprinzip sein Ende bereitet. Die Epitheta des Nordens und des Südens, der Barbarei und der Zivilisation, der ›wildesten Subjektivität‹ und ›schönen Objektivität‹ haben ihren Sinn darin, daß das Nordische seit dem Sturm und Drang als das Nationale, also Politische und tendenziell Anti-Ästhetische gilt, das sich mit Naturgewalt gegen die Herrschaft einer fremden, südlichen Formenwelt durchsetzt. Ironischerweise hatte Goethe sich seinen ersten Ruhm ja gerade als Polemiker gegen die französische Regelkunst und als Fürsprecher des Nordischen, Regellosen und Genialen erworben. Und selbst in klassischer Zeit zielte er zusammen mit Schiller in den *Xenien* in einer gepfefferten satirischen Attacke auf literarische Gegner. In Heines Augen hat jedoch die zeitgenössische Kritik eine vorher nie erreichte Schlagkraft erlangt, die alle ästhetischen Normen, sogar die bisher in der satirischen Kritik geltenden Regeln, zugunsten einer aufs ›Subjekt‹ gegründeten Unmittelbarkeit vernichtet. Dabei sieht Heine sich selbst als Anführer. In einem Brief an Karl August Varnhagen von Ense vom 4. Februar 1830 erklärt er, daß seine eigene Art der literarischen Kriegsführung mittels böser satirischer Invektiven, wie der gegen August von Platen, entscheidend über die Grenzen dessen hinausgehen müsse, was Goethe und Schiller in ihrer »xeniale[n], himmelstürmende[n] Zeit«, in ihren »Titanenflegeljahre[n]«,¹³ zustande gebracht hätten:

Dann wieder die Klage: ich hätte gethan was in der deutschen Literatur unerhört sey – Als ob die Zeiten noch dieselben wären! Der Schiller-Göthesche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst – jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt ein in die Literatur, und der Krieg wird ernster. [...] Ich glaube nicht daß ich hier, wie bey meinen Liedchen, viel Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil, und die Sache des Volks ist nie die Populare Sache in Deutschland.¹⁴

¹² Ebd.

¹³ Ebd., S. 248.

¹⁴ Heine an Karl August Varnhagen von Ense, 4.2.1830 (*Heinrich Heine: Säkularausgabe*. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen

Der Eintritt der »Revoluzion« in die Literatur bedeutet nichts Geringeres als eine Aufhebung genau der Grenze zwischen Leben und Kunst, Ungeformtem und Geformtem, auf die sich alle Bestrebungen der »Kunstperiode« konzentrierten. Wenn in der Polemik der »Kunstperiode« die vom »Leben« getrennte »Kunst« verfochten wurde, so nun das in die Kunst eingedrungene Leben, und das bedeutet: die »Interessen« des bisher von der Kunst ausgeschlossenen »Volks«. Außer diesem demokratischen Aspekt der von der Kunst vertretenen Lebensinteressen ist der ästhetische bedenkenswert: Nicht mehr die Lyrik des *Buches der Lieder*, sondern die essayistische Prosa der *Reisebilder*, die, so meint Heine vorschnell, in Deutschland keine »Nachfolger« finden werde, sei Ausdruck einer neuen, nachklassischen Literatur. Wenn man die »Unerhörtheit« seiner eigenen Platen-Kritik bedenkt, auf die Heine sich hier bezieht, so kommt noch ein kulturkritischer Aspekt hinzu. Indem die literarische Kritik sich über das Tabu der Körperlichkeit hinwegsetzt und im wahrsten Sinne unter die Gürtellinie schlägt, öffnet sie dem Literarischen – dem, was in geformter, publizierter Sprache ausgedrückt werden kann und darf – eine Dimension, die von Zeitgenossen und von der späteren Literaturgeschichte mit dem Saint-Simonistischen Schlagwort »Emanzipation des Fleisches« bezeichnet worden ist. Dieses emanzipative Gebot der »revolutionären« Kritik zielt nicht allein auf eine gesellschaftlich produktive Freisetzung unterdrückter erotischer Bedürfnisse. Es geht der Kritik vor allem um eine Freilegung libidinöser Energien in Kunst und Kultur, sozusagen um die Rückführung kultureller Gebilde auf einen *élan vital* in einer Weise, die das Denken Friedrich Nietzsches und die Lebensphilosophie der Jahrhundertwende vorwegnimmt; dieser physiologische Grundzug verbindet die jungdeutsche Kritik jedoch vor allem mit gleichzeitigen frühsozialistischen und soziologischen Bestrebungen in Frankreich.¹⁵ Bei dieser fundamentalen Neuorientierung der literarischen Kritik kommt nun den Weimarer Klassikern, vor allem aber Goethe, eine im Negativen wie im Positiven führende Rolle zu.

Dies läßt sich besonders eindrucksvoll an Ludwig Börnes vehementer Goethe-Kritik nachweisen, einer republikanischen Abrechnung mit dem »Dichterfürsten«, der es versäumte, sein hohes Amt im Sinne einer Repräsentation des Volkes zu führen. Mit Goethe seien die Deutschen bislang um ihren Nationaldichter betrogen. Diese politische Kritik ist durch eine moralische unterfüttert, die sich bei näherem Hinsehen als physiologisch erweist. Selbst kränkelnd und deshalb oft zur Kur, legt der ehemalige Medizinstudent Börne vor seiner Emigration nach Paris 1830 in seinem Tagebuch eine diagnostische Kritik nieder, die auf der Lektüre des 1828/29 von Goethe herausgegebenen Briefwechsels mit Schiller beruht:

Kostbar ist ein Brief, den Goethe auf einer Reise nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geschrieben. Wer ihn ohne Lachen lesen kann, den lache ich aus. Goethe, der an nichts Arges denkt [...], entdeckt plötzlich in der Residenz seines Lebens deutliche Spuren von *Sentimentalität*. Erschrocken und argwöh-

Literatur in Weimar und vom Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin, Paris 1970 ff. [= HSA], Bd. 20, S. 385).

- 15 Vgl. Günter Oesterle: *Das Komischwerden der Philosophie in der Poesie. Literatur-, philosophie- und gesellschaftsgeschichtliche Konsequenzen der »voie physiologique« in Georg Büchners »Woyzeck«*. In: Georg-Büchner-Jb. 3 (1983), S. 200-239.

nisch, wie ein Polizeidirektor, sieht er darin demagogische Umtriebe des Herzens – demagogische Umtriebe, die, als gar nicht *real*, sondern *nebulistischer* Natur, ihm noch verhaßter sein müssen, als Knoblauch, Wanzen und Tabakrauch.¹⁶ Er leitet eine strenge Untersuchung ein. Aber [...] bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reise nichts, gar nichts »*nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte*,« findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unschuldige wissenschaftliche Bewegung gewesen sei, die ein leichtes Kunstfieber zur Folge hatte. Die Gegenstände, welche das Blut aufregt, seien *symbolisch* gewesen. Für Zeichen dürfen sich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit gesetzt, versteht sich gegen Kautions, und es wird unter Polizeiaufsicht gestellt. Doch will Goethe die Sache nicht auf sich allein nehmen; er berichtet an Schiller, als seinen Justizminister, darüber und bittet ihn gehorsamst, das *Phänomen* zu erklären. Schiller lobt Goethe wegen seiner Achtsamkeit und seines Eifers, beruhigt ihn aber und sagt, die Sache habe nichts zu bedeuten.¹⁷

Goethe erscheint hier als Opfer seiner eigenen Affektkontrolle. Gelingt es einer Emotion wie vermeintlicher »Sentimentalität« beim Besuch der Heimatstadt, die vom Kopf regulierte Ordnung zu durchbrechen, so gerät das ganze System in Aufruhr. Der Witz dieser physiologischen Kritik liegt natürlich in der Analogie von Körperkontrolle und politischer Kontrolle: Die »demagogischen Umtriebe« des Herzens werden gnadenlos von der Polizei des Kopfes verfolgt, namhaft gemacht, untersucht, eingesperrt und erst wieder auf Kautions freigelassen, als eine strenge Untersuchung die bloß »symbolische« Natur des Gegenstandes festgestellt hat, der den Aufruhr verursachte. Wie aus Goethes Brief hervorgeht, sind diese aufregenden Symbole oder Zeichen allgemein bedeutsame menschliche »Fälle«. Das »Bezeichnete« selbst wäre demnach also die nackte menschliche Wirklichkeit, von der sich Goethe – in Börnes Sicht nur allzu typisch für seine »Kälte« – fernhält. Es gibt Goethe jedoch zu denken, daß sich diese Fälle nicht in poetische Form, sondern allenfalls in die einer launigen Reisebeschreibung nach dem Muster von Lawrence Sternes *Sentimental Journey* würden bringen lassen. In seinem Brief heißt es fast ohne alle Selbstironie:

[...] weil man [...] ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine *ideale* geben, eine *menschliche* im höhern Sinn, das man auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck *sentimental* nannte, und Sie werden also wohl nicht lachen, sondern nur lächeln, wenn ich Ihnen hiermit zu meiner eignen Verwunderung darlege, daß ich [...] wahrscheinlich noch in Gefahr komme *empfindsame Reisen* zu schreiben.¹⁸

16 Es handelt sich hier um eine Anspielung auf das 66. Venezianische Epigramm: »Vieles kann ich ertragen! die meisten beschwerlichen Dinge / Duld ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut; / Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider, / Viere: Rauch des Tobaks, Wanzen und Knoblauch und †« (FA I, 1, S. 457).

17 Ludwig Börne: *Aus meinem Tagebuche*. In: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Inge und Peter Rippmann. Bd. 2. Düsseldorf 1964, S. 769 f.

18 Goethe an Schiller, 16.8.1797 (HA Briefe, Bd. 2, S. 297 f.).

Ein Außer-Kontrolle-Geraten der Empfindungen gegenüber dem beobachtenden Kopf angesichts menschlicher »Fälle« ist demnach nicht zu befürchten. In Börnes Lektüre dieser Passage bestätigt der Justizminister – also Schiller, dem dies alles gemeldet und der um ein Gutachten gebeten wird –, daß die sentimentalischen »Umtriebe« keine akute Gefahr für die Kunstwelt darstellen und daß das wachsame Auge des Polizeidirektors seiner Pflicht entsprochen habe. Börnes physiologisch-politische Analogie trifft dreifach ins Schwarze. Sie korreliert eine auf Gefühlskontrolle gegründete »Bürger«-Mentalität mit einem System politischer Unterdrückung, verknüpft diese Ordnung symbolisch mit dem kulturellen Ikonenpaar Goethe und Schiller und führt dabei obendrein die »neue« Praxis des Schreibens vor, wie sie auch Heine befolgt, nämlich die, durch das Medium witziger Kritik die Kunstwelt im Hinblick auf ihre künstliche Trennung vom Leben so auseinanderzunehmen, daß das Lachen des Lesers (in das Schiller *nicht* auszubrechen imstande sein soll) wie eine affektive Befreiung wirkt.

Natürlich ist Börnes Kritik nicht ohne eine geradezu kongeniale Einfühlung in Goethes – von Börne so genannte – »Seelendiät« zu denken. An einer anderen Stelle im Tagebuch »bemitleidet« Börne Goethes Zwang, um seiner Gesundheit willen »Alle Empfindungen« in den »metrischen Käfig« zu sperren, das heißt nicht eher zu ruhen, als bis er ein beunruhigendes Gefühl in Gedichtform gebracht und sich dessen damit seelisch entledigt habe.¹⁹ Der Hypochonder Börne, der von sich behauptet, »die Witterung der Zeit« mit- und vorauszufühlen wie »Frösche, Spinnen, Hunde und die Tiere überhaupt« die »Veränderungen und Krankheiten der Natur« vorausspüren,²⁰ will »Tausendmal lieber krank sein« als »solch einer hypochondrisch-ängstlichen Seelendiät« wie der Goetheschen »gehorschen«.²¹ Das Modell Goethe ist bedeutsam, weil es negativ zeigt, was nun positiv gewendet wird: die vom kreativ Tätigen bewußt genutzte Körperlichkeit. Hatte Goethe auf »klassische« Weise Kunst geschaffen, indem die Affekte im Kunstwerk vergegenständlicht und damit aus dem Leben ausgeschieden wurden, so soll nun die affektive Bindung der Literatur ans Leben erhalten bleiben, auf die Gefahr hin, daß die Literatur nicht über ihren Tag hinaus Bestand hat und der Schreibende sich physisch verausgabt, also chronisch an der Literatur erkrankt statt sich durch sie gesund zu erhalten. Die von Goethe vorgelebte körperliche Ökonomie des literarischen Schaffens bildet somit ein umgekehrtes Modell des von Börne definierten »Zeitschriftstellers«.²² Diesen versetzt schon ein »Zeitungsartikel« in die »lebhafteste Aufregung«, da er mit den »Nerven« seines »Gemüths« an »das Geflecht der Geschichte angesponnen« zu sein scheint – so Karl Gutzkow in seiner Biographie Börnes, 1840 erschie-

19 Börne (Anm. 17), S. 784. Daß Börne als Goethe-Gegner ein »ausgezeichneter Goethe-Kenner« war, hat jüngst Inge Rippmann erwiesen: »*Ihn tadeln heißt ihn achten*«. *Goethe im Gegenlicht*. In: *Goethe im Vormärz*. Hrsg. von Detlev Kopp u. Hans-Martin Kruckis. Bielefeld 2004, S. 49-70; hier S. 55.

20 Börne (Anm. 17), S. 777 f.

21 Ebd., S. 784.

22 Vgl. Wulf Wülfing: *Schlagworte des Jungen Deutschland. Mit einer Einführung in die Schlagwortforschung*. Berlin 1982, S. 124-127.

nen, im selben Jahr wie Heines berüchtigte (aber noch nicht so betitelte) *Denkschrift* über Börne.²³

Die *Denkschrift* ist für unseren Zusammenhang insofern wichtig, als Heine in ihr seine literaturgeschichtliche Darstellung Goethes und Schillers, die er während der dreißiger Jahre im Rahmen der *Romantischen Schule* profiliert hatte, in Form einer indirekten Selbstdarstellung zum Abschluß bringt. Durch die kulturphysiologische Kritik seines Kontrahenten Börne skizziert Heine sich selbst, aber die Darstellung dieses Antagonismus ist ohne die Folie der Goethe- und Schiller-Kritik in der *Romantischen Schule* nicht zu denken.

Bekanntlich porträtiert Heine seinen verstorbenen Gegner als Inkarnation eines Prinzips, oder richtiger eines kulturellen Typus, nämlich des ›Nazareners‹, des Asketen, in dem die jüdisch-christliche Tradition ihren Ausdruck finden soll. Den Gegensatz dazu, den ›Hellenen‹, erblickt Heine in sich selbst, interessanterweise nun genau in der Nachfolge Goethes, dessen ›schöne Objektivität‹ Heine ja selbst mit der gesamten »Kunstperiode« für passé erklärt und in der ›wildesten Subjektivität‹ seiner eigenen *Reisebilder*-Kritik auch praktisch überholt hatte. Jedoch schon im *Nordsee*-Zyklus der *Reisebilder* hatte er dem »großen Heiden«, von ihm »Wolfgang Apollo« genannt,²⁴ eine Zukunft vorausgesagt, die nun offensichtlich in Heines eigenen Schriften angebrochen sein soll. In der *Romantischen Schule*, konzipiert als ›Programm‹ der ›neuen Literatur‹ nach Goethes Tod,²⁵ hatte er die Stellung Goethes weiter differenziert. Goethe erscheint hier als der napoleonische Alleinherrscher in der deutschen Literatur der »Kunstperiode«, unter dem sich die Sicht von der Kunst als einer unabhängigen zweiten Welt herausbildete und der zwar formvollendete, jedoch sterile »Meisterwerke« hervorbrachte:

Sie zieren unser theueres Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen. Man kann sich darin verlieben, aber sie sind unfruchtbar: die goetheschen Dichtungen bringen nicht die That hervor, wie die Schillerschen.²⁶

Hier wird Monumenthaftigkeit bereits dem Goetheschen Werk selbst zugeschrieben – es versteinert nicht im Lauf der Zeit, sondern wird im Gegensatz zu Schillers politisch anfeuernder Klassizität schon als kalter Marmor in die Welt gesetzt. In einer Passage, die selbst Goethes lebende Physiognomie als klassisches Meisterwerk darstellt und sie direkt mit der seiner »Statuen« zusammenschließt, heißt es dann:

[...] seine Gestalt war harmonisch, klar, freudig, edel gemessen, und man konnte griechische Kunst an ihm studieren wie an einer Antique. Dieser würdevolle Leib war nie gekrümmt von kristlicher Wurmdeuth, die Züge dieses Antlitzes waren nicht verzerrt von christlicher Zerknirschung; diese Augen waren nicht kristlich sündnerhaft scheu [...]: – nein, seine Augen waren ruhig wie die eines Gottes.²⁷

23 Karl Gutzkow: *Börne's Leben*. Hrsg. von Catherine Minter u. Martina Lauster. Münster 2004, S. 27.

24 Heinrich Heine: *Die Nordsee*. 1826. Dritte Abtheilung. In: *Reisebilder*. Zweyter Theil (DHA 6, S. 141-167; hier S. 146).

25 Heine an Heinrich Laube, 8.4.1833 (HSA 21, S. 52).

26 Heinrich Heine: *Die Romantische Schule* (DHA 8/1, S. 121-249; hier S. 155).

27 Heine (Anm. 26), S. 162.

Goethe als Gott – sein Tod ist eine Apotheose, die bestätigt, was Heine schon im *Nordsee*-Zyklus beschäftigte und was in der Menzel-Rezension wiederaufgenommen wurde: der Tod der klassischen Zivilisation und ihrer Götter unter dem Ansturm der barbarischen, ›wildesten Subjektivität‹. In der Börne-*Denkschrift* kommt nun Börne die Stelle des Angreifers auf alles ›Hellenische‹ zu. Börnes seit 1832 öffentlich vorgetragene Anwürfe gegen Heine, so impliziert die *Denkschrift*, hätten ihren Grund letztlich nicht im Politischen, sondern in dem typologischen Gegensatz, der den Nazarener Börne schon gegen den Hellenen Goethe aufgebracht habe. In Börnes Attacken gegen Goethe (und implizit ist damit nun auch Heine gemeint)

[...] wirkte [...] ein Hader, welcher, alt wie die Welt, sich in allen Geschichten des Menschengeschlechts kund giebt, und am grellsten hervortrat in dem Zweykampfe, welchen der jüdische Spiritualismus gegen hellenische Lebensherrlichkeit führte, ein Zweykampf, der noch immer nicht entschieden ist und vielleicht nie ausgekämpft wird: der kleine Nazarener haßte den großen Griechen, der noch dazu ein griechischer Gott war.²⁸

Heine impliziert zwar nicht, daß er selbst nun die göttlich-statueske Stelle Goethes ausfülle, wohl aber, daß er als ›Hellene‹ den verborgenen Schatz einer nach-christlichen Zukunft zu hüten habe,²⁹ und dies setzt ihn unweigerlich in denselben »Zweykampf« mit Börne. Da dieser Antagonismus kulturtypologisch begründet wird, also Börne als Repräsentant jüdisch-christlicher, spiritualistischer, republikanischer Bilderfeindlichkeit erscheint, Heine als der eines heidnischen, sensualistischen, ›lebensheiteren‹ und ›realistischen Wesens‹,³⁰ kann Heine den Gegner Börne auch in seiner ganzen physischen Existenz als Widerpart seines eigenen wohlgerundeten Selbst darstellen:

Das bische Fleisch, das ich früher an seinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verschwunden, vielleicht geschmolzen von den Stralen der Juliussonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus seinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er saß, oder vielmehr er wohnte in einem großen buntseidnen Schlafrock, wie eine Schildkröte in ihrer Schaale, und wenn er manchmal argwöhnisch sein dünnes Köpfchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zu Muthe. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Aermel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundschaftlichen Händedruck ausstreckte. In seiner Stimme zitterte eine gewisse Kränklichkeit, und auf seinen Wangen grinsten schon die schwindsüchtig rothen Streiflichter.³¹

Die Physiognomie Börnes ist genau wie die Goethes, der marmornen griechischen Götterstatue, ganzheitlich gezeichnet, so daß Person, Physis und Werk, und bei Börne eben auch noch die Politik, eine Gesamtsignatur hinterlassen. Allerdings trägt dieses Porträt stark pathologische Züge: die Skeletthaftigkeit der Gestalt ist

28 Heinrich Heine: *Ludwig Börne. Eine Denkschrift* (DHA II, S. 11-132; hier S. 18).

29 Vgl. Heine (Anm. 28), S. 34.

30 Vgl. ebd., S. 19.

31 Ebd., S. 59.

sowohl der Schwindsucht als auch der verzehrenden Gewalt der politischen Idee zuzuschreiben, in deren Dienst Börne sich und sein ganzes Schaffen gestellt hat. Genau hier aber, im Zeichen der Krankheit, reicht der nach-Goethesche Hellene seinem nazarenischen Widerpart die Hand. Die »Stralen der Juliussonne« waren nämlich auch dem Verfasser der *Denkschrift* »ins Hirn geflogen«, ³² und die Bildlichkeit, die er für den politischen Sonnenstich des Jahres 1830 meist findet, ist die des ›Rausches‹. In die *Denkschrift* eingeschoben – und die Zeit vor und nach 1830 verbindend – ist eine Folge von Memoiren-Aufzeichnungen des Jahres 1830, die sozusagen als Achse der ganzen Schrift fungieren und in denen das Verbindende der beiden gegensätzlichen Typen, nämlich ihre Berauschung durch die ›Idee‹ revolutionärer Befreiung, angedeutet wird. Diese setzt sie beide in Gegensatz zu Goethe und – in die Nähe Schillers. Die Nachricht von der Julirevolution, »Sonnenstralen, eingewickelt in Druckpapier«, so das Ich der autobiographischen Schrift, »entflammt meine Seele, bis zum wildesten Brand«. ³³ In diesem Zustand kommt ihm ein Vers Schillers in den Sinn, angeblich aus der *Glocke*, in Wirklichkeit aber aus den *Worten des Glaubens* und aus dem Gedächtnis nicht korrekt zitiert:

»Den Sklaven, wenn er die Kette bricht,

Den freyen Mann, den fürchte nicht!«

Du siehst wie berauscht ich bin, wie außer mir, wie allgemein ... ich zitiere Schillers *Glocke*. ³⁴

Vor 1830 hatte Heine Schiller an die Seite Goethes gestellt, indem er den von ihnen geführten *Xenien*-Kampf als bloßen »Kartoffelkrieg« bezeichnete, der für die Kunst, den Schein des Lebens, geführt werde. Nun aber berauscht Schillers ›allgemeine‹ Menschheitsidee in einer wirklichen revolutionären Situation; das ›Wort‹ vom kettenbrechenden Sklaven und vom ›freien Mann‹ ist ›Tat‹ geworden und Schiller damit aus der Scheinwelt der Kunstperiode gewissermaßen ins Leben erlöst. Schiller und die Tendenz zur krankheitsfördernden Aufopferung für die Idee bilden das Band zwischen den verfeindeten Dioskuren Heine und Börne, jedenfalls in Heines Sicht. Schon in der *Nordsee* hatte er, offensichtlich sich selbst mit einbeziehend, davon gesprochen, daß »wir, die wir meist alle krank sind«, an der ›gesunden‹ und ›einheitlichen‹ Weise von Goethes ›plastischem‹ Denken und Schaffen kaum teilhaben können, über die sich Goethe selbst in seiner »naiven Unbewußtheit« gar nicht im klaren sei. ³⁵ Dies ist eine deutliche Darstellung aus der Sicht des von Schiller vorgeprägten (aber hier von Heine nicht ausgewiesenen) ›sentimentalischen‹ Modernen.

Wo stehen die jüngeren Jungdeutschen in diesem komplexen politisch-kulturellen Orientierungsprozeß der Literatur nach 1830? Sie haben außer den neu zu bestimmenden Navigationspunkten Goethe und Schiller sowie der ›Romantischen Schule‹ und Jean Paul ihre Mentoren Menzel, Börne und Heine, denen sie teils nachsteuern, teils aus der Spur fahren und eigene Wege einschlagen. Eine Aufzählung der

³² Ebd., S. 50.

³³ Ebd., S. 48.

³⁴ Ebd., S. 49.

³⁵ Heine (Anm. 24), S. 147 f.

verschiedenen Beurteilungen Goethes und Schillers ihrerseits wäre wenig ergiebig. Interessant ist aber der Konsens, der um 1835 einsetzt, daß nämlich die Zeit des kritischen Aufräumens mit der Erbschaft der »Kunstperiode« vorüber sei und ernsthaft an die Begründung einer »positiven« neuen Literatur gegangen werden müsse. Genau diesen Versuch unterdrückt der Bundestagsbeschluß vom Dezember 1835, den ausgerechnet der ehemalige Komplize Menzel, nun zum »Denunzianten« geworden, mit herbeigeführt hat. Die Sinnlichkeit, die ihm schon an Goethe mißfiel, wird jetzt den Behörden zum Anlaß, eine ganze Gruppe angeblich sittengefährdender, die »Emanzipation des Fleisches« propagierender und »unchristlicher« Autoren mit Publikationsverbot zu belegen. Jedenfalls scheint es bedeutsam, daß die beiden Schriftsteller, deren Projekt einer *Deutschen Revue* zur Sammlung aller literarischen und wissenschaftlichen Kräfte dem Verbot zum Opfer fiel, nämlich Karl Gutzkow und Ludolf Wienbarg, auch diejenigen waren, die den positiven Neubeginn literarischen Schaffens ausdrücklich auf Goethe und nicht auf den politisch attraktiveren Schiller begründen wollten. Für sie bot Goethe den Anknüpfungspunkt eines der Gegenwart angemessenen, soziologischen Verständnisses der Literatur, das sich gleichzeitig in Frankreich und England herausbildete.

Wienbarg hat dies vor allem in seinem Aufsatz *Goethe und die Weltliteratur* dargelegt, im März 1835 in den *Literarischen und kritischen Blättern der Börsen-Halle*, Hamburg, erstveröffentlicht und im selben Jahr in seinem Band *Zur neuesten Literatur* erschienen.³⁶ Goethe habe den innigeren Bezug zu seiner Zeit gehabt als Schiller, und wenn das Bild der Gesellschaft wie z. B. im *Wilhelm Meister* spröde und artistisch ausfalle, so gehe dies eben auf Rechnung der quälenden Lebensleere im damaligen Deutschland. Schiller sei die Fähigkeit, sich mit der »Öde« der Verhältnisse abzufinden, nicht gegeben gewesen. Nach dem »wildschönen« Ausbruch der *Räuber* seien die Zustände für seine »Herzlichkeit« so »unerträglich« geworden, daß er »Täuschung« suchte und sie »in seinen bewunderten und bewunderungswürdigen idealen Dichtungen und philosophischen Charakterdramen« fand.³⁷ Diese Argumentation begründet die »Kunstperiode« sozialgeschichtlich und macht sie daher für eine im Sozialen fußende »neue« Literatur interessant. Im Gegensatz zu Heine argumentiert Wienbarg, daß es Schiller und Goethe sehr wohl um das Leben selbst, nicht um den »Schein des Lebens« in der Kunst gegangen sei. Schiller wurde aus Not Idealist; Goethe aber schreckte vor seiner eigenen prometheischen Courage, »das Feuer der Poesie vom Himmel zu holen«, zurück, da er damit »dem dünnen Holz des Lebens zu nahe« kam und beinahe einen revolutionären Brand entfacht hätte.³⁸ Danach habe er die Poesie auf Frauengestalten wie Mignon und Ottilie verlagert, die im wirklichen Leben keinen Raum hätten,

36 Zur jungdeutschen Anknüpfung an Goethe in dieser Beziehung vgl. Hartmut Steincke: »Weltliteratur« – Zur Diskussion der Goetheschen »Idee« im Jungen Deutschland. In: *Das Junge Deutschland. Kolloquium zum 150. Jahrestag des Verbots vom 10. Dezember 1835*. Hrsg. von Joseph A. Kruse u. Bernd Kortländer. Hamburg 1987, S. 155-172.

37 Ludolf Wienbarg: *Goethe und die Weltliteratur*. In: *Ästhetische Feldzüge*. Hrsg. von Walter Dietze. Berlin, Weimar 1964, S. 199-214; hier S. 212.

38 Wienbarg (Anm. 37), S. 203.

und die Prosa den langweiligen, im Provinziellen gefangenen Männern überlassen. Diese Trennung der poetischen, weiblichen »Seele« vom prosaischen, männlichen »Körper« – so Wienbargs physiologische Argumentation – sei die Antwort des Realisten Goethe auf die leidvoll erfahrene Gegenwart gewesen, auf das entleerte »ästhetisch-sittliche Leben seiner Zeitgenossen«. Goethes Werke seien daher sogar in ihrer Entfernung vom Leben »Magnetnadeln«, die auf den »Polarstern« der Einheit von »Poesie und Leben« deuten:

Poesie und Leben sind Inseparabeln, das Weibchen härt sich tot, wenn das Männchen von ihm getrennt. Wer die Poesie vom Leben trennt, trennt das Leben von der Poesie. Diesen Goetheschen Grundsatz nennen wir das große Goethesche Samenkorn, ausgestreut in die Literaturen des neunzehnten Jahrhunderts, so lange kritisch-polemisch wuchernd [...], bis es herausschlägt an den hellen Tag und die Welt mit ungeahnter Schönheit überrascht.³⁹

Das »Samenkorn« nicht nur der »jungen« deutschen Literatur, sondern der gesamten modernen sozialen Literatur Europas liegt also – man höre und staune – in Deutschland. Vor allem von Goethe, der Shakespeare in sich hineinarbeitete, gehen »revolutionäre Stöße«⁴⁰ auf die französische und englische Literatur aus, einfach dadurch, daß er »keine Helden« und »keine großen Charaktere« dichtete, sondern bloß »seine Zeitgenossen« schilderte.⁴¹ Walter Scott, Byron, Edward Lytton Bulwer, Heine, Victor Hugo und Jules Janin, die »großen und kleinen, jetzigen und künftigen« Zeitpoeten und Sittenzeichner, Verfasser von »dramatischen Charakterbildern« und »analytischen Gesellschaftsromanen«,⁴² werden eine moderne »Weltliteratur« bilden, der Goethe nicht nur den Anstoß, sondern auch den Begriff gab. Zentral in Wienbargs Gedankengang – und dies verbindet ihn mit den Frühschriften Nietzsches – ist die Vorstellung einer Jugend, die unter dem Ballast des Alten das herauszuerkennen befähigt ist, was ihrem eigenen Neuerungsdrang entgegenkommt. Mochte der alte Goethe seine gegen das Konventionelle verstoßenden Jugendschöpfungen auch noch so von sich abtun: »Europas Jugend ließ sich nicht irremachen durch des ängstlichen Meisters Vertuschung. Sie berief sich von Goethe dem alten auf Goethe den jungen, von dem Minister Goethe auf Goethe-Prometheus«.⁴³ Im Hinblick auf eine Verschmelzung von Kunst und Leben bzw. ein Aufgehen der Kunst im »schönen«, sozial und politisch sich frei entwickelnden Leben sieht Wienbarg in *Faust* das mächtigste »Samenkorn«:

Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden als Byron durch Goethe, ist eine um so müßigere Frage, als »Faust«, »Manfred«, »Don Juan«, »Reisebilder« aus einer und derselben Quelle geflossen und denselben rebellischen Geist der Kraft und Freiheit atmen, der sich noch tausendfältig wiederholen und sich erst unter *Taten der Schönheit* verlieren wird.⁴⁴

39 Ebd., S. 201.

40 Ebd., S. 206.

41 Ebd., S. 205.

42 Ebd., S. 213.

43 Ebd., S. 203.

44 Ebd., S. 213.

Bei dieser Sicht von *Faust* als eines potenten Zeichens für den schlummernden deutschen Pantheismus bzw. Drang nach irdischer Erfüllung des Göttlichen, dank dessen die Deutschen die nächste große europäische Revolution, d.h. die soziale, anführen werden, folgt Wienbarg Heine.⁴⁵ In seiner Vorstellung von der ästhetischen Selbstbildung, nach der der Mensch nicht bloß ›Spiegel‹ der Schöpfung, sondern selbst Schöpfer und Schöpfer seines Selbst in der Welt sei, daher auch gleich einem ästhetischen Gebilde anzuschauen und zu lesen, ist eine ins Physische gewendete Weiterentwicklung von Schillers Gedanken zur ästhetischen Erziehung, die wiederum auf Nietzsche vorausweist und die Hugh Ridley in einem Aufsatz über Wienbarg und Nietzsche dargestellt hat.⁴⁶

Die jungdeutsche Beschäftigung mit der ›Kunstwelt‹ Goethes und Schillers fördert die Herausbildung eines physiologischen, das heißt lebenswissenschaftlichen Ansatzes, der dem Verständnis literarischen Schaffens zugrunde gelegt wird und der das Soziale als Stoff für die von den Jungdeutschen geforderte moderne Literatur erschließt. In dieser Beziehung ist nun eine Schrift Karl Gutzkows von Bedeutung, *Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte*, geschrieben im Gefängnis 1836 nach dem Wally-Skandal und Bundestagsbeschluß. Sie stellt zugleich eine Abrechnung mit dem Denunzianten Menzel und seiner Goethe-Kritik dar, deren politischer Stoßrichtung Gutzkow in den frühen dreißiger Jahren weitgehend gefolgt war. Die Maßregelung der ›jungen‹ Literatur durch den Kritiker-Papst aus Stuttgart befreit den Blick auf den Horizont von dessen Kritik insgesamt, und besonders auf seine ehemals von vielen bejubelte Abfertigung des Dichterfürsten Goethe, dessen Tod übrigens in Menzels *Literatur-Blatt* mit keinem Wort erwähnt wurde.⁴⁷ Für Gutzkow scheint nun die Zeit gekommen, um das Potential, das in der jungen Literatur unterdrückt wird, auch bei dem von Menzel aus politisch-moralischen Gründen ausgestoßenen Goethe zu entdecken. Zuerst einmal ist dem Vorwurf des »Egoismus« Goethes, einer Konstante der politischen Kritik, z.B. auch der Börnes, ein Ende zu setzen, denn es war ein »Egoismus, den man menschenfreundlich genug sein muß, Allen zu wünschen, nämlich den Egoismus der Gesundheit«. Gutzkows Augenmerk liegt auf Goethes Seelenhygiene, die nicht nur das Funktionieren seiner literarischen Produktion gewährleistete, sondern außerdem profunde Einblicke in den Kräftehaushalt der Gesellschaft seiner Zeit verspricht. Eine solche Ökonomie liegt letztlich jeder historischen Dynamik zugrunde:

Es wäre eine Aufgabe, die ein geistreicher Arzt noch zu lösen hätte, den Antheil zu bestimmen, welchen an der allmählichen Entwicklung des Geschichts- und

45 Vgl. Ludolf Wienbarg: *Ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet*. In: *Ästhetische Feldzüge* (Anm. 37), S. 3-194; bes. S. 169.

46 Vgl. Wienbarg (Anm. 45), S. 52 f. Vgl. auch Hugh Ridley: *Nietzsche and Wienbarg. A consideration of parallels between Nietzsche and the Young Germans*. In: *Nietzsche-Studien* 9 (1980), S. 338-355. Wieder abgedruckt in: *Kulturkritik, Erinnerungskunst und Utopie nach 1848*. Hrsg. von Anita Bunyan u. Helmut Koopmann. Bielefeld 2003, S. 83-104; der Hinweis auf Schiller hier S. 100.

47 Vgl. Wolfgang Leppmann: *Goethe und die Deutschen. Vom Nachruhm eines Dichters*. Stuttgart 1962, S. 63.

Menschheitszweckes das Befinden des Körpers und der Seele hat. Man sollte gründlich nachweisen, [...] wie viel physisches Wohlbefinden die Menschheit abtreten mußte, um eine Bereicherung ihrer Kenntnisse und geistigen Besitzthümer dagegen einzutauschen. Eine Geschichte vom medizinischen Standpunkte müßte eine der größten Erweiterungen unseres Selbsterkenntnisses sein.⁴⁸

Eine Geschichte des zivilisatorischen Fortschritts vom quasi medizinischen Standpunkt wäre also noch zu schreiben, und hier bietet die lebenswissenschaftliche Observanz Goethes brisantes Material:

[...] wer kann sich die Sturm- und Drangperiode, namentlich die romantische Schule ohne gewisse Übel denken, die eine wechselseitige Bedingung von Leib und Seele herbeiführten? Göthe erlebte die verheerendsten Beispiele outrirender Genialität. Wie lange siechte und fieberte er nicht selbst an seinem Idealismus! Noch während der ersten Weimarer Epoche schrieb Wieland an einen Freund, daß er Göthe's Ruhm nicht um den Preis seiner Körper-Leiden erkaufen möge. Die Erfahrung allein heilte hier vielleicht nicht, aber sie wurde Präservativ. Von jenen Aufwallungen, die das im Geiste Neue, auch in den Nerven und Adern hervorbringt, suchte sich Göthe allmählig zu befreien. Keine Ideenassociation durfte auf ihn eindringen, ohne vorher Quarantaine zu halten. Nach jeder Durchwühlung fremder Begriffsamalgame wechselte er die Kleider und zog die alten nicht wieder an, bis sie von der Gleichgültigkeit durchgeschwefelt waren. Ja wenn man sieht, daß Göthe gewissen Tendenzen, z.B. manchen romantischen, wo er nur konnte, aus dem Wege ging, so muß man glauben, daß er von ihnen eine unmittelbare Ansteckung fürchtete. Und ich würde mich sehr irren, wenn Göthe nicht irgendwo geäußert hat, man könne den Geist eines Buches schon an dessen Geruch erkennen.⁴⁹

Natürlich geht es Gutzkow nicht darum, eine medizinisch orientierte Kulturgeschichte zu schreiben und Goethe als frühen literarischen Zeugen eines Geist-Körper-Bewußtseins ins Feld zu führen. Es soll jedoch die Stellung Goethes in der deutschen Literaturgeschichte neu bestimmt werden, nämlich weder politisch noch ästhetisch, sondern empirisch-kulturhistorisch, und daraus soll die Literatur der Gegenwart Nutzen ziehen. Dieser Nutzen besteht darin, daß die in politische Tendenzen und epigonale Nachahmungen zersplitterte deutsche Literatur durch Goethe zu einem Grundkonsens über das Literarische finden könnte. Anders gesagt: Mit der »Kunstperiode« sind auch die Konventionen einer literarischen Kultur untergegangen; ein sicheres Zeichen dafür ist, daß es einer Menge an publizistisch-politischem Kontextwissen bedarf, um selbst den prominentesten Schriftsteller der Gegenwart »nach seinem Werthe zu charakterisiren«.⁵⁰ Goethes von Gutzkow

48 Karl Gutzkow: *Über Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte*. In: *Schriften*. Hrsg. von Adrian Hummel. Bd. 2. Frankfurt a.M. 1998, S. 951-1088; hier S. 1053 f.

49 Gutzkow (Anm. 48), S. 1054 f.

50 Ebd., S. 1086.

so bezeichnetes »Genie«, zum Maßstab genommen, könnte hier Abhilfe schaffen; wobei Gutzkow »Genie« weder inhaltlich noch formal, sondern rein »formell«, also im Sinne einer Auffassungs- und Darstellungsweise definiert wissen will. Was Goethe mit dem 19. Jahrhundert verbindet, in dessen »Wendepunkt« er steht, ist für Gutzkow seine empirische, vom Besonderen ins Allgemeine fortschreitende Methodik, die er sowohl in der Kunst als auch in der Wissenschaft befolgt. Diese steht quer zu jedem System und damit auch zu dem, was Gutzkow in einer weiteren Schrift von 1836 als überholt und unproduktiv verwirft, nämlich die Hegelsche Geschichtskonstruktion, der er eine »analytische«, »anatomische«, empirische (wir könnten sagen: physiologische oder lebenswissenschaftliche) historische Methodik entgegenstellt.⁵¹ Goethes Empirismus gäbe der »jungen« Literatur aber auch einen weiteren Anknüpfungspunkt für ihre eigenen Belange, und das ist die Freiheit von jeder vorgefaßten Moral. In einem Katalog von neun Maximen, die Gutzkow Goethe in den Mund legt, damit die Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts sich daran orientieren, steht an erster Stelle: »Befreiung des Gedankens vom System und den dogmatischen Formen«, und die letzte ist ein Appell an induktives, moralfreies Verstehen »von innen heraus«, das nicht zuletzt auf Goethe selbst, den durch die dogmatische und moralisierende Literaturkritik Mißhandelten, anzuwenden ist: »Endlich erlaube mir Jeder, der mich nicht geschaffen hat, noch einmal, da meinen Schöpfer zu suchen, wo ich ihn finde!«.⁵²

Mit dieser Maxime des Beurteilens nach dem Maßstab reiner Immanenz, den Goethe selbst vorgibt, würde sowohl der tendenziösen Aburteilung der Weimarer Klassiker als auch dem anderen Extrem, ihrer Monumentalisierung, vorgebeugt. Gutzkow geht es auch darum, dem leeren patriotischen Enthusiasmus für den »Nationaldichter« Schiller einen Riegel vorzuschieben. Erst wenn Goethes Anleitung zu quasi naturwissenschaftlichem, »mikrokosmischem«, »streng an der Sache« orientiertem Verstehen des Kunstwerks, des künstlerischen Schaffens und – wie die Maxime andeutet – auch der Schöpfung einen allgemeinen erkenntnistheoretischen und kritischen Fundus bei den Deutschen gebildet habe, könne die Nation es sich leisten, sich für den »großen Horizont« Schillers zu begeistern:⁵³

Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über die Zeit des Talentes im Reinen ist. Dann kann man auch wieder anfangen, Schiller statt Göthe zu empfehlen.⁵⁴

⁵¹ Vgl. Karl Gutzkow: *Zur Philosophie der Geschichte*. In: *Schriften* (Anm. 48), Bd. 1, S. 553–728. Zu Gutzkows anatomischem Geschichtsverständnis vgl. Martina Lauster: *Enzyklopädie und Anatomie als Muster literarischer Verfahrensweisen im Werk Gutzkows*. In: *Zeitdiskurse. Reflexionen zum 19. und 20. Jahrhundert als Festschrift für Wulf Wülfing*. Hrsg. von Roland Berbig, Martina Lauster u. Rolf Parr. Heidelberg 2004, S. 43–54.

⁵² Gutzkow (Anm. 48), S. 1071 f.

⁵³ Ebd., S. 1017.

⁵⁴ Ebd., S. 1089.

»Zutrauliche Teilhabe« – Goethe und Schiller in der Essayistik Thomas Manns

»Ja, ich habe ihn geliebt von jung auf«, hat Thomas Mann pünktlich zum Goethe-Jahr 1932 und aus Anlaß der Einweihung des erweiterten Frankfurter Goethe-Museums pathetisch bekannt und erläuternd hinzugefügt, daß diese »Liebe« als »höchste Steigerung der Sympathie«, als »Bejahung des eigenen Selbst in seiner Verklärung, Idealität, Vollendung« zu verstehen sei. »Er war das Vor-Bild in einem anderen und letzten Sinn, das Ur-Bild, das Über-Bild, das eigene Wesen ins Vollkommene projiziert, die Möglichkeit einer Liebe und Hingebung überdies, in der das Persönlichste mit dem Allgemeinen verschmolz«.¹

Zweifellos verlangt die Rhetorik der Festrede nach persönlichem Bekenntnis, und insofern mag man solche Pathosformeln als dem Anlaß angemessen bezeichnen. Aber auch unabhängig von Anlaß und Funktion hat Thomas Mann das Projektive seiner Goethe-Bewunderung und das Imitative seiner Begründung stets eng verknüpft. Wie an dieser Rede, so läßt sich auch an vielen anderen der zahlreichen Goethe-Essays, die Thomas Mann seit 1921 verfaßt hat, ein dominantes Argumentations- und Darstellungsverfahren ausmachen: In Goethes eigene Gedankenwelt, im vorliegenden Falle in die Reflexionen zur Ur-Pflanze, zum Urbild und zum Symbolischen, kleidet Thomas Mann, was er an Goethe bewundert. Der Bewunderer imitiert, er zitiert ohne Markierung, und in solch bewundernd liebendem Nachvollzug artikuliert sich zugleich seine Motivation: Goethe ist deswegen groß, die Liebe zu Goethe deswegen »höchste Steigerung der Sympathie«, weil sie erlaubt, was weder Wagner noch Nietzsche, weder Schopenhauer noch Tolstoi dem bewunderungsbereiten und nach eigenem Eingeständnis anbetungsbedürftigen Thomas Mann je erlaubten: »die Bejahung des eigenen Selbst in seiner Verklärung«, die Möglichkeit (oder sollte bei Thomas Mann eher von Notwendigkeit gesprochen werden?), »das eigene Wesen ins Vollkommene projiziert« zu sehen.² Von der für die Mitwelt oft eher lächerlichen denn nachvollziehbaren Selbstbezüglichkeit solcher Bekenntnisse zeugt nicht zuletzt die Karikatur auf Thomas Manns Reden zum Goethe-Jahr 1949.

Projektion und Imitation, Bewunderung und Nachahmung liegen dicht beieinander. Ob indes die so motivierte Verehrung für Goethe diejenige für Wagner und Nietzsche noch übersteigt, soll hier nicht erörtert werden. Wohl aber läßt sich aus Anlaß Schillers, für den Thomas Mann sehr viel früher tiefe Bewunderung

¹ Thomas Mann: *Ansprache bei der Einweihung des erweiterten Goethe-Museums in Frankfurt am Main (1932)*. In: ders.: *Gesammelte Werke in 13 Bänden*. Frankfurt a. M. 1974, Bd. 10: *Reden und Aufsätze 2*, S. 327-339; hier S. 328.

² Ebd.

bekannte als für Goethe, die besondere Modellierung dieser Bewunderung nachweisen: Immer bewegt sich Thomas Mann in der Wort- und Gedankenwelt Schillers oder Goethes, wenn er sich beiden essayistisch zuwendet. Was er an ihnen eher bekenntnishaft als argumentativ, eher apodiktisch als analytisch herausstellt, kleidet sich ins meist unmarkierte Zitat und ist zugleich Eingeständnis projektiver Zwänge. Die Treue zum Gegenstand und die Sehnsucht nach Selbststeigerung, nach Verobjektivierung der eigenen künstlerischen Existenz und nach Spiegelung in ferner Größe – diese Ambivalenz aus imitierender Selbstverkleinerung und bewundernder Selbstbestätigung ist charakteristisch für Thomas Manns essayistischen Umgang mit den Weimarer Dioskuren; sie ist – von Beginn an – eigentümlich ironiefrei und pathosbereit. Es fehlt den Essays – so läßt sich verkürzend behaupten –, was für die literarischen Arbeiten, also vor allem für die Schiller-Erzählung *Schwere Stunde*, für *Lotte in Weimar* und *Doktor Faustus* so charakteristisch ist: die perspektivierende und ironisierende, zwischen Nähe und Distanz changierende Umgangsweise mit Schiller und Goethe.

Im Roman des Jahres 1939 gewinnt das Spiel mit Bewunderung und Haß, Verehrung und Verachtung des großen Mannes eine literarische Form; der »unio mystica« mit Goethe, von der Thomas Mann im Brief an Ferdinand Lion 1938 spricht,³ setzt der Roman eine literarische Dekonstruktion entgegen, die aus dem Geistesriesen den kleingeistigen Egomanen und aus dem verehrten Nationalhelden einen bis ans Lächerliche reichenden Phrasendrescher macht. So der Roman, nicht so die Essays, die in ihrer verehrenden Instrumentalisierung Goethes für die sich wandelnden künstlerischen und politischen Anliegen Thomas Manns jene polyperspektivische Mehrdeutigkeit nicht haben können, die Thomas Mann in *Lotte in Weimar* zur literarischen Meisterschaft treibt.

Demgegenüber scheinen die Rolle und Vorbildlichkeit Schillers von zwar größerer Eindeutigkeit, aber geringerer Relevanz zu sein.⁴ Ob überhaupt von einem irgend angemessenen Verständnis Thomas Manns für Schiller oder nicht eher von »lebenslange[n] Mißverständnisse[n]«⁵ gesprochen werden muß, mag dahingestellt bleiben. Daß Goethe für den um politische und ästhetische Zeitfragen ringenden Thomas Mann von ungleich größerer Bedeutung war als Schiller, ist evident.

Der intellektuelle Weg Thomas Manns vom konservativen Kriegsbefürworter zum semi-sozialdemokratischen Vernunftrepublikaner, vom polemisch-nationali-

3 Thomas Mann an Ferdinand Lion, 15.12.1938. In: ders.: *Briefe II (1937-1947)*. Hrsg. von Erika Mann. Frankfurt a.M. 1992, S. 71 f.; hier S. 72. – Zum Goethebild in *Lotte in Weimar* vgl. vor allem Thomas Mann: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe*. Hrsg. von Heinrich Detering u. a. Frankfurt a.M. 2002 ff. Bd. 9.2: *Lotte in Weimar. Kommentar*. Hrsg. von Werner Frizen (2003); sowie ders.: *Goethe tritt auf*. In: *Lebenszauber und Todesmusik. Zum Spätwerk Thomas Manns. Die Davoser Literaturtage 2002*. Hrsg. von Thomas Sprecher. Frankfurt a.M. 2004, S. 67-88.

4 Zu Thomas Manns Schiller-Rezeption nach wie vor grundlegend: Hans Joachim Sandberg: *Thomas Manns Schiller-Studien. Eine quellenkritische Untersuchung*. Oslo 1965.

5 Vgl. Helmut Koopmann: *Thomas Manns Schiller-Bilder. Lebenslange Mißverständnisse?* In: Thomas Mann Jb. 12 (1999), S. 113-131.

stischen Kritiker des Zivilisationsliteraten zum »Wanderredner der Demokratie«⁶ – diesen Weg geht Thomas Mann essayistisch mit Goethe, nicht mit Schiller. Schon an den Titeln der einschlägigen Arbeiten läßt es sich ablesen: *Goethe und Tolstoi: Fragmente zum Problem der Humanität* (1925), *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters* (1932), *Goethe und die Demokratie* (1949).⁷ Der Versuch, zur Schiller-Lektüre zu verführen und mit ihr zu freundschaftlicher Nähe, mißlingt in *Tonio Kröger* bekanntlich gründlich. Aber die Obsession des einsam Leidenden hat in König Philipp textintern ihr literarisches Modell und mit diesem auch für seinen Erfinder einen Lebensmodus gefunden.

Und doch hatte alles mit Schiller begonnen. Schon der Pennäler Thomas Mann will »behaglich-begeisterte Stunden [...] bei einem Teller voll belegter Butterbrote mit der Lektüre Schillers« verbracht haben.⁸ Die Spuren der *Don Carlos*-Faszination wurden 1903 auf *Tonio Kröger* übertragen, dem es der vereinsamte, schließlich gar weinende Philipp so sehr angetan hatte, daß er den ins Studium von Pferdebüchern vertieften Hans Hansen ebenso nachdrücklich wie vergeblich für Schillers Stück zu gewinnen suchte.

Gleich zweimal hat Thomas Mann Schiller 1905 anlässlich seines 100. Todestages ein literarisches Denkmal gesetzt. Zunächst mit einem aphoristischen Zweizeiler, der am 23. April in der Wiener Tageszeitung *Die Zeit* erschien und im für Schiller typischen Blankvers verkündet: »Die Hemmung ist des Willens bester Freund. / – Den Helden grüß' ich, der Friedrich Schiller heißt«.⁹

Die zweite Zeile ersetzt einen Jambus durch einen Daktylus, so daß die Hemmung auch metrisch realisiert, ihre ästhetisch-ethische Dignität also im Verskörper klanglich präfiguriert wird. Die überwundene Schwäche, die bewältigte Krise und die mühsam, doch am Ende erfolgreich bekämpfte Scheiternsgewißheit zählen ethisch und ästhetisch mehr als krisenimmune Erfolgsszuversicht.

Ein Leitmotiv des Thomas Mannschen Kunst- und Künstlerideals wird in diesem Zweizeiler zu Ehren Schillers exemplifiziert und heroisiert. Der zu Thomas Manns Lebzeiten nie, sondern erst in der *Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe* wieder gedruckte Widmungstext ist überdies ein unmarkiertes Selbstzitat aus Thomas Manns einzigem Schauspiel *Fiorenza*, das ebenfalls 1905 fertiggestellt

6 Thomas Mann: *Der Künstler und die Gesellschaft* (1952). In: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 1), Bd. 10: *Reden und Aufsätze* 2, S. 386–399; hier S. 397.

7 Zu den politischen Dimensionen von Thomas Manns Goethe-Nachfolge vgl. Dieter Borchmeyer: *Goethe, Thomas Mann und die Idee der Politik*. In: *Goethe im Gegenlicht*. Hrsg. von Dieter Borchmeyer. Heidelberg 2000, S. 109–130; Hans R. Vaget: »Goethe oder Wagner«. *Studien zu Thomas Manns Goethe-Rezeption 1905–1912*. In: ders., Dagmar Barnouw: *Thomas Mann. Studien zu Fragen der Rezeption*. Bern, Frankfurt a. M. 1975, S. 1–18.

8 Thomas Mann: *Lebensabriß*. In: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 1). Bd. 11: *Reden und Aufsätze* 3, S. 98–144; hier S. 108 f.

9 Thomas Mann: *Über Schiller*. In: ders.: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* (Anm. 3). Bd. 14.1: *Essays I, 1893–1914*. Hrsg. von Heinrich Detering unter Mitarbeit von Stephan Stachorski (2002), S. 83; vgl. außerdem den Kommentar in Bd. 14.2: *Essays I, 1893–1914. Kommentar*, S. 117 f.

und dann 1907 uraufgeführt worden war; ein Stück, das Thomas Mann wohl zu Recht für gescheitert hielt und mit dem er sich erfolglos herumgeplagt hatte.

In der 7. Szene des 3. Akts erklärt Lorenzo di Medici: »Der Mühelose wird nicht groß. Wär' ich schön geboren, nie hätte ich zum Herrn der Schönheit mich gemacht. Die Hemmung ist des Willens bester Freund«. ¹⁰

Größe und künstlerische Leistung im »Wille[n] zum Schweren« ¹¹ zu fundieren und Heldentum als ein »leidendes »Heldentum« ¹² zu entwerfen – diese für Thomas Mann so typische Verbindung von Schwäche, Leidensbereitschaft und Außen-seitertum verkörpert Schiller. In der Erzählung *Schwere Stunde* des Jahres 1905 findet sie ihre ästhetische Ausformung, indem Thomas Mann seinen namentlich nicht identifizierten, als Schiller gleichwohl mühelos identifizierbaren Protagonisten erfolgreich gegen alle auch nur irgend denkbaren materiellen und immateriellen Widrigkeiten erfolgreich sich behaupten läßt: Kälte und Krankheit, Einsamkeit und Selbstzweifel, verzweifelte Gewißheit des Scheiterns und quälerische Konfrontation mit dem »Andere[n]«, »der dort, in Weimar« ¹³ lebte. Der Held sieht sich gefangen in einem selbst gezimmerten Versagenskomplott, das seine zerstörerische Kraft nicht zuletzt dem Wissen darüber verdankt, daß es auch anders geht. Goethe erscheint in der überwiegend als erlebte Rede gestalteten Erzählung als Gegenbild und Urbild freier schöpferischer Kraft: »Der war weise. Der wußte zu leben, zu schaffen; mißhandelte sich nicht; war voller Rücksicht gegen sich selbst ...«. ¹⁴

Thomas Manns kleine Erzählung zum Schillerjahr 1905, ¹⁵ eine Auftragsarbeit für die Sondernummer des *Simplicissimus*, liefert das frühe erzählerische Konzentrat einer Kunst- und Lebensproblematik, durch die das Kunstwerk dem Leiden an ihm abgerungen und der schmerzhafteste Lebensverzicht Bedingung dieses Werkes

¹⁰ Thomas Mann: *Fiorenza*. In: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 1). Bd. 8: *Erzählungen*. *Fiorenza. Dichtungen*, S. 961–1067; hier S. 1062 f.

¹¹ Thomas Mann: *Schwere Stunde*. In: ders.: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* (Anm. 3). Bd. 2.1: *Frühe Erzählungen 1893–1912*. Hrsg. von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig (2004), S. 419–428; hier S. 426.

¹² Vgl. dazu Heinrich Deterings Kommentar zu *Über Schiller*. In: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* (Anm. 3). Bd. 14.2: *Essays I, 1893–1914. Kommentar*. Hrsg. von Heinrich Detering unter Mitarbeit von Stephan Stachorski (2002), S. 117 f.; hier S. 117.

¹³ Mann (Anm. 11), S. 421.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Über Entstehung, Rezeption und Komposition von *Schwere Stunde* informiert: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* (Anm. 3). Bd. 2.2: *Frühe Erzählungen 1893–1912. Kommentar*. Hrsg. von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig (2004), S. 289–313. Vgl. außerdem Richard Täufel: *Thomas Manns Verhältnis zu Schiller. Zur Thematik und zu den Quellen der Novelle »Schwere Stunde«*. In: *Betrachtungen und Überblicke zum Werk Thomas Manns*. Hrsg. von Georg Wenzel. Berlin, Weimar 1966, S. 207–237; Günter Blamberger: »Eine Lohé, emporgeschlagen aus der Glut seines Künstleregoismus«. *Thomas Manns »Schwere Stunde«*. In: ders.: *Das Geheimnis des Schöpferischen oder »ingenium est ineffabile?«*. *Studien zur Literaturgeschichte der Kreativität zwischen Goethezeit und Moderne*. Stuttgart 1991, S. 171–185.

wird. Der an seinem »unheimliche[n] Schnupfen«¹⁶ wie an den Kompositionsproblemen des *Wallenstein* leidende Schiller wird zum Exempel für jenes leidende Heldentum, das Thomas Mann ein Jahr später im Brief an Kurt Martens als ein »Trotzdem«, als »überwundene Schwäche«¹⁷ charakterisieren und das im *Tod in Venedig* in Aschenbachs Überzeugung wiederbegegnen wird, »daß beinahe alles Große [...] als ein Trotzdem dastehe, trotz Kummer und Qual, Armut, Verlassenheit, Körperschwäche, Laster, Leidenschaft und tausend Hemmnissen zustande gekommen sei«.¹⁸

Thomas Manns fasziniertes Plädoyer für Kunst als Leidenswerk und den Künstler als einen Schmerzensmann durchzieht sein gesamtes literarisches und essayistisches Œuvre. In welchem Maße er das an Schiller vorgebildet und in Schiller verkörpert sieht, davon zeugt noch der große Essay aus Thomas Manns Todesjahr, der *Versuch über Schiller* von 1955, der den bezeichnenden Untertitel trägt *Zum 150. Todestag des Dichters – seinem Andenken in Liebe gewidmet*.¹⁹ Das Schillerbild dieses in Stuttgart am 8. und in Weimar am 14. Mai 1955 gehaltenen Vortrags unterscheidet sich kaum von demjenigen der frühen Erzählung; es wird mit zum Teil nachgerade albern anmutenden Pathosformeln gespickt, grenzt – wie Helmut Koopmann gezeigt hat²⁰ – an Hagiographie und bedient sich zudem teilweise derselben Quellen, die Thomas Mann schon für die fünfzig Jahre zuvor entstandene Erzählung genutzt hatte: des Buches *Schiller. Intimes aus seinem Leben* von Ernst Müller sowie des ebenfalls 1905 erschienenen *Marbacher Schillerbuchs*, das Beiträge von Erich Schmidt, Oskar Walzel u. a. enthielt;²¹ vor allem den Aufsatz von Adolf Baumeister *Schillers Idee von seinem Dichterberuf* hat Thomas Mann weidlich genutzt und sowohl für die Erzählung als auch für den Essay als Fundgrube verwendet.

Auch der späte Essay arbeitet – wie die frühe Erzählung – mit der Schiller-Goethe-Konstellation. Die »sehnsüchtige Feindschaft«,²² die ersterer schon 1905 für den letzteren empfindet, begegnet 1955 wieder. Wann immer – so läßt sich resümieren – Thomas Mann über Schiller spricht, tut er es mit explizitem Bezug

16 Mann (Anm. 11), S. 419.

17 Thomas Mann an Kurt Martens, 28.03.1906. In: ders.: *Briefe I (1889-1936)*. Hrsg. von Erika Mann. Frankfurt a.M. 1995, S. 61-65; hier S. 63.

18 Thomas Mann: *Der Tod in Venedig*. In: ders.: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* (Anm. 3). Bd. 2.1: *Frühe Erzählungen 1893-1912*. Hrsg. von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig (2004), S. 501-592; hier S. 511.

19 Thomas Mann: *Versuch über Schiller*. In: ders.: *Essays*. Hrsg. von Hermann Kurzke u. Stephan Stachorski. Bd. 6: *Meine Zeit. Essays 1945-1955*. Frankfurt a.M. 1997, S. 290-371.

20 Vgl. Koopmann (Anm. 5).

21 Vgl. Ernst Müller: *Schiller. Intimes aus seinem Leben. Nebst einer Einleitung über seine Bedeutung als Dichter und einer Geschichte der Schillerverehrung*. Berlin 1905; *Marbacher Schillerbuch. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag*. Stuttgart 1905.

22 Mann (Anm. 11), S. 421.

auf Goethe. Nicht jedoch gilt das Umgekehrte: Nur gelegentlich erscheint Schiller in den zahlreichen Goethe-Essays, die Thomas Mann seit 1921 zu verfassen begann, als Gegenentwurf. Am Urbild Goethe wird das Schiller-Bild modelliert. Das leidende Heldentum, dem Thomas Mann sich in Schiller verbunden fühlte und für das er in Schiller den Repräsentanten sah, wird überblendet und überhöht durch eine »geistige Passion«²³ für Goethe – für eine kritische Bewunderung, die sich politisch und künstlerisch gleichermaßen ausgestalten ließ, die mit pathetisch lebensweltlicher Inanspruchnahme einherging.

Die schon in der Erzählung von 1905 erkennbare Neigung zum Lobgesang aufs schließlich doch glücklich vollendete Leidenswerk wird am Ende der glücklich überwundenen »Schwere[n] Stunde« in biblische Rede überführt. 1955 wird sie noch gesteigert zur gefährlich substanzlosen Überbietungsrhetorik, die auch mit Verweis aufs angebliche ironisierende Selbstzitat kaum zu retten ist. Den Leistungsethiker Schiller, der sich im »Wille[n] zum Schweren«²⁴ und zum »strenge[n] Glück«²⁵ behauptet, hat Thomas Mann bewundert. Sein Bild verändert sich zwischen 1905 und 1955 kaum; aktualisierend und enthistorisierend erscheinen die Weimarer Dioskuren bei Thomas Mann als jeweils ideale Verkörperungen des »sentimentalischen« und des »naiven« Dichters: Beider Größe steht außer Frage, diejenige Goethes indes liefert lebens- und werkgeschichtlich die höhere Herausforderung. Das in Briefen und Essays immer wieder bekräftigte Bedürfnis, »teilzuhaben an seiner [Goethes] Substanz«,²⁶ die »mythische Nachfolge und Spurengängerei«²⁷ bestimmt Thomas Manns Verhältnis zu Goethe: Es artikuliert sich nicht selten als Spiel mit Mustern, als Zugehörigkeit, die in typologischen Varianten begegnet, die in den Essays und vor allem im hier nicht zu erörternden Roman *Lotte in Weimar* als Zitatmontage, als zwischen Pathos und Ironie schwankende ästhetisch-weltanschauliche Teilhabe inszeniert wird. Im Brief an Käthe Hamburger vom 10. September 1932 kleidet Thomas Mann diese »zutrauliche Teilhabe«²⁸ in selbstermächtigender Bescheidenheit ins Zitat, in Adalbert Stifters berühmtes Diktum: »Ich bin kein Goethe, aber einer von seiner Familie«.²⁹

23 Helmut Fuhrmann: *Kritische Bewunderung. Thomas Manns Goethe-Essays*. In: ders.: *Sechs Studien zur Goethe-Rezeption*. Würzburg 2002, S. 59–82; hier S. 60.

24 Mann (Anm. 11), S. 426.

25 Thomas Mann: *Königliche Hoheit*. In: ders.: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* (Anm. 3). Bd. 4.1: *Königliche Hoheit*. Hrsg. von Heinrich Detering in Zusammenarbeit mit Stephan Stachorski (2004), S. 399.

26 Thomas Mann: *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters*. In: ders.: *Essays* (Anm. 19). Bd. 3: *Ein Appell an die Vernunft. Essays 1945–1955*. Frankfurt a.M. 1994, S. 307–342; hier S. 307.

27 Thomas Mann an Käthe Hamburger, 10.09.1932. In: ders.: *Briefe I* (Anm. 17), S. 322 f.; hier S. 323.

28 Vgl. *Zutrauliche Teilhabe. Thomas Mann über Goethe*. Hrsg. von Wolfgang Mertz. Frankfurt a.M. 1999; bes. S. 13.

29 Mann (Anm. 27), S. 323.



Abb. 1

Fritz Meinhard: *Thomas Mann hält eine Rede über Goethe*, 1949

Die Inanspruchnahme Goethes durch Thomas Mann steht seit 1921, also seit der Vortragsfassung von *Goethe und Tolstoi*, im Zeichen sich wandelnder, sich wohl radikal verändernder politischer Auffassungen. Nicht Schiller, dem Dichter der Freiheit, billigt Thomas Mann diese Funktion zu; im Gegenteil, bis in die Festrede des Jahres 1955 bleibt Schiller für Thomas Mann »der stolze Kranke, der Aristokrat des Geistes und der Bewußtheit, der große, rührende Narr der Freiheit«.³⁰ Die bis zum Klischee kodifizierte Schiller-Verehrung des 19. Jahrhunderts hat auch bei Thomas Mann ihre Spuren hinterlassen. Der von Ricarda Huch begründeten Charakteristik folgend, bewundert Thomas Mann noch in der großen Rede zum Gedenkjahr 1955 das »Männliche« im »Künstlerkind« Schiller:

Es ist nicht leicht, zu enden, wenn man von Schillers spezifischer Größe einmal zu reden begonnen hat, – einer Großheit, generös, hochfliegend, flammend, emporreißend, wie selbst Goethe's weisere Natur-Majestät sie nicht bietet, weltallstrunken und menschheitlich-kulturpädagogisch, männlich in alldem aufs höchste. Und in dieser fast übermäßigen, schon fast naturfremden, dem Willen, der Freiheit, der Bewußtheit verschworenen Männlichkeit nun also steckt ein Künstlerkind, das in aller Welt nichts Höheres weiß als das Spiel [...].³¹

In elf großen Reden und Essays (neben kürzeren Texten) hat Thomas Mann sich mit Goethe beschäftigt, 1929/30 verfolgte er ernsthaft das Projekt einer Goethe-Biographie, bis zum *Doktor Faustus* reichen die Spuren der literarischen Auseinandersetzung. Die Mehrzahl der essayistischen Arbeiten ist Aspekten der Goetheschen Biographie, seinen Lebenseinstellungen, seiner Persönlichkeit und dem durch Goethe verkörperten Schriftstellertypus gewidmet. Nur in drei Fällen (1925: *Zu Goethe's »Wahlverwandtschaften«*, 1939: *Über Goethe's »Faust«*, 1941: *Goethe's »Werther«*)³² stehen Werke im Mittelpunkt der Betrachtung, und auch dabei geht es nicht um philologische Erkenntnisse und wissenschaftliche Interpretationsangebote. Selbst in den wenigen Fällen, da Thomas Mann einzelne Werke Goethes in essayistischer Form behandelt, zielt die Darstellung auf »Anstiftung zur Goethe-Lektüre«, die Essays sind Ausdruck »kritischer Bewunderung« und »Verführungsversuche« in einem.³³ Helmut Fuhrmann hat überzeugend nachgewiesen, daß das Goethe-Bild der Thomas Mannschen Essays, das in den 1920er Jahren entwickelt und später, in den 1940ern, nur mehr modifiziert wird, durchweg ambivalent, ja widersprüchlich ausfällt. Im Durchgang durch die Goethe-Essays konstatiert er sieben, in sich ambivalente Aspekte des Thomas Mannschen Goethe-Bildes: Goethe ist für Thomas Mann »das geplagte Glückskind«,³⁴ »der entsagende Erotiker«,³⁵ »der gesittete Titan«,³⁶ »der fortschrittliche Konserva-

30 Thomas Mann: *Lotte in Weimar*. In: ders.: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* (Anm. 3). Bd. 9.1: *Lotte in Weimar*. Hrsg. von Werner Fritzen (2003), S. 286.

31 Mann (Anm. 19), S. 296.

32 Vgl. Thomas Mann: *Gesammelte Werke* (Anm. 1). Bd. 9: *Reden und Aufsätze* 1, S. 174-186, 581-621, 640-655.

33 Fuhrmann (Anm. 23), S. 60 f.

34 Ebd., S. 63.

35 Ebd., S. 64.

36 Ebd., S. 66.

tive«,³⁷ »der europäische Deutsche«,³⁸ »der gewagte Klassiker«³⁹ und damit schließlich eine »ambivalente Größe«. ⁴⁰ Die Liste dieser paradoxen Attribute erwächst aus einer textgenauen Rekonstruktion des Argumentationsgangs der Essays. Mit ihr läßt sich bestätigen und systematisieren, auf welch vielfältige und eben auch widersprüchliche Weise der Goethe der Thomas Mannschen Essays zum Vorbild und Spiegel, zum Objekt projektiver und imitativer Anstrengungen wurde, die Thomas Mann sich abverlangte. Er sah sich solchen Anstrengungen vor allem in politisch-weltanschaulicher Hinsicht ausgesetzt, und ihre »Bewältigung« und genuine Verarbeitung wurde am Maßstab Goethe gemessen. Lediglich an einem Aspekt, der Rolle Goethes für den politisch-ideologischen Selbstverständigungs- und Wandlungsprozeß Thomas Manns seit Beginn der 1920er Jahre, soll dies abschließend konkretisiert werden.

Es mutet ein wenig kühn an, wenn Thomas Mann Goethe im gleichnamigen Essay zum »Repräsentant[en] des bürgerlichen Zeitalters«⁴¹ macht und an ihm »ein[en] Zug bürgerlicher Ordnungsliebe« wahrnimmt, der »im Alter in ausgesprochene Pedanterie und sammlerische Wunderlichkeit ausartete«⁴² und der sich mit Gutmütigkeit und einer behaglichen Freude an der »regelmäßigen Rhythmik der Natur- und Lebenserscheinungen«⁴³ offenbar gut verband. Die von Tonio Kröger leidvoll beschworenen »Wonnen der Gewöhnlichkeit«⁴⁴ klingen hier nach.

Aber mehr als dies ist es der Bildungs-, Humanitäts- und Erziehungsgedanke, durch den Goethe für Thomas Mann zum Repräsentanten eines vom Untergang bedrohten, gegen den politischen Archaismus der Gegenwart entschieden verteidigten Bürgertums wird. Goethe ist in den Essays des Jahres 1932 nicht lediglich ein »große[r] Mensch und Dichter«, er ist ein »Mensch in Dichtergestalt« und dies aufgrund einer Erziehungsidee, die »d[a]s persönlich Innermenschliche« mit der »Welt des Sozialen« verknüpft.⁴⁵ Goethe hält eine Position der Mitte, die Thomas Mann nun wahrlich imponieren mußte: zwischen Geist und Leben, zwischen Kunst und Natur, zwischen dem Schöpferischen und dem Politischen.

Das Forcierte und Konstruierte solcher Zuschreibungen steht außer Frage, die Sympathie Thomas Manns indes ebenfalls. Goethe figuriert 1932 in wohlherwogener Opposition gegen die inhaltsleeren Hymnen der Zeitgenossen als Verkörperung einer geistig-kulturellen Idee von Bürgerlichkeit, während Schiller für die »bürgerliche Idee im politischen, demokratischen Sinne«⁴⁶ eintreten muß. Die

37 Ebd., S. 68.

38 Ebd., S. 71.

39 Ebd., S. 73.

40 Ebd., S. 75.

41 Vgl. Mann (Anm. 26).

42 Ebd., S. 314 f.

43 Ebd., S. 313.

44 Thomas Mann: *Tonio Kröger*. In: ders.: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* (Anm. 3). Bd. 2.1: *Frühe Erzählungen 1893-1912*. Hrsg. von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig (2004), S. 243-318; hier S. 317.

45 Mann (Anm. 26), S. 308.

46 Ebd., S. 323.

Antithese und ihre Antipoden sind bezeichnend genug, und aufschlußreich ist der Beleg, den Thomas Mann für die Goethesche Position beibringt. Die »Einäscherung eines Bauernhofes« sei – so habe Goethe kraß, aber treffend konstatiert – ein »wirkliches Unglück und eine Katastrophe, der ›Untergang des Vaterlands‹ aber eine Phrase«. ⁴⁷ Thomas Mann sieht in diesem gern zitierten apokryphen Diktum den Ausdruck einer »unpolitischen und antipolitischen Gesinnung«, ⁴⁸ einen Beleg für den Goetheschen Antidemokratismus, der mit Aristokratismus freilich nicht gleichzusetzen sei. Mit Goethe und an seiner Gestalt, an seiner »Laufbahn als Schriftsteller« ⁴⁹ und an seiner »Lebensbürgerlichkeit« ⁵⁰ modelliert Thomas Mann seine eigene Rolle als »praeceptor Germaniae« im Exil, als »Goethe in Hollywood«, ⁵¹ wie es später einmal maliziös heißen sollte.

Im Blick auf die von allen Seiten bedrohte Weimarer Republik, in zunächst stummer, dann offener Opposition gegen die nationalsozialistische Usurpation deutscher Kultur und Geistigkeit zementiert Thomas Mann ein Goethe-Bild, das zugleich ein Bild übernationaler, weltliterarisch ausgerichteter Bürgerlichkeit ist. Die Bausteine und Elemente dieses Bildes mag man widersprüchlich und willkürlich nennen; sie bezeugen indes einen an Goethe entwickelten Begriff schriftstellerischer Verantwortung und künstlerischer Widerrede, deren Funktion und repräsentative Wirksamkeit seit 1933 offenkundig wurde. Die Erkenntnis, daß »in jeder geistigen Haltung [...] das Politische latent« ⁵² sei, markiert an sich schon die Abkehr von der in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* hinlänglich traktierten Gleichsetzung von Politik mit Ideologie, von Fortschrittshoffnung mit parteizänkerischer Geistlosigkeit.

Davon ist nicht mehr viel übriggeblieben, wenn Goethe 1932 für die »Möglichkeiten unbeschränkter Selbstbefreiung und Selbstüberwindung« einsteht, die im Bürgerlichen liegen. Dies ist nicht nur die Versöhnung, die Mitte zwischen Natur und Geist, es ist die entschiedene Absage an einen vernunftfeindlichen, »verstockten Gemüts- und Tiefenkult«, an »Lebensverlassenheit« und »haßerfüllte Totschlageseptimentalität«, ⁵³ es ist der Versuch, Goethes Größe und die zukunftsweisenden Potentiale einer antinationalistischen Bürgerlichkeit direkt aufeinander zu beziehen: den einen im anderen, dieses in jenem repräsentiert zu sehen. Goethe war – so schreibt Thomas Mann in der aus dem gleichen Jahr 1932 stammenden

47 Ebd., S. 322.

48 Ebd., S. 323.

49 Vgl. Thomas Mann: *Goethe's Laufbahn als Schriftsteller*. In: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 1). Bd. 9: *Reden und Aufsätze* 1, S. 333-362.

50 Mann (Anm. 26), S. 333.

51 Helmut Koopmann: *Zu Thomas Manns Goethe-Nachfolge. Orientierungsverlust und Imitatio*. In: Heinrich Mann Jb. 17 (1999), S. 29-62; hier S. 48.

52 Thomas Mann: *Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte*. In: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 1). Bd. 10: *Reden und Aufsätze* 2, S. 256-280; hier S. 267.

53 Mann (Anm. 26), S. 341.

Rede *An die japanische Jugend*⁵⁴ – ein »geistiger Bürger« und darin eben ein »deutscher Bürger«. Und daher war er »kein Patriot in des Wortes demokratischem Sinn, kein Freiheitskämpfer politisch-humanitärer Prägung« (wie Schiller, so darf man hinzufügen). Ein »Kämpfer für menschliche Freiheit« »im Sittlichen, im Geistigen, besonders im Erotischen« sei Goethe gewesen.⁵⁵ Nicht zuletzt die *Wanderjahre* bezeugten eine »soziale Empfindlichkeit«, aufgrund derer er »den Industrialisierungsprozeß, die Herrschaft der Maschine, den Aufstieg der organisierten Arbeiterschaft, die Klassenkonflikte, die Demokratie, den Sozialismus, den Amerikanismus« geahnt, ihn »seherisch« habe »vorwegnehmen« können.⁵⁶ Eben jene visionär antizipatorische Kraft mache aus Goethe ein »mythusbildendes Persönlichkeitswunder«. Die Mythisierung Goethes, durchgängiges Merkmal in Thomas Manns Goethe-Essays, wird in diesem Aufsatz gar in die wahrlich kühne Frage gekleidet: »Wer weiß, ob sie [die Gestalt Goethe] [...] nicht eines Tages der des Jesus von Nazareth gleich geachtet werden wird?«.⁵⁷ Wer weiß, so ist man versucht kritisch anzumerken, ob Thomas Mann ahnte, daß eine verehrungsbe-reite Nachwelt in solchen Sätzen wohl eher die Ridikülisierung denn die Sakralisierung ihres und auch des Thomas Mannschen Heros würde vernehmen können.

Als Verkörperung von Lebens- und Weltbürgerlichkeit wird Goethe zum Exponenten demokratischer Zukunftsorientiertheit und zum Antipoden »mörderische[r] Gemütlichkeiten und lebenswidrige[r] Ideologien«.⁵⁸ So urteilte Thomas Mann 1932, da die erste Demokratie auf deutschem Boden u. a. wegen der »lebenswidrigen Ideologien«, die sie von links und rechts bekämpften, vor der Machtübergabe an die Nationalsozialisten stand. In Goethe ein Bürgertum in weltbürgerlicher Absicht zu stilisieren war 1932 gleichbedeutend mit dem Versuch, ihn gegen die Vereinnahmung durch nationalistische bzw. reaktionäre Kreise zu schützen. Ohne Pointierungen konnte dies nicht abgehen, und da eine differenzierende politische Argumentation Thomas Manns Sache nicht war – und auch im Exil nicht werden sollte –, bot sich für diesen, wie für den sachlich ungleich schwierigeren Kontext des Jahres 1949, da Thomas Mann sich an *Goethe und die Demokratie* wagte, der Perspektivwechsel auf den Menschen und Künstlercharakter Goethe an: auf seine Neigung zu »zeremonieller Steifheit«,⁵⁹ zum »ironischen Nihilismus«,⁶⁰ auf die skurril-schwierigen, liebenswert irritierenden Seiten seiner Persönlichkeit.

Der von Thomas Mann selbst als schwierig bekundete Gegenstand, der im Jahre 1949 mit *Goethe und die Demokratie* traktiert werden mußte, gewinnt seine essayistische Gefälligkeit durch eingestreute Anekdoten, durch aus früheren Goe-

54 Thomas Mann: *An die japanische Jugend. Eine Goethe-Studie*. In: ders.: *Gesammelte Werke in 12 Bänden*. Frankfurt a.M. 1960. Bd. 9: *Reden und Aufsätze* 1, S. 282-296.

55 Ebd., S. 287.

56 Ebd., S. 286 f.

57 Ebd., S. 286.

58 Mann (Anm. 26), S. 341.

59 Ebd., S. 328.

60 Ebd., S. 329.

the-Essays hinlänglich bekannte Episoden, die Riemer oder Eckermann, vor allem aber der von Thomas Mann weidlich ausgeschriebene Albert Bielschowsky bereithielten.⁶¹ Die Argumentation dieses in Amerika und England, in Stockholm, Bern und München gehaltenen Vortrags belegt ein weiteres Mal, »daß mit Worten Goethes alles in der Welt belegt und bewiesen werden kann«:⁶² Es sei, so Thomas Mann, wahrlich schwierig, Goethe positiv mit dem politischen Prinzip der Demokratie in Verbindung zu bringen. Man müsse den Begriff des Demokratischen schon sehr weit fassen, um dies tun zu können. Und so geschieht es auch.

Demokratisch ist Goethe durch seine »Lebensverbundenheit«, seinen »Anti-Radikalismus«, seinen »Gegensatz zum poetischen Aristokratismus des Todes«.⁶³ Damit spiegelt Thomas Mann seine eigene, mühsam erkämpfte Abkehr von der »Sympathie mit dem Tode«,⁶⁴ das Lebensplädoyer im Schneekapitel des *Zauberberg* also, in Goethe. Goethes Skepsis, ja seine Kritik an der Französischen Revolution und an jeglicher liberaler Regierungsform sind in Thomas Manns Augen nicht nur zeit-, sondern persönlichkeitsbedingte (Fehl-)Urteile bzw. – so urteilt Thomas Mann über den Staatsbeamten Goethe – Irrtümer. Dennoch macht seine »Lebensfreundschaft«,⁶⁵ seine am Praktischen, Zukünftigen, am »ewige[n] Fortschreiten«⁶⁶ orientierte Haltung den »demokratischen Zug« an Goethe aus, das Merkmal, aufgrund dessen »die europäische Demokratie ihn zu den ihren zählen darf«.⁶⁷

Der letzte große Goethe-Essay Thomas Manns wurde in Amerika geschrieben und dort zunächst auch als Vortrag gehalten. Er bezieht aus den Amerika-Äußerungen Goethes in den *Zahmen Xenien* IX den entscheidenden Beleg für seinen Titel und seine Thematik. Die Goethesche »Lebensfreundschaft« wird seit 1921 einerseits verdeckt, andererseits offen gegen die todesverliebte Kultur-, Kunst- und Geistesdefinition der *Betrachtungen eines Unpolitischen*, vor allem aber natürlich gegen die »romantische Barbarei«⁶⁸ der Nationalsozialisten ins Feld geführt. Das antithetisch zu Goethe entworfene Schiller-Bild bleibt trotz des radikalen politischen Perspektivwechsels bestimmend, es erweist sich als flexibel nutzbares Darstellungs- und Deutungsmuster. Dem durch Krankheit und körperliche Schwäche geadelten Schiller, dem nach den Worten aus *Goethe und Tolstoi* (1925) die

61 Vgl. Albert Bielschowsky: *Goethe. Sein Leben und seine Werke*. München 1905.

62 Thomas Mann: *Goethe und die Demokratie*. In: ders.: *Essays* (Anm. 19). Bd. 6: *Meine Zeit. Essays 1945-1955*. Frankfurt a.M. 1997, S. 104-130; hier S. 111.

63 Ebd., S. 114.

64 Thomas Mann an Heinrich Mann, 8.11.1913. In: Thomas Mann, Heinrich Mann: *Briefwechsel (1900-1949)*. Hrsg. von Hans Wysling. Erw. Neuausgabe. Frankfurt a.M. 1984, S. 127 f.; hier S. 127.

65 Mann (Anm. 62), S. 129.

66 Ebd., S. 125.

67 Ebd., S. 129.

68 Thomas Mann: *Deutschland und die Demokratie. Die Notwendigkeit der Verständigung mit dem Westen (1925)*. In: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 1), Bd. 13: *Nachträge*, S. 571-581; hier S. 577.



Denkmalprojekt für das Goethejahr:
 „Arm in Arm mit dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

Abb. 2

Hans Ulrich Steger: *Denkmalprojekt für das Goethe-Jahr*, 1949

»Krankheit geradezu als Adelsattribut höheren Menschentums erscheint«,⁶⁹ steht die begnadete Göttlichkeit Goethes gegenüber, dessen gerundet-erfülltes, tätig-vergeistigtes Lebens- und Kunstgebäude für Thomas Mann Leitbildfunktion gewann, und dies durchaus im Sinne der eingangs zitierten Liebeserklärung.

Man darf also vermuten, daß eine aus Anlaß der Thomas Mannschen Goethe-Reden im Jahre 1949 erschienene Karikatur Thomas Mann nicht wirklich zu kränken vermochte. In der *Weltwoche* vom 10. Juni 1949 wurde der folgende Umbau des berühmten Weimarer Denkmals vorgeschlagen: Thomas Mann erscheint im höfischen Kostüm des 18. Jahrhunderts an der Stelle Schillers, Arm in Arm mit Goethe, sein Jahrhundert in die Schranken fordernd.

69 Thomas Mann: *Goethe und Tolstoi. Fragmente zum Problem der Humanität*. In: ders.: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* (Anm. 3). Bd. 15.1: *Essays II*, 1914-1926. Hrsg. von Hermann Kurzke (2002), S. 809-936; hier S. 832.

ABHANDLUNGEN

PETER-HENNING HAISCHER

Ruine oder Monument? Goethes Lebenswerk im Spiegel seiner Gotik-Studien

[...] durch mein näheres Verhältniß zu so bedeutenden
Gegenständen aufgefordert [...].¹

Ein Halbjahrhundert war vergangen, als Goethe sich 1823 entschloß, *Von deutscher Baukunst* wieder zu veröffentlichen² – einen Aufsatz, an den sich interessierte Zeitgenossen erinnerten, den aber sein Verfasser bisher in keine Werkausgabe aufgenommen hatte. Hier sei versucht, Goethes Gründe für die späte Wiederveröffentlichung in seiner Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum* zu ermitteln.

1815 äußerte sich Goethe begeistert über die Heidelberger Kunstsammlung der Brüder Boisserée. So hofften die Anhänger einer Erneuerung altdeutscher Kunst, ihn für ihre Richtung einnehmen zu können.³ Mit seinen Ausführungen *Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden* 1816 und dem von ihm geförderten Aufsatz *Neu-deutsche religios-patriotische Kunst* von 1817 bezog Goethe allerdings klar Stellung gegen die Renaissance ›altdeutscher‹ Kunstformen, die er aus historischem Interesse gelten ließ, aber im Gegensatz zur klassisch-antiken Kunst nicht als überzeitlichen Maßstab anerkennen wollte.

Dennoch war ein Ideenaustausch über Sulpiz Boisserée nun möglich. Johann Gustav Gottlieb Büsching oder Christian Ludwig Stieglitz wünschten sich die Teilnahme Goethes gerade auch, weil sie sich in ihren Schriften auf seinen Begriff von (alt)deutscher Baukunst verständigten, den der Hymnus auf das Straßburger Münster 1772 eingeführt hatte.⁴ Besonders Büsching drängte auf eine Wiederveröffentlichung des Textes. Im Sommer 1820 hob er in penetrant patriotischem Ton Goethes Verdienste hervor, nicht ohne zu argwöhnen, daß »er [...] selbst in den jetzigen Zeiten auf diesen frühesten Erguß einer wahrhaft vaterländischen Begeisterung nicht mehr freundlich zurück zu blicken scheint, so daß er ihm selbst eine Stelle in seinen sämtlichen Werken verweigerte«.⁵

1 Johann Wolfgang Goethe: *Von deutscher Baukunst* 1823 (MA 13.2, S. 161).

2 Über die genaue Entstehungsgeschichte vgl. Einführung und Kommentar in: MA 13.2, S. 663-679.

3 Vgl. den Kommentar von Johannes John in: MA 11.2, S. 979.

4 Vgl. den Kommentar von Werner Oechslin in: MA 13.2, S. 663-679; hier S. 666-668.

5 Johann Gustav Gottlieb Büsching: *Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Alt-deutschen Bauart*. Vorlesungen, gehalten im Sommer 1820 und zur Grundlage anderer Vorträge wieder bestimmt. Breslau 1821, S. 3.

Goethe war für Büschings Vorschlag, den Begriff des ›Gotischen‹ durch den der ›altdeutschen Baukunst‹ zu ersetzen, mehr als aufgeschlossen.⁶ Schließlich hatte dies Goethes eigene Leistung auf dem Gebiet der Kunsttheorie aktualisiert. Trotzdem sollte erst Sulpiz Boisserées Dom-Projekt die autorisierte Wiederveröffentlichung der Baukunst-Studie veranlassen. Dies geschah 1823, aber nicht ohne Kommentar, der dem Wiederabdruck vorausging.

Die eher journalistische Entstehungsweise und Goethes altruistische Bekenntnisse sollten nicht darüber hinwegtäuschen, daß *Von deutscher Baukunst* 1823 nicht völlig im Dienst von Sulpiz Boisserées Dom-Projekt aufgeht. Wie *Von deutscher Baukunst* aus dem Jahre 1772 kann auch der Aufsatz von 1823 als verschlüsselte Selbstaussage interpretiert werden.

Hier seien beide Aufsätze auf ihren autobiographischen Gehalt hin untersucht, dessen Vermittlung – so die These – ihr Anliegen ist. Ergänzt werden die Texte durch andere Dom-Beschreibungen Goethes, die verdeutlichen, daß die beschriebenen Bauwerke als heimlicher Werkkommentar fungieren und so auf den eigentlichen Ausgangspunkt von Goethes Gotik-Studien rückverweisen: das Monument des künstlerischen Selbstbilds.

Zunächst zu Goethes Prosahymnus von 1772: *Von deutscher Baukunst* läßt sich auf seinen kunstgeschichtlichen und literaturhistorischen Gehalt untersuchen. Für die erste Lesart sprechen nicht nur Titel und Thema der Abhandlung, sondern auch Goethes Selbsteinschätzung, der den Aufsatz später stets im Zusammenhang seiner Architekturstudien überlieferte⁷ und auch in *Dichtung und Wahrheit* dort ansiedelte.⁸ Literaturhistorisch gilt Goethes Aufsatz als wichtige Programmschrift des Sturm und Drang.⁹ Die nachfolgende Deutung konzentriert sich vor allem auf autobiographische Aspekte.

Mit seinem Aufsatz bekennt sich der junge Dichter vehement zur Genieästhetik, seine publizistische Initiation inszeniert er im Stil religiöser Konfessionen. Zentral positioniert sind die niederschmetternde Begegnung des Autors mit dem Straßburger Münster und die Offenbarungen von Erwin von Steinbachs Genius als raunende *sermocinatio*. Allerdings hatte es ein derartiges Münster-Erlebnis nie gegeben. Die lange Entstehungsgeschichte belegt die nachträgliche Konzentration sukzessiver Eindrücke und intensiver Studien zur dramatischen Klimax.¹⁰

6 Vgl. Goethe an Büsching, 31.1.1822 (WA IV, 35, S. 253).

7 So schon im *Inhalt der ersten vier Bände von Kunst und Alterthum* in: *Ueber Kunst und Alterthum* IV, 3. Dort werden beide Aufsätze unter der Rubrik ›Alt-Deutsche Baukunst‹ aufgeführt.

8 Vgl. *Dichtung und Wahrheit* (MA 16, S. 412-420).

9 Einen kurzen Forschungsüberblick bietet Detlef Kremers Artikel *Von deutscher Baukunst* in: Goethe-Handbuch, Bd. 3, S. 564-570. Ausführlich diskutiert den Forschungsstand Norbert Christian Wolf: *Streitbare Ästhetik. Goethes kunst- und literaturtheoretische Schriften 1771-1789*. Tübingen 2001, S. 121-254.

10 Über die Entstehungsphasen informieren Ernst Beutler: ›*Von deutscher Baukunst*‹. *Goethes Hymnus auf Erwin von Steinbach. Seine Entstehung und Wirkung*. München 1943, S. 25-38, und Rolf Christian Zimmermann: *Zur Datierung von Goethes Aufsatz ›Von deutscher Baukunst‹*. In: *Euphorion* 51 (1957), S. 438-442. Vgl. dagegen William Douglas Robson-Scott: *On the Composition of Goethe's ›Von deutscher Bau-*

Da Goethe bisher noch nicht öffentlich als Autor aufgetreten ist, wird der Werkbezug dieser dramatischen Bekehrung kaum deutlich. Dennoch konnte Goethe bereits auf ein eigenes Schaffen zurückblicken. Die »Blumen, Blüten, Blätter, [...] das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend eingesammelt,« die er Erwin »nun zu Ehren der Verwesung Weih[t]« (MA I.2, S. 415 f.), deuten auf seine Jugendarbeiten im Zeichen der Anakreontik. Goethe verabschiedet sie im Sinne jener ästhetischen Umkehr, die er unbemerkt von der Öffentlichkeit schon mit der Rede *Zum Shakespears Tag* vollzogen hatte.

Über die mystisch-dramatische Darstellung der eigenen Krisis und seine ekstatische Ergriffenheit, die im prophetischen Sprechen einzig adäquaten Ausdruck findet, gelingt jedoch die stürmische Annäherung des schreibenden Subjekts an sein Objekt. Ergebnis dieser Überwindung ist weniger die Vision des künftigen Dichters als deren sprachliche Vermittlung.

Künstlerisches Verfahren und inhaltliche Positionierung führen zur Synthese von Kunsterlebnis, Kunstwerk und schaffendem Genie. Die Darstellung löst das ästhetische Objekt aus der kategorialen und lexikalischen Fixierung, wie sie etwa Johann Georg Sulzers Schlagwort-Ästhetik als Darstellungsmodus gewählt hatte. Die Architekturbeschreibung entwickelt sich zur poetischen Form.¹¹ Zugleich kann die gotische Kathedrale damit zur Chiffre für das Kunstwerk an sich werden. In ihm, ungeachtet seines fragmentarischen Charakters, kommt es zur Auflösung des schöpferischen Individuums, dessen Genius mit dem Werk verschmilzt.

Abgesichert wird die dramatisch-polemische Vision durch einen Paradigmenwechsel, der sich in der Poetik abzeichnet und der besonders durch Johann Gottfried Herder stark gefördert wird: die Ablösung der Regelpoetik durch die Produktionsästhetik. Auch Goethes Aufsatz zielt auf den Ersatz der Kunstregeln durch die Autonomie von Schöpfer und Werk.¹² Kerstin Stüssel¹³ hat die Konsequenzen aufgezeigt, die sich aus der Ablehnung rhetorischer Richtlinien für die Entwicklung der Poetik ergeben. Die Orientierung an Gattungen und damit die Berufung auf regelstiftende Mustertexte wird abgelöst durch die Konzentration auf das schöpferische Prinzip, das sich als Lebens- und Werkgeschichte erfassen lässt. An die Stelle der Poetik tritt die Autobiographie, wie sie Goethe schon in seiner Sulzer-Rezension gefordert hatte:

Gott [...] gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben sind, und es doch auch geschrieben sein soll, so gebe uns Künstler und Liebhaber ein *περι εαυτου* seiner Bemühungen, der Schwürigkeiten, die ihn am meisten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, *des Geists, der in gewissen Augenblicken*

kunst«. In: *Modern Language Review* 54 (1959), S. 547-553. Wolf (Anm. 9), S. 124 f., Fußnote 22, entkräftet die Argumente Robson-Scotts überzeugend.

11 Vgl. hierzu Jens Bisky: *Poesie der Baukunst. Architekturästhetik von Winckelmann bis Boisserée*. Weimar 2000.

12 Vgl. auch Wolf (Anm. 9), S. 188-195.

13 Kerstin Stüssel: *Poetische Ausbildung und dichterisches Handeln. Poetik und autobiographisches Schreiben im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert*. Tübingen 1993.

über ihn gekommen, und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen, und als König und Überwinder, die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genötigt.¹⁴

Nicht mehr auf Gattung und Mustertext konzentriert sich die neue Poetik, sondern auf das produzierende Genie. Der Paradigmenwechsel erklärt die autobiographische Perspektive im Baukunst-Aufsatz. Wie die weiteren Ausführungen zeigen, wird Goethe später auf dieses Modell zurückgreifen, um sein fragmentarisch wirkendes Gesamtwerk durch die Synthese von Lebens- und Werkgeschichte zu vollenden.¹⁵

Je schärfer Goethe aber den Wechsel des poetologischen Fundaments markiert, desto unschärfer gerät ihm der Werkbegriff. Dies ist eine Konsequenz des Wandels von der Regelpoetik zur Produktionsästhetik. Die Poetik hatte die Kunstwerke bislang streng nach rhetorisch begründeten Kategorien getrennt. Nun wird die Autonomie des Werks gegen dessen regulierende Fixation auf Gattungen ausgespielt. Im Aufsatz zeigt sich das an der Absicht, das Gebäude zum repräsentativen Kunstwerk zu erheben. Allerdings hat es hier eine doppelte Funktion, es wird zum Ausgangspunkt für einen Schöpfungsakt, die Anregung des Genies.¹⁶ Dadurch wirkt das Objekt der Umwertung selbst in den wenigen konkret beschreibenden Passagen nebulös. Die analogiebedingte Unschärfe ermöglicht ihm jedoch die innovative Würdigung eines Zweckbaus als ideales Kunstwerk.¹⁷

Das Kunstwerk erscheint aber nicht nur als reales Phänomen diffus. Die rezeptive Emphase entgrenzt das Kunstwerk zeitlich und räumlich. Nur auf diese Weise kann es zum Synonym werden für den alles überdauernden Geist seines Schöpfers und zum ewig gültigen Lebenswerk.¹⁸

Birgt das Buch der Natur den geheimen Namen des Schöpfers, so verweigert sich der Künstler-Genius im Werk. Hier ist an die strukturelle Analogie zwischen der Rede *Zum Schäkesspears Tag* und *Von deutscher Baukunst* zu erinnern. Beide Texte reflektieren den Tod als Vergessenwerden. Allein das Werk sichert das individuelle Überleben im Gedächtnis der Nachwelt. Die Tendenz des Ahistorischen der Kunst leitet sich aus der Polarität von Kunst und Natur ab, die der junge Goethe in seiner Sulzer-Rezension der *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* konstruiert:

14 Rezension zu J. G. Sulzer: *Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung*, 1772 (MA 1.2, S. 402; Hervorhebungen P.-H. H.). Die Huldigung des Fragmentarischen, schließlich blieb das Münster unvollendet, ist ein weiterer Hinweis auf die Bedeutung, die der Darstellung des schöpferischen Genies zukommt. Wegweisend ist hier Herders Schrift *Über Thomas Abbts Schriften. Der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet* (1768).

15 Über die legitimierende Funktion der Autobiographie in Bezug auf das naturwissenschaftliche Werk vgl. den noch unveröffentlichten Aufsatz von Stefan Blechschmidt: *Die Geburt der Autobiographie aus dem Geist des Dilettantismus*.

16 Vgl. Wolf (Anm. 9), S. 42 ff.

17 Vgl. Bisky (Anm. 11), S. 43: »Zum ersten Mal wurde in Goethes Aufsatz der emphatische Begriff des Kunstwerks auf ein Gebäude übertragen«.

18 Vgl. ebd., S. 41.

Die »*Kunst* ist gerade das Widerspiel [der Natur], sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten« (MA 1.2, S. 400).

Die Individualität des Kunstwerks vertritt in Goethes Münster-Vision die Individualität seines Schöpfers. Lebenswerk und Kunstwerk sind eins. »Im künstlerischen Produzieren liegt für Goethe ein Moment von erlösender Seligkeit, in der die Nichtigkeit der eigenen Existenz aufgehoben und ihre Begrenztheit überwunden wird«. ¹⁹ Er beschwört das ewige Leben des Genies durch die imaginäre Ansprache des *Genius loci* an den erschütterten und initiationsbereiten Adepten.

Getrost überantwortet Goethe alle Versuche, das Genie außerhalb des Werks zu erinnern, dem Vergessen. ²⁰ Das Kunstwerk bleibt alleiniges Monument seines Urhebers.

Den Zeitgenossen blieb Goethes Aufsatz vor allem durch die Sammlung *Von deutscher Art und Kunst* in Erinnerung. Deren Herausgeber Herder hatte Goethes eigentliche Absicht erkannt. Der Schluß seines Shakespeare-Aufsatzes in *Von deutscher Art und Kunst* mündet in die Apostrophe:

Und solltest du alsdenn auch später sehen, wie unter deinem Gebäude der Boden wankt, und der Pöbel umher still steht und gafft, oder höhnt [...]. – Dein Werk wird bleiben, und ein treuer Nachkomme dein Grab suchen, und mit andächtiger Hand dir schreiben, was das Leben fast aller Würdigen der Welt gewesen: voluit! quiescit! ²¹

Herder zieht hier die genieästhetischen Konsequenzen der Baukunst-Reflexion und verweist auf Goethes *Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand*. ²²

Zweifellos ist *Von deutscher Baukunst* die Gründungsurkunde für Goethes dichterisches Selbstverständnis. Um so mehr erstaunt, daß sein Autor den Text zunächst in keine Werksammlung aufgenommen hatte. Goethes Widerstreben, den genialischen Text in eine seiner Werkausgaben aufzunehmen, muß nicht verwundern. Schon formal wirft der Prosahymnus Schwierigkeiten der Gattungszuordnung auf. Den Eingang in die *Schriften* verwehrten die Kunsterfahrung der italienischen Reise ²³ und der programmatische Charakter dieser ersten autorisierten Werksammlung. Danach hätte Goethe den Aufsatz seiner späteren Lesart gemäß allenfalls den kunsttheoretischen Abhandlungen angliedern können. Die

¹⁹ Bisky (Anm. 11), S. 42.

²⁰ Weder das Gedenkmonument des Grabes, weder ein dem Andenken Erwins gestiftetes Denkmal in Erz oder Stein noch der vom »Pöbel« erinnerte Name können als Monumente gegenüber dem Werk bestehen.

²¹ Herder: *Von deutscher Art und Kunst. Shakespear*. In: Johann Gottfried Herder. *Werke in zehn Bänden*. Bd. 2: *Schriften zur Ästhetik und Literatur 1767-1781*. Hrsg. von Gunter E. Grimm. Frankfurt a.M. 1993, S. 520 f.

²² Vgl. Herder (Anm. 21), Kommentar S. 1193.

²³ Neben Goethes *Auszügen aus einem Reise-Journal* 1788 vgl. auch seine Annäherung an die zuvor vehement abgelehnten Proportionsberechnungen des Vitruvianismus im *Tagebuch der italienischen Reise*, 5. Oktober 1786 (MA 3.1, S. 108).

aber waren erst ab Ausgabe B (1815-1820) dem Korpus der Dichtungen integriert worden.²⁴

Hauptgrund für die Unterschlagung war Goethes radikale Abkehr von der Gotik, die für den Leser seit der Aufsatzfolge *Zur Theorie der bildenden Künste* im *Teutschen Merkur* abzulesen war.²⁵ Seine Abneigung gegen mittelalterliche Kunstformen schien proportional zur aufkommenden Gotikbegeisterung der Romantik zu wachsen, die ein Stilelement englischer Gartenkunst im Rahmen religiös-restaurativer Mittelalterbegeisterung als modernen Baustil auferstehen ließ.²⁶ Johann Heinrich Meyers Aufsatz *Neu-deutsche religios-patriotische Kunst*, an dessen Entstehung Goethe maßgeblich beteiligt war,²⁷ formulierte eindeutig die Ablehnung restaurativer Tendenzen in der Kunst.

Seit der gelungenen Kontaktaufnahme der Boisserées und einer Inspektionsreise zu den Kunstdenkmälern der Rhein-Main-Gegend nähert Goethe sich wieder der Gotik an. Großes Interesse erregt Sulpiz Boisserées Projekt, den Kölner Dom nach aufgefundenen Originalplänen auf monumentalen Kupferstichen zu rekonstruieren.²⁸ Goethe ist angetan. Der rasche Sieg über den Fundamentalklassizisten kommt für den Schlegelianer Boisserée höchst überraschend.²⁹

Das Interesse an Boisserées Dom-Projekt verschleiert vorerst, daß Goethe seine kunsttheoretischen Ansichten nicht modifiziert. Bald formuliert er die Waffenstillstandsbedingungen, unter denen ihm eine neue Haltung zur Gotik möglich und damit die geforderte Wiederveröffentlichung des Aufsatzes zulässig ist: Die mittelalterlichen Monumente bleiben im historischen Zusammenhang fixiert und deshalb ästhetisch relativiert wie gebannt. Sie sind würdige Denkmale der Vergangenheit, keine erneuerbare ästhetische Energie.³⁰ Für die Romantiker wird Goethes Unterstützung zum Danaergeschenk. Unversehens trägt der romantische ›Wirt‹ einen klassizistischen ›Parasiten‹.

Seit *Dichtung und Wahrheit* wirbt Goethe unter dieser Prämisse für das Tafelwerk Sulpiz Boisserées. Er bespricht das Werk, preist es unermüdlich bei Bekannten und möglichen fürstlichen Gönnern an. Um den ›Werbefeldzug‹ auszuweiten, kündigt er schließlich an, seine Rezensionen und Hinweise im vierten Band von

24 Eine Ausnahme bilden die um das Italien-Erlebnis gruppierten vermischten Aufsätze in Bd. 12 der Ausgabe A (1806-1810).

25 Vgl. MA 3.2, S. 164-169, in den *Auszügen aus einem Reise-Journal*. Erstdruck 1788/1789 im *Teutschen Merkur*.

26 Grundlegend immer noch Kenneth Clark: *The Gothic Revival. An Essay in the History of Taste* [1928]. 7th ed. New York 1975; William Douglas Robson-Scott: *The Literary Background of the Gothic Revival in Germany. A Chapter in the History of Taste*. Oxford 1965.

27 Vgl. MA 11.2, S. 319-350; Erstdruck: *Ueber Kunst und Alterthum* I, Heft 2, 1817.

28 Vgl. Sulpiz Boisserée: *Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Köln, nebst Ergänzungen nach dem Entwurf des alten Meisters*. Stuttgart 1821.

29 Vgl. Ernst Osterkamp: *Sulpiz Boisserée überredet Klassizisten*. In: *Wiederholte Spiegelungen. Weimarer Klassik 1759-1832* (Katalog der ständigen Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums). München, Wien 1999, Bd. 1, S. 447-458; hier S. 449.

30 Vgl. den Brief an Ludwig Friedrich Catel, 10.5.1815 (WA IV, 25, S. 318 f.), und den Brief an den Kunsthistoriker Georg Moller, 10.11.1815 (WA IV, 26, S. 142 f.). Vgl. auch den Kommentar von Johannes John in: MA 11.2, S. 980.

Ueber Kunst und Alterthum auch mit zwei Aufsätzen zu begleiten, die er unter gleichem Titel auf zwei Hefte verteilt: *Von deutscher Baukunst*. Am 12. Dezember 1823 verkündet er Boisserée deren Erscheinen:

Es kommt jetzt viel darauf an, das Publicum immerfort an Ihre Vorsätze, sowie an Ihre Leistungen zu erinnern. Wie ich dieß im vorigen Hefte Kunst und Alterthum zu bewirken gesucht, ist Ihnen bekannt geworden; im gegenwärtigen laß ich jenen frühern enthusiastisch geschriebenen Bogen von 1772 wieder abdrucken, wo man denn die ersten Cotyledonen des seit so vielen Jahren immerfort wachsenden und sich gränzenlos ausbreitenden Baumes nicht ohne Verwunderung betrachten wird. (WA IV, 37, S. 279)

Der begleitende Aufsatz *Von deutscher Baukunst* 1823 wirkt klar, schlicht, zweckmäßig. Er scheint ganz im Dienst des Domwerk-Projektes zu stehen, wie Goethe zu betonen nicht müde wird. Dennoch: Die Mehrdeutigkeit, rhetorische Strategie des älteren Aufsatzes, bestimmt auch seine Erneuerung. Wohl um den Symbolwert zu unterstreichen, datierte Goethe den Aufsatz von 1772 um ein Jahr vor. Ange deutet wird dies schon im Titel, der die beiden Texte eng miteinander verknüpft und nur durch die Erwähnung der Jahreszahlen voneinander trennt – ein deutlicher Verweis auf das symbolische Halbjahrhundert zwischen Ursprung und Erneuerung.

Beide Autoren, der von »1773« und der von 1823, verweisen über die besprochene Baukunst auf das eigene Werk. Weit versteckter geschieht dies 1823. *Von deutscher Baukunst* 1823 verfolgt mehrere Strategien. So sind etwa programmatische Widersprüche innerhalb von *Kunst und Alterthum* zu vermeiden, um sich von romantischen Tendenzen weiterhin klar zu distanzieren. Keinesfalls soll seine Unterstützung als Aufgabe früherer ästhetischer Positionen begriffen werden.³¹

Um das eigene Zeugnis einer emphatischen Gotikbegeisterung wieder zu veröffentlichen, muß Goethe zunächst seine anti-gotische Position erklären, um glaubwürdig zu bleiben. Er rechtfertigt sich mit der lebensgeschichtlich bedingten Distanz zur gotischen Baukunst.³²

Neben der Förderung des Boisserée-Projektes geht es 1823 vor allem um Schärfung des eigenen Profils. Dies geschieht nicht nur in Hinblick auf den Begriff der altdeutschen Baukunst, den Goethe immer noch gegen den Terminus Gotik durchzusetzen hofft.³³ Die Anbindung des alten Aufsatzes an den aktuellen architekturtheoretischen Diskurs ermöglicht vielmehr die Umdeutung einer vagen Vision zur erfüllten Prophezeiung.³⁴ Der »Sibyllinische Stil« (MA 16, S. 547) des Jugendwerks wird konsequent umgeleitet auf die von ihm früh erahnte Bedeutung der Gotik. An die Stelle der genieästhetischen Vision, die der Aufsatz von 1772 heraufbeschwor, soll die Ahnung einer erneuerten Würdigung altdeutscher Baukunst tre-

31 Vgl. Osterkamp (Anm. 29).

32 Vgl. MA 13.2, S. 161.

33 Vgl. MA 13.2, S. 666 ff.

34 Wie wichtig ihm dies im Zusammenhang mit seinen Werken ist, vgl. den Aufsatz in Cottas *Morgenblatt*, 1816: *Die Geheimnisse. Fragment von Goethe* (MA 11.2, S. 213–216; hier S. 216).

ten. Bei der Neuauslegung des jugendlichen Orakelspruchs kommt Goethe dessen ›amphigurischer‹ Stil zugute. Die Prophezeiung wird dem längst etablierten Gotikinteresse angepaßt. Aus diesem Grund deutet er den Titel *Von deutscher Baukunst* um und kann so die genieästhetische Egozentrik des älteren Aufsatzes entschärfen. Der Anlaß ist nun Thema: Hatte Goethe im älteren Text – analog der Rede *Zum Shakespeares Tag* – den Anstoß der genieästhetischen Reflexion zum Titel gemacht, macht er nun das Etikett zum Inhalt.

Beide Aspekte bestimmen bereits Goethes ersten Revisionsversuch des Aufsatzes im neunten und zwölften Buch von *Dichtung und Wahrheit*. Summarisch referiert er die Passagen zur Baukunst und blendet die genieästhetischen Reflexionen weitgehend aus.³⁵ Schon hier lenkt er die Aufmerksamkeit ganz auf den baukundlichen Aspekt. Darin werden ihm die zeitgenössischen Rezipienten wie Büsching oder Stieglitz dann auch folgen. Wie erfolgreich Goethe den Schwerpunkt von der genieästhetischen auf die kunsthistorische Reflexion verlagern konnte, davon zeugt auch die Forschung, die den autobiographischen Anteil seiner Gotikrezeption kaum berücksichtigt hat. Ihr geht es vor allem darum, den scheinbaren Widerspruch des späten Bekenntnisses zur Gotik mit seinem konsequenten Festhalten am Klassizismus zu synthetisieren. Nicht gefragt wurde, warum ihm diese Stellungnahme so wichtig war, daß er den Vorwurf des Widerspruchs nicht scheute.³⁶

Tatsächlich scheinen die autobiographischen Elemente zunächst im direkten Zusammenhang mit Goethes Kunsttheorie zu stehen. Diejenigen, so ist in *Von deutscher Baukunst 1823* zu lesen, verdienen Dank, »die uns in den Stand setzen, Wert und Würde *im rechten Sinne*, das heißt *historisch* zu fühlen und zu erkennen« (MA 13.2, S. 161; Hervorhebungen P.-H. H.). Goethe nennt hier den Grundsatz der Historizität, der die Gotikrezeption leiten soll. Zur Begründung wird die eigene Lebenserfahrung herangezogen, denn »der Natur der Sache nach, besonders aber in meinem Alter und meiner Stellung, mußte mir das Geschichtliche dieser ganzen Angelegenheit das Wichtigste werden« (MA 13.2, S. 162). Erst die eigene Reife erlaubt ihm die angemessene Einschätzung eines kunstgeschichtlichen Phänomens. Hier scheint das subjektive Prinzip der Autobiographie – die relative Erfahrung – mit dem objektiven Prinzip der Historizität zu kollidieren.

Aufgelöst wird der gleichzeitige Geltungsanspruch von historischer Relativität und klassischer Norm im autobiographisch evidenten Reifungsprozeß, den Goethe nun am Umgang mit dem eigenen Jugendwerk demonstriert. Die absichtsvolle Inszenierung von 1772 verschleiert er dabei durch die fast entschuldigende Rücknahme seines sibyllinischen Stilwillens.³⁷

Goethe führt seine Lebenserfahrung ins Feld, um die Absicht der Boisserées, ihn der altdeutschen Kunst zu gewinnen, ins Gegenteil zu verkehren. Mit dem autobiographischen Moment entschärft er den romantischen Gotikenthusiasmus, mit dem überindividuellen Moment stärkt er den Historismus, während er die kreative Aktualisierung der gotischen Baukunst negiert. Die jugendliche Begeiste-

35 Vgl. MA 16, S. 417 f., 542 f.

36 Vgl. Osterkamp (Anm. 29), S. 457 f.

37 Vgl. MA 13.2, S. 164.

rung, die Goethe seinen Zeitgenossen zuschreibt, wird zwar legitimiert, zugleich aber hinterfragt, indem er seine Reife gegen die Unerfahrenheit ausspielt, die den eigenen Enthusiasmus geprägt hatte.

Goethe nutzt seinen Aufsatz von 1772 aber nicht nur kontrastierend. Er aktualisiert sein frühes Werk, indem er es historisiert. Das Einziehen der geschichtlichen Ebene erfolgt nicht allein in Hinblick auf Bedingungen, unter denen er die Gotikbegeisterung billigen könnte. Die Frage der Historizität verweist auch auf das Problem der eigenen Geschichtlichkeit. Deshalb, so die These, bemüht der Aufsatz von 1823 wieder den impliziten Werkbezug von 1772 und leitet damit über zur unauffälligen Revision des eigenen Werks.

Abzulesen ist dies bereits im zitierten Brief an Boisserée. Darin erläutert Goethe seine Publikationsstrategien, um Boisserées Dom-Projekt weiter zu fördern. Anschließend kommt Goethe auf sein Anliegen zu sprechen:

Nun bedenken Sie noch zum Schluß das Hauptgeschäft, das mir in hohen Jahren obliegt, meinen literarischen Nachlaß zu sichern und eine vollständige Ausgabe meiner Werke wenigstens einzuleiten! Es würde mir dieß ganz unmöglich seyn, wenn sich nicht hübsche junge Leute zu mir gesellten, die sich an mir herauf gebildet haben, mich völlig verstehen, meine Absichten durchdringen und sich anschicken, an meiner Statt auf Stoff und Gehalt, der noch so reichlich daliegt, verständig-geistreich zu wirken. (WA IV, 37, S. 281)

Von deutscher Baukunst 1823 steht deutlich im Kontext von Goethes Plänen zur letzten Werkausgabe und der Wiederaufnahme der Arbeit am *Faust* – beide Unternehmungen bezeichnet Goethe als ›Hauptgeschäft‹.³⁸ Im Zusammenhang mit der Münster-Vision von 1772 kommt es im Text von 1823 deshalb zu einer interessanten Vertauschung des Objekts. Wieder greift Goethe zum Mittel der autobiographischen Schilderung – nun, um das Straßburger Münster sinnbildlich durch den Kölner Dom zu ersetzen.

Das Straßburger Münster war 1772 als Symbol für sein künftiges Lebenswerk konzipiert, nun tritt der Kölner Dom an dessen Stelle – als Sinnbild des Begonnenen, Unvollendeten. Das Monument wird zur Ruine. Vor dem tragischen Fragment kommt es zur Korrektur des emphatisch gefeierten ›Babelgedankens‹:

Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, ahnen, sehen wir in ihr den Konflikt eines würdigen Menschenwerks mit der stillmächtigen, aber auch alles nicht achtenden Zeit; so tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungeheures entgegen, wo eben dieses Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menschen erinnert, so bald er sich unterfängt, etwas Übergroßes leisten zu wollen. (MA 13.2, S. 163)

Das Vollendete ist, anders als das Straßburger Münster, nicht ausgeführt genug, um seine Absichten zu verraten, um den Betrachter zur visionären Schau zu führen: »[...] doch blieb was fehlte immer noch so übergroß, daß man sich zu dessen Höhe nicht aufschwingen konnte«. Die innere Harmonie des Kunstwerks, sei sie auch geplant, kann bei zu großer Unvollständigkeit nicht auf den Betrachter wirken.

38 Siegfried Unseld: *Goethe und seine Verleger*. Frankfurt a.M. 1991, S. 569.

Goethes Beschreibung von 1823 blieb nicht seine einzige deskriptive Annäherung an den Kölner Dom. Im Vergleich zu einer vorher veröffentlichten Beschreibung fällt allerdings auf, daß Goethe seinen früheren Eindruck abmildert. Jene Passage, die auf einer ersten Begegnung mit dem Kölner Dom im Juli 1774 beruht, verfaßt Goethe etwa zehn Jahre zuvor für den dritten Teil von *Dichtung und Wahrheit*, auch sie steht in direktem Zusammenhang mit dem Boisserée-Projekt.³⁹ Hier ist von einer »Ruine« die Rede, »denn ein nichtfertiges Werk ist einem zerstörten gleich« (MA 16, S. 665). Der Betrachter begegnet dem Dom bei der alleinigen Konfrontation »immer mißmutig«: »Hier war abermals ein ungeheurer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen!«. Die emotionale, ja betroffene Stellungnahme erstaunt. Sie zeugt von Abwehr, erklärlich vielleicht durch Identifikation. War ihm doch selbst, so die Einleitung zu *Dichtung und Wahrheit*, angesichts der eigenen Werkausgabe von 1806 bisher die Synthese der Einzelwerke zum in sich schlüssigen, vollständigen Lebenswerk nicht geglückt: »Im Ganzen aber bleiben diese Produktionen immer unzusammenhängend« (MA 16, S. 9).⁴⁰ Die metaphorische Entgrenzung des konkreten Bauwerks ermöglicht es, diesen Bezug herzustellen, auch wenn Goethe ins Allgemeine ausweicht, wenn er seinen Mißmut damit begründet, das unfertige Kunstwerk mahne an die Bedingungen menschlichen Schaffens:

Scheint es doch, als wäre die Architektur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menschen, in einer Folge von Zeit, nichts zu leisten ist, und daß in Künsten und Taten nur dasjenige zu Stande kommt, was, wie Minerva, erwachsen und gerüstet aus des Erfinders Haupt hervorspringt. (MA 16, S. 665)

1815 kommt es anlässlich von Goethes Köln-Besuch vom 25. bis zum 27. Juli zur erneuten Begegnung mit dem Monument. Den möglichen Kontext dieser Stelle bilden die Vorbereitungen zu einer neuen Werkausgabe (B).⁴¹ Mit dieser Ausgabe, einer anschließenden Sammlung der naturwissenschaftlichen Schriften und der Fortführung seiner autobiographischen Schriften glaubt er, sein Lebenswerk zur Einheit runden zu können, wie er in der Ankündigung *Über die Ausgabe der Goetheschen Werke* im März 1816 bedeutet.⁴² Diese Hoffnung auf Vollendung scheint auch die Beschreibung des Kölner Doms zu beeinflussen, die Goethe nach seiner Reise in die Rhein- und Maingegenden entwirft. Deren Bericht schließt er Ende Februar 1816 ab.⁴³

Hat er nun dieses [...] beabsichtigten Weltwunders Unvollendung [...] beschaut, so wird er sich von einer schmerzlichen Empfindung belastet fühlen, *die sich*

³⁹ Vgl. Goethe an Boisserée, 14.2.1814 (WA IV, 24, S. 148 f.).

⁴⁰ Vgl. hierzu Klaus-Detlef Müller: *Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit*. Tübingen 1976, S. 278-285.

⁴¹ Vgl. Goethe an Zelter, 23.1.1815 (MA 20.1, S. 364). Goethe hatte den diesbezüglichen Vertrag mit Cotta am 15. Juni des Jahres unterschrieben und abgeschickt (Goethe an Cotta, 15.6.1815; WA IV, 26, S. 12).

⁴² Vgl. MA 11.2, S. 249-251; hier S. 250 f.

⁴³ Die Ankündigung der Werkausgabe und die von *Kunst und Alterthum an Rhein und Mayn* erscheinen kurz aufeinander in Cottas *Morgenblatt*.

nur in einiges Behagen auflösen kann, wenn er den Wunsch, ja die Hoffnung nährt, das Gebäude völlig ausgeführt zu sehen. Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meisterwerk erst jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geist beabsichtigte: das Ungeheuere faßlich zu machen. Bleibt aber ein solches Werk unausgeführt, so hat weder die Einbildungskraft Macht, noch der Verstand Gewandtheit genug, das Bild oder den Begriff zu erschaffen.⁴⁴

Allen Beschreibungen des Kölner Doms ist eines gemeinsam: Es kommt zur symbolischen Weitung des Bauwerks, es repräsentiert ein Lebenswerk. Die Dombeschreibung führt unmittelbar über die Sphäre der Kunst hinaus und wird sinnbildlich dem historisch-biographischen Kontext angegliedert. Damit ist der Kölner Dom parabolisch geworden und über seinen baugeschichtlichen Bezug hinaus autobiographisch anwendbar.

Goethe überträgt hier ein Gestaltungsprinzip seiner Autobiographie auf das Kunstwerk. Das Symbolische seiner Existenz, das Exemplarische des Individuums, also das, was aus der Geschichte hebt,⁴⁵ wird übertragen auf die Wahrnehmung des Kölner Doms. Hier findet die Antithese von relativierender Historizität und überzeitlicher Geltung zur Synthese. Das Kunstwerk ist als Symbol menschlicher Kunst und menschlichen Schaffens ewig, als Beispiel für einen zeitbedingten Baustil dagegen historisch. Insofern trägt das spezifisch Gotische nichts bei zur überzeitlichen Bedeutung von Dom und Münster.

Die Parallelisierung von Lebens- und Kunstwerk wird für *Von deutscher Baukunst* 1823 insofern bedeutsam, als Goethe sich 1822 nicht nur mit der letzten Werkausgabe, sondern auch mit seinen alten *Faust*-Plänen zu beschäftigen begann. Die Möglichkeit, das Bauwerk im Geist des Historismus durch Grundrisse, Aufrisse und Beschreibungen ergänzt zu sehen, weist auch wieder auf Goethes eigene Methode. So plante er gar die Veröffentlichung von Entwürfen, Plänen und Fragmenten zum *Faust*.⁴⁶ Sie sollten, wie auch die geplanten Inhaltsangaben zum

44 *Kunst und Alterthum am Rhein und Mayn* (MA 11.2, S. 15; Hervorhebungen P.-H. H.).

45 Vgl. Peter Sprengels *Einführung zu Dichtung und Wahrheit* (MA 16, S. 902). Sprengel belegt seine Auffassung allerdings mit einem Eckermann-Zitat von 1831. Die hier vorgestellten Thesen legen nahe, daß die symbolische und damit das Historische transzendierende Existenz Goethes Ergebnis, nicht Ausgangspunkt von Goethes autobiographischer Beschäftigung ist.

46 Vgl. Georg Witkowski (Hrsg.): *Goethes »Faust«*. Bd. 2: *Kommentar*. Leiden 1936, S. 88. Allerdings ist anzumerken, daß Witkowski hier die bei Hans Gerhard Gräf: *Goethe über seine Dichtungen*. Bd. II, 2: *Die dramatischen Dichtungen*. Frankfurt a.M. 1904, S. 284 f. (vgl. Einträge für 1822) aufgeführten Paralipomena recht weitgehend interpretiert. Vielleicht kombiniert er die revidierende Sammeltätigkeit von 1822 mit einer Aussage in Goethes *Faust*-Plan für *Dichtung und Wahrheit* von 1824: »[...] und wie es weiter ergangen wird sich zeigen, wenn wir künftig die Fragmente, oder vielmehr die zerstreut gearbeiteten Stellen dieses zweiten Theils zusammen räumen und dadurch einiges retten was den Lesern interessant seyn wird« (WA I, 15.2, S. 177; Witkowski [Anm. 46], Bd. 1, S. 535). Zurückhaltender ist Anne Bohnenkamp: »... das Hauptgeschäft nicht außer Augen lassend«. *Die Paralipomena zu Goethes »Faust«*. Frankfurt a.M., Leipzig 1994, S. 845 f.

zweiten Teil des Dramas, bzw. zum Helena-Zwischenspiel oder zu den *Geheimnissen*,⁴⁷ zumindest die Idee des Ganzen vor Augen stellen.

Die kritische Beurteilung des Kölner Domfragments läßt sich direkt Aussagen gegenüberstellen, die Goethe seinem Lebenswerk gegenüber macht und die im gleichen Jahrgang von *Ueber Kunst und Alterthum* (4. Bd., 1. Heft 1823) veröffentlicht werden:

[Es] ist dem Menschen wohl erlaubt, [...] eine Vergleichung anzustellen, was ihm gelungen oder mißlungen sei; was [...] geschehen und was ihm allenfalls zu tun noch obliege. [...]

[...] ich sehe zwanzig Bände ästhetischer Arbeiten in geregelter Folge vor mir stehen, so manchen andern der sich unmittelbar anschließt, mehrere sodann gewissermaßen im Widerspruch mit dem poetischen Wirken, so daß ich den Vorwurf zerstreuter und zerstückelter Tätigkeit befürchten müßte [...].

Das Übel freilich, das daher entstand, war, daß bedeutende Vorsätze nicht einmal angetreten, manch löbliches Unternehmen im Stocken gelassen wurde. [...]

Übersah ich nun öfters die große Masse, die vor mir lag, gewährte ich das Gedruckte, teils geordnet teils ungeordnet, teils geschlossen, teils Abschluß erwartend, betrachtete ich wie es unmöglich sei, in späteren Jahren alle die Fäden wieder aufzunehmen, die man in früherer Zeit hatte fallen lassen, oder wohl gar solche wieder anzuknüpfen, von denen das Ende verschwunden war, so fühlte ich mich in wehmütige Verworrenheit versetzt [...].⁴⁸

Die Perspektive auf Lebenswerk und Bauwerk ist nahezu identisch. Goethes Skepsis angesichts des Kölner Doms läßt sich durchaus mit den Eindrücken gleichsetzen, die ihm, etwas herabgestimmt, das eigene Werk vermittelt. Um dessen Einheit zu retten, hatte er es seit Ausgabe B mit einem den dichterischen Werken direkt angeschlossenen, autobiographischen Kommentar versehen. Damit greift Goethe auf die von der Produktionsästhetik vorgegebene Möglichkeit zurück, die Unvollständigkeit des Lebenswerks im Entwicklungsprozeß des schöpferischen Genies aufzuheben. Er lenkt den rezeptiven Blick vom Werk auf das dahinterstehende schöpferische Prinzip um.⁴⁹

Der abschließenden Synthese des eigenen Lebenswerks müssen neue, diesmal vereinte Anstrengungen vorausgehen. Am 8. September 1822 berichtet Goethe an Cotta von einem Mitarbeiterstab, der sich der Ordnung des fragmentarischen Werks angenommen habe. Die ›Freunde‹ helfen beim Ordnen des Gesamtwerks und der *Faust*-Entwürfe und bereiten damit beider Vollendung vor. Goethes in-

47 *Die Geheimnisse. Fragment von Goethe* (MA 11.2, S. 213-216), erschienen 1816 im *Morgenblatt für gebildete Stände*.

48 *Entstehung der biographischen Annalen (Archiv des Dichters und Schriftstellers)* (MA 14, S. 573 f.).

49 Vgl. auch die briefliche Aussage Goethes an Zelter, 4.9.1831 (MA 20.2, S. 1531): »Ich habe gar zu vielerlei Bauwerk angelegt, welches zu vollführen doch am Ende Vermögen und Kraft ermangeln. An die natürliche Tochter darf ich gar nicht denken, wie wollt' ich mir das Ungeheure, das da gerade bevorsteht, wieder ins Gedächtnis rufen«.

nere Distanz zum eigenen Schaffen überwindet ein neuer Interpretationsansatz, mit dem er später Lebensgeschichte und Werk synthetisieren wird – die Idee des Kollektivs.

Ermöglicht wurde diese Ansicht nicht nur durch die Übertragung eines Prinzips, das Goethe zunächst für das Organisationsprinzip naturwissenschaftlicher Erkenntnis gehalten hatte. Die Beschäftigung mit den gotischen Wunderwerken, die Möglichkeit ihrer Rekonstruktion aus der Genialität eines einzelnen begünstigt die Analogie seines Mitarbeiterstabs mit den Dombauprojekten: Goethes Mitarbeiter treten an, um die kollektive Vollendung des Werkes nach den vorhandenen Plänen auch über dessen Tod hinaus zu ermöglichen.⁵⁰

In der Hoffnung auf Fortführung in gemeinsamer Anstrengung kann die verlorengegebene Saat dann doch noch aufgehen. Dies gilt auch für den Kölner Dom, der durch die Veröffentlichung seiner Pläne und Grundrisse betrachtet und gebaut werden kann.

1831 ist dann ein weiteres ›Hauptgeschäft‹ bewältigt: *Faust* – der durch Gehalt und lange Entstehungszeit dem Gesamtwerk komplementäre Einzeltext. In Goethes letzter Stellungnahme zum Kölner Dom hat sich nach Abschluß seiner großen Unternehmungen nun aller Zweifel verflüchtigt. Jetzt ist selbst das Fragment schon ganz auf Vollendung angelegt – eine Aussage, die jener ersten Beschreibung in *Dichtung und Wahrheit* widerspricht, wo Goethe die Möglichkeit der Vollendung aus dem Vorhandenen noch bestritten hatte:

Bey dem Cölner Dom schien mir's immer wichtig, daß die ersten Bauenden [...] Wartemauern [...] aufgeführt, damit ihre Nachfolger angelockt würden, da oder dort wieder einzugreifen, und auf diese Weise die Folgezeit zu Vollendung des ersten Plans in eine unausweichliche Nothwendigkeit sich versetzt sähe.⁵¹

Goethe schreibt diesen Brief just an jenem Tag, an dem er in sein Tagebuch eintragen konnte: »Das Hauptgeschäft zu Stande gebracht. Letztes Mundum. Alles rein Geschriebene eingehftet« (WA III, 13, S. 112). *Faust II* ist vollendet. Das autobiographische Moment erscheint hier zeitlich enggeführt mit dem Monument des Kölner Doms und dessen imaginärer Vollendung im Ansichtenwerk Sulpiz Boisserées. Goethe hat nach »redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu«⁵² sein *magnum opus* erfolgreich abgeschlossen, auch das weitere Erscheinen des dichterischen Nachlasses und der naturwissenschaftlichen Schriften gemäß seiner exakten Planung ist dank des genau instruierten Mitarbeiterstabes gesichert. Damit steht die Bilanz seines Lebens.

Dieser Brief führt uns noch einmal zurück auf den Ursprung von Goethes erneuter Gotikbeschäftigung, wie er ihn in *Dichtung und Wahrheit* charakterisiert.

50 Vgl. die ausführliche Darstellung bei Unseld (Anm. 38), S. 487–514. Aufschlußreich ist auch Goethes Entwurf *Anstalten zur Herausgabe meiner Werke* (1822) bezüglich der Ausgabe letzter Hand, zu der »die Theilnahme der Nation [...] erforderlich ist« (WA I, 41.2, S. 403).

51 Goethe an Boisserée, 22.7.1831 (WA IV, 49, S. 15).

52 Goethe in seinem letzten Brief: an Wilhelm von Humboldt, 17.3.1832 (WA IV, 49, S. 283).

Hier hatte er die Parallele von Baukunst und eigenem Schaffen erstmalig gezogen, was die Faszination erklären mag, die das Projekt der Boisserées für ihn hatte. An die Entstehungsgeschichte des Baukunstaufsatzes von 1772 schloß er einen Exkurs über das Motto »Was einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug«, womit er nochmals unauffällig auf den autobiographischen Gehalt seines Aufsatzes hinweist. Die Wünsche sind ihm »Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen« (MA 16, S. 418-420). Aus dem »wahrhaft Möglichen« wird ein »erträumt Wirkliches«. Goethe beschreibt seinen Weg zum Erfolg:

Wenn nämlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine solche Epoche fordere und verspreche; so wird er, durch äußere Anlässe zu tätiger Teilnahme gedrängt, bald da bald dorthin greifen, und der Wunsch nach vielen Seiten wirksam zu sein wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche [...] dem Bedürfnis der Zeit gemäß; so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen, und kann versichert sein, daß [...] dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß [...]. Sehen wir nun während unseres Lebensganges dasjenige von Andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, [...] dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Mut hat, sich im Ganzen zu fühlen.

Die mit der Ausgabe letzter Hand gelungene Werksynthese gestattet ihm nun, den Gedanken des Kollektivwesens von seiner hier noch eher bescheidenen Grundaussage⁵³ – das Selbst löst sich im Kollektiv und erfährt hier seinen Freispruch von der Diffusion eigenen Wirkens – zur Selbstdeutung im Zeichen des sich in unermüdlicher Tätigkeit vollendenden Genies umzumünzen. Nach Abschluß und Organisation seines Haupt- und Lebenswerks erscheint dem sich zeitweilig entfremdeten Autor das eigene Leben schlüssig, weil er sich mit der letzten Sammlung das Vergangene, ja sogar das Fremde ganz aneignet. Sein Schaffen lagert sich wieder konzentrisch um das geniale Selbst. Relative Vollständigkeit erlaubt es, absolute Vollendung zu erahnen; das Lebenswerk wird auch nach seinem Tod von Größe zeugen, wie das Straßburger Münster von seinem Schöpfer:

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen [...]; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes, vollendet das begonnene in die Wolken. (MA 1.2, S. 415)

53 Vgl. auch die Vorrede zu *Dichtung und Wahrheit*, die die Synthese von Individuum und Zeit auf einer Ebene vollzieht. Noch ragt das Individuum nicht als Monument aus seiner Zeit.

Damit hat Goethe die Gründungsurkunde seines dichterischen Selbstverständnisses restituiert,⁵⁴ denn die Vision eines Individuum, Kollektiv und Zeit überragenden Monuments erfüllt sich mit dem postum geplanten Abschluß seiner letzten großen Projekte.⁵⁵ Durch kontinuierliche und schließlich kollektive Anstrengungen um Werkedition und Autobiographie hatte Goethe sich die Einheit von Leben und Werk erarbeitet. Sein aufs Ganze zielender Selbstentwurf mußte dabei zunächst krisenhaft kollidieren mit der Wahrnehmung eigener Historizität und seiner Hingabe an mannigfache Interessen und Aufgaben. Das alles aufnehmende, mit allen und allem kommunizierende Selbst drohte in lebensgeschichtlichen Zusammenhängen Kern und Kontur zu verlieren. Idee und Methode des Sammelns sollten aber nicht nur die an sich erfahrene Entfremdung überwinden helfen, sondern auch sein Selbst schließlich zur alle Ursprünge transzendierenden Universalie ausdehnen. Nun zieht es die heterogenen Materialien an und faßt sie zur Einheit. Am Ende steht ein Name. Er verweist auf das die Geschichte überdauernde, das Kollektiv überragende Monument:

Das größte Genie käme nicht weit, wenn es alles nur aus sich selbst schöpfen wollte! Was wäre denn das Genie, wenn ihm die Gabe fehlte, alles zu benutzen, was ihm auffällt, hier den Marmor, dort das Erz für seine Ruhmeshalle zu nehmen? [...] Ich sammelte und benutzte alles was mir [...] vor die Sinne kam. Zu meinen Werken haben Tausende von Einzelwesen das ihrige beigetragen, [...] mein Lebenswerk ist das eines Kollektivwesens, und dies Werk trägt den Namen Goethe.⁵⁶

54 Allerdings sind begriffliche und inhaltliche Modifikationen der genieästhetischen Impulse zu berücksichtigen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Aus naheliegenden Gründen – wie könnte er sonst den Kollektivbegriff auf sich anwenden – werden die von Wolf (Anm. 9) herausgearbeiteten Züge einer radikalen Individualisierung des Geniebegriffs zugunsten seiner objektivierten, summarischen Ausprägung aufgegeben, wie sie sich etwa in Herders Shakespeare-Aufsatz (Anm. 21) vorbereitet: Das Genie ist hier Inbegriff seiner Epoche.

55 *Faust II* sollte die Abteilung der nachgelassenen Werke einleiten, war also bewußt als postume Veröffentlichung geplant.

56 Goethe im Gespräch mit Soret, 17.2.1832 (zit. nach Frédéric Soret: *Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit 1822-1832*. Hrsg. u. übersetzt von H[einrich] H[ubert] Houben. Leipzig 1929, S. 629 f.).

*»das vortreffliche Miniaturbild auf einer Tasse« –
Ludwig Sebbers' Goetheporträt als Jubiläumssstich
des Verlags Breitkopf & Härtel zur Goethe-Säkular-
feier von 1849*

Für Renate Grumach

Die deutschlandweite Feier des 100. Geburtstages von Johann Wolfgang von Goethe im August des Jahres 1849 rief eine wahre Flut von Publikationen hervor: Festgedichte und -reden, Schriften über Goethe, Prologe und Epiloge, Kompositionen, aber auch Graphiken, insbesondere graphische Bildnisse des Dichters.¹

Über die Entstehung eines besonders qualitätvollen Kupferstiches, den der Leipziger Verlag Breitkopf & Härtel publizierte und der in engem Zusammenhang mit Weimar steht, geben vier bis dato unveröffentlichte Briefe aus dem Goethe- und Schiller-Archiv Auskunft. Es dürfte selten sein, daß sich die Vorgeschichte eines graphischen, aus speziellem Anlaß geschaffenen Porträts derart genau nachvollziehen läßt.

Anreger dieser graphischen Festgabe, als deren Vorlage eines der berühmtesten Goethe-Porträts – das Miniaturbildnis von Ludwig Sebbers auf einer Porzellantasse aus dem Jahr 1826² – diente, war der Verleger Hermann Härtel (1803–

1 Entgegen der leider noch heute anzutreffenden Ansicht, das Jahr 1849 habe einen Tiefpunkt in der Goethe-Rezeption bedeutet, wurde der 100. Geburtstag Goethes in vielen Städten an mehreren Tagen gefeiert, obwohl sich die politische Lage nach der gescheiterten Revolution keineswegs beruhigt hatte, in Baden noch Erschießungen von Revolutionären stattfanden und zudem Cholera-Epidemien in vielen europäischen Ländern auftraten. Es existiert eine Vielzahl von literarischen, bildlichen und musikalischen Quellenzeugnissen zur Goethe-Säkularfeier, deren Auswertung ein facettenreiches, durch Widersprüche spannendes Bild gerade vor dem Hintergrund der damaligen politischen Situation zu zeichnen erlaubt. Insbesondere das vielfältige Weimarer Goethefest, das vom 27. bis 29. August 1849 veranstaltet wurde, erscheint im Verein von Dichtung, Malerei und Musik als ›Gesamtkunstwerk‹.

2 Zur Tasse von Sebbers mit dem Goethe-Porträt vgl. Ernst Schulte-Strathaus: *Die Bildnisse Goethes. Propyläen-Ausgabe von Goethes Sämtlichen Werken*. 1. Suppl. München 1910, Taf. 143, Text S. 75 f., Susanne Schroeder: *Weimar und Braunschweig*. In: *Tafelrunden. Fürstenberger Porzellan der Herzogin Anna Amalia in Weimar*. Hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik. München, Wien 1996, S. 14 f., und dies.: Katalogbeitrag. In: *Wiederholte Spiegelungen. Weimarer Klassik 1759-1832*. Katalog zur Ständigen Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums. Hrsg. von Gerhard Schuster u. Caroline Gille. München, Wien 1999, S. 902 f.

1875).³ Der älteste Sohn von Gottfried Härtel, dem Mitbegründer des Verlages, hatte Jura studiert und 1835 die Leitung des Geschäftes übernommen. Hermann Härtel war jedoch nicht nur Geschäftsmann, sondern auch ein Liebhaber der Künste: Er besaß eine eigene Kunstsammlung, war Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Leipziger Kunstvereins und wurde in die Direktion der Gewandhauskonzerte berufen. Diese Liebe zur Kunst bewog ihn zu dem Plan, eine »Sammlung von Bildnissen berühmter Deutscher in Wissenschaft und Kunst« zu veröffentlichen. Den Ausgangspunkt bildete ein Porträt von Gotthold Ephraim Lessing, das er bei dem in Leipzig lebenden Kupferstecher Lazarus Gottlieb Sichling (1812-1863), einem Schüler von Samuel Amsler in München,⁴ in Auftrag gegeben und das bei seinen Freunden viel Beifall gefunden hatte. Das größere Unternehmen wollte Härtel nicht eher beginnen, als bis er die Gewißheit hatte, das seiner Meinung nach »beste« Goethe-Bildnis verwenden zu können. Deshalb wandte er sich an den Oberbibliothekar der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, Ludwig Preller (1809-1860).⁵ Dieser hatte Klassische Philologie studiert, an den Universitäten Kiel, Dorpat und Jena gelehrt und 1847 die Stelle des Oberbibliothekars in Weimar übernommen, die er bis zu seinem Tod bekleidete.

Hermann Härtel sandte Ludwig Preller zunächst das erwähnte Lessing-Porträt von Sichling und bat ihn um Vermittlung zur Erlangung der Publikationserlaubnis des Goethe-Bildnisses:⁶

Leipzig, 2 Januar 1848. [recte: 1849]

Verehrter Herr,

Mit diesen Zeilen bin ich so frei Ihnen ein Portrait *Lessing's* zu übersenden, welches ich nach einem mir zugehörigen Bilde habe stechen lassen.⁷ Meine

3 Über Hermann Härtel siehe Oskar Hase: *Breitkopf & Härtel. Gedenkschrift und Arbeitsbericht*. Bd. 2: 1828 bis 1918. Leipzig 1919, S. 5-20.

4 Zu Sichling vgl. *Allgemeines Lexikon der Bildenden Kunst von der Antike bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Ulrich Thieme u. Felix Becker. Bd. 30. Leipzig 1936, S. 587, und Georg Kaspar Nagler: *Neues allgemeines Künstler-Lexikon [...]*. Bd. 16. München 1846, S. 351 f. Im Bestand des Goethe-Nationalmuseums finden sich 22 Werke von Sichling, in erster Linie Porträtstiche, aber auch Illustrationen zu Werken Schillers nach verschiedenen Vorlagen. Sichling fertigte zwei weitere Goethe-Porträts an: Kupferstiche nach Georg Dawe und nach Joseph Karl Stieler bzw. Friedrich Pecht (Hermann Rollett: *Die Goethe-Bildnisse*. Wien 1883, Nr. LXVI, Nr. 5, S. 157, und Nr. CI, Nr. 24, S. 257), außerdem den Stich nach Sebbers' Hegel-Porträt.

5 Über Ludwig Preller siehe: *Ludwig Preller. Eine Gedächtnißrede in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten von Gottfried Theodor Stichling*. Weimar 1863.

6 Die beiden Briefe von Hermann Härtel an Ludwig Preller befinden sich in: GSA Weimar, Nachlaß Ludwig Preller, Signatur 111/115. Hervorhebungen in lateinischer Schrift werden hier durch Kursivierung wiedergegeben. Veröffentlichung sämtlicher Briefe mit freundlicher Genehmigung der Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv.

7 Die Rede ist von Sichlings Kupferstich nach dem Lessing-Porträt von Anton Graff aus dem Jahr 1771, heute im Besitz der Universität Leipzig, ebenfalls enthalten in der Samm-

Absicht dabei ist zunächst diese gewesen, das Bild gut gestochen zu sehn und meinen Freunden das Blatt als ein Freundschaftszeichen anzubieten, und in diesem Sinne bitte ich auch Sie es freundlich auf- und anzunehmen. Das gute Gelingen aber und die lebhafteste Theilnahme meiner hiesigen Freunde, so wie der Umstand, daß der geschickte Kupferstecher *Sichling* hier in Leipzig lebt, haben einen Plan angeregt, den ich Ihnen mit der Bitte um Ihre Unterstützung mittheilen möchte. Ich sollte nämlich meinen, und Andere sind gleicher Ansicht, daß es wohl der Mühe werth wäre, eine Sammlung von Bildnissen berühmter Deutscher in Wissenschaft und Kunst⁸ in ähnlicher Weise (nämlich nach guten Vorbildern und in gleich tüchtigen Stichen) herauszugeben. Das Unternehmen würde nicht leicht sein, aber wenn es gelänge, sollte man wohl seine Freude daran haben, während die meisten Portraitsammlungen bis jetzt doch sehr unzureichend sind.

Der Kupferstecher wäre dann gleich zur Hand. Aber die besten Originale werden oft schwer zu erlangen sein. Indem ich mich mit der Sache zu beschäftigen anfang, warf sich mir natürlich zu allernächst die Frage nach Göthe's Bilde auf. Ohne ein solches ganz nach Wunsch zu erlangen, möchte ich die Sache gar nicht anfangen, und in dieser Beziehung erlaube ich mir Sie mit einer Bitte anzugehen.

Ich habe nämlich vor mehreren Jahren das vortreffliche *Miniaturbild* auf einer Tasse gesehen, welche in einem kleinen Zimmer Ihrer Bibliothek aufbewahrt wird. Für mich ist dieses Bild Göthes das beste was ich kenne, und ich weiß, daß es auch von Andern hochgeschätzt wird, deren Urtheil ich ehre. Mein großer Wunsch ist nun, dieses Portrait zu einem Stich in der Art des *Lessing'schen* benutzen zu dürfen, und darauf ist meine Bitte an Sie gerichtet. So viel ich weiß, ist das Tassenbild noch unedirt; deshalb ist die Erlangung der Erlaubniß zum

lung *Bildnisse berühmter Deutschen*, aber auch separat vertrieben. Im Goethe-Nationalmuseum sind zwei Exemplare vorhanden, es handelt sich jedoch um Ankäufe des 20. Jahrhunderts. Bei Breitkopf & Härtel erschien auch eine Folge von Musikerporträts mit Stichen Sichlings nach Ölgemälden von Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven. Vgl. *Verzeichniß des Bücher-Verlages von Breitkopf & Härtel in Leipzig 1828-1880*. Leipzig 1881, S. 131 bzw. 129 (*Bildnisse berühmter Tonkünstler*).

- 8 Die Sammlung *Bildnisse berühmter Deutschen* erschien in zehn Lieferungen von 1850 bis 1861 und enthielt insgesamt 30 Porträts, darunter 18 von der Hand Sichlings. Die erste Lieferung 1850 mit den besagten Porträts von Lessing und Goethe sowie Sichlings Stich nach dem Winckelmann-Porträt von Anton von Maron (1768) besprach Franz Kugler nicht eben positiv und bemängelte insbesondere die Wahl der Vorlagen bei den beiden letztgenannten Porträts (den Lessing-Stich lobt er ohne Einschränkung). Besonders das Bildnis von Sebbers hält er für eine »bedenkliche Wahl«, da man in dem 77jährigen nicht mehr »den glorreichen Titanen unserer Literatur« finde. Kugler bezeichnet Sebbers' Porträt als »etwas trocken in der Behandlung«, worüber der Stich, »bei allem sorglichen Fleiss«, nicht hinauskäme. Allerdings legt Kuglers Wortwahl nahe, daß er die Porzellantasse nicht kannte! Siehe Franz Kugler: [Besprechung von] *Bildnisse berühmter Deutschen. Erste Lieferung mit 3 Blättern in kl. Fol. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. 1850*. In: Deutsches Kunstblatt. Zeitung für bildende Kunst und Baukunst. Leipzig, Nr. 14 vom 8.4.1850, S. 109 f.

Stich um so wünschenswerther. Zudem steht Göthes hundertjährige Geburtsfeier für dieses Jahr bevor, und ein gutes Bild würde gewiß zum 28 August dieses Jahres besonders willkommen sein.

Lassen Sie sich denn meine Bitte freundlich wohlgefallen. Sie würden mich ganz ungemein verbinden, wenn Sie mir die Erfüllung verschaffen wollten und könnten. Hoffentlich täusche ich mich nicht, indem ich annehme, daß der Gegenstand in Ihr Gebiet gehört. Wäre aber anderweite Verwendung nöthig, so haben Sie wohl die Güte mir die Personen zu nennen, bei welchen einzukommen wäre, sowie überhaupt Ihren Rath zu ertheilen.

Würde die Erlaubniß gegeben, so fragte es sich weiter, ob man wohl die Tasse für den Stecher hieher erhalten könnte, oder ob derselbe die Zeichnung dort machen müßte. Ich sehe sehr wohl ein, daß Ersteres bedenklich erscheinen muß, da Unersetzliches in Frage kommt. Ich durfte aber den Punct doch nicht übergehen, da es gar zu wichtig ist, daß der Stecher das Original nicht nur bei Fertigung der Zeichnung, sondern auch beim Stich vor sich habe, und ein dauernder Aufenthalt in Weimar (der Stich des *Lessing* hat 3 volle Monate gekostet) schwierig und sehr kostspielig sein würde. Im schlimmsten Falle müßte Rath geschafft werden, denn das Bild wäre für die Sammlung gar zu wichtig und erfreulich.

Ich erlaube mir noch die Bemerkung, daß, wenn außer Ihnen noch andere Personen anzugehen wären, und es wünschenswerth schiene auch diesen den *Lessing'schen* Stich vorzulegen, Ihnen jederzeit mehrere Abdrucke davon zu Dienst stehen, die ich nur nicht beifüge, weil ich Sie nicht unnöthig beschweren mag.

Mit großer Spannung sehe ich Ihrer Antwort entgegen. Seien Sie nochmals angelegentlichst gebeten und im Voraus wärmsten Dankes versichert. Ich empfehle mich Ihnen mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr ergebener

D^r Härtel.

Preller konnte über die Bitte des Verlegers nicht selbständig entscheiden und leitete sie an den Großherzog Carl Friedrich weiter. Dieser erteilte denn auch gnädig seine Erlaubnis, wie Staatsminister Christian Bernhard von Watzdorff einige Wochen später, am 20. Februar 1849, dem Bibliothekar mittheilte:⁹

Ew. Wohlgeboren habe ich das Vergnügen auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs hiermit zu eröffnen, daß Höchstdieselben die für die Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig nachgesuchte Erlaubniß zur Herstellung und Verbreitung eines Kupferstichs nach einem auf der Großherzogl. Bibliothek hier befindlichen Miniaturportrait Goethes zu ertheilen und die Vorlegung der Porzellantasse, auf welche letzteres gemalt ist, an den Kupferstecher Sichling behufs der Anfertigung einer Zeichnung und der Vornahme der Retouche der

9 GSA Weimar, Acten der Großherzoglichen Bibliothek 1846-1880, Signatur 150 – B 21; nur die Unterschrift ist eigenhändig.

Platte zu gestatten geruht haben. Der genannte Künstler hat sich bei Ihnen anzumelden und der Anweisung eines passenden Arbeitslokals durch Sie sich zu gewärtigen. Der ausgezeichnete Ruf der Firma und die Geschicklichkeit des Künstlers, von welcher die miteingesendete Probe Zeugniß giebt, berechtigen zu der Erwartung, daß den Verehrern Goethes durch den beabsichtigten Kupferstich ein schöner Genuß bereitet werde.

Sr. Königliche Hoheit lassen Herrn Dr. Härtel zugleich für die Ueberreichung des Lessingschen Portraits Höchsthren Dank aussprechen, welchem ich den meinigen für das mir zugestellte Exemplar beizufügen nicht verfehle.

Mit Vergnügen benutze ich diese Veranlassung zur
Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.

Weimar den 20. Febr. 1849.

Watzdorff.

Nachdem Preller offenbar den positiven Bescheid nach Leipzig gemeldet hatte, kündigte Härtel kurz darauf, am 27. Februar 1849, seinen und Sichlings Besuch in Weimar an:

Verehrter Freund,

Eben habe ich mit dem Kupferstecher *Sichling* besprochen, daß wir morgen Ihnen und der Göthe-Tasse unsern Besuch machen wollen. Wir fahren früh, und ich werde daher so frei sein, Sie noch im Laufe des Vormittags aufzusuchen. Wären Sie irgend gerade abgehalten, so hätten Sie wohl die Güte mir auf der Bibliothek oder zu Hause eine Nachricht zu hinterlassen, wann Sie zu sprechen seien.

Nehmen Sie nochmals den ergebensten und herzlichsten Dank für Ihre freundliche Vermittlung. *Sichling* ist eingerichtet, in Weimar zu bleiben und zu zeichnen, und wenn der Stich fertig ist, soll er Ihnen, hoffe ich, Freude machen.

Auf die Freude Sie zu sehen,

Ihr ergebener

Leipzig, 27. Febr 1849.

HHärtel.

Über den weiteren Verlauf der Arbeit Sichlings sind wir nicht informiert, doch wurde der Kupferstich rechtzeitig zum Goethe-Jubiläum vollendet.¹⁰ Der Verlag pries ihn in einer vom 24. August 1849 datierenden Anzeige in mehreren Zeitungen als »Festgabe« an.¹¹ Hermann Härtel verfehlte auch nicht, Walther Wolfgang

¹⁰ Es ist anzunehmen, daß weitere Briefe über die Angelegenheit gewechselt wurden: Prellers Gesuch an den Großherzog, seine Briefe an Härtel und ein weiterer Brief Härtels (er spricht seinen Dank »nochmals« aus) wurden bisher nicht aufgefunden oder haben sich nicht erhalten (die Verlagskorrespondenz von Breitkopf & Härtel aus dem 18. und 19. Jahrhundert ist seit dem 2. Weltkrieg verschollen).

¹¹ Die genannte Anzeige u. a. in: Beilage zu Nr. 243 der Allgemeinen Zeitung Augsburg vom 31.8.1849, S. 3780, Nr. 2972, oder in: Beilage zu Nr. 69 der Weimarischen Zeitung vom 29.8.1849, S. 398.

von Goethe im November 1849 neben dem ebenfalls aus Anlaß der Goethefeier publizierten Buch von Otto Jahn *Goethe's Briefe an Leipziger Freunde* drei Exemplare des Kupferstiches nach dem Sebbers-Porträt zuzusenden.¹² Das nach Wien adressierte Begleitschreiben des Verlags vom 8. November 1849 lautet:¹³

Hochgeehrter Herr,

wir nehmen uns die Freiheit Ihnen in beifolgendem Paquete einige Exemplare eines so eben im Druck vollendeten Buches zu übersenden, zu dessen Entstehung die hiesige Feier des 28. Augusts d. J. Veranlassung gegeben hat. Sie werden demselben freylich ansehen, daß es zunächst der Jugendgeschichte Ihres großen Ahnen gewidmet ist; einiges Andre schloß sich dem darauf Bezüglichen an; wir hoffen, das Buch werde Ihnen in beiden Beziehungen erfreulich sein.

Von dem Bildniß von *Cornelie Goethe*, welches darin aufgenommen ist,¹⁴ erlaubten wir uns einige besondere Abzüge beizufügen, eben so einige Abdrucke eines nach der trefflichen Tasse in der Bibliothek zu Weimar gestochenen *Goethe*-Bildes, dessen Edition S^c. Königl. Hoheit der Großherzog uns zu gestatten die Gnade hatte.

Sie finden von jedem der genannten Gegenstände drei Exemplare, wovon Sie wohl eines Ihrer Frau Mutter, das andere Ihrem Herrn Bruder – deren Adressen uns unbekannt sind – mitzutheilen die Güte haben.

Wir wünschen lebhaft daß unser Darbieten Ihnen von einigem Interesse sein möge und empfehlen uns Ihnen und den hochgeehrten Ihrigen

Hochachtungsvoll und ganz ergebenst

Leipzig

am 8 Novbr 1849.

Breitkopf & Härtel

P.S.

Das Paquet geht mit offner Adresse,
nach dem Verlangen der Post, gleichzeitig
ab. d. O.

12 In der Graphischen Sammlung des Goethe-Nationalmuseums befinden sich fünf Exemplare des Kupferstichs in unterschiedlichen Formaten (die Plattengröße betrug einheitlich 258 x 216 mm) unter den Signaturen KGr/00757, KGr/00758, KGr/00759, KGr/00760 und KGr/00761. Drei der Blätter enthalten Angaben zu Künstler und Verlag, die ersten beiden Blätter sind vor der Schrift (d.h. ohne diese Angabe). Rollett verzeichnet 15 Nachbildungen der Sebbers-Miniatur, »unter welchen der prachtvolle Stich von Sichling als wahres Meisterwerk hervorzuheben ist«. Bei der Beschreibung des Stiches selbst unter Nr. 5 steht: »Brillant ausgeführter Meisterstich« (Rollett [Anm. 4], S. 225-229; hier S. 227).

13 GSA Weimar, Handakte Walther von Goethes über verschiedene Angelegenheiten der Verwaltung des Goethe-Nachlasses Mai 1849 – April 1850, Signatur 39/II, 4.

14 Das »Buch« ist die von Otto Jahn herausgegebene Sammlung *Goethe's Briefe an Leipziger Freunde* (Leipzig: Breitkopf und Härtel 1849). Das Porträt von Cornelia Goethe findet sich vor dem Teil *Aus Briefen von Cornelie Goethe*, S. 233. Es wurde vom Verlag auch separat vertrieben, siehe *Verzeichniß* (Anm. 7), S. 131.

Worin liegt nun die Eigenart dieser ersten Reproduktion des Goethe-Porträts von Ludwig Sebbers begründet? Einerseits bürgen die Kennerschaft des Initiators Hermann Härtel und die Meisterschaft Sichlings, der in Öl gemalte Porträts detailgenau in das Medium des Kupferstichs umzusetzen wußte, für die Qualität des Blattes. Andererseits trägt zu dieser zweifellos die Wahl der Vorlage bei. Wie aus dem ersten Brief Härtels hervorgeht, waren drei Gesichtspunkte für seine Entscheidung ausschlaggebend: Er hielt das Bildnis von Sebbers – im Einklang mit anderen Goethe-Verehrern – für das beste Goethe-Porträt, es war unveröffentlicht, und die Goethe-Säkularfeier bot einen willkommenen Anlaß zu seiner Verbreitung. 1849 wurden zahlreiche Darstellungen des Dichters vervielfältigt, und es fällt auf, daß man Bildnisse des reifen Goethe bevorzugte. Andere Vorbilder für Graphiken waren beispielsweise die Porträts von Carl August Schwerdgeburth (1831/32), Heinrich Kolbe (1822-1826), Antoine Bovy (1824) oder Joseph Karl Stieler (1828).

Das Miniaturbildnis von Ludwig Sebbers hat eine auch für Weimar besondere Bedeutung und Geschichte. Es erregte schon zum Zeitpunkt seiner Entstehung Aufsehen, wurde 1849 nach wie vor geschätzt und gilt als sehr lebensnahes Bildnis des Dichters. Die Geschichte des von Härtel und Sichling zum Vorbild genommenen Porträts soll kurz rekapituliert werden. Der 1804 in Braunschweig geborene Friedrich Julius Ludwig Sebbers erhielt im Waisenhaus ersten Zeichenunterricht, kam 1820 in die herzogliche Porzellanmanufaktur in die Lehre und ging 1824 nach München in die Nymphenburger Manufaktur, um sich als Porzellanmaler zu vervollkommen. Auf der Rückreise von München im Jahr 1826 suchte der junge Maler Goethe in Weimar auf. Im folgenden Jahr wurde Sebbers zum Leiter der herzoglichen Porzellanmanufaktur in Braunschweig berufen, jedoch bereits nach einem Dreivierteljahr wegen wirtschaftlicher Mißerfolge entlassen. Nichtsdestotrotz wurde er im Dezember 1827 zum Hofmaler ernannt. Er blieb allerdings nicht in seiner Heimatstadt, sondern ging 1828 nach Berlin, wo er bis 1843 nachweisbar ist. 1836/37 hielt er sich in Paris auf, scheint jedoch nach Berlin zurückgekehrt zu sein; ein Todesdatum ist bisher nicht bekannt.¹⁵

Im Juli, August und September 1826 hat Goethe dem jungen Maler, »der verschiedene Naturgaben mit musterhaftem Fleiß praktisch ausgebildet, indem er einen Weg verfolgt worauf man jeden jungen Künstler zu sehen wünscht«,¹⁶ geduldig

15 Über Ludwig Sebbers gibt es lediglich verstreute Mitteilungen in den verschiedensten, meist älteren und nicht unbedingt zuverlässigen Publikationen, die Verfasserin plant deshalb eine Zusammenstellung der nachweisbaren und erwähnten Werke sowie der biographischen Informationen.

16 Johann Heinrich Meyer stellte dem Künstler in Goethes Auftrag ein Zeugnis aus, datiert vom 16.8.1826, zu dem Goethe selbst am 23.8.1826 – auf separatem Blatt – seine Bestätigung hinzufügte; aus dieser stammt der in WA IV, 41, S. 322, abgedruckte Abschnitt (hier zitiert nach dem Original, daher »zu sehen wünscht« statt »zu erblicken wünscht« wie in WA). Beide Zeugnisse wurden bereits 1827 (etwas gekürzt) zitiert in: Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Nr. 154 vom 5.7.1827.

eine Reihe von Sitzungen gewährt, die im Tagebuch einzeln verzeichnet sind.¹⁷ Er selbst wie auch Johann Heinrich Meyer, Clemens Wenzeslaus Coudray und August von Goethe attestierten dem Bildnis auf der Porzellantasse höchste Lebensnähe und verfaßten Empfehlungsschreiben.¹⁸ Ebenso lobte der Braunschweiger Theaterschriftsteller August Klingemann, daß der »Geist und der Character des Originals [...] scharf hervortreten«, und legte seinerseits die »treueste Buergschaft« für »die geniale Auffassung des Gegenstandes, so wie für die sprechende Aehnlichkeit der Abbildung« ab.¹⁹

1827 stellte der Künstler die Porzellantasse in Berliner Privatkreisen sowie in der dortigen Sing-Akademie aus²⁰ und hatte vor, sie dem Museum seiner Vaterstadt zu übergeben. Diese Absicht wurde allerdings nicht ausgeführt; offenbar behielt Sebbers die Tasse bei sich.²¹ So wurde sie 1830 in der Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste in Berlin nochmals öffentlich gezeigt.²² Es ist zu vermuten, daß die Tasse bis 1834 in Sebbers' Besitz verblieb und erst im Sommer

- 17 In Goethes Tagebuch finden sich zwanzig Erwähnungen von Sebbers, in 14 Einträgen ist ausdrücklich vermerkt, er habe dem Maler »gesessen«, so am 18., 19., 20., 26., 27., 28. und 29.7., 3., 14. und 16.8.1826 sowie für die heute in Princeton befindliche Profilzeichnung am 2., 3., 8. und 9.9.1826, siehe WA III, 10, S. 218 ff., 225, 229 ff., 237 ff. (vgl. auch Taf. 144 in Schulte-Strathaus [Anm. 2]). Siehe außerdem: Brief Goethes an Zelter, 12.8.1829 (MA 20.1, S. 940, Kommentar S. 757 f. und MA 20.3, S. 836 f.).
- 18 Die vier Zeugnisse sind ohne Angabe der Verfasser und des Datums abgedruckt in: WA IV, 41, S. 322, die Originale in GSA Weimar, Goethe Akten, Signatur 30/381.
- 19 August Klingemann: *Kunst-Anzeige. Göthe's Portrait auf eine Porzellan-Vase gemalt von Ludwig Sebbers*. In: Braunschweigisches Magazin. Bd. 40, 1. Stück vom 6.1.1827, Sp. 11-16 (nicht 13. Januar wie in S. Schroeders Katalogbeitrag 1999, S. 902 f., angegeben).
- 20 Vgl. Brief Zelters an Goethe, 8.7.1827 (MA 20.1, S. 1018) und seine Anzeige in der Vossischen Zeitung vom 11.7.1827 (Zitat in MA 20.3, S. 837). In seinem Brief vom 1. bis 7.8.1827 schreibt Zelter an Goethe: »Dein Bildnis von Sebbers, das ich schon an die 4 Wochen im Hause habe wird verschieden genug beurteilt; Alle wollen es aber haben da es so überaus ähnlich ist. An meinen Wänden hängen gegen 20 verschiedene Abbildungen von Dir umher da denn verglichen und zuletzt das Sebbersche für das Beste angesprochen wird« (MA 20.1, S. 1020 f.).
- 21 Nach freundlicher Mitteilung von Dr. Alfred Walz, Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, taucht die Tasse im sogenannten Annotationsbuch für das Herzogliche Museum, das die Zugänge von 1823 bis 1838 verzeichnet, nicht auf. Im Weimarer *Verzeichniß der im Kunst-Cabinet auf Grossherzoglicher Bibliothek befindlichen Gegenstände*, XXI.b., Nr. 39, S. 455, ist vermerkt »(War für den Herzog von Braunschweig bestimmt)«, ohne daß sich dies nachvollziehen ließe.
- 22 Vgl. Helmut Börsch-Supan: *Die Kataloge der Berliner Akademie-Ausstellungen 1786-1850*. Berlin 1971, S. 55, Nr. 597, hier Faksimile von: *Verzeichniß der Kunstwerke lebender Künstler, welche in den Sälen des Akademie-Gebäudes unter den Linden den 19. September und folgende Tage öffentlich ausgestellt sind*. 1830, XXVI. *Kunstaussstellung der Königlichen Akademie der Künste Berlin*.

dieses Jahres²³ zurück nach Weimar gelangte, wo sie im Kunstkabinett der Großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt wurde, wie Adolf Schöll, Adolf Stahr und Hermann Härtel²⁴ berichten. Ob dies auf Sebbers' eigenes Betreiben geschah, muß offenbleiben.²⁵

Die Bedeutung der Porzellantasse mit dem Porträt des 77jährigen Goethe liegt zum einen darin, daß sie keine beliebige Ziertasse, kein bloßer kunstgewerblicher Gegenstand ist, sondern daß das auf ihr befindliche Porträt ein einzigartiges Kunstwerk darstellt. Zum anderen bedingt die Wahl des Porzellans als Untergrund für das Goethe-Porträt und die Darstellung im Hausrock die anrührende und nicht im mindesten heroische oder idealisierte Darstellung des Greises.

Im Rahmen der Goethe-Säkularfeier, die in Weimar vom 27. bis 29. August 1849 veranstaltet wurde,²⁶ war in der Großherzoglichen Bibliothek die erste Goe-

23 Laut Eintrag vom 10.7.1834 im Verzeichnis der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar *Vermehrung des Kunst- und Muenz-Cabinet 1818-1913* (ohne Seitenzahlen), Rubrik »Gemaelde, Büsten, Holzschnitte, Kupferstiche, Steindrücke«. Der Eintrag ist im Wortlaut nicht identisch mit dem im *Verzeichniss der im Kunst-Cabinet [...] Bibliothek befindlichen Gegenstände* (Anm. 21).

24 Adolf Schöll in: *Weimar's Merkwürdigkeiten einst und jetzt*. Weimar 1847, S. 174, Adolf Stahr in: *Weimar und Jena: ein Tagebuch*. Oldenburg 1852, 1. Bd., S. 207 f., und Hermann Härtel in seinem hier veröffentlichten Brief vom 2.1.1849. Außerdem widmete Karl Große (1804-1885), ab 1851 Bibliotheksdiener, der Tasse eine Strophe in seinem Gedicht *Zur Erinnerung an die Grossherzogliche Bibliothek zu Weimar*, die hier als Kuriosum mitgeteilt sei: »Eine Tasse ist vorhanden, / Die, die Blicke die sie fanden, / Gleich für unschätzbar erklärten. / Goethen – voll Erhabenheit, / Mit so viel Lebendigkeit, / Zeigt sie dir von Meisterhand / Wie ihn noch kein Auge fand! – / Wozu Goethe – unvergessen, / Vierunddreißigmal gesessen! – / Daß er einmal doch geklagt, / Und zum Maler hat gesagt, / Als die Arbeit nicht zu End': / ›Wären Sie nicht ein groß Talent, / Was man mir gerühmt vor Allen / Ließ ich mir das nicht gefallen!‹ / Sie wird, weil sie so hoch gepriesen / Ausnahmsweise nur gewiesen! – / [...]« (Separatdruck, Weimar: Tantz o. J. und Weimar: Kühn 1859).

25 Als Herkunftsnachweis im Verzeichnis *Vermehrung des Kunst- und Muenz-Cabinet 1818-1913* ist lediglich »Serenissimus« vermerkt. Wäre die Tasse vom Künstler selbst als Geschenk nach Weimar gelangt, wäre mit Sicherheit im Verzeichnis ein Hinweis zu finden. Nachforschungen in den im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar aufbewahrten Hausarchiven Carl Friedrichs und Maria Pawlownas erbrachten bisher kein Ergebnis.

26 Die Verfasserin hat eine ausführliche Darstellung der Weimarer Goethe-Säkularfeier (mit Verweisen auf Goethefeiern in anderen Städten) in ihrer Magisterarbeit mit dem Titel »*Der Dichter braucht zur Ewigkeit die Welt!*« – *Die Goethe-Säkularfeier in Weimar 1849*, Würzburg 1998, mit zweibändigem Quellenanhang, vorgelegt. Eine kurze Zusammenfassung des Themas in: »*Der Dichter braucht zur Ewigkeit die Welt!*« *Die Weimarer Goethe-Säkularfeier vom 27. bis 29. August 1849*. In: Freiburger Universitätsblätter, Heft 149, Freiburg 2000, S. 69-83; die Druckfassung des auf dem 70. Deutschen Archivtag in Weimar gehaltenen Referats *Die archivalische Überlieferung der Weimarer Goethe-Säkularfeier von 1849* in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 51 (2004), S. 97-123.



Abb. 3

Ludwig Sebbers: *Johann Wolfgang von Goethe*,
Miniaturbildnis auf einer Porzellantasse, 1826

the-Ausstellung nach dem Tod des Dichters zu sehen, die »sämmliche Ausgaben seiner Werke, deren Uebersetzungen in fremde Sprachen, einzelne Schriften über Goethe, Illustrationen seiner Werke, eine große Anzahl Bildnisse von ihm aus der verschiedensten Zeit, darunter das getroffenste auf einer Porzellantasse [...], einige Zeichnungen von Goethe's Hand, Autographen und andre Reliquien«²⁷ wie »neueste, dem Jubiläum gewidmete Herausgaben« und den ersten Modellentwurf Christian Daniel Rauchs für das Goethe- und Schiller-Denkmal präsentierte.²⁸ Das Zitat verdeutlicht die Bedeutung der Tasse mit dem Goethe-Porträt von Sebbbers, da sie als einziges Ausstellungsexponat explizit genannt wird. In der Großherzoglichen Bibliothek, die sich bereits 1849 zu einem musealen Gedächtnis- und Feierort entwickelt hatte, waren nun zwei Porträts des Dichters nebeneinander sichtbar, wie sie gegensätzlicher nicht sein konnten: die 1831 an Goethes letztem Geburtstag in der Bibliothek aufgestellte, heroisierende Kolossalbüste von Pierre Jean David d'Angers und die Tasse mit dem Porträt des alten Goethe von Ludwig Sebbbers. Beide repräsentieren die gegenläufigen Goethebilder, die sich 1849 überlagerten: das des zum Denkmal entrückten Dichterfürsten und das des Menschen, dessen Nähe in der Erinnerung an sein Leben und Wirken in Weimar beschworen wurde. In seiner am 28. August 1849 gehaltenen Festrede erinnerte Preller die Zuhörer an die genannten Porträts,

welche den Greis vergegenwärtigen, die eine im fast übertriebenen Colossalbilde, wo aber doch der hehre Ernst, die gewaltige Energie der ganzen Erscheinung, die eben so schöne als kühne Bildung seines Antlitzes, die liebliche Anmuth des schönen Mundes mit überraschender Wahrheit hervortritt: die andre in einem Miniaturgemälde, wo bei der größten Ähnlichkeit zugleich die erhabene Gutartigkeit seines ganzen Wesens, das stille dauernde Wohlwollen, die würdige Sammlung vollkommner als sonst ausgedrückt ist.²⁹

Im Gegensatz zu vielen anderen Darstellungen Goethes wird bei dem Jubiläumstisch des Verlages Breitkopf & Härtel auf die Apotheose des Dichters und allegorische Beigaben verzichtet – im Unterschied zur Vorlage, denn Sebbbers hatte die

27 *Goethe's Jubelfeier in Weimar*. In: *Illustrierte Zeitung* Leipzig, 29.9.1849, S. 195/2-197/2; hier S. 196/3-197/1.

28 *Die Säkularfeier des 28. August 1849 [in Weimar]*. In: *Weimarische Zeitung*, Nr. 70 vom 1.9.1849, S. 381-383, hier S. 381/2. Ein Verzeichnis der ausgestellten Gegenstände existiert leider nicht. Von der Weimarer Ausstellung hat sich lediglich eine Quittung Prellers vom 24.8.1849 erhalten, in der er »sieben Stück verschiedene Gegenstände von und auf Göthe bezüglich« aufführt: zwei Federn, eine Mundtasse (womit die Sebbbers-Tasse gemeint sein dürfte), eine Schnupftabakdose mit einer Handschrift, ein Falzbein, eine Locke und ein Goethe-Album (siehe Konvolut *Die Goethefeier zu Weimar und zu Leipzig am 28. August 1849. Weimar* in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar unter Sign. Goe. Qu. 33, Nr. 19).

29 Ludwig Preller: *Festrede am Saecularfeste Goethe's den 28. August 1849*. Jena 1849, S. 14 f.



GOETHE.

*Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig
gest. u. H. Lohle*

Abb. 4

Lazarus Gottlieb Sichling nach Ludwig Sebbers:
Johann Wolfgang von Goethe, Kupferstich, 1849, Breitkopf & Härtel Leipzig

Tasse mit »geistreichen Arabesken«³⁰ in Grisaille verziert, die die Lyra als Symbol der Dichtkunst, einen Genius mit einem Lorbeerkranz und die Nennung einiger Goethescher Werke, *Faust*, *Götz von Berlichingen*, *Hermann und Dorothea* sowie *Iphigenie*, enthalten. Es ist auffällig, daß sich bereits zu Goethes Lebzeiten ein Kanon seiner beliebtesten Werke herausgebildet hatte, der bis 1849 kaum eine Änderung erfährt.³¹ Die Werke, die auf der Sebbers-Tasse von 1826 genannt werden, tauchen ebenso in den 1849 geschaffenen Texten und Graphiken auf. Der »prachtvolle« Kupferstich Sichlings jedoch, den Hermann Rollett als »wahres Meisterwerk« bezeichnete,³² konzentriert sich vollkommen auf das ausdrucksvolle Gesicht des Menschen Goethe und hebt sich, nicht zuletzt aufgrund der Qualität des Blattes, positiv von den Gelegenheitsproduktionen des Jahres 1849 ab.

30 Siehe Verzeichnis *Vermehrung des Kunst- und Muenz-Cabinet 1818-1913* (Anm. 23) unter dem Datum des 10.7.1834.

31 Diese einheitliche Rezeptionslinie zieht sich von den 1825er Feierlichkeiten in Weimar anlässlich des Regierungsjubiläums von Carl August bzw. der Feier der 50. Wiederkehr der Ankunft Goethes in Weimar über die Dichterzimmer im Weimarer Schloß, den zu Stein gewordenen Kanon Goethescher Werke auf dem 1844 in Frankfurt a.M. errichteten Schwanthalerschen Goethe-Denkmal bis hin zur Goethe-Säkularfeier und begreift auch die Aufführungstradition beispielsweise des *Torquato Tasso* in Weimar ein. Weitere Beobachtungen hierzu finden sich in den genannten Arbeiten der Verfasserin.

32 Bereits Rollett erwähnte allerdings auch, die Nachbildungen ließen die »sich nicht sehr gut ausnehmende Rockbinde des Originals, zum Vortheil des Ganzen, weg« (Anm. 4). Dies trifft auf Sichlings Stich zu, ebenso scheint mir die Blickrichtung leicht verändert: Während Goethe bei Sebbers schräg nach rechts aus dem Bild heraus schaut, sieht er trotz der grundsätzlich beibehaltenen Blickrichtung bei Sichling den Betrachter an.

Bemerkungen zu Werner Heisenbergs Goethebild

Und doch bedarf es in der Naturforschung eines kategorischen Imperativs so gut als im Sittlichen, nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende sondern erst am Anfang ist.

Goethe¹

Muß man denn aber alles begreifen?

Goethe²

I.

Im Goethe-Jahrbuch 2003 publizierte Helmut Rechenberg (Max-Planck-Institut für Physik München) einen Aufsatz zum Verhältnis Werner Heisenbergs (1901-1976) zu Goethe.^{3 4} Diese Darstellung erweckt den Eindruck einer harmonischen, fast idealen Beziehung. Heisenberg, schreibt Rechenberg, sei »auch ein großer Verehrer des Dichters Goethe« gewesen und habe sich »insbesondere mit dessen naturwissenschaftlichen Schriften und Naturvorstellungen« auseinandergesetzt (S. 278). »Goethe hat Heisenberg [...] durch das ganze Leben begleitet«, meint Rechenberg unter Berufung auf eine briefliche Äußerung von Heisenbergs Frau und fährt fort, Goethe »diente ihm nicht als Antipode seiner physikalischen Theorien [...]. Heisenberg entwickelte vielmehr [...] aus den Ansätzen des verehrten Dichters und Denkers konkrete Vorstellungen [...], die vielleicht einen wichtigen Beitrag bilden zur Überwindung der Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften – ein Ziel, das Goethe sicher vorschwebte« (S. 291).

Auch wenn wir davon absehen, daß es zur Goethezeit eine der heutigen vergleichbare »Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften« nicht gegeben hat, wäre eine solche im Falle Goethes, von seiner Konstitution, von seiner ihm eigentümlichen Denk-, Sicht- und Sprechweise her gar nicht vorstellbar gewesen. Zudem geht es nicht oder höchstens *auch* um den »Dichter« und »Denker« Goethe. Heisenberg beschäftigte sich mit Goethe als einem Naturforscher, einem Natur-

1 Goethe an Zelter, 5.10.1828 (WA IV, 45, S. 12).

2 Goethe an Zelter, 5.10.1831 (WA IV, 49, S. 106).

3 Helmut Rechenberg: »Goethe hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet«. *Werner Heisenbergs Auseinandersetzung mit Goethes Naturbild*. In: GJb 2003, S. 277-291.

4 Heisenberg-Zitate werden in der Folge leicht zugänglichen Publikationen entnommen, weil die Gesamtausgabe seiner Werke nicht überall greifbar ist. Es werden jeweils beide Fundorte nachgewiesen. Die *Gesammelten Werke* werden mit der Sigle GW zitiert (Werner Heisenberg: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Walter Blum, Hans-Peter Dürr u. Helmut Rechenberg. München 1984 ff. [mit Abteilung und Bandzahl]).

wissenschaftler – und als *solcher* wollte Goethe auch ernst genommen werden.⁵ Er hat bekanntlich seine *Farbenlehre* als seine wichtigste Hinterlassenschaft bezeichnet. Heisenberg hat dies nicht nur begriffen, sondern daraus, für sich und für seine Arbeit, weitreichende Konsequenzen gezogen.

Wer die meistzitierten Arbeiten und Äußerungen Heisenbergs über Goethe unvoreingenommen analysiert und daneben auch weniger beachtete Aussagen einbezieht, überdies Heisenbergs ihm eigentümliche Wortwahl mitberücksichtigt, wird zu einem völlig anderen als dem von Rechenberg präsentierten, verharmlosenden Goethebild Heisenbergs gelangen müssen. Es trifft zu, daß Goethe Heisenberg durch sein ganzes Leben »begleitet« hat, und zwar von seinen frühen Studienjahren⁶ an buchstäblich bis zu seinem Tode (vgl. nachstehend VII.) – freilich als ein sich mehr und mehr verdunkelnder, irritierender Schatten, den Goethe auf Heisenbergs von unablässiger, ungewöhnlich ernsthafter und unbarmherziger Reflexion begleitetes wissenschaftliches Forschen und Wirken warf, zuletzt mündend in offene Aporie.⁷

Insofern gehört Heisenbergs lebenslange Konfrontation mit Goethe zu den wahrhaftigsten und darum bedenkenswerten Zeugnissen, die sich über Goethe finden lassen.

II.

1967, am Sonntag nach Pfingsten, bei prachtvollem Wetter, wurde die Tagung der Goethe-Gesellschaft in Weimar nicht, wie damals üblich, mit einem Omnibusausflug, sondern mit einem Vortrag im Nationaltheater beschlossen über das Thema *Das Naturbild Goethes und die technisch-naturwissenschaftliche Welt*.⁸ Der da-

5 Unangemessen scheint es, wie es neuerdings geschehen und weitgehend unwidersprochen geblieben ist, Goethes Farbenlehre als Farben»theologie« zu bezeichnen (Albrecht Schöne). Damit wird, u. a. durch eine einseitige Reduktion von Goethes wissenschaftlichen und methodischen Positionen auf Lektüre und entsprechende sprachliche Eigenheiten, Goethes Anspruch, als *Wissenschaftler* aufzutreten und ernst genommen zu werden, in Frage gestellt. »Die Naturwissenschaft handelt von der objektiven materiellen Welt. [...] Die Religion aber handelt von der Welt der Werte« (Werner Heisenberg: *Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik*. München 1981, S. 116 / GW C III, S. 116 – zitiert: Heisenberg 1969).

6 In bedeutsamem Zusammenhang wird Goethe vom 20jährigen Heisenberg erwähnt bei einem philosophischen Streitgespräch am Walchensee, der eine wichtige Rolle in Stationen von Heisenbergs Leben spielen sollte. Heisenberg 1969 (Anm. 5), S. 47 (und zum Walchensee S. 231, 257, 281, 306, 329 f.) / GW C III: gleiche Seitenzahlen.

7 Anders als bei Rechenberg werden hier Stellungnahmen Familienangehöriger oder politisch motivierte Äußerungen moderner Gelehrter beiseite gelassen, weil sie mit Goethe (und Heisenbergs Goethe-Bild) nichts zu tun haben. Es wird dem Leser überlassen, ob er Aussagen von Gelehrten, die für die hier vertretenen Auffassungen relevant sind, wegen deren politischer Vergangenheit in Frage stellen will. Als Beispiel sei auf Karl Lothar Wolf (Anm. 26) verwiesen; dazu Michael Grüttner: *Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik*. Heidelberg 2004, S. 185 f.

8 Werner Heisenberg: *Das Naturbild Goethes und die technisch-naturwissenschaftliche Welt*. In: GJb 1967, S. 27-42 / GW C II, S. 394-409 – zitiert: Heisenberg 1967.

malige Präsident der Goethe-Gesellschaft, Andreas B. Wachsmuth, widmete diesem Vortrag im Goethe-Jahrbuch einen eigenen, geradezu euphorischen Bericht. Trotz des »Sonnengeschenks herrlicher Maitage« sei der Saal bis auf den letzten Platz besetzt gewesen. Zwar sei der Vortrag im Jahrbuch abgedruckt, aber der Druck lasse nicht »die geistige Wirkung verspüren, die von dem Vortragenden ausging«. Mit den ersten Sätzen habe der Redner die Zuhörer in seinen Bann geschlagen; deren Beifall habe keine Grenzen gekannt. Der Redner »riß nicht mit durch den Zauber des frei gesprochenen Wortes, denn er las vor. Er erging sich auch nicht in blendenden Formulierungen, obwohl er mühelos über die Register des Ausdrucks verfügte. [...] Hier fiel kein Wort zu der Frage, ob Goethe die moderne Naturwissenschaft verstanden habe. [...] Von seinem Geist war wie in einer Beschwörung plötzlich etwas erschienen und hatte sich den Zuhörern mitgeteilt. [...] Das seltene Phänomen einer reinen Faszination war in dieser Stunde Ereignis geworden. Ihr ließ sich kein Wort hinzufügen, nicht einmal das des Dankes«.⁹

Der ungewöhnliche Redner war Werner Heisenberg, der – damals aus politischen Gründen erst nach einigem Zögern¹⁰ – 1953 dem Vorstand der Goethe-Gesellschaft beigetreten war und diesem bis zu seinem Tode (1976) angehörte.¹¹

Ob sich die Zuhörer wirklich bewußt waren, *was* Sie mit Beifall »ohne Grenzen« bedachten? Haben sie, um ein Beispiel herauszugreifen, beachtet, daß, was doch eigentlich nicht recht mit einem Festanlaß an einem nachpfinstlichen, sonnenumstrahlten Sonntagmorgen zusammenstimmen will, Heisenberg in seinem Vortrag, wenn ich richtig gezählt habe, nicht weniger als neun Mal das Wort *Teufel* verwendet,¹² und zwar nicht etwa, faßt man den jeweiligen Kontext genauer ins Auge, in jener spielerischen, oft zynisch-ironischen Weise, wie er uns öfters im *Faust* ent-

⁹ Andreas B. Wachsmuth in: GJb 1967, S. 348 f. u. S. 326.

¹⁰ Vgl. dazu die Briefe von Wachsmuth an Heisenberg, jetzt gedruckt zugänglich im *Gutachten über die eigentums- und vermögensrechtlichen Verhältnisse der Dornburger Schlösser* von Prof. Dr. iur. Udo Ebert in: GJb 2004, S. 410.

¹¹ Heisenberg wurde als Nachfolger von Max Planck in den Vorstand berufen. Nekrolog (mit Bild) in: GJb 1977, S. 319–321. Auch dieser Nekrolog ist ein anschauliches Beispiel für die Verharmlosung der Rolle Goethes im Leben Heisenbergs. – In einem Begleitbuch zu einer Ausstellung zum 100. Geburtstag Heisenbergs, wo auf S. 19 Heisenbergs Mitgliedschaften bei Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften verzeichnet werden, fehlt der Hinweis auf Heisenbergs Wirken im Vorstand der Goethe-Gesellschaft (*Werner Heisenberg [1901–1976]. Schritte in die neue Physik*. Hrsg. von Helmut Rechenberg u. Gerald Wiemers. Beucha 2001). Heisenberg trat dem Vorstand bei, als die Goethe-Gesellschaft in Weimar im damaligen schwierigen Umfeld ihren Weg suchen mußte, mit der »Bereitschaft, den gesamtdeutschen Charakter« der Gesellschaft »zu erhalten«, wie es im Rückblick *Zur Geschichte des vergangenen Jahres* im damaligen Jahrbuch heißt: GJb 1952/1953, S. 351. Als Vorstandsmitglied wird Heisenberg im folgenden Band (GJb 1954, S. 348) erwähnt. – Vgl. dazu auch Maria Schultz: *Zwischen Kultur und Politik. Die Hauptversammlungen der Goethe-Gesellschaft in den Jahren 1954 bis 1960 als Orte deutsch-deutscher Auseinandersetzungen*. In: Jochen Golz, Justus H. Ulbricht (Hrsg.): *Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland*. Köln 2005, S. 160, 164, 170.

¹² Zweimal wird er zusätzlich indirekt erwähnt als »Fausts Partner« und als »Luzifer«.

gegentritt, sondern vielmehr als höchst ungute, belastende, fast apokalyptisch anmutende Gegenmacht zur herrschenden Wissenschaft? Auch der hintergründige Schluß des Vortrags hört sich nicht eben sonntäglich-ermutigend an:

[...] die Gefahren [sind] so bedrohlich geworden, wie Goethe es vorausgesehen hat. Wir denken etwa an die Entseelung, die Entpersönlichung der Arbeit, an das Absurde der modernen Waffen [...]. Der Teufel ist ein mächtiger Herr. [...] Wir werden von Goethe auch heute noch lernen können, daß wir nicht zugunsten des einen Organs, der rationalen Analyse, alle anderen verkümmern lassen dürfen [...]. Hoffen wir, daß dies der Zukunft besser gelingt, als es unserer Zeit, als es meiner Generation gelungen ist. (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 42 / GW C II, S. 409)

Läßt sich das Eingeständnis des Mißlingens einer am Maßstab von Goethes Forderungen gemessenen, modernen und von Heisenberg vorbildlich repräsentierten Wissenschaft unmißverständlicher formulieren?

III.

Verweilen wir noch bei diesem vom Teufel beherrschten Vortrag, dessen unvoreingenommene und kritische Lektüre, im Lichte dieser Ausführungen, sich lohnen dürfte. Heisenberg versucht zunächst, im Umgang mit Goethe und der modernen Naturwissenschaft Licht und Schatten möglichst gleichwertig so zu verteilen, daß beide nebeneinander bestehen und sich am Ende fast zu neutralisieren vermögen. Die moderne Welt wird gleichzeitig bejaht und doch – immer wieder mit Blick auf Goethe bzw. auf den im Hintergrund lauernden Teufel – direkt oder indirekt in Frage gestellt. Gleichwohl werden Kritik oder gar Pessimismus angesichts der wissenschaftlichen Entwicklungen der Moderne zurückgewiesen. Erwartungsgemäß verwickelt sich aber Heisenberg bei diesem Versuch, einerseits die Position Goethes gelten zu lassen und andererseits jene der modernen Naturwissenschaft zu rechtfertigen, alsbald in Widersprüche. Den unbehaglichen Schluß des Vortrags haben wir eben vernommen; an dessen Anfang stellte Heisenberg eine ebenso ungemütliche Vision:

Wir wissen [...], was alles an unserer heutigen Welt in Frage gestellt wird, wenn wir unsere technisch-naturwissenschaftlichen Errungenschaften an den Forderungen Goethes messen. (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 27 / GW C II, S. 394)

Goethe stellt also unsere heutige, von Denkungsart und Produkten der modernen Wissenschaft beherrschte Welt in Frage. Dennoch findet Heisenberg, nur wenige Zeilen später und an Karl Jaspers' berühmt gewordene Rede *Unsere Zukunft und Goethe* von 1947 anknüpfend, zum gegenteiligen Schluß und verteidigt die eben noch in Frage gestellte moderne Welt, den Einfluß Goethes jetzt herunterspielend:

Dabei wollen wir uns nicht von vornherein von der pessimistischen Auffassung leiten lassen, wie sie etwa bei Karl Jaspers anklingt, daß Goethe, eben weil er sich vor der heraufkommenden technischen Welt verschloß, weil er die Aufgabe, in dieser neuen Welt den Weg des Menschen zu finden, nicht erkannte,

uns heute an dieser Stelle nichts mehr zu sagen habe.¹³ Vielmehr wollen wir die Goetheschen Forderungen ruhig gelten lassen, sie unserer heutigen Welt gegenüberstellen, gerade weil wir nicht so viel Grund zum Pessimismus zu haben glauben. (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 27 / GW C II, S. 394)

Goethes Forderungen »ruhig gelten lassen«? Jene Forderungen, die, wie Heisenberg eben selbst bekannte, vieles von unserer technisch-wissenschaftlich orientierten Welt in Frage stellen? Heisenberg spricht nur die halbe Wahrheit aus – er konnte wohl, in seiner Position und mit seiner eminenten Autorität, die ganze gar nicht aussprechen. Dies zeigt sich, sobald man die Begründung seiner im Vergleich zu Jaspers angeblich optimistischeren Weltsicht genauer analysiert. Nehmen wir den eben zitierten Satz noch einmal auf:

[...] gerade weil wir nicht so viel Grund zum Pessimismus zu haben glauben. In den 150 Jahren, die verflossen sind, seit Goethe hier in Weimar über das Urphänomen der Farbentstehung¹⁴ nachdachte und dichtete, hat sich die Welt sehr anders entwickelt, als Goethe es sich erhoffte. Aber sie ist doch, das muß den allzu scharfen Kritikern unserer Zeit entgegengehalten werden, von dem Teufel, mit dem Faust das gefährliche Bündnis geschlossen hatte, noch nicht endgültig geholt worden. (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 27 f. / GW C II, S. 394 f.)

Hätte dieses auffallende und Ungutes ankündigende »noch nicht endgültig geholt« die frenetisch Beifall klatschenden Zuhörer im Weimarer Nationaltheater nicht nachdenklich stimmen sollen? Was soll nun gelten: die Infragestellung unserer heutigen technisch-wissenschaftlichen Welt durch Goethe oder die scheinbar tröstende, Jaspers' angeblichen Pessimismus¹⁵ zurückweisende Feststellung, immer-

13 Der genaue Wortlaut von Jaspers' Ausführungen (*Unsere Zukunft und Goethe*, 1947) findet sich bei Karl Robert Mandelkow (Hrsg.): *Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland*. Teil IV: 1918-1982. München 1984, S. 294.

14 Schon durch die Verwendung des Begriffes »Farbentstehung« zeigt Heisenberg, daß er – was selten vorkommt – das Dynamische, das Genetische, das »Werden« als konstitutives Element von Goethes Farbenlehre begriffen hat. Vgl. dazu nachstehend Anm. 33.

15 Die damaligen Kritiker, repräsentiert vor allem durch Ernst Robert Curtius, haben Jaspers' Anliegen und den Gewissenskonflikt, in dem er sich befand, nicht begriffen. Genau wie Heisenberg mußte Jaspers, in seiner Stellung und mit seiner Autorität, die irreversiblen Prozesse der Neuzeit hinnehmen und Kompromisse eingehen, sosehr das seinem, wie man in seinem Falle wohl sagen darf und dem Verf. aus eigener Erfahrung mit Jaspers bekannt ist, »wahrheitsbesessenen« Naturell widersprach. Jaspers realisierte wohl auch nicht das Ausmaß und die Konsequenzen der – von Heisenberg mit Recht ins Zentrum seiner Beweisführungen gestellten – Abstraktion der Naturwissenschaft. So verwickelte sich Jaspers (wie Heisenberg) zunehmend in Widersprüche, indem er einerseits das ihm berechtigt erscheinende »Entsetzen« Goethes vor der heraufkommenden Welt technischer Naturbeherrschung betont, vor der sich Goethe »verschlossen« habe, wobei Jaspers diese neue Welt aber zugleich als »Zukunft des Menschen« bezeichnet und meint, Goethe gehöre darum »einer zwar wunderbar geschlossene[n], aber vergangene[n] Welt« an, »verloren vor dem, was jetzt jedenfalls unser

hin habe der Teufel diese Welt »noch nicht endgültig geholt«? Heisenberg überläßt kein Wort dem Zufall: Wenn er »noch nicht endgültig« sagt, dann meint er das auch. Darum ist der hier am Ende des II. Abschnitts zitierte Satz, mit dem Heisenberg 1967 seinen Vortrag ausklingen ließ, symptomatisch:

Hoffen wir, daß dies der Zukunft besser gelingt, als es unserer Zeit, als es meiner Generation gelungen ist.

Heisenberg denkt natürlich, nicht anders als Jaspers oder Carl Friedrich von Weizsäcker,¹⁶ an die durch die moderne Wissenschaft geschaffenen notorischen Gefahren, die früh schon und mit den Jahren immer deutlicher in Heisenbergs Bewußtsein traten. 1941 – Heisenberg war damals vierzig Jahre alt, und um dieses Datum zeitgeschichtlich etwas genauer einzugrenzen: zwei Jahre nach dem Bekanntwerden der von Heisenberg selber als »schreckliche Gefahr« bezeichneten¹⁷ Entdeckung der Atomkernspaltung durch Otto Hahn und vier Jahre, bevor diese absehbare Gefahr in Hiroshima konkrete, furchtbare Realität wurde, und sechs Jahre vor Jaspers angeblich pessimistischem Vortrag – kurz, 1941 bekannte Heisenberg:

[...] die Gefahren unserer heutigen Naturwissenschaft sind [...] nicht überwunden, denn unsere komplizierten Experimente sind eben nicht die Natur selbst, sondern eine durch unsere auf Erkenntnis gerichtete Tätigkeit veränderte und

Schicksal ist und was eine Größe des Menschen bedeutet und eine neue unerhörte Aufgabe, die wir ergreifen müssen, wenn wir leben wollen« (Jaspers [Anm. 13], S. 294). Was Heisenberg als Jaspers' Pessimismus bezeichnet, entspricht im Ergebnis genau seinen eigenen Ausführungen u. a. im Vortrag von 1967, so wie sie hier interpretiert werden. Jaspers war 1947 klar, wohin die moderne Naturwissenschaft führen wird. Wenige Jahre später (1956) begann er seine Radiovorträge zu halten. Die Stellungnahmen, die ihm daraufhin zugingen, veranlaßten ihn, 1958 sein Buch *Die Atombombe und die Zukunft des Menschen* zu publizieren, in dessen Titel eine bemerkenswerte Umkehrung festzustellen ist gegenüber jenem seines Vortrags von 1947. Hier hieß es: *Unsere Zukunft und Goethe*. Im Buchtitel ist aus dem nachgestellten »Goethe« die nun vorangestellte »Atombombe« geworden; die »Zukunft des Menschen« aber ist in Aporie umgeschlagen. Der letzte Satz von Jaspers' Buch spricht für sich: »Aus dieser Gegenwärtigkeit des Ewigen kann eine Folge sein, daß der Selbstmord der Menschheit abgewehrt wird. In dieser Gegenwärtigkeit wird aber auch die Hoffnung bleiben noch im Scheitern von Vernunft und Dasein« (Neuausgabe. München 1982, S. 501). – Dreißig Jahre später wird sich ein eminenter Physiker und Philosoph auf die Bergpredigt berufen und die Ökumene um Hilfe angehen: Carl Friedrich von Weizsäcker, der »als Schüler, Mitarbeiter und Freund« Heisenbergs »Weg fast 50 Jahre lang begleitete« (Rechenberg, Wiemers [Anm. 11], S. 7, und nachstehend Anm. 33). – Kritik ist hier aber fehl am Platze. Der moderne Naturwissenschaftler tritt eine Welt an, die er nicht geschaffen und insofern nicht zu verantworten hat. Eine Umkehr auf dem eingeschlagenen Wege ist, wie (nicht nur) Heisenberg realisiert, nicht mehr möglich. Also bleiben nur Hoffnung und Vertrauen darauf, daß die absehbaren Folgen dieser Wissenschaft nicht eintreten oder doch verzögert werden. Mit Optimismus oder Pessimismus hat das freilich gar nichts zu tun.

¹⁶ Vgl. Anm. 33.

¹⁷ Heisenberg 1969 (Anm. 5), S. 233 / GW C III, S. 233.

verwandelte Natur. Wer an dieser Stelle ändern wollte, der müßte schon die ganze moderne Technik und die mit ihr verbundene Naturwissenschaft aufgeben wollen. Ob eine solche Umkehr [...] für die Menschheit ein Glück oder ein Unglück wäre, vermag niemand zu sagen. Aber wie das Urteil hierüber auch lauten mag, sicher ist eine solche Umkehr unmöglich [...].¹⁸

Diese Prognose – das Zitat werden wir am Schluß dieses Aufsatzes zu Ende führen – wurde veranlaßt durch Heisenbergs Einsicht, daß

der Kampf Goethes gegen die physikalische Farbenlehre auf einer erweiterten Front auch heute noch ausgetragen werden muß. Wenn Helmholtz von Goethe sagt: »daß seine Farbenlehre als der Versuch betrachtet werden muß, die unmittelbare Wahrheit des sinnlichen Eindrucks gegen die Angriffe der Wissenschaft zu retten«, so stellt sich uns heute diese Aufgabe dringender als je [...]. (Heisenberg 1941 [Anm. 18], S. 241 / GW C I, S. 155)

Halten wir hier vorerst fest, daß die von Hermann von Helmholtz betonte unmittelbare *Wahrheit* des sinnlichen Eindrucks von Heisenberg nicht in Frage gestellt wird.¹⁹

Fünf Jahre später, 1946 – ein Jahr nach Hiroshima – beschrieb Heisenberg die Problematik der modernen, Goethes Erwartungen diametral zuwider laufenden Naturwissenschaft noch eindringlicher:

So hat das Handeln des einzelnen Forschers oft ein viel größeres Gewicht, als er es wünschen möchte, und es bleibt ihm nicht erspart, sich ganz allein nach seinem eigenen Gewissen zu entscheiden, welche Sache er für gut und welche er für

18 Werner Heisenberg: *Die Goethesche und die Newtonsche Farbenlehre im Lichte der modernen Physik*. In: Karl Robert Mandelkow [Hrsg.]: *Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland*. Teil IV: 1918-1982. München 1984, S. 233-245; hier S. 241 f. / GW C I, S. 156 – zitiert: Heisenberg 1941.

19 Heisenberg meint, auch Goethe habe Kompromisse schließen müssen, z.B. durch die Zustimmung zum Kopernikanischen Weltbild (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 31 / GW C II, S. 398 [Goethe-Zitat: HA 14, S. 81]), realisiert aber sehr wohl die Größe des »Opfers«, das Goethe damit zugemutet wurde; »[...] auch hier wußte Goethe, wie viel dabei geopfert werden muß. [...] »was ging nicht alles durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweites Paradies, [...] das Zeugnis der Sinne«. – Goethes Verstand mag Kopernikus »zugestimmt« haben; die sinnliche tägliche Erfahrung blieb und bleibt, wie wohl bei jedem Menschen, eine andere – wenn er eine Landschaft beschreibt, redet Heisenberg selbst von der »wandernden Sonne« (Heisenberg 1969 [Anm. 5] und GW C III, S. 286). Vielleicht ist es darum mehr als Übermut, wenn Goethe in seinem Gedicht *Der neue Copernicus* fragt: »Steht vielleicht das alles still / Und ich selber fahre« (WA I, 3, S. 55, V. 23 f.). Und seinem Scherz: »Ein jeder Mann [Mensch] hat seinen Wurm, / Copernicus den seinen« (WA I, 2, S. 231, V. 179 f. [bzw. S. 349]) mag man seinen scheinbar flüchtig auf einen Foliostreifen hingeworfenen Gedanken entgegensetzen: »Die Konstanz der Phänomene ist allein bedeutend, was wir dabey denken ist ganz einerley« (WA II, 13, S. 444 [Nachträge zu Bd. 11, Nr. 403]). Es geht bei diesen grundlegenden Fragen nicht um richtig oder falsch; es geht um eine Lebenshaltung: die Wahrung der »Mitte«, die »Wahrheit« des sinnlichen Eindrucks, um Dinge, die Goethe mit der Frage des *Sittlichen* in Verbindung brachte.

schlecht hält. [...] Der Mediziner, der durch seine Arbeit einfach den anderen Menschen [...] hilft, kann in seinem Tun leichter die Forderungen des Staates und die seines eigenen Gewissens in Einklang bringen, als etwa der Physiker, dessen Kenntnisse zur Konstruktion vernichtender Waffen führen können. [...] diese Schwierigkeiten [haben] heute noch ein größeres Gewicht als früher, weil die praktischen Auswirkungen der Wissenschaft ein solches Ausmaß angenommen haben, daß das Schicksal von Millionen von Menschen ganz unmittelbar auf dem Spiel steht. / Ich komme damit zu einer sehr unheimlichen Seite des heutigen Lebens, die man klar erkennen muß, um richtig zu handeln. Ich denke hier nicht nur an die Tatsache, daß die Physik im letzten Jahr Energiequellen in ihre Gewalt bekommen hat, die zu unvorstellbaren Zerstörungen führen können. Sondern darüber hinausgehend sind auch an vielen anderen Stellen die Möglichkeiten, in das Naturgeschehen einzugreifen, bedrohlich groß geworden. [...] Man hat den Eindruck, daß die Wissenschaft sich sozusagen auf breiter Front einem Gebiet nähert, in dem das Leben und Sterben der Menschen im Großen in der unheimlichsten Weise vom Handeln einzelner ganz kleiner Menschengruppen abhängig werden kann. [...] dieser Gefahr zu begegnen [...] ist freilich leichter gesagt als getan, aber jedenfalls ist es eine Aufgabe, der man nicht mehr ausweichen kann.²⁰

IV.

Noch ist nicht der Punkt bezeichnet, an dem sich die Wege Goethes und jener der (damals und heute) herrschenden Naturwissenschaft unüberbrückbar trennten und trennen. Immer wieder legt Heisenberg den Finger auf die Wunde: Es geht um eine *lebendige* Wissenschaft gegenüber einer Forschung, die sich in lebensfeindliche Regionen zurückzieht, bzw., was sich damit teilweise überschneidet, das schwierige Problem der *Abstraktion* und die Frage, wie sich diese Forschung verständlich zu machen, zu artikulieren vermag, d. h. den Versuch, sie durch die Sprache zu veranschaulichen, und sei es jene der Mathematik bzw. das, was Goethe als *Mißbrauch* der Mathematik bezeichnet hat. Wir wollen uns dafür ein paar, von Heisenberg drastisch formulierte, Zeugnisse ansehen. – Schon in seinen ersten, grundlegenden Vorträgen stellte Heisenberg klar:

Das Atom kann zwar an seinen Wirkungen durch die außerordentliche Verfeinerung der experimentellen Technik beobachtet werden, aber es ist nicht mehr Gegenstand unserer unmittelbaren sinnlichen Anschauung. Der Naturforscher muß also hier darauf verzichten, die Grundbegriffe, auf die er seine Wissenschaft baut, mit der Sinnenwelt unmittelbar zu verknüpfen. [...] Durch diese Entwicklung hat sich allerdings die objektive Welt der Naturwissenschaft in einer merkwürdigen Weise gewandelt. [...] Es sollte ein möglichst genaues Bild der Welt gezeichnet werden. Nun stellt sich heraus, daß sich dieses genauer wer-

20 *Wissenschaft als Mittel zur Verständigung unter den Völkern* (1946). In: Werner Heisenberg: *Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft. Zehn Vorträge*. Stuttgart 1980, S. 135-137 / GW C V, S. 388-390.

dende Bild von der lebendigen Natur immer weiter entfernt. Die Naturwissenschaft handelt nicht mehr von der Welt, die sich uns unmittelbar darbietet, sondern von einem dunklen Hintergrund dieser Welt, den wir durch unsere Experimente ans Licht bringen. (Heisenberg 1941 [Anm. 18], S. 240 f.; GWCI, 154 f.)

Diese Entfernung, eine sogar völlige Loslösung der Wissenschaft und ihrer Ergebnisse von der Welt, in der wir leben, in der wir uns bewegen und die wir mit unseren Sinnen täglich neu erfahren und wahrnehmen dürfen, steht in unaufhebbarer Gegensatz zu Goethes »anschaulichem Denken« – jenem Denken, das Gottfried Benn mit dem Gespür des Arztes in Goethes ihm eigentümlicher Konstitution, in Goethes Naturanlage, in seinem »Sein« diagnostiziert:

[...] damit rühren wir an die intimste und innerste Struktur des Goetheschen Seins, betreten sein zentralstes Reich, auch das erregendste, das unabsehbarste, für uns heute von so enormer Aktualität: [...] dies anschauliche Denken, ihm von Natur eingeboren, aber dann in einer sich durch das ganze Leben hinziehenden systematischen Arbeit als exakte Methode bewußtgemacht und dargestellt, als heuristisches Prinzip mit aller polemischen Schärfe dem mathematisch-physikalischen Prinzip gegenübergestellt [...]

Der Arzt erspürt den charakterologischen, konstitutionellen Fundus, auf dem dieses Denken und die ihm angemessene Methodologie ruht:

[...] nun beginnen von Goethes Seite die hartnäckigen, vom rein Charakterologischen aus gesehen kann man fast sagen: störrischen Versuche, die Newtonsche Theorie, deren mathematische Richtigkeit für jeden, abgesehen von Goethe, außer Frage stand, fortgesetzt zu attackieren, zu mißkreditieren und herabzusetzen. [...] die intimste und innerste Struktur seines Seins vereinigten sich, um ihn in einem dreißigjährigen Kampf nicht erlahmen zu lassen [...] ein Eintauchen des Denkens in den Gegenstand und eine Osmose des Objekts in den anschauenden Geist. [...] Ein ausgesprochen affektgeführtes Denken, körperlich umwogt [...]. Noch nie hatte sich die Natur innerhalb ihrer zu uns gehörigen Regionen [...] mit einem solchen Ausdruck an ein menschliches Sein gebunden [...].²¹

Fügen wir diesen Einsichten den grundlegenden, bekenntnishaften Satz Goethes hinzu:

Man thut nicht wohl sich allzulange im Abstracten aufzuhalten. [...] Leben wird am besten durch's Lebendige belehrt. (WA II, 11, S. 123)

sowie sein bei ihm ungewöhnlich anmutendes Bekenntnis, sich sogar vor der Abstraktion zu »fürchten«, und darum, und sei es auch mit dem »gewagten« Mittel der Ironie, auf »lebendige« Erfahrungsergebnisse zählend und hoffend (HA 13, S. 317), so ist die Dichotomie auf das klarste und schärfste bezeichnet. Die Gegenwart, die damalige und mehr noch die moderne Wissenschaft, wirkt nicht im für

21 Gottfried Benn. *Goethe und die Naturwissenschaften*. In: *Gesammelte Werke in acht Bänden*. Hrsg. von Dieter Wellershoff. München 1975, Bd. 3, S. 746, 743 f., 748, 757.

Goethe unverzichtbaren Licht des Tages, im Leben, in dem unseren Sinnen Zugänglichen und sie Erfreunden, sondern in lebensfeindlicher Eiseskälte, wie sie Heisenberg mit fast gepenstischen Worten beschwört:

Aber vielleicht dürfen wir den Naturforscher, der das Gebiet der lebendigen Anschauung verläßt, um die großen Zusammenhänge zu erkennen, vergleichen mit einem Bergsteiger, der den höchsten Gipfel eines gewaltigen Gebirges bezwingen will, um von dort das Land unter ihm in seinen Zusammenhängen zu überschauen. Auch der Bergsteiger muß die von den Menschen bewohnten fruchtbaren Täler verlassen. Je höher er kommt, desto weiter öffnet sich das Land seinem Blick, desto spärlicher wird aber auch das Leben, das ihn umgibt. Schließlich gelangt er in eine blendend klare Region von Eis und Schnee, in der alles Leben erstorben ist, in der auch er selbst nur noch unter großen Schwierigkeiten atmen kann. Erst durch diese Region hindurch führt der Weg zum Gipfel. Aber dort oben steht er in den Momenten, in denen in vollster Klarheit das ganze Land unter ihm ausgebreitet liegt, doch vielleicht dem lebendigen Bereich nicht allzu fern. Wir verstehen, wenn frühere Zeiten jene leblosen Regionen nur als grauensvolle Öde empfanden, wenn ihr Betreten als eine Verletzung der höheren Gewalten erschien, die sich wahrscheinlich bitter an dem rächen werden, der sich ihnen zu nahen wagt. Auch Goethe hat das Verletzende in dem Vorgehen der Naturwissenschaft empfunden. Aber wir dürfen sicher sein, daß auch dem Dichter Goethe jene letzte und reinste Klarheit, nach der diese Wissenschaft strebt, völlig vertraut gewesen ist. (Heisenberg 1941 [Anm. 18], S. 245 / GW C I, S. 160)

Nein, dies ist nicht die Welt Goethes – weder jene, die ihn umgab, inspirierte und die er unablässig beschrieb und vermitteln wollte, noch gar eine, die er je erstrebt hätte. Darum wird man dem letzten Satz der zitierten Stelle kaum zustimmen wollen, vielmehr, überblickt man die Gesamtheit der in diesem Aufsatz versammelten Zitate, Grund zur Annahme haben können, daß Heisenberg selbst dem innerlich nicht zustimmte. Auch Goethe hat Gipfel gewaltiger Gebirge bezwungen, um bei Heisenbergs Bild zu bleiben – nicht nur in seinem dichterischen und naturwissenschaftlichen Werk, sondern sogar durchaus physisch-real die Gefahren und die Lebensfeindlichkeit solcher Gebirgswelt bewußt aufgesucht, sich (und sogar andere) Gefährdungen ausgesetzt und sie leibhaftig erfahren.²² Eine geistige Klar-

22 Ein Beispiel von der Furka-Reise: »Von Brieg mit Pferden. enger das Thal, aufwärts. Ängstl Stimmung [...] es hatte die Nacht auf den Bergen geschneit. nach und nach in die Region des Schnees. [...] Fatale Ahnungen Erinnerung Enge böses Gefühl dass man im Sack steckt«. – Oder auf der ersten Gotthard-Besteigung: »[...] aufwärts. allmächtig schrecklich. [...] Schnee nackter Fels u Moos u. Sturmwind u Wolcken das Gerausch des Wasser falls der Saumrosse Klingeln. Öde wie im Thale des Todes – mit Gebeinen besät Nebel See« (WA III, 1, S. 103 u. S. 6). – Dazu jetzt Adolf Muschg: *Von einem, der auszog, leben zu lernen. Goethes Reisen in die Schweiz*. Frankfurt a.M. 2004, wo sich übrigens der Hinweis findet: »Und was die ›Farbenlehre‹ als Darstellungsprinzip und Zivilisationsverpflichtung (nicht nur) für die Naturwissenschaft bedeuten könnte, beginnt auch diese selbst immer besser zu sehen, nachdem sie – anfangend bei der theoretischen Physik – ihre Fundamente revolutioniert hat« (S. 75).

heit, ein »Gipfel« des Wissens aber, erkennbar und sich erschließend nur in lebloser, grauenvoller, das Atmen schwermachender Öde, konnten kein Ziel für Goethe sein – weder für sein Leben, sein Dichten noch gar für seine Wissenschaft und ihre besondere Methodologie.

Was schließlich die »Sprache« anbelangt, das Medium, in dem sich eine solche »letzte und reinste Klarheit« versuchen muß zu artikulieren, verständlich zu machen, so war natürlich auch Goethe klar:

Wenn wir ein Phänomen vorzeigen, so sieht der andre wohl was wir sehen; wenn wir ein Phänomen aussprechen, beschreiben, besprechen, so übersetzen wir es schon in unsere Menschengesprache. Was hier schon für Schwierigkeiten sind, was für Mängel uns bedrohen, ist offenbar. (WA II, 11, S. 160)

Weil eben eine Sprache »nur symbolisch, nur bildlich« ist und Gegenstände »niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine« auszudrücken vermag, suche man »alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnisweise beizukommen«, wobei sich

[M]athematische Formeln [...] in vielen Fällen sehr bequem und glücklich anwenden [lassen]; aber [...] wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, selbst in Elementarfällen, sehr früh ein Inkommensurables gewahr werden; ferner sind sie auch nur innerhalb eines gewissen Kreises besonders hiezu gebildeter Geister verständlich. [...] Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch das Wort zu töten.²³

Dem, was Goethe hier zur Darstellung der Phänomene und experimenteller Vorgänge überhaupt bzw. zum – nach seinem Verständnis – *Mißbrauch* der Mathematik (nicht etwa gegen die Mathematik als solche²⁴) vorbringt, ist aus heutiger Sicht beizufügen, was Heisenberg in seinen lesenswerten Gedanken zu Möglichkeiten und Grenzen der Sprache äußert:

In der Naturwissenschaft müssen [...] die Grundbegriffe in den allgemeinen Gesetzen mit äußerster Präzision definiert werden, und das ist nur mit Hilfe der mathematischen Abstraktion möglich. [...] In der theoretischen Physik ver-

23 Auszüge aus Goethe: *Zur Farbenlehre. Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie* (HA 13, S. 491 f.). – Goethe stellte freilich, resignierend, selber fest: »Zu meiner Art mich auszudrücken wollte sich niemand bequemen« (HA 13, S. 109 f.).

24 »Das Recht, die Natur in ihren einfachsten geheimsten Ursprüngen, so wie in ihren offenbarsten, am höchsten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mitwirkung der Mathematik, zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhältnisse zu Rathe ziehend, gar früh schon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet. Was ich dabei geleistet, liegt vor Augen; wie es andern frommt, wird sich ergeben. / Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Bestrebungen einen falschen Sinn untergeschoben hat. Ich hörte mich anklagen, als sei ich ein Widersacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch niemand höher schätzen kann als ich, da sie gerade das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt worden« (WA II, 11, S. 78 f.).

suchen wir, Gruppen von Erscheinungen zu verstehen, indem wir mathematische Symbole einführen, die zu den [...] Ergebnissen von Messungen [...] in Beziehung gesetzt werden können. [...] In [den] einigermaßen friedlichen Zustand der Physik brach die Quantentheorie und die spezielle Relativitätstheorie ein als eine plötzliche [...] Bewegung in den Fundamenten der Naturwissenschaft. [...] Sollte man sagen, daß die Struktur von Raum und Zeit wirklich verschieden war von der, die man früher angenommen hatte [...]. Das wirkliche Problem hinter diesen vielen strittigen Fragen war die Tatsache, daß es keine Sprache gab, in der man widerspruchsfrei über die neue Situation reden konnte. [...] Das einzige, was man zunächst weiß, ist die Tatsache, daß unsere gewöhnlichen Begriffe auf die Struktur des Atoms nicht angewendet werden können. [...] Die Sprache hat sich, wenigstens in einem gewissen Ausmaße, [...] an die wirkliche Lage angepaßt. Aber es ist nicht eine präzise Sprache, in der man die normalen logischen Schlußverfahren benützen könnte; es ist eine Sprache, die Bilder in unserem Denken hervorruft, aber zugleich mit ihnen doch auch das Gefühl, daß die Bilder nur eine unklare Verbindung mit der Wirklichkeit besitzen, daß sie nur die Tendenz zu einer Wirklichkeit darstellen. [...] Alle diese schwierigen Definitionen und Unterscheidungen können vermieden werden, wenn man die Sprache auf die Beschreibung von Tatsachen, das heißt in unserem Fall, von experimentellen Resultaten beschränkt. Wenn man aber über die atomaren Teilchen selbst sprechen will, so muß man entweder das mathematische Schema allein als Ergänzung zu der gewöhnlichen Sprache benützen, oder man muß es kombinieren mit einer Sprache, die sich einer abgeänderten Logik oder überhaupt keiner wohldefinierten Logik bedient. / In den Experimenten über Atomvorgänge haben wir mit Dingen und Tatsachen zu tun, mit Erscheinungen, die ebenso wirklich sind wie irgendwelche Erscheinungen im täglichen Leben. Aber die Atome oder die Elementarteilchen sind nicht ebenso wirklich. Sie bilden eher eine Welt von Tendenzen oder Möglichkeiten als eine von Dingen und Tatsachen.²⁵

Goethe und die von Heisenberg repräsentierte Wissenschaft vertreten zwei entgegengesetzte, von ihrer Struktur, ihrer Denk-, Sprech- und Sichtweise her völlig unvereinbare Welten. Soweit es aber um die Möglichkeit geht, diese Welten, und sei es um den fragwürdigen Preis, nur einen kleinen Kreis von Menschen zu erreichen, mit verschiedenen Mitteln der Sprache zu veranschaulichen und verständlich

25 Auszüge aus Werner Heisenberg: *Sprache und Wirklichkeit in der modernen Physik*. In: Werner Heisenberg: *Physik und Philosophie*. Stuttgart 2000, S. 237-262 / GW C II, S. 160-180 (1. deutsche Auflage erschienen 1959; dort S. 243, 244, 246, 250, 255, 261, 262) / GW C II, S. 165, 167, 168, 171, 175, 180). – Im Vorwort von *Physik und Philosophie* erläutert Heisenberg, daß es sich um Übersetzungen von auf Englisch publizierten Vorlesungen in Schottland handle: »Die Konsequenzen der modernen Atomphysik [...] haben an vielen Stellen das Bild der Welt verändert, das wir aus dem vergangenen Jahrhundert übernommen haben. Sie zwingen zum Umdenken und gehen daher einen weiteren Kreis von Menschen an« (Vorwort [1959], S. 42 / GW C II, S. 6). – Unnötig, darauf hinzuweisen, daß im hier zitierten Aufsatz auch ausführlich von Goethe (*Faust*) die Rede ist.

zu machen, dürfte zwischen Goethe und Heisenberg kaum ein Dissens auszumachen sein, um so weniger, wenn man den am Schluß seines Vortrags von 1967 ausgesprochenen – bisher freilich unerfüllt gebliebenen – Wunsch Heisenbergs bedenkt, daß es einer späteren Zeit besser gelingen möge als der seinigen, von Goethe zu lernen, nicht »zugunsten des einen Organs, der rationalen Analyse« alle andern Organe verkümmern zu lassen (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 42 / GW C II, S. 409). Um was es letztlich geht, sagt Heisenberg ohne Umschweife, nämlich um den

Verlust jener Mitte [...], um deren Erhaltung Goethe sein ganzes Leben hindurch gerungen hat. (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 38 / GW C II, S. 405)

V.

Nochmals bleibt eine schwierige Frage zu behandeln: ob tatsächlich zutrifft, was der – soweit ich zu sehen vermag – einzige kritisch gestimmte Zuhörer von Heisenbergs Vortrag im Jahre 1967, Karl Lothar Wolf, in seiner Stellungnahme schrieb, die im gleichen Jahrgang des Goethe-Jahrbuchs, in dem Heisenbergs Vortrag abgedruckt wurde, erschien: daß »jeder Versuch einer harmonisierenden Überbrückung der Gegensätze als aussichtslos zu begreifen« sei, denn »Newtons nominalistisch-deistisch-christliches und Goethes heidnisch-realistisches Verhältnis zur Wirklichkeit schließen sich aus«.²⁶ Heisenberg hatte nämlich in seinem Vortrag einen Versuch gewagt, den Wachsmuth in seiner Besprechung des Vortrags sofort begeistert aufgriff: Heisenberg mache

den einsamen²⁷ Denker und einstigen Bewohner des Hauses am Frauenplan in Weimar zum Mitgenossen in den letzten Denkprinzipien der Naturwissenschaft unserer Tage und der vorausschauenden Sorge auf die bedrohlichen Möglichkeiten, auf die vernichtende Eventualität, die im Gebrauch der modernen Technik liegen kann.²⁸

Goethe, dieser auf jeder Straße – jener von Dichtung, Wissenschaft, Moral, Recht und Staat, von Gesellschaft oder welchen Aspekt menschlicher Existenz man ins Auge fassen will – quer liegende Felsbrocken: ein »Mitgenosse« der modernen Wissenschaft?

26 Karl Lothar Wolf: *Goethe und die Naturwissenschaft. Betrachtungen zu einem Vortrag Werner Heisenbergs*. In: GJb 1967, S. 292 (zu Wolf vgl. Anm. 7). – Wolf beschränkt sich nicht, wie die zitierte Stelle nahelegen könnte, auf den Aspekt der sog. »klassischen« Physik. Unter dem frischen Eindruck von Heisenbergs Vortrag wies Wolf, was hier vorgreifend erwähnt sei, den Vergleich Heisenbergs von Urpflanze mit einem Nukleinsäuremolekül oder Elementarteilchen zurück: »Urpflanze« sei eine »zur reinen Idee verdichtete Aussage« und nicht wie jene ein materielles Gebilde (ebd.).

27 Wachsmuth denkt wohl an das drastische Bekenntnis des 81jährigen Goethe gegenüber Eckermann vom 10. Februar 1830 (dazu Frédéric Soret: *Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit 1822-1832. Aus Sorets handschriftlichem Nachlaß, seinen Tagebüchern und seinem Briefwechsel zum erstenmal zusammengestellt, übersetzt und erläutert von H. H. Houben*. Leipzig 1929, S. 373).

28 Wachsmuth (Anm. 9), S. 349.

Wenn wir es schärfer und direkter formulieren sollen: Goethe ein Komplize ausgerechnet jener Wissenschaft, die, wie wir von Heisenberg lernen können, ohne Beistand des Teufels nicht durchkommt und die Goethe zeitlebens ignoriert oder der er sich, wo es sich nicht umgehen ließ, mit einer bei ihm ungewöhnlichen Heftigkeit, sogar mit (ihm selbst verhaßter) Polemik entgegengestellt hat?

Begreiflicherweise ist die Versuchung groß, liegt sogar nahe, den Versuch zu machen, die ungeheure und im Falle der Naturwissenschaft störende, geradezu lästige Autorität Goethes umzudeuten und zu fruktifizieren gerade zur *Legitimierung* der modernen, durch Goethes Forderungen radikal in Frage gestellten Wissenschaft. Eben das versuchte nun Heisenberg, freilich auf eine sehr differenzierte und ungleich behutsamere Art und Weise als es Spätere taten, seine vorsichtig formulierten und abgefederten Thesen ohne weitere Überlegung kolportierend wie, nach Wachsmuth, z.B. Wolfgang Leppmann oder Helmut Rechenberg;²⁹ besonders wenn man Heisenbergs fein abwägende Wortwahl und seine mehr Fragen aufwerfende als solche beantwortende Argumentationskette bedenkt und analysiert.

Anknüpfend an das viel zitierte Gespräch zwischen Schiller und Goethe von 1794 über Urpflanze, Urphänomen und »Idee«, überlegt Heisenberg, ob »die Erkenntnis, die Goethe in seiner Naturwissenschaft gesucht hat, nämlich die Erkenntnis der letzten von ihm als göttlich empfundenen Gestaltungskräfte der Natur, aus der zunächst nur ›richtigen‹ modernen Naturwissenschaft so vollständig verschwunden« sei (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 38 / GW C II, S. 405). – Halten wir als bemerkenswertes Zwischenergebnis fest, daß hier von von Goethe »als göttlich empfundenen« letzten Gestaltungskräften der Natur die Rede ist, deren Übereinstimmung mit Entdeckungen der modernen Naturwissenschaft geprüft werden soll.

Heisenberg wendet sich Goethes Urpflanze zu als einer »Idee«, die sich »bewährt [...] als solche, indem man mit ihr, mit dieser Grundstruktur als Schlüssel, wie Goethe sagt, Pflanzen ins Unendliche erfinden [...], den Bau der Pflanze [...] auf ein einfaches, einheitliches Prinzip zurückführen« kann (Heisenberg 1967 [Anm. 8]: S. 39 / GW C II, S. 406). Als Ausklang seines Vortrags stellt nun Heisenberg dieser Urpflanze eine moderne, damals vor kurzem bekannt gewordene revolutionäre Entdeckung gegenüber:

Wie sieht das nun in der modernen Biologie aus? Auch hier gibt es eine Grundstruktur, die nicht nur die Gestalt aller Pflanzen, sondern aller Lebewesen überhaupt bestimmt. Es ist ein unsichtbar kleines Objekt, ein Fadenmolekül, nämlich die berühmte Doppelkette der Nukleinsäure [...] die das ganze Erbgut der betreffenden Lebewesen trägt. Wir können auf Grund zahlreicher Erfahrungen der modernen Biologie nicht mehr daran zweifeln, daß eben von diesem Fadenmolekül die Struktur des Lebewesens bestimmt wird, daß von ihm gewissermaßen die ganze Gestaltungskraft ausgeht, die den Bau des Organismus festlegt. [...] Kann nun die eben geschilderte Grundstruktur, die Doppelkette der Nu-

29 Wolfgang Leppmann: *Goethe und die Deutschen*. Bern, München 1982, S. 129. – Helmut Rechenberg in seinem Heisenberg-Aufsatz im GJb 2003, S. 290.

kleinsäure, der Goetheschen Urpflanze irgendwie verglichen werden? Die unsichtbare Kleinheit dieses Objekts scheint einen solchen Vergleich zunächst auszuschließen. Aber daß dieses Molekül im Rahmen der Biologie die gleiche Funktion erfüllt, die Goethes Urpflanze in der Botanik erfüllen sollte, wird sich doch schwer bestreiten lassen. Es handelt sich ja in beiden Fällen um das Verständnis der gestaltenden, formgebenden Kräfte in der belebten Natur, um ihre Zurückführung auf etwas Einfaches, allen lebendigen Gestalten Gemeinsames. Das eben leistet das Urgebilde der heutigen Molekularbiologie, das noch etwas zu primitiv ist, um schon ein Urlebewesen genannt zu werden. Es besitzt noch keineswegs alle Funktionen eines vollständigen Lebewesens; aber das braucht uns vielleicht nicht daran zu hindern, es doch so oder irgendwie ähnlich zu bezeichnen. Dieses Urgebilde hat auch dies mit der Goetheschen Urpflanze gemeinsam, daß es nicht nur eine Grundstruktur, eine Idee, eine Vorstellung, eine formgebende Kraft, sondern auch ein Objekt, eine Erscheinung ist, wenn es gleich nicht mit unseren gewöhnlichen Augen gesehen, sondern nur indirekt erschlossen werden kann. Es kann mit hochauflösenden Mikroskopen und mit dem Mittel der rationalen Analyse erkannt werden, ist also durchaus wirklich und nicht etwa nur ein Gedankengebilde. Insofern genügt es fast allen von Goethe an das Urphänomen gestellten Forderungen. Ob wir es allerdings im Goetheschen Sinne ›schauen, fühlen, ahnen‹ können [...], das mag zweifelhaft scheinen. Normalerweise wird das biologische Urgebilde jedenfalls nicht so gesehen. Man könnte sich nur vorstellen, daß es vielleicht den Entdeckern zum ersten Male so erschienen ist. [...] [Bei den] ganz allgemeinen Gesetzmäßigkeiten [...], die erst [...] im Zusammenhang mit der Physik der Elementarteilchen erkennbar geworden sind, [...] handelt es sich [...] um Grundstrukturen der Natur oder der Welt im ganzen, die noch tiefer liegen als die der Biologie, und die deshalb noch abstrakter, noch weniger unseren Sinnen unmittelbar zugänglich sind als jene. [...] Während das Urgebilde der Biologie nicht nur den lebendigen Organismus an sich repräsentieren, sondern – durch die verschiedenen möglichen Anordnungen einiger weniger chemischer Gruppen auf der Kette – auch die unzähligen verschiedenen Organismen unterscheiden muß, brauchen die Grundstrukturen der gesamten Natur nur noch die Existenz eben dieser Natur darzustellen. In der modernen Physik wird dieser Gedanke in folgender Weise verwirklicht: Es wird in mathematischer Sprache ein grundlegendes Naturgesetz formuliert, eine ›Weltformel‹, wie es gelegentlich genannt wurde, dem alle Naturerscheinungen genügen müssen, das also gewissermaßen nur die Möglichkeit, die Existenz der Natur symbolisiert. [...] Auch sie sind, um wieder zu dem Streitgespräch zwischen Schiller und Goethe zurückzukehren, so wie Goethes Urpflanze ›Ideen‹, auch wenn sie nicht mit gewöhnlichen Augen gesehen werden können. Ob sie im Goetheschen Sinne angeschaut werden können, das hängt wohl einfach davon ab, mit welchen Erkenntnisorganen wir der Natur gegenüber treten. Daß diese Grundstrukturen unmittelbar mit der großen Ordnung der Welt im ganzen zusammenhängen, kann wohl kaum bestritten werden. Es bleibt aber uns überlassen, ob wir nur den einen engen, rational faßbaren Ausschnitt aus diesem großen Zusammenhang ergreifen wollen. (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 39 ff. / GW C II, S. 406 ff.)

VI.

Läßt sich diese Behauptung Heisenbergs und der sie – ohne weitere Überlegung und Begründung – Zitierenden wirklich begründen? Heisenberg, in seinem Denken und Forschen außerordentlich selbstkritisch, liefert uns die Gegenargumente gleich selbst, denn der Vergleich von Urpflanze und den von ihm genannten biologischen Erbstrukturen oder Elementarteilchen ist unter allen Gesichtspunkten unzulässig und mit Goethes vitalen, ihm unverzichtbaren Postulaten unvereinbar.

1. Es wird übersehen, daß Goethe nicht nur die Ergebnisse, sondern vor allem schon die apparativen Mittel, d.h. den *Weg*, verworfen hätte, der Voraussetzung zur Gewinnung der Erkenntnisse ist, für die der Mahner Goethe hinterher vereinnahmt, mit denen er gewissermaßen solidarisiert werden soll. Nicht nur, daß Goethe schon der Brille mißtraute und seine in ungewöhnlichem Maße an den sinnlichen Eindruck gebundene Natur durch den bloßen Blick durch das Fernrohr ins All, wenn man das so bezeichnen darf, außer Verhältnis gesetzt wurde, bekennt er, daß »Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben« (*Wanderjahre* I, 10; *WA* I, 24, S. 183). Die Forscher, die die Doppelkette der Nukleinsäure entdeckten, begaben sich genau auf jenen Weg, vor dem Goethe so eindringlich gewarnt hatte: in die – in diesem Fall auch von den apparativen Mitteln her extremste Form von – *Abstraktion*, in *Ungegenständlichkeit*; (soweit überhaupt) erschließbar, allenfalls mit hochauflösenden Mikroskopen und mit dem Mittel der *rationalen Analyse* – ausgerechnet jenem Mittel, das Heisenberg in den letzten, bereits zitierten Sätzen seines Vortrags von 1967 mit dem Teufel in Verbindung bringt und bei dem er von der kommenden Generation erhofft, daß die Menschheit über dessen Vorherrschaft andere Organe nicht verkümmern lassen werde. Die Bemerkung Heisenbergs, es hänge »einfach davon ab, mit welchen Erkenntnisorganen wir der Natur gegenüber treten«, greift in diesem Falle viel zu kurz; sie verkennt Goethes vitalste Anliegen.

2. Für den mit Goethes Denkweise und wissenschaftlicher Methodologie Vertrauten genügt dieses Argument, um den Vergleich zwischen Goethes Urpflanze und einem von der modernsten Biologie entschlüsselten Molekül, in dem Erbinformationen für einen Organismus gespeichert sind, zurückzuweisen. Heisenberg ist jedoch – anders als die seiner These Folgenden – zurückhaltend in seinen Behauptungen; er fragt sich, ob ein Vergleich »irgendwie« möglich sei, weil das Fadenmolekül der Molekularbiologie »fast« den Goetheschen Anforderungen an ein Urphänomen entspreche. An diesen einschränkenden Formulierungen liegt denn auch alles: Heisenberg wagt selber nicht zu behaupten, das Fadenmolekül lasse sich als »Urlebewesen« bezeichnen, das wir gar »im Goetheschen Sinne ›schauen, fühlen, ahnen‹« könnten. Goethes Naturwissenschaft hingegen kann und will ausdrücklich den Raum des *Lebendigen*, des sinnlich Wahrnehmbaren nicht verlassen; Belege dafür wurden beigebracht und ließen sich beliebig vermehren. Vollends scheitert der Vergleich an der berühmten Ermahnung Goethes, die, wenn auch unablässig zitiert, doch wohl selten so ernst genommen wird, wie Goethe sie sicherlich verstanden haben wollte, denn sie bildet die Grundlage seiner wissenschaftlichen Denkweise und Methodologie schlechthin: »Man suche nur nichts

hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre« (WA II, 11, S. 131). Es bedarf keiner Ausführungen dazu, daß die damalige und heutige herrschende Wissenschaft, und insbesondere die von Heisenberg angesprochenen Disziplinen, vom klaren Gegenteil ausgehen, immer weiter hinter das Phänomen vordringen und forschen, im Kleinsten und im Größten; d.h. nach Heisenbergs eigenen Worten, mit Hilfe des Teufels jenen Weg eingeschlagen haben, vor dem Goethe gewarnt hat, den er sittlich nicht zu vertreten vermochte.

Goethe bestritt nie das Recht, sogar die Pflicht der Wissenschaft, ins Weite und Ferne zu forschen, aber eine unübersteigbare Grenze bildete für ihn die Wahl der dafür eingesetzten apparativen Mittel und die Abstraktion; die Forderung, den Raum des Lebendigen und des der Anschauung Zugänglichen nie zu verlassen.

VII.

Entsprechend fällt Heisenbergs letzte, Goethe gewidmete Arbeit aus, in der vermächtnishaft und weit über alles auf Wissenschaft Beschränkte hinaus Grundfragen gestellt und erörtert werden und die mit einer Frage endet, die nicht weniger frösteln macht als die früher zitierte, bildhafte Schilderung der lebensfeindlichen Eislandschaft, in der sich die heutige Naturwissenschaft bewegt:

Die geistige Entwicklung, die Erich Heller in seinem Buch über die *Reise der Kunst ins Innere* schildert, wird auf vielen Gebieten – in Malerei,³⁰ Musik,³¹ Dichtung und Philosophie –, sichtbar, und man kann sich nicht darüber wundern, daß es auch in der Naturwissenschaft einen vergleichbaren Prozeß gibt, den man vielleicht als die Reise der Naturwissenschaft in die Abstraktion be-

30 Es werden u. a. die »von Ärger und Entsetzen geprägten Äußerungen Rilkes zur Malerei eines Matisse, Picasso und Braque« erwähnt (Werner Heisenberg: *Gedanken zur »Reise der Kunst ins Innere«*. In: Volker Dürr, Géza von Molnár [Hrsg.]: *Versuche zu Goethe*. Festschrift für Erich Heller. Heidelberg 1976, S. 321 [zitiert: Heisenberg 1976] / GW C III, S. 536 f.). Heisenberg spielt an der von ihm nicht nachgewiesenen Stelle an auf Erich Heller: *Die Reise der Kunst ins Innere und andere Essays*. Frankfurt a.M. 1966, S. 187. – Die Heisenberg eigentümliche Wahrhaftigkeit und Furchtlosigkeit ermöglichte es ihm, diese entschieden gegen den Zeitgeist laufenden Einsichten auszusprechen, die an Aktualität nicht nur nichts verloren, sondern durch seitherige Entwicklungen der »modernen Kunst« solche hinzugewonnen haben.

31 Heisenberg, selbst begabter Musiker, kommt an anderer Stelle in vergleichbarem Zusammenhang auf Auflösungserscheinungen in der Musik zu sprechen und führt den Begriff der »Entstaltung« ein. Aus Raumgründen muß auf die Ausführungen von Heisenberg verwiesen werden (Werner Heisenberg: *Die Tendenz zur Abstraktion in moderner Kunst und Wissenschaft*. In: Konrad Gaiser [Hrsg.]: *Das Altertum und jedes neue Gute: für Wolfgang Schadewaldt zum 15. März 1970*. Stuttgart u. a. 1970, S. 485-494 / GW C III, S. 359-368). – Mit gleicher Konsequenz und Unerschrockenheit wirft Heisenberg auch auf anderen Gebieten, z. B. in der Medizin, Fragen auf, die im Lichte der Öffentlichkeit stehende Gelehrte selten zu berühren wagen, so etwa, trotz aller eingestandenen, verdienstvollen Errungenschaften zum Nutzen der Menschheit, jene: »Wer kann wissen, ob die moderne Medizin ihre Ziele überall richtig setzt?« (Heisenberg 1967 [Anm. 8], S. 34 / GW C II, S. 401).

zeichnen kann. Darauf, daß diese beiden Zweige der kulturellen Entwicklung aus der gleichen Wurzel entspringen, hat ja schon Goethe indirekt dadurch hingewiesen, daß er sie beide in gleichem Maß gefürchtet, daß er vor ihren schlimmen Folgen immer wieder eindringlich gewarnt hat. [...] Offenbar wehrt sich unser Geist mit aller Kraft gegen die Erkenntnis, daß der Weg zum Verständnis aus der Anschaulichkeit heraus, daß er aber nach einer endlichen Zahl von Schritten zum Ziel führt. [...] Es ist sehr begreiflich, daß wir diese Anschaulichkeit nur mit äußerstem Widerstreben zu opfern bereit sind. Vielleicht kann man etwas überspitzt sagen, daß am Ziel der Reise nicht mehr Leben und nicht mehr Welt zu finden ist, wohl aber Verständnis und Klarheit im Hinblick auf die Ideen, nach denen die Welt konstruiert ist. [...] Über die Not und die Einsamkeit des Ziels spricht Erich Heller [...] mit einem Zitat aus den philosophischen Überlegungen Wittgensteins, das wie ein Ausruf der Verzweiflung klingt: »Was ist Dein Ziel in der Philosophie? Der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zu zeigen.« Und Erich Heller fügt hinzu: »Hier gibt es keinen Ausweg.« Vielleicht sollte man diesem Zitat ein Wort des Physikers und Philosophen Niels Bohr entgegensetzen, in dem Licht und Dunkel mit gleichen Gewichten verteilt sind: »Der Sinn des Lebens besteht darin, daß es keinen Sinn hat zu sagen, daß das Leben keinen Sinn hat.« [...] hier [...] schwingt doch auch der Gedanke mit, daß jedes Ende zugleich ein Anfang ist. (Heisenberg 1976 [Anm. 30], S. 321, 324, 325 / GW C III, S. 536, 539, 540)³²

Es wird schwerfallen darzutun, daß diese – fünf Tage vor seinem Tode von Heisenberg druckfertig erklärten – Ausführungen ermutigend stimmen oder gar in die Nähe von Goethes Denken und Forschen führen.

Realistischerweise muß es heute wohl bei der – allerdings weder »optimistischen« noch hoffnungsvollen – Einsicht Heisenbergs sein Bewenden haben, daß eine »Umkehr auf dem von der modernen Wissenschaft beschrittenen Wege« unmöglich ist, denn:

wir müssen uns damit abfinden, daß es unserer Zeit bestimmt ist, den einmal beschrittenen Weg zu Ende zu gehen. (Heisenberg 1941 [Anm. 18], S. 242 / GW C I, S. 156)

Diese etwas beklemmende Einsicht mag ergänzt werden durch die Worte, mit denen Heisenberg 1969 einen Vortrag beschloß, in dem er übrigens – in solch bedachter Direktheit, in solcher Stellung und mit solcher Autorität ausgestattet wohl als einziger – seiner Überzeugung Ausdruck verlieh, daß es durchaus möglich gewesen wäre, Goethes Farbenlehre weiterzubilden. Heisenberg sagte:

Man kann sich [...] fragen, welche Triebkräfte in der Gesellschaft die Naturwissenschaft bewegt und gefördert haben, nachdem der Genuß, die Wirkung auf das »fromme, empfängliche Gemüt des Menschen«, von der Humboldt ge-

32 Auch in dieser Arbeit kommt Heisenberg auf den Vergleich von Urpflanze und »Doppelkette der Nukleinsäure [...] als eine Art von Urlebewesen« zu sprechen (Heisenberg 1976 [Anm. 30], S. 322 / GW C III, S. 537 f.).

sprochen hatte, weggefallen war. Es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die stärkste Triebkraft von nun an die *Nützlichkeit* der Naturwissenschaft gewesen ist; ihre Anwendung in der Medizin, in der technischen Chemie, im Maschinenbau und an tausend anderen Stellen. [...] Es gibt aber noch eine weitere Triebkraft, die meist weniger beachtet wird und die hier doch genannt werden soll. Sie entsteht aus dem Umstand, daß an diesem Gebäude der modernen Naturwissenschaft und Technik sehr viele Menschen bauen können, daß es hier für viele, auch solche, die nicht überragend begabt sind, ein fruchtbares Betätigungsfeld gibt. Wenn man z.B. ein sehr spezielles Gebiet ins Auge faßt und fragt, warum die Newtonsche Optik den Sieg über die Goethesche Farbenlehre davongetragen hat, so wird man neben manchen anderen Gründen auch feststellen können, daß zwar sehr viele Menschen erfolgreich an der Weiterbildung und der Nutzanwendung der Newtonschen Optik arbeiten konnten, daß aber zur Weiterbildung der Goetheschen Farbenlehre eine sehr hohe künstlerische und wissenschaftliche Begabung nötig gewesen wäre. (Heisenberg in: Süddeutsche Zeitung; zit. in Anm. 34; GW C III, S. 346.)

Soweit Fachkollegen Heisenbergs diese bemerkenswerte Äußerung überhaupt beachteten, bewirkte sie – sogar bei Freunden – eine nicht geringe Verlegenheit.³³

- 33 In einer von C. F. von Weizsäcker als Referent betreuten und von ihm in einer Schriftenreihe des Max-Planck-Instituts herausgegebenen Dissertation ist zu lesen, wie man, wenn man »einerseits die neue Physik versteht, andererseits Goethe schätzt und kennt, gutwillig nun Goethe entgegengehen« könne, wobei Heisenberg auf fast erheiternde Art unterstellt wird, er habe sich bei seiner Beurteilung von Goethes Farbenlehre gar nichts gedacht: »Diese [...] positiven Bekenntnisse zu Goethe stellen hier eigentlich nur nicht weiter begründete Meinungsäußerungen dar« (Christoph Gögelein: *Zu Goethes Begriff von Wissenschaft auf dem Wege der Methodik seiner Farbstudien*. München 1972, S. 178 f. Wenn Gögelein noch dazu Heisenberg in eine Linie mit Helmholtz stellt, wird klar, daß er Heisenbergs Grundanliegen und -besorgnis – das Überhandnehmen der Abstraktion – nicht begriffen hat.). – Über die Aktualität von Goethes Naturwissenschaft, mit Einschluß seiner Farbenlehre oder alchemistischer (vor allem ökonomischer) Aspekte, besteht heute kaum mehr ein Dissens. Es genügt hier, statt vieler die Namen von Gottfried Benn, Werner Heisenberg, Adolf Muschg oder Hans Christoph Binswanger zu nennen. Gleichwohl wird die Feststellung von Weizsäckers in seiner Einführung in HA 13, S. 539 ff., Goethes Naturwissenschaft sei nicht als das »Licht [...] des Leuchtturms [...], der den Hafen anzeigt«, zu sehen, »sondern das eines Sterns, der uns auf jeder Reise begleiten wird« (HA 13, S. 555), unwidersprochen von Auflage zu Auflage der Hamburger Ausgabe abgedruckt, was Karl Lothar Wolf (vgl. Anm. 26) schon 1967 und mit Recht beanstandet hat. Hatte von Weizsäcker einen fern leuchtenden »Stern« im Auge, als er anläßlich des ihm am 31. August 1958 in der Paulskirche verliehenen Goethepreises der Stadt Frankfurt feststellte, man hätte mit der Preisverleihung dreißig Jahre zuwarten sollen, bis klarer sei, ob »die Anstrengungen vieler Menschen, denen ich mich angeschlossen habe, geglückt oder gescheitert seien; die Anstrengungen, eine Weise des Lebens und Denkens zu finden, die der Menschheit erspart, sich mit selbsterfundenen Mitteln unermessliches Leid, vielleicht die Vernichtung zu bringen«, um dann beizufügen: »Können wir hoffen, die Atom-bombe oder die Ernährung von drei Milliarden Menschen zu verstehen und zu meistern, wenn niemand unter uns lebt, der versteht, wie Goethe sich zu Newton verhält?

Doch zurück zum Schluß dieses Alexander von Humboldt gewidmeten Vortrags. Heisenberg faßt darin die Entwicklung der Naturwissenschaft der Neuzeit zusammen, beklagt ein weiteres Mal die zunehmende Abstraktion, weil »wir uns vom unmittelbaren Leben sehr viel weiter entfernen [müssen], um ihren [der Natur] Zusammenhang zu verstehen«, und geht kritisch auf die damals aktuelle Fahrt zum Mond ein, von dem aus das »bläulich getönte, kugelförmige Raumschiff [Erde], auf dem wir alle durch den Weltraum fahren«, sichtbar sei. »Aber wir sehen dabei nichts von all den Schwierigkeiten und Leiden, mit denen die Menschen auf diesem Globus zu kämpfen haben. Wir können Sand und Gestein vom Mond mitbringen und lernen, daß es sich von Sand und Gestein auf unserer Erde in seiner chemischen Zusammensetzung nur wenig unterscheidet«, um zu schließen:

Aber wir wissen nicht recht, wie weit wir uns über solche Einzelkenntnisse freuen sollen. Wir wissen nur, daß es eben so ist.³⁴

Ich würde denken, wir können es nicht hoffen« (Reden zum erwähnten Anlaß, Stadt Frankfurt a.M. 1958, S. 13 u. 16 f.). Die dreißig Jahre sind längst verstrichen, und wir sind in keiner Weise weitergekommen, wie von von Weizsäcker selbst zu lernen ist. Es genügt, hier auf seinen in pure Verzweiflung ausmündenden Vortrag *Gedanken für morgen* von 1985 zum 25jährigen Jubiläum von Prognos hinzuweisen (*Bilder einer Welt von morgen – Modelle bis 2009*. Stuttgart 1985, S. 29-48), dem vier Jahre später die von ihm aktiv mitgetragene Europäische Oekumenische Versammlung *Frieden in Gerechtigkeit* in Basel folgte (vgl. Anm. 15). – An politischem Verfall, atomarer Aufrüstung oder der Problematik einer nachhaltigen und dauerhaften Welternährung und Gewährleistung von Rohstoffressourcen hat sich m. W. seither nichts geändert – im Gegenteil.

34 Vortrag zum 200. Geburtstag von Alexander von Humboldt in Bonn: *Die Einheit der Natur bei Alexander von Humboldt und in der Gegenwart*. Teilabdruck in der Süddeutschen Zeitung vom 27./28. Dezember 1969 (wo, anders als in GW, alle hier zitierten Passagen vollständig enthalten sind) / GW C III, S. 349.

*Goethe in München**

Nur einen Tag hielt Goethe sich in München auf, in seinem literarischen Werk findet die Stadt – mit der einzigen Ausnahme zu Beginn der *Italienischen Reise* – keine Erwähnung. Dennoch hatte Goethe eine unverkennbare Sympathie zu München und seiner Kunstszene, zu prominenten Münchner Künstlern und Wissenschaftlern und solchen, die nach München berufen wurden. Und seine Beziehung zu dem bayerischen König Ludwig I. erregte auch außerhalb der Residenzstadt Aufsehen und Verwunderung. Nach seinem Tod bleibt Goethe in München mehr als ein bloßer Name. In unterschiedlicher Weise und teilweise durchaus ambivalent wirkt Goethes Persönlichkeit im Grunde bis zur Gegenwart fort, dient sein Name doch unterschiedlichsten Zielen zur Legitimation. Die folgenden Bemerkungen suchen die einzelnen Stationen der Begegnung Goethes mit München festzuhalten.

Auf seiner Reise nach Italien, von Karlsbad über Regensburg kommend, übernachtete Goethe unter dem Pseudonym Jean Philippe Moeller vom 6. auf den 7. September 1786 in München im Gasthof *Zum schwarzen Adler* in der Kaufinger Straße: »[...] nun ist mein Münchner Pensum auch absolviert«, notiert er in seinem *Tagebuch der Italienischen Reise für Frau von Stein*, »diese Nacht will ich hier schlafen und Morgen früh weiter« nach Innsbruck. Der Tag war reichlich ausgefüllt: »Ich habe die Bildergalerie« – die Kurfürstliche Galerie, die Karl Theodor einige Jahre vorher an der Nordseite des Hofgartens hatte errichten lassen – »gesehn und mein Auge wieder an Gemälde gewöhnt. Es sind treffliche Sachen da. Die Skizzen von Rubens zu der Luxenburger Galerie sind herrlich. Das vornehme Spielwerk, die Colonna Trajana im Modell, die Figuren verguldet Silber auf Lapis lazuli [...]. Im Antiquario, oder Antiken Cabinet, hab ich recht gesehen daß meine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt sind, und ich wollte auch nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles will mir gar nicht ein«. Im Naturalienkabinett fand er »schöne Sachen aus Tyrol, die ich aber durch Knebeln schon kannte. [...] Ich wohne auch hier in Knebels Wirtshaus, mag aber nicht nach ihm fragen, aus Furcht Verdacht zu erwecken oder dem Verdacht fortzuhelfen. Niemand hat mich erkannt und ich freue mich so unter ihnen herum zu gehen«. Den Maler Franz Kobell traf er nicht an. So hatte er Zeit, sich in der Stadt umzuschauen und diese auf sich wirken zu lassen, in Gedanken aber immer schon auf sein Reiseziel Italien konzentriert:

Heute früh fand ich eine Frau die Feigen verkaufte auf einer Galerie des Schlosses, sogleich wurden ihrer gekauft und obgleich teuer, drei Kreuzer das Stück,

* Der Beitrag ist eine überarbeitete und ergänzte Fassung meines Eröffnungsvortrags anlässlich der Jahresarbeitstagung der Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft in München am 5. Mai 2005.

doch die ersten, denen wills Gott mehr folgen sollen. Das Obst ist doch auch für d. 48ten Grad nicht übermäßig gut. Man klagt wie überall über Kälte und Nässe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München, den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tyroler Gebirg, der Himmel war bedeckt. Ich stieg auf den Turm von dem sich die Fräulein herabstürzte und sah mich nach den Tyroler Bergen um. Sie waren bedeckt und der ganze Himmel überzogen. Nun scheint die Sonne im Untergehn noch an den alten Turm der mir vor dem Fenster steht.

Über den nächsten Tag heißt es: »Um 5 Uhr fuhr ich von München weg« (MA 3,1, S. 16, 19 f.). So knapp die Bemerkungen über München auch sind – und in der Umarbeitung zur endgültigen *Italienischen Reise* werden sie sogar noch gekürzt –, deutlich spricht aus ihnen Goethes Interesse an den Münchner Kunstgegenständen, an den Gemälden, die von Kurfürst Karl Theodor aus Mannheim nach München in die dort errichtete Kurfürstliche Galerie gebracht worden waren, wie an den Sammlungen im Antikensaal der Münchner Residenz und ebenso an den in München ausgestellten Naturalien.

Trotz seiner reichen und vielfältigen Kunsterlebnisse in Italien in den beiden folgenden Jahren halten die in München empfangenen flüchtigen Eindrücke von den Kunstschätzen und Sammlungen Goethes Interesse an dieser Stadt wach, und er ist immer erfreut, von Freunden und Briefpartnern Neuigkeiten über München zu erfahren. Als Johann Heinrich Meyer auf seiner Reise nach Italien 1795 ebenfalls in München Station macht, läßt er sich eingehend von ihm über die in München ausgestellten Gemälde und über die Sehenswürdigkeiten im Schloß Nymphenburg berichten, muß aber von Meyer, der von der Stadt eher enttäuscht ist, auch Kritisches erfahren:

Denn es gibt vortreffliche Kunstwerke in Kirchen und auf der Gallerie, allein man versteht sie nicht zum besten, und ich fürchte, daß mit schönem, allzu glänzenden Firniß an allen unheilbarer Schade angerichtet worden. Es ist darum gut, daß wir sie wenigstens noch in einem leidlich guten Zustand antreffen und sehen; [...]. Mit der Kunst steht es sehr schlecht! mit den Kunstwerken desto besser. Ich habe keine eigentlichen Bekanntschaften gemacht, aber unter einer Menge Menschen, wo ich Zuhörer und Beobachter habe seyn können, erscheint auch nicht ein Funken von Wissenschaft und Geistesbildung, und wenn man dem Bericht anderer Leute trauen darf, so soll wirklich eine allgemeine Beschränkung herrschen, die ohne gleichen sey.¹

Doch nicht nur die Kunst, auch das alltägliche Leben in München interessiert Goethe; von seinem Freund Carl Friedrich Zelter bekommt er manche Eindrücke zu hören wie zum Beispiel diesen:

1 Johann Heinrich Meyer an Goethe, 20.10.1795; zit. nach: *Goethe und München*. Die Bedeutung unserer Stadt nach Goethes Tagebüchern und Briefen und nach Mitteilungen seiner Freunde zusammengestellt von Franz Rapp. Im Auftrage des Kulturbundes München neu hrsg. von Hans Ludwig Held. München 1949, S. 13.

München mit seinen zwanzig und etlichen Kirchen, Vorstädten, Palästen, Bibliotheken, Pinako- und Glyptotheken, ist eine Gottesstadt nach der man durch eine Wüste wallfahrten und mitbringen muß was ein besserer Boden gewährt. Was nur zum äußern Leben gehört kommt von Außen; alles ist billig um nicht zu sagen wohlfeil und Bier ist das Hauptelement um das sich alles bewegt. Die Männer zwischen 20-50 sind mittlerer Größe, derb und kompakt, ihre Weiber aber, fast in der Regel von schwammiger Dicke und so beweglich auf den Beinen wie eine Kugel auf einer Spindel. Kinder, oft sehr schön, Mädchen von 15-20 nicht zu schelten; Frauen zwischen 20-30 erträglich; Matronen – muß es gar nicht geben. Was ich gesehn habe und täglich sehe sind Scheusale, ein Parzen-geschlecht widerlichster Art, und wer sie zu Scharen neben einander sehn will muß an Wochentagen die Kirchen besuchen, wo die greulichsten Molchsgestalten nur an der Bewegung der Lippen und Augen als nicht tot zu erkennen sind. Ihr Gebet ist ein eigentliches Betteln; man darf ihnen was anbieten, sie nehmen es und lassen den Heiligen wo er ist. (MA 20.I, S. 1052)

Über die Unterschiede zwischen norddeutscher und süddeutscher Mentalität, wie sie ihm etwa Felix Mendelssohn Bartholdy mitteilt, wird Goethe sich amüsiert haben:

Für die Musik ist hier ungemein viel Empfänglichkeit und sie wird vielfältig ausgeübt, doch will mir vorkommen, als mache fast Alles Eindruck, und als wirkten die Eindrücke nicht lange nach. Ganz merkwürdig ist der Unterschied zwischen einer Münchener und Berliner musikalischen Gesellschaft: ist in Berlin ein Musikstück geendigt, so sitzt die ganze Versammlung in tiefer Stille da, wie die Richter eines Tribunals, jeder nach einem Urtheile suchend, keiner ein Zeichen der Theilnahme oder seiner Meinung gebend, und der Spieler ist in der peinlichen Verlegenheit, nicht zu wissen ob, und in welchem Sinne es gehört worden sey. Freilich findet man dafür zuweilen, daß die Leute sich etwas dabey gedacht haben und daß sie es lange mit sich herumtragen und bewahren, wenn etwas sie ergreift. Hier hingegen gibt es nichts Lustigeres, als in Gesellschaft zu spielen; die Leute empfangen augenblicklich Eindrücke und müssen sich auch sogleich wieder aussprechen; sie fangen wohl gar mitten in einem Stück an zu klatschen oder Beifall zu rufen, und es ist nichts Seltenes, wenn man nach dem Spielen wieder aufsieht, daß man Keinen mehr an dem Platze findet, den er im Anfang eingenommen, weil sie zuweilen mitten drin auf die Finger sehen wollen und sich ums Clavier stellen, oder irgend eine Bemerkung einem Andern mittheilen und sich deshalb neben ihn setzen u.s.f.²

Doch Goethe bleibt nicht nur ein interessierter Beobachter der Münchner Szene und Kunstszene, er wird eine Instanz, die um Rat und Beurteilung gebeten wird, wenn es sich um bayerische und besonders münchenerische Kulturfragen handelt. Johann Christian von Mannlich, Galeriedirektor in Mannheim und 1799 von Kurfürst Max Joseph als Generaldirektor der bayerischen Kunstsammlungen nach

2 16.6.1830; zit. nach: *Goethe und München* (Anm. 1), S. 21.

München berufen, wendet sich an Goethe, als seine Vorstellungen einer Neuordnung der Gemäldegalerien des Königreichs in München von einigen heftig kritisiert werden. Goethe hat sich mit Mannlichs Konzept intensiv beschäftigt, hat seiner Idee, die Meisterwerke der Kunst in München zu vereinigen, die übrigen Gemälde hingegen regional zu gruppieren, Recht gegeben und ist in der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* für diese Reform auch öffentlich eingetreten.

Engere Beziehungen zwischen Goethe und München entwickeln sich, als Persönlichkeiten aus Goethes näherem Umkreis in die bayerische Hauptstadt berufen werden: Friedrich Heinrich Jacobi, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und Friedrich Immanuel Niethammer. Der mit Goethe seit langem in konfliktreicher Freundschaft verbundene Dichter und Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi, 1807 zum Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften berufen, läßt Goethe an seinen Schwierigkeiten bei den Reformbestrebungen an der Akademie und bei der Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens in Bayern teilnehmen. Mit seiner Rede zur Einweihung der Akademie, *Über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck*, hatte Jacobi die kulturellen Leistungen des katholischen Bayerns einer scharfen Kritik unterzogen und damit erheblichen Widerspruch der bayerischen Akademiemitglieder geerntet. Diese sprachen sich erbost gegen die Überheblichkeit der aus dem Norden zugewanderten protestantischen Gelehrten aus und verfaßten eine Gegenschrift, mit der sie Jacobis Darstellung in Frage stellten und vor allem den heimischen Anteil von Wissenschaft und Kultur in Bayern stärker betonten. Goethe unterstützt zwar im Brief vom 16. September 1807 Jacobis Vorstoß: »Wir sind dir alle, besonders aber wir andern in den besorgten protestantischen Ländern, großen Dank schuldig, daß du diese wichtigen Angelegenheiten so tüchtig und mächtig zur Sprache brachtest und dich zu der Großmeisterstelle deines academischen Ordens durch einen Kampf mit den schlimmsten Ungeheuern legitimiren wolltest« (WA IV, 19, S. 409), er nimmt aber nicht öffentlich Stellung und enthält sich einer grundsätzlichen Kritik. Goethes Zurückhaltung mag seiner Wahl zum auswärtigen Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse der Akademie im folgenden Jahr 1808 förderlich gewesen sein.

1806 wird Schelling, den Goethe einst für eine Professur in Jena gewonnen hatte, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Generalsekretär der geplanten Akademie der Bildenden Künste. Vertrauensvoll und auf eine weitere gemeinsame Zusammenarbeit hoffend, sendet Schelling Goethe die Verfassungs-urkunde der Akademie, »in der Meinung, es müsse Sie wenigstens um des Besten der Sache willen freuen, manche der trefflichen Ideen und Vorschläge, solche Anstalten wirksam und nützlich zu machen, welche vordem in den Propyläen niedergelegt worden, hier in die Wirklichkeit übergetragen zu finden«.³ Auf Goethes Veranlassung nimmt Johann Heinrich Meyer ausführlich zu den Aktivitäten der Bayerischen Akademie der Bildenden Künste in der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* Stellung.

Ein anderes Unternehmen geht zwar von München aus, erfolgt jedoch in der Absicht, über Bayern hinaus Auswirkungen auf das gesamte deutsche Gebiet zu

3 *Goethe und München* (Anm. 1), S. 27.

erzielen. Niethammer, bisher Professor der Philosophie und Theologie in Jena, seit 1807 Zentral-Oberschulrat im Bayerischen Ministerium des Inneren und Akademienmitglied in München, wendet sich 1808 im Zuge einer Reform des bayerischen Schulwesens mit dem Vorschlag an Goethe, ein *Deutsches Nationalbuch* als Grundlage der allgemeinen Bildung der Nation zu schaffen. Goethe ist zunächst von diesem Plan sehr angetan, vermißt er doch ebenfalls ein allgemein verbindliches Lesebuch mit Texten klassischer und volkstümlicher Schriftsteller. Daher beschäftigt er sich längere Zeit mit diesem Unternehmen und gedenkt, in einem solchen Werk neben den Leistungen der einzelnen deutschen Regionen auch Literaturen anderer Nationen in Übersetzung darzubieten. Nach intensiver Vorarbeit und Zusammenstellung mehrerer Schemata, die aber immer wieder verworfen und neu konzipiert werden, gelangt er schließlich doch nicht zu einem Abschluß und sieht sich gezwungen, das Vorhaben abzuberechnen.

Ein eigenes Kapitel hätte Goethes Beschäftigungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet zu gelten, die ihn in brieflichem Kontakt wie in persönlichen Begegnungen mit namhaften Gelehrten zusammenführen, welche teils aus Bayern stammen, teils an bayerischen Institutionen und Universitäten tätig sind.⁴ München spielt dabei aber nur unter anderem eine Rolle. Zu nennen wäre etwa der Physiker und Naturphilosoph Johann Wilhelm Ritter, seit 1805 in München, dessen Lehren über Galvanismus und Mesmerismus Goethe zwar interessieren, die er aber ihrer romantisch-spekulativen Tendenz wegen eher skeptisch beurteilt. Mit den in Nürnberg lebenden Physikern Thomas Seebeck und Johann Schweigger sowie mit dem in Aschaffenburg wirkenden Naturforscher Carl Joseph Hieronymus Windischmann verbindet ihn das gemeinsame Interesse an der Farbenlehre. Vertreter der Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie, Anatomie und Paläontologie kommen hinzu, von denen viele auf der ersten Münchner Naturforscherversammlung 1827 zusammentreffen, deren Verlauf Goethe mit Aufmerksamkeit verfolgt. Unter ihren Teilnehmern befindet sich der Münchner Botaniker und Ethnograph Karl Friedrich Philipp von Martius, der eine vierjährige Forschungsreise nach Brasilien unternommen und seine Erlebnisse in einer Reisebeschreibung festgehalten hat. Goethe bedachte sie mit höchster Anerkennung:

Die schon längst bekannte Reisebeschreibung der beiden würdigen Forscher, Herren von Spix und von Martius, München 1823, gab uns vielfach willkommene Localansichten einer großen Weltbreite, grandios, frei und weit; sie verlieh uns die mannichfaltigsten Kenntnisse einzelner Vorkommenheiten, und so ward Einbildungskraft und Gedächtniß vollkommen beschäftigt. Was aber einen besondern Reiz über jene bewegte Darstellung verbreitet, ist ein reines warmes Mitgefühl an der Natur-Erhobenheit in allen ihren Szenen, frommtiefsinnig, klar empfunden und eben so mit deutlicher Fröhlichkeit entschieden ausgesprochen. (WA II, 6, S. 240)

4 Vgl. Georg Reismüller: *Goethe und die bayerische Gelehrtenrepublik seiner Zeit*. In: Das Bayerland. Illustrierte Halbmonatsschrift für Bayerns Land und Leute 43 (1932), S. 143-153.

Korrespondenz über botanische Fragen und Besuche von Martius in Weimar halten die Verbindung bis zu Goethes Tod aufrecht. Von Eckermann hören wir 1828:

Bei Goethe zu Tisch mit Herrn v. *Martius*, der seit einigen Tagen hier ist und sich mit Goethe über botanische Gegenstände bespricht. Besonders ist es die Spiraltendenz der Pflanzen, worin Herr v. Martius wichtige Entdeckungen gemacht, die er Goethen mitteilt, dem sich dadurch ein neues Feld eröffnet. Goethe schien die Idee seines Freundes mit einer Art jugendlicher Leidenschaftlichkeit aufzunehmen. »Für die Physiologie der Pflanzen, sagte er, ist damit sehr viel gewonnen. Das neue Aperçu der Spiraltendenz ist meiner Metamorphosenlehre durchaus gemäß, es ist auf demselbigen Wege gefunden, aber es ist damit ein ungeheurer Schritt vorwärts getan.« (MA 19, S. 623 f.)

Martius hatte einer brasilianischen Malvenart die Bezeichnung »Goethea« gegeben.

Goethes besonderes Interesse aber gilt nach wie vor den bildenden Künsten in München, die seit der 1808 hier gegründeten Akademie noch stärker als bei seinem damaligen Besuch der Stadt in den Mittelpunkt des geistigen Lebens rücken. Er verfolgt die Vorbereitungen für die Aufstellung der Porträtbüsten in der Walhalla bei Regensburg und in der Ruhmeshalle in München – ein Unternehmen, das auf einen schon 1810 von Kronprinz Ludwig gefaßten Plan zurückgeht. Begeistert ist er von der von Alois Senefelder in München erfundenen Lithographie und dem ersten künstlerischen Produkt dieser neuen Technik, den *Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians nach Albrecht Dürers Originalen in der lithographischen Nachbildung von Johann Nepomuk Strixner*. In den *Tag- und Jahreshäften* notiert er:

In München wurden die Handzeichnungen Albrecht Dürers herausgegeben, und man durfte wohl sagen, daß man erst jetzt das Talent des so hoch verehrten Meisters erkenne. Aus der gewissenhaften Peinlichkeit, die sowohl seine Gemälde als Holzschnitte beschränkt, trat er heraus bei einem Werke wo seine Arbeit nur ein Beiwesen bleiben, wo er mannichfaltig gegebene Räume verziern sollte. Hier erschien sein herrliches Naturell völlig heiter und humoristisch; es war das schönste Geschenk des aufkeimenden Steindrucks. (MA 14, S. 212)

Dem Münchner Bibliothekar Johann Christoph von Aretin meldet Goethe am 22. Februar 1809, er habe die ihm übersandten »vortrefflichen Muster des Steinabdrucks« Herzog Carl August »vorgezeigt, welcher diesem Unternehmen seinen entschiedenen Beyfall nicht versagen konnte, vielmehr sogleich sich entschloß ein paar Subjecte nach München zu schicken, um zu so manchem andern Guten auch diese Kunst nach Weimar zu verpflanzen« (WA IV, 20, S. 299 f.). Und dem Herzog schreibt er am 3. Januar 1825:

Wie man denn nur die Münchner Arbeiten ansehen darf so wird daraus hervorgehen, daß wenn wir es hier nur so weit bringen als es dort schon gebracht ist, wir gar wohl zufrieden seyn und eine gute Weile fortarbeiten können. (WA IV, 39, S. 69)

Goethe erwägt, die Technik der Lithographie auch bei den Gemälden der Boisseréeschen Sammlung anwenden zu lassen, jener Sammlung von altdeutschen und altniederländischen Gemälden, die Johann Sulpiz und Melchior Boisserée nach der Auflösung der Klöster und des Kirchenbesitzes durch die Säkularisation von 1803 unter dem Eindruck der romantischen Mittelalterbegeisterung zusammengetragen hatten und durch die Goethe ein neues Verständnis der ihm bisher fremden altdeutschen Malerei gewann:

Die unschätzbare Boisseréesche Sammlung, die uns einen neuen Begriff von früherer Niederdeutscher Kunstmalerei gegeben und so eine Lücke in der Kunstgeschichte ziemlich ausgefüllt hat, sollte denn auch durch treffliche Steindrücke dem Abwesenden bekannt und der Ferne sogleich angelockt werden, sich diesen Schätzen persönlich zu nähern. Strixner, schon wegen seiner Münchner Arbeiten längst gerühmt, zeigte sich auch hier zu seinem großen Vorteil; und obgleich der auffallende Wert der Originalbilder in glänzender Färbung besteht, so lernen wir doch hier den Gedanken, den Ausdruck, die Zeichnung und Zusammensetzung kennen, und werden, wie mit den Oberdeutschen Künstlern durch Kupferstiche und Holzschnitte, so hier durch eine neuerfundene Nachbildungsweise auch mit den bisher unter uns kaum genannten Meistern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts vertraut. Jeder Kupferstichsammler wird sich diese Hefte gern anschaffen, da in Betracht ihres innern Wertes der Preis für mäßig zu achten ist.⁵

1827 wird die Boisseréesche Sammlung von Ludwig I. für München angekauft, sie bildet den Grundbestand mittelalterlicher Kunst der Alten Pinakothek.

Als der Münchner Künstler Eugen Napoleon Neureuther, ein Schüler von Peter Cornelius, angeregt durch Dürers Randzeichnungen, 1828 seine bekannten *Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen* schuf, bezeichnete Goethe sie als »das Geistreichste und Gehörigste [...] was mir seit langer Zeit vorkam«. ⁶ Auf Goethes Empfehlung veröffentlichte sie Neureuther in lithographischen Lieferungen. 1832 wird er auf dem Titelblatt seiner *Randzeichnungen der deutschen Classiker* eine allegorische Darstellung von *Goethes Tod und Verklärung* zeichnen und im selben Jahr das Gedicht *An die Künstler* von König Ludwig I. mit Figurationen und Arabesken verzieren.

Damit kommen wir auf die Beziehung zwischen König Ludwig I. und Goethe zu sprechen. Ludwig I., seit 1825 als Nachfolger von Max Joseph bayerischer König, hatte Goethes Verbindungen zu München schon seit einiger Zeit mit höchstem Wohlwollen und Interesse beobachtet. 1825 hatte er Goethe einen Abguß der von ihm begehrten und in Rom bewunderten Medusa Rondanini als Geschenk zukommen lassen. Und gerne hätte er den Dichter in München gesehen. Als Goethe seiner Einladung jedoch nicht gefolgt war, entschließt sich Ludwig, nun seinerseits Goethe in Weimar aufzusuchen, wofür Goethes Geburtstag am 28. August 1827 den willkommenen Anlaß bot. Das aber war eine Aktion, die alle Welt in Erstau-

5 *Tag- und Jahreshefte* zu 1821 (MA 14, S. 306 f.).

6 Goethe an Carl Friedrich Zelter, 30.10.1828 (MA 20.2, S. 1169).

nen versetzte. »Die ganze Stadt spricht von nichts anderem«, berichtet Rahel Varnhagen aus Berlin. Und von anderer Seite hören wir:

Die Originalität der ganzen Erscheinung, die unerhörte Tatsache, daß ein königlicher Herr sich auf die Reise begeben, um den Nestor der Schriftsteller mit dem Großkreuze des Zivilverdienstordens zu schmücken, machte ein Aufsehen, wie selten eine Begebenheit in Zeiten des Friedens [...].⁷

Wie ist Ludwigs spektakuläres Verhalten zu erklären? Auszuschließen ist wohl ein reines Freundschaftsbedürfnis, denn den intellektuell eher schlichten bayerischen König kann mit dem späten Goethe, dem Dichter der *Wanderjahre* und des *Faust II*, nur wenig verbunden haben. Er mußte Goethe im Innersten ebenso fremd bleiben, wie Goethe dem Monarchen fremd geblieben ist. Goethes förmlich-steife, höflich-zeremonielle Briefe an Ludwig zeugen von seiner Distanz und lassen bei genauer Lektüre sogar manche verdeckt-ironische Nuance erkennen. Ähnlich klingt es auch in Briefen an seine Freunde, wie etwa einen Tag nach seinem Geburtstag über den Besuch des Königs:

Ich erwartete mit Freuden meinen Geburtstag, wo sich werthe Freunde, wie mir wohl bekannt war, zu einem anmuthigen Fest herkömmlich bereiteten; aber es sollte mir eine Überraschung werden, die mich beynahe aus der Fassung gebracht hätte und doch immer eine Empfindung zurückließ, als wäre man einem solchen Ereigniß nicht gewachsen.⁸

Auch die naheliegende Deutung, der König wolle mit seinem Besuch der Dichtkunst in ihrem größten Repräsentanten huldigen, trifft nur bedingt zu. Vielmehr ist zu vermuten, daß Ludwigs Motivation wohl vor allem daraus entsprang, mit Goethes Auszeichnung sich selbst zu ehren. König Ludwigs Annäherung an Goethe gewinnt den Charakter einer taktischen Maßnahme. So jedenfalls verstehen es die Zeitgenossen in München. Die hier erscheinende Zeitschrift *Eos* berichtet: Der Besuch bei Goethe hat, »wie wir hören, im ganzen nördlichen Deutschlande, wo Göthe, wie überall, einer außerordentlichen Verehrung genießt, eine höchst angenehme Sensation gemacht, und womöglich die hohe Achtung für den Monarchen noch vermehrt, der Wissenschaft und Kunst auf solche Weise belohnt und auszeichnet«.⁹ Ludwigs Besuch bei Goethe ist demnach Teil einer vehement betriebenen Kulturpolitik, mit der er das kulturell rückständige katholische Bayern dem geistigen Rang der norddeutschen protestantischen Staaten annähern wollte.

Dieser politisch motivierte Wunsch nach einem Bündnis zwischen König und Dichter offenbart sich auch in dem bekannten Bildnis Goethes, das der vom bayerischen König nach Weimar gesandte Münchner Hofmaler Joseph Stieler 1828 anfertigte und das heute in der Neuen Pinakothek zu sehen ist. Auf diesem Porträt, das seither die Vorstellungen von Goethes Aussehen weitgehend bestimmt, hält

7 Zit. nach Karl Heinz Fallbacher: *Literarische Kultur in München zur Zeit Ludwigs I. und Maximilians II.* München 1992, S. 44; daraus auch die folgenden Bemerkungen.

8 Goethe an Amalie von Levetzow, 29.8.1827 (WA IV, 43, S. 41); im gleichen Wortlaut am 6. September auch an Zelter, an d'Alton und an Sulpiz Boisserée.

9 Zit. nach Fallbacher (Anm. 7), S. 45.

der gefeierte Dichter ein Blatt in der Hand, auf dem eine Strophe des vom König verfaßten Gedichts *An die Künstler* abgebildet und mit dem Namenszug »Ludwig« unterzeichnet ist, so daß sich daraus nur schließen läßt: »Das Bildnis des Dichters wird zur Hommage für den dichtenden König«. ¹⁰ Ludwigs epigonale, hilflose Verse, geprägt von schillerschem Pathos und rhetorischen Formeln, bestätigen seine distanzierte Fremdheit Goethe gegenüber schon im Sprachlichen:

Ja, wie sich der Blumen Flor erneuet,
Durch den Saamen, den sie ausgestreuet,
Zieht ein Kunstwerk auch das andere nach. ¹¹

Goethe, der sich der Etikette fügt, dem König für den Besuch anlässlich seines Geburtstags in aller Förmlichkeit und beinah herzlich dankt und der sich über Ludwigs Dichtung zwar wohlwollend, aber doch deutlich ausweichend äußert, erweckt – zumal aus heutiger Distanz – den Eindruck, als habe er sich fast wider eigenen Willen in eine Aktion hineinziehen lassen, mit der Ludwig wohl vor allem auch beabsichtigte, sich in die Nachfolge des fürstlichen Literaturmäzens Carl August zu stellen. So jedenfalls wurde Ludwigs Verhalten von manchen Zeitgenossen eingeschätzt. Bei dem Historiker Heinrich von Treitschke ist Ludwig »nach Karl August der größte Maecenas der deutschen Geschichte«. ¹² Es müßte einer genaueren Untersuchung vorbehalten bleiben, ob diese zeremonielle Verbindung zwischen dem Monarchen und dem Dichter nicht auch die jungdeutschen Schriftsteller in ihrer Goethe-Kritik beeinflußt hat, wenn sie Goethe als »Fürstendiener« und »Stabilitätsnarr«, als egoistischen »Aristokraten« und Verächter einer »republikanischen Literaturverfassung« beschimpfen.

Wie bei Goethe gar nicht anders zu erwarten, endet die Auseinandersetzung mit ihm auch in München nicht mit seinem Tod. In der Kulturpolitik Maximilians II., Ludwigs Nachfolger seit 1848, nehmen neben Schiller besonders Goethes Persönlichkeit und Werk einen hohen Rang ein. Maximilians Literaturverständnis und seine Literaturlenkung sind von Goethe als dem Weimarer Hofpoeten wesentlich mitgeprägt. Die aus Norddeutschland nach München berufenen Dichter Emanuel Geibel, Paul Heyse, Friedrich Bodenstedt, Adolf Friedrich von Schack, Felix Dahn, Heinrich Leuthold, Hermann Lingg und andere bekennen sich zur Tradition der Weimarer Klassik und des Idealismus und suchen Goethe als ihrem Ideal und künstlerischen Vorbild zu folgen. In den königlichen Symposien am Hof und in den Zusammenkünften der Literatenvereinigung *Das Krokodil* bleibt während der fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts Goethes klassische Ästhetik verbindlich.

Unter den Mitgliedern des Münchner Dichterkreises ragt Paul Heyse hervor, der schon aufgrund äußerer Analogien – beide waren Hofdichter, für beide wurde Italien entscheidend, beide genossen größtes Ansehen – allgemein als »wieder auf-

¹⁰ Günter Hess: *Goethe in München. Literarische Aspekte der Geschichte und Wirkung von Stielers Dichter-Porträt*. In: Karl Richter, Jörg Schönert (Hrsg.): *Klassik und Moderne*. Stuttgart 1983, S. 289–317; hier S. 293.

¹¹ Zit. nach Hess (Anm. 10), S. 292.

¹² Zit. nach Fallbacher (Anm. 7), S. 46.

erstandener Goethe«, als ›Goethe redivivus‹, als ›Statthalter Goethes auf Erden‹ benannt wurde. Doch der äußere Schein trügt:

Vielleicht ist es das entscheidende, Paul Heyses Leben und Schaffen gleichermaßen determinierende Problem in seiner Biographie, daß er auf das bloße Versprechen einer Begabung hin in München eine Goethe vergleichbare Rolle als Fürstenberater und *poeta laureatus* übernimmt. Goethe hatte den »Götz« und den »Werther« geschrieben, er war eine europäische Berühmtheit, ehe sich ihm der Weg an den Weimarer Hof eröffnete. Und das Duodez-Fürstentum eröffnete ihm Freiräume des Wirkens aus der eigenen Person, wie sie ein größerer Hof keinesfalls in gleichem Maße hätte bereitstellen können. Paul Heyse dagegen hatte seiner Berufung kein Gewicht entgegenzustellen, und er konnte auch von sich aus keine Unabhängigkeit vorab postulieren: das Zutrauen zum eigenen Genius, das Beharren auf der Eigenverantwortlichkeit des loyalen Staatsbürgers und das Versprechen gewissenhaftester Befolgung ihm übertragener Aufgaben müssen das Fundament seiner inneren wie seiner äußeren Entwicklung am Münchner Hof gewährleisten. Paul Heyse hat vermutlich keinen Augenblick seiner langen Laufbahn vergessen, daß sein Schaffen mit dem Goethes verglichen werden konnte. In Analogie und bewußtem Abstand war für ihn die Gegenwart Goethes die Bürde seiner Existenz. Das Dichten war für ihn von da an eine schwere, jeden Tag ernstzunehmende Verpflichtung, der er ohne Rücksicht auf sein privates Schicksal, auf seine Neigungen oder auf die Gunst der Zeitumstände nachzukommen hatte.¹³

Nur auf den ersten Blick läßt sich also in München von einer intensiven Goethe-Nachwirkung sprechen. Zwei Momente schränken ihren Wert ein: Zum einen sind die genannten, damals allgemein geschätzten und hoch gewerteten Dichter keine Einheimischen, sondern waren aus Norddeutschland nach München berufen worden, während die originären Münchner Dichter sich von ihnen distanzieren und deren Wirksamkeit mit Neid und Argwohn beobachteten. Man kann also in der zweiten literarischen Generation in München nur partiell von einer Nachfolge Goethes sprechen. Zum anderen ist auch diese partielle Nachwirkung wiederum nur partiell produktiv, denn es handelt sich eben tatsächlich um ›Nachfolger‹, um Epigonen, deren zeitenthobene Dichtung mehr formale Korrektheit beansprucht als gedankliche Originalität. Was Heinrich Heine einmal von den »goetheschen Meisterwerken« behauptete, träfe mit größerem Recht auf die Werke der Epigonen zu:

Sie zieren unser theueres Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen. Man kann sich darin verlieben, aber sie sind unfruchtbar.¹⁴

Diese Kunstgebilde wirken in München, vor allem durch das Ansehen Paul Heyses, zwar noch über die sich als modern empfindende Gegenbewegung des Naturalismus

¹³ Norbert Miller: *Im Schatten Goethes. Zu Paul Heyses Stellung in der Literatur des 19. Jahrhunderts*. In: Paul Heyse: *Münchner Dichterbürger im bürgerlichen Zeitalter*. Ausstellungskatalog. München 1981, S. 12 f.

¹⁴ Heinrich Heine: *Die romantische Schule*. In: ders.: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 8.1. Hamburg 1979, S. 154 f.

nach 1880 hinaus, sie sind dann aber schnell endgültig historisch, eben »unfruchtbar« geworden und können seitdem kein unmittelbares Interesse mehr erzielen.

In kleinerem Kreise herrschte möglicherweise eher ein lebendiger Umgang mit Goethe, und er hat die Turbulenzen der Zeit überdauert. Die *Augsburger Abendzeitung* berichtet am 1. Dezember 1931:

Prunklos und schlicht, wie es der Ernst der Zeit gebietet, feierte die Münchener Zweiggenossenschaft des Freien Deutschen Hochstiftes die Erinnerung an ihre vor 50 Jahren – 26. November 1881 – erfolgte Gründung. Diese entsprang der Initiative einiger Männer, die deutsche Kunst und deutschen Geist auf ihr Panier geschrieben und sich vorgenommen hatten, in freier Anlehnung an das 1859 zu Schillers 100. Geburtstage zu Frankfurt a.M. ins Leben getretene Freie Deutsche Hochstift, dessen Ideale zu fördern. Der Gründungsauftrag trug zwei glänzende Namen: Hermann Lingg und Karl Stieler und hatte den Erfolg, daß sich sofort hervorragende Persönlichkeiten anschlossen; unter ihnen Prinz Ludwig von Bayern, der spätere Protektor des Vereins.

Den Kern und Glanzpunkt der Veranstaltungen bildeten die alljährlich abgehaltenen Festabende zu Ehren Goethes und Schillers. Dem Geselligkeitsbedürfnis der Mitglieder wurde durch allmonatliche Familienabende Rechnung getragen, die der Pflege deutscher Musik und Dichtkunst gewidmet waren. Die Bälle und sonstigen Veranstaltungen des Hochstifts waren stets Höhepunkte der Saison und wurden immer gerne besucht.

Das Hochstift hat jederzeit an seiner hohen Tradition deutscher Kunst, deutscher Sitte und ehrlicher Vaterlandsliebe festgehalten und darf sich rühmen, der Nachkriegszeit, die einen so tiefschmerzlichen Verfall deutscher Kunst und Kultur mit sich brachte, keinerlei Konzessionen gemacht zu haben. Zu seinen Traditionen rechnete und rechnet das Hochstift unabhängig von der politischen Konjunktur auch das Gefühl enger Verbundenheit mit dem kunstsinnigen und kunstfreundlichen Hause der Wittelsbacher, das durch Uebernahme des Protektorates über den Verein diesem ein eigenes Gepräge gab und heute noch gibt.

Scheint die Konzentration auf das Original, auf die Dichtung Goethes und Schillers, die lange Dauer des Vereins gewährleistet zu haben, so hat umgekehrt die unschöpferische Imitation den relativ schnellen und mit dem Ende des Ersten Weltkriegs endgültigen Geltungsverlust des Münchner Dichterkreises bewirkt. Schon die Naturalisten hatten seit 1880 Paul Heyse und mit ihm die gesamte epigonale Richtung des Münchner Dichterkreises angegriffen – »Heyse lesen, heißt ein Mensch ohne Geschmack sein – Heyse bewundern, heißt ein Lump sein«, »Wir sehen in Heyse einen Scheinkünstler, der in unserer Litteratur ungeheueren Schaden angerichtet hat«¹⁵ –, dennoch konnten sie nicht verhindern, daß die zu dieser Zeit noch angesehene und dominierende aristokratische, weltabgewandte, idealistische und formbewußte Dichtung des Münchner Dichterkreises dazu beigetragen hat, die Münchner Variante des Naturalismus hinter den Innovationen des Berliner Naturalismus als eher harmlos und konventionell zurückbleiben zu lassen.

15 Carl Bleibtreu und Michael Georg Conrad; zit. nach Heyse (Anm. 13), S. 222 f.

Doch wie häufig in der Geschichte kultureller Phänomene kann Rückständigkeit durchaus auch fortschrittliche Aktivitäten auslösen. Dies ereignete sich tatsächlich in München, und zwar noch einmal im Namen Goethes. Die Rede ist von dem 1900 in München von Max Halbe, Georg Hirth, Korfiz Holm, Otto Falkenberg und anderen bekannten Persönlichkeiten aus Kultur und Wissenschaft unter dem Ehrenvorsitz von – erstaunlicherweise – Paul Heyse gegründeten Goethebund. Er richtet sich gegen die staatlich verordneten literatur- und kunstfeindlichen Bestrebungen der sogenannten Lex Heinze und setzt es sich zum Ziel, Freiheit für Kunst und Literatur in ganz Deutschland zu gewinnen. Denn obwohl die Verfassung des Deutschen Reichs die freie Meinungsäußerung eines jeden Deutschen als Grundrecht verankert, kann im ausgehenden 19. Jahrhundert von einer uneingeschränkten Pressefreiheit keine Rede sein. Auch wenn die Vorzensur abgeschafft war, bestand doch die Praxis der Nachzensur durch Polizei und Justiz weiterhin fort. War auch die Institution eines staatlichen Zensors nicht mehr vorhanden, so gab es andere Möglichkeiten der Steuerung und Kontrolle von Literatur- und Pressezeugnissen: hohe Kautionszahlungen bei Neugründungen von Zeitungen und Zeitschriften, Zuverlässigkeits- und Unbescholtenheitsnachweise für Verleger und Buchhändler oder Vorablieferungen von Pflichtexemplaren an die örtliche Polizeibehörde. Die Strafgesetznovelle von 1899, die sogenannte Lex Heinze, ermöglichte ein Vorgehen gegen Literatur und Kunst. Unter Berufung auf verschiedene Artikel des Strafgesetzbuches – Verbreitung unzüchtiger Schriften, Gotteslästerung, Beleidigung oder Majestätsbeleidigung – konnte die Verbreitung unliebsamer Werke verhindert werden. Vor allem die Aufführung neuer naturalistischer Theaterstücke wurde häufig wegen angeblich sittenverderbenden Inhalts verboten. Die Gründungsveranstaltung des Goethebunds im großen Saal des *Münchner Kindl Kellers* am 30. Mai 1900, die von etwa »1000 Personen, darunter eine kleine Anzahl Frauen, besucht war,« wird – und das kennzeichnet den Grad ihres oppositionellen Impetus – von der Polizei mitstenographiert und in einem »Überwachungsbericht« festgehalten.¹⁶ Wir haben hier den seltenen Fall, daß München im literarischen und kulturellen Leben dem sonst fortschrittlicheren Berlin vorausgeht. Denn erst nach dem Beispiel Münchens wird auch in Berlin von Theodor Mommsen, Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann, Otto Erich Hartleben und anderen ein Goethebund mit denselben Zielen gegründet, und in anderen deutschen Städten folgen weitere Gründungen nach.

Aber auch unabhängig von den Aktivitäten des Goethebunds scheint in München das Interesse an Goethe lebendig gewesen zu sein, denn in der 1885 in Weimar gegründeten Goethe-Gesellschaft befinden sich unter den ersten Mitgliedern immerhin zwanzig Münchner. Und als erste Ortsvereinigung der Weimarer Goethe-Gesellschaft wird 1917 die Münchner Goethe-Gesellschaft gegründet. Sie spielt vor allem am Ende der zwanziger Jahre eine bedeutende Rolle im geistigen Leben der Stadt. Hugo von Hofmannsthal, Thomas Mann, Friedrich Gundolf,

16 Bayerisches Staatsarchiv München; zit. nach
<http://www.polunbi.de/archiv/00-05-31-01.html>.

Gustav Stresemann, Stefan Zweig, Alfred Kerr und andere renommierte Persönlichkeiten halten vielbeachtete und gutbesuchte Vorträge. Thomas Manns Vortrag über *Goethes Laufbahn als Schriftsteller* im Juni 1932 fand nach eigenen Angaben¹⁷ »im Auditorium maximum vor fünfzehn- oder siebzehnhundert Menschen« statt. Die Münchner Goethe-Gesellschaft unter ihrem ersten Vorsitzenden Walter Brecht, Professor für Germanistik an der Münchner Universität, veranstaltet 1932 zum 100. Todestag eine große Goethe-Ausstellung im Theatermuseum in der Münchner Residenz, die auf eine Initiative des Stadtbibliotheksdirektors Karl Ludwig Held entstand.¹⁸ Unter den nach Themen konzipierten Abteilungen der Ausstellung sind besonders die beiden Goethe gewidmeten »Manuskripte deutscher Dichter der Gegenwart« zu erwähnen; die erste Abteilung stammt von in München geborenen Dichterinnen und Dichtern, die zweite von derzeit in München lebenden Dichtern. Franz Rapp, Leiter des Theatermuseums, legt eine der Stadt gewidmete Publikation vor: *Goethe und München. Die Bedeutung unserer Stadt nach Goethes Tagebüchern und Briefen und nach Mitteilungen seiner Freunde*.¹⁹ Literaturwissenschaftliche und populäre Vorträge, Goethe-Feiern, Theateraufführungen, Artikel in Zeitungen und Zeitschriften halten das gesamte Jahr 1932 hindurch in München die Erinnerung an Goethe wach.

Doch wie sollte Thomas Mann sich irren, als er sich 1932 fragt, »ob nicht *München* einmal in den Augen der Welt die Rolle spielen könnte, die Goethe's Stadt spielte vor hundert Jahren, und ob es nicht kommen mag, daß sein heiter-stolzes Wort: »Bin Weltbürger, bin Weimaraner« das Selbstgefühl kultivierten Münchnerturns inmitten des großen Deutschland charakteristisch zum Ausdruck bringen könnte«. ²⁰ Einen Tag nach seinem Vortrag auf Einladung der Münchner Goethe-Gesellschaft im Auditorium maximum über *Leiden und Größe Richard Wagners* am 10. Februar 1933, der vom *Völkischen Beobachter* hämisch kommentiert wird,²¹ reist Thomas Mann nach Holland, ohne zu ahnen, daß diese Reise ins Exil führen wird.²²

1933 erfolgt ein radikaler Einschnitt: Das Goethe-Jahr ist gerade vorbei, da wird die eben genannte, zum Jubiläum des Jahres 1932 erschienene Dokumentation *Goethe und München* wegen der jüdischen Herkunft ihres Verfassers Franz Rapp

17 Hans Bürgin, Hans-Otto Mayer (Hrsg.): *Thomas Mann. Eine Chronik seines Lebens*. Frankfurt a.M. 1974, S. 112.

18 Katalog der Goethe-Ausstellung München 1932. Unter Mitarbeit von Karl Bauer, Hans Friedrich, Ludwig Gorm, Eberhard Hanfstaengel, Hans Ludwig Held, Rolf von Hoerschelmann, Karl Hofberger, Willy Krienitz, Franz Rapp, Georg Reismüller, Ernst Schulte-Strathaus, Hans Wohlbold hrsg. von der Goethe-Gesellschaft München. München 1932.

19 Siehe Anm. 1.

20 Thomas Mann: *München und das Weltdeutsche*. In: ders.: *Reden und Aufsätze*. Bd. 2. Frankfurt a.M. 1965, S. 801 f.

21 F. H.: *Thomas Mann spricht über Richard Wagner*. In: *Völkischer Beobachter* vom 13.2.1933.

22 Bürgin, Mayer (Anm. 17), S. 115 f.

verboten. Rapp wird 1935 aus der Leitung des Theatermuseums entlassen, noch im April 1939 konnte er emigrieren.²³ Walter Brecht, der renommierte Wissenschaftler, ein Freund Rudolf Alexander Schröders und Hugo von Hofmannsthals, Inhaber der Goethe-Medaille des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt, wird der jüdischen Herkunft seiner Frau wegen an der Universität unter Druck gesetzt und 1937 zwangsemeritiert.²⁴ Auch das Ende der Münchner Goethe-Gesellschaft, die im Vorjahr noch eine Goethe-Ausstellung veranstaltet hatte, scheint gekommen zu sein. Schon 1927 wurde sie im *Völkischen Beobachter* als »verjudete Goethesgesellschaft« beschimpft und verhöhnt.²⁵ Ihre Spuren verlieren sich, ihre Unterlagen fehlen. Sind sie Kriegsoffer geworden, oder wurden sie absichtlich vernichtet? Manches bleibt da noch aufzuklären. Eine Neugründung ist erst 1982 dokumentiert. Die allgemeinen politischen Folgen nach 1933 sind bekannt.

In München etablierte sich die nationalsozialistische Richtung auch unter dem Namen Goethes. Ihre Anfänge liegen schon vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten. Die Rede ist vom Goethe-Institut, das nicht eine Gründung der frühen Bundesrepublik ist, sondern auf einem Vorläufer aus dem Jahr 1932 beruht.²⁶ In diesem Jahr wird in München als Unterabteilung der ebenfalls hier bestehenden Deutschen Akademie ein »Goethe-Institut zur Pflege deutscher Sprache und Kultur im Ausland« gegründet. Die Deutsche Akademie geht auf eine Initiative des ehemaligen bayerischen Gesandten in Paris, Lothar Freiherr von Ritter, zurück, der 1923 aufgrund seiner im Vorkriegsfrankreich gesammelten Erfahrungen zwei Absichten verfolgte: einmal durch eine systematisch zu betreibende auswärtige Kulturpolitik für Deutschland machtpolitische Erfolge im Ausland zu sichern und zum andern damit gleichzeitig den Deutschen selbst nach dem verlorenen Krieg wieder ein stärkeres einheitliches kulturelles Bewußtsein zu vermitteln. 1925 erfolgte die offizielle Gründung unter dem Namen »Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums / Deutsche Akademie« in der Aula der Münchner Universität. Ihre Aufgabe erfüllte die Akademie mit großem Erfolg durch die Vermittlung deutscher Kultur und deutscher Sprache im Ausland, zunächst in den Balkanstaaten, dann auch auf andere Länder übergreifend, mit dem Ziel, Deutsch als führende europäische Fremdsprache zu etablieren. Das in ganz Deutschland begangene Goethe-Jahr anlässlich des hundertsten Todestags des Dichters bot Gelegenheit, die Aktivitäten der Deutschen Akademie durch die Gründung eines Goethe-Instituts zu verstärken, zumal mit einer solchen Institution auch besser finanzielle Unterstützung zu gewinnen war. Ohne auf die Inter-

23 Gertrud Hille: *Franz Rapp (1885-1951) und das Münchner Theatermuseum*. Zürich 1977.

24 Ulrich Dittmann: *Walter Brecht*. In: *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950*. Hrsg. u. eingeleitet von Christoph König. Bd. 1. Berlin, New York 2003, S. 266-268.

25 *Völkischer Beobachter* vom 17.9.1927.

26 Eckard Michels: *Keine Stunde Null: Vorgeschichte und Anfänge des Goethe-Instituts*. In: *Murnau. Manila. Minsk. 50 Jahre Goethe-Institut*. Hrsg. vom Goethe-Institut InterNationes. Redaktion Helga Kaußen. München 2001, S. 13-23.

aktion des Goethe-Instituts und der Deutschen Akademie hier im einzelnen genauer eingehen zu können – einen historischen Überblick gibt Eckard Michels in der 2001 veröffentlichten Jubiläumsschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des 1951 neu gegründeten Goethe-Instituts sowie in einer eigenen Monographie²⁷ –, läßt sich feststellen, daß beide Institutionen in der Zeit des ›Dritten Reichs‹ bis 1945, also auch während des Zweiten Weltkriegs, deutsche Sprache und Kultur im Ausland zunehmend mehr im Sinne des Nationalsozialismus vermittelt haben. Schon seit ihrer Gründung 1925 war die Deutsche Akademie

von einer Elite geprägt, die sich in ihrer überwältigenden Mehrheit nicht für die Weimarer Demokratie hatte erwärmen können. Unaufgefordert trug die Deutsche Akademie den neuen politischen Verhältnissen Rechnung und »säuberte« 1933 den Senat von politisch missliebig gewordenen Persönlichkeiten. Zu ihnen gehörten z.B. Konrad Adenauer, Max Liebermann, Thomas Mann und der bisherige Direktor der Reichsrundfunkgesellschaft, Kurt Magnus. Gleichzeitig hoffte man, die Sympathie der neuen Machthaber dadurch zu gewinnen, dass man den neuen nationalsozialistischen bayerischen Ministerpräsidenten Ludwig Siebert und den »Stellvertreter des Führers«, Rudolf Heß, in den so genannten »Kleinen Rat«, das eigentliche Führungsgremium der Akademie, berief. [...] Auch die Führung der wissenschaftlichen Abteilung übernahm nun [1939] erstmals ein Nazi: der neue Rektor der Universität, SS-Obergruppenführer und »Ahnenerbeforscher« Walter Wüst. Er blieb bis Kriegsende auf diesem Posten.²⁸

Trotz gegenteiliger Behauptungen der ersten Führungsgeneration des nach dem Zweiten Weltkrieg in München gegründeten Goethe-Instituts sind Kontinuitäten zwischen dem 1932 gegründeten und dem 1951 neu gegründeten Goethe-Institut unübersehbar. Schon die ursprüngliche Bezeichnung »Goethe-Institut zur Fortbildung ausländischer Deutschlehrer« entspricht genau derjenigen des 1932 gegründeten Instituts; schwerer wiegt die personelle Kontinuität zwischen der Deutschen Akademie und der Neugründung: »Noch Anfang der sechziger Jahre hatten etwa 25 Mitarbeiter in der Zentrale in München sowie den Dozenturen im Ausland eine Akademie-Vergangenheit«, sogar an den Spitzenpositionen; die Prüfungsordnung der Deutschen Akademie von 1935 wurde 1952 wörtlich vom Goethe-Institut übernommen; und schließlich wurden die gleichen Unterrichtswerke in nur behutsam veränderten neuen Auflagen zugrunde gelegt.²⁹

Das Goethe-Jahr 1949 beging man in der bayerischen Hauptstadt wohl ebenso ernst und würdevoll noch ganz im Zeichen des Kriegsendes wie in vielen anderen deutschen Städten. Die 1933 verbotene Dokumentation *Goethe und München* wurde im Auftrag des Kulturbunds München von Hans Ludwig Held neu heraus-

27 Eckard Michels: *Von der Deutschen Akademie zum Goethe-Institut: Sprach- und auswärtige Kulturpolitik 1923-1960*. München 2005.

28 Michels (Anm. 26), S. 17, 19.

29 Ebd., S. 13.

gegeben. Unter den zahlreichen Veranstaltungen ragt die unter dem Titel *Improvisationen zu Goethe* besorgte Ausstellung der Bayerischen Akademie der Schönen Künste heraus.³⁰

Unter den Veranstaltungen des Jubiläumsjahres 1999 ist besonders die von Otto Krätz und Elisabeth Vaupel konzipierte Sonderausstellung im Deutschen Museum in München hervorzuheben: *Goethe und die Naturwissenschaften*.³¹ Schließlich versammelten sich vom 5. bis 8. Mai 2005 in München die Vorstände der deutschen Ortsvereinigungen der Weimarer Goethe-Gesellschaft zu ihrer jährlichen Arbeitstagung.

30 *Improvisationen zu Goethe. Ausstellung der Bayerischen Akademie der Schönen Künste*. München, Juli / September 1949. Unter Mitarbeit von Ernst Bock, Hans Ludwig Held, Alfons Ott, Magda Prandtl, Hans Reuther, Erich Sedlmayer, Leonore von Tucher, Hans Wohlbild. Katalog. München 1949.

31 Vgl. Otto Krätz: *Goethe und die Naturwissenschaften*. München 1998.

DOKUMENTATIONEN UND MISZELLEN

TERENCE JAMES REED

»vom Fernen ins Nahe« – ein Rückblick auf Literatur zum Schiller-Jahr 2005

Schiller wächst, indem man sich mit ihm beschäftigt,
vom Fernen ins Nahe.

Friedrich Dürrenmatt

- Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Friedrich Schiller* (Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband). Richard Boorberg Verlag. München 2005, 188 S.
- Jörg Aufenanger: *Friedrich Schiller. Biographie*. Artemis & Winkler Verlag. Düsseldorf, Zürich 2004, 325 S.
- Frederick Beiser: *Schiller as Philosopher. A Re-examination*. Clarendon Press. Oxford 2005, 283 S.
- Peter Braun: *Schiller, Tod und Teufel. Rede des Herrn von G. vor einem Totenschädel*. Artemis & Winkler Verlag. Düsseldorf, Zürich 2005, 99 S.
- Anne Birk: *Carlos oder Vorgesehene Verheerungen in unseren blühenden Provinzen. Ein Theaterabend*. Info Verlag. Karlsruhe 2004, 191 S.
- Monika Carbe: *Schiller. Vom Wandel eines Dichterbildes*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt 2005, 208 S.
- Sigrid Damm: *Das Leben des Friedrich Schiller. Eine Wanderung*. Insel Verlag. Frankfurt a.M. 2004, 491 S.
- Friedrich Dieckmann: »Diesen Kuß der ganzen Welt«. *Der junge Mann Schiller*. Insel Verlag. Frankfurt a.M. 2005, 446 S.
- Stephan Füssel: *Schiller und seine Verleger*. Insel Verlag. Frankfurt a.M. 2005, 354 S.
- Marie Haller-Neumann: *Friedrich Schiller. »Ich kann nicht Fürstendiener sein«*. Eine Biographie. Aufbau Verlag. Berlin 2004, 303 S.
- Kirsten Jüngling, Brigitte Roßbeck: *Schillers Doppelliebe. Die Lengefeld-Schwester Caroline und Charlotte*. Propyläen Verlag. Berlin 2005, 352 S.
- Klaus Lüderssen: »Daß nicht der Nutzen des Staats Euch als Gerechtigkeit erscheine«. *Schiller und das Recht*. Insel Verlag. Frankfurt a.M. 2005, 224 S.
- Klaus Manger (Hrsg.): *Schiller im Gespräch der Wissenschaften*. Universitätsverlag Winter. Heidelberg 2005, 169 S.
- Ursula Naumann: *Schiller, Lotte und Line. Eine klassische Dreiecksgeschichte*. Insel Verlag. Frankfurt a.M. 2004, 196 S.
- Norbert Oellers: *Schiller – Elend der Geschichte, Glanz der Kunst*. Reclam Verlag. Leipzig 2005, 520 S.
- Rüdiger Safranski: *Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus. Biographie*. Carl Hanser Verlag. München 2004, 560 S.
- Günter Saße (Hrsg.): *Schiller. Werkinterpretationen*. Universitätsverlag Winter. Heidelberg 2005, 298 S.

Wulf Segebrecht: *Was Schillers Glocke geschlagen hat. Vom Nachklang und Widerhall des meistparodierten deutschen Gedichts*. Carl Hanser Verlag, München 2005, 176 S.

Karin Wais: *Die Schiller-Chronik*. Insel Verlag, Frankfurt a. M. 2005, 384 S.

Kurt Wölfel: *Friedrich Schiller. Porträt*. Deutscher Taschenbuchverlag, München 2005, 186 S.

Man hat sich 2005 und im Vorfeld des Jubiläumsjahres über alle Erwartungen intensiv mit Schiller beschäftigt, sich auf jeden Fall sehr viel offener gezeigt für das, was er uns noch zu sagen hat, als dies 1999 bei Goethe der Fall war.

Hat der Kaiser neue Kleider, oder hat man die alten nur leicht auf den Festanlaß zugeschnitten? Die Frage, die sich bei jedem dem Kulturleben zur äußerlichen Interpunktion dienenden großen Jahrestag stellt, wird von Walter Müller-Seidel im Nachwort zu Marie Haller-Neumanns Bildbiographie (S. 261) ausdrücklich gestellt und provisorisch-provokant mit einem Spruch von Novalis beantwortet: »Alle Wahrheit ist uralte« – einer konservativen, für Verlage wie für Festredner und -schreiber auf den ersten Blick entmutigenden Antwort, bis man die Gegenfrage stellt, was denn in diesem Fall ›Wahrheit‹ genau bedeuten könnte. Gewiß nicht eine ein für allemal festgelegte Sicht auf Leben und Schaffen Schillers, sondern wohl eher die ganze Stoffmasse der Texte, Briefwechsel und Zeugnisse, die Schillers Wahrheit und die Wahrheit über Schiller enthalten und aus der sie eventuell zu gewinnen wäre: Wahrheit als Rohstoff also, eigentlich viele Einzelwahrheiten umfassend, die – je nach Stoffauswahl und thematischem Blickwinkel der jeweiligen Studie – in den Vordergrund gerückt werden können. Womit wir wieder beim – durchaus legitimen – Zuschneiden landen. Und damit sind alle Fragen offen.

Um zu einer übergreifenden Wahrheit zu kommen, müßte man die gesamte Literatur zum Schiller-Jahr mitsamt ihren divergenten Schwerpunkten und je eigenen Zitatenschatzen neben- bzw. übereinanderlegen. Es ist in der Tat eine der Vergnügungen dieser Festjahreslektüre, sich mit so mancher Passage aus Korrespondenzen und Zeugnissen konfrontiert zu sehen, die man vergessen oder, offen gesagt, nie gekannt hatte. Es gehört zum begrüßenswerten Wieder-ernst-Nehmen Schillers, der lange ein Dasein im Bereich von Spott und Parodie zu fristen hatte, daß sich die Autoren der neuen Beiträge sichtlich in ihn und sein Umfeld eingelese – hoffentlich werden die Leser es ihnen auf eigene Faust nachtun – und die Ernte in ihre Studien eingebracht haben. Bezeichnend ist schon an der neuen, elegant gestalteten Chronik von Karin Wais, daß sie im Unterschied zu Gero von Wilpert's altverdientem Nachschlagewerk faktische Angaben jeweils mit umfangreichen Briefzitaten belegt. So hört man auf Schritt und Tritt Schiller, wie er lebte und lebte.

Daß Sigrid Damm ihr Buch »Eine Wanderung« nennt, mutet auf den ersten Blick prezig an, war jedoch gerade in diesem problematischen Fall gerechtfertigt. Sie greift auf eigene Kindheitserinnerungen zurück, um dann die Phasen der Annäherung an ihren Gegenstand – »ich lese ... ich spüre ... ich betrachte« – nachzuzeichnen. Dies dient zur Einführung, und das durchgängig beibehaltene Präsens beschwört sukzessive Jetztzeiten Schillers herauf. Dazu wird er reichlich zitiert – eine ähnliche Technik wie bei Damms Christiane-Buch, das seinerseits wegen der

Dichte des kaum oder gar nicht bekannten Materials, das es enthält, zu recht den Untertitel »Eine Recherche« trägt. (Daß man das Buch gelegentlich als Roman abzuqualifizieren versucht hat, war ungerecht.) Beim diesmal hochliterarischen Sujet gilt die Recherche allerdings dem Leben, die Werke bleiben fast gänzlich ausgespart – es sei denn, daß man schon Schillers Briefen den Status literarischer Werke zugesteht. Durch die Brieflektüre könnte man sehr wohl Geschmack an Schiller finden und zum Werk weitergeführt werden. (Auf einen Zitierfehler bei Damm sei allerdings aufmerksam gemacht: Von Schiller unterstrichene Wörter, nicht selten Hauptbegriffe – etwa im wichtigen Brief vom 25. Mai 1792 [S. 298] –, erscheinen bei Damm in Anführungszeichen.) Quellen und Daten werden nur teilweise angegeben, und das für ein breites Publikum intendierte Buch hat kein Register.

Dem als Spezialisten für Philosophenleben bekannten Rüdiger Safranski lag ein Schillerbuch unvermeidlich am Wege. Um so irritierender ist der Untertitel »Die Erfindung des Deutschen Idealismus«, wird hier doch zweierlei Idealismus verwechselt: Schiller habe, heißt es, »eine ganze Epoche in Schwung gebracht. Diese Beschwingtheit und was daraus wurde, besonders auf dem Felde der Philosophie, hat man später ›deutscher Idealismus‹ genannt, und Beethoven hat sie in Töne gesetzt« (S. 13). Erfrischend gegen alte Ablehnungsklischees argumentierend, bekennt sich Safranski zu diesem noch potenziell befruchtenden Enthusiasmus. Nur bedeutet Idealismus gerade »auf dem Felde der Philosophie« etwas ganz anderes als Schillersche Beschwingtheit. Weder der geschmeidige kritische Idealismus Kants noch die harte Variante Hegels haben darin ihren Ursprung. Umgekehrt hat die idealistische Beschwingtheit bei Schiller nicht allzuviel mit Philosophie zu tun, höchstens, daß sie in Schillers mittlerer Phase – dem aufklärerischen Geschichtsverständnis getreu – als Ansporn zu gesellschaftlich-politischem Engagement dienen sollte, später jedoch gegen die zunehmend pessimistische Geschichtsauffassung des reifen Schiller einen schweren Stand hatte. Safranskis Darstellung ist sonst erwartungsgemäß kompetent, wiewohl sie keine Überraschungen bringt. Als modernisierende Note wird gegen Ende des Buches ein ästhetischer Hauptbegriff Schillers sowohl für das heutige emanzipierte Sexualleben (»wo Ernst war, soll Spiel werden«) als auch für die »Entschärfung« gefährlicher Nationalismen im sportlichen Wettkampf adaptiert. Ob das nicht eine etwas blauäugige Sicht auf die ästhetische Erziehung europäischer Fußballfans ist, wird sich 2006 zeigen. Kritisch hingegen wird derselbe Spielbegriff auf die heutigen Massenmedien und das Ersetzen menschlichen Erlebens durch eine virtuelle Welt angewandt (S. 414 ff.).

Anne Birks Roman läßt sich als Praktikum zu Safranskis Versuch einer Idealismus-Rettung lesen. Origineller als Peter Brauns Goethe-Monolog, der in der Grundkonzeption Peter Hacks' *Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe* nachahmt, hält Birk – reichlich aus Schillers Text zitierend – autoritären Vätern und provinziellen Klein-Albas den Spiegel einer *Don Carlos*-Aufführung vor und redet – gegen eine geistig verkrustete Gesellschaft – dem Prinzip aufklärerischen Selbstdenkens nebst einem Schuß Feminismus das Wort. Bravo!

Man könnte sich vorstellen, daß auch Friedrich Dieckmann mit einer vollständigen Lebensschilderung hat aufwarten wollen, bei seiner detaillierten Behandlung aber erst ein Torso über Schillers Jugendzeit entstanden ist. Es wäre gerade

noch Zeit, bis 2009 das Fehlende nachzureichen, was angesichts der Qualität des schon Vorgelegten einen begrüßenswerten Beitrag zu dem für das eventuell dünner bediente (vgl. 1955-1959), ins Haus stehende zweite Schillerjahr bilden würde. Bei Dieckmann wird an allen Punkten der Darstellung klug Umschau gehalten, so daß neben dem literarischen Kerninteresse ein vielfältiges persönliches, psychologisches (auch eine Astrologin wurde zu Rate gezogen), soziales und politisches Bild zustande kommt, obendrein ein erzählerisch recht lebhaftes. Der Bezugsreichtum entspricht der zentralen geschichtlichen Stellung Schillers, der – so sehr er sich in der Spätphase zwischen seine ›papierenen Fenster‹ eingeschlossen sah – dennoch durchaus mitten im Leben seiner Zeit gestanden hat, wenn auch nur als symbolische Figur, auf die alle Augen blickten: »Indem er für sich kämpft, kämpft er stellvertretend für alle, die sich von der Enge der Verhältnisse, vom Schwergewicht des Herkommens erdrückt fühlen«. Schon seine Flucht sei »ein Merkzeichen des sich als frei setzenden Geistes gegenüber dem Staat, seinem Absolutheitsanspruch und seiner Willkür, als eine Grenzsetzung der Literatur gegenüber einer Macht, deren Mißbrauch auf dem Hohenasperg [Einkerkerung Schubarts!] vor allen Augen lag« (S. 96, 120). Dabei wird Schiller nicht übermäßig heroisiert und schon gar nicht als Tugendheld dargestellt, sondern fast in erster Linie als ständig gewalt-sam-enthusiastisch Übertreibender, der (so Dieckmanns medizinische Metapher) nicht nur in der jugendlichen Dramatik der ›doppelten Dosis‹ verpflichtet war. Emblematisch ist, daß er beim gesellschaftlichen Umtrunk etwa, dem ersten im neuen Leipziger Freundeskreis, so kräftig anstößt, daß Minna Körners Glas zerspringt, worauf Schiller als Libation für die Götter aller Gläser zertrümmern läßt (S. 265). Der Bewunderer und theatralische Praktiker des Exzessiven hätte sogar, so wird spekuliert, Gewaltverbrecher werden können. Immerhin steht er, vom »anämischen Stempel des Idealisten« befreit (S. 236), als menschlich-allzumenschlich da – im Umgang mit Gläubigern (die Schulden an Charlotte von Kalb wurden vor deren Tod nie getilgt), im sonstigen Umgang mit Frauen (hinter dem unreflektiert patriarchalisch Denkenden von ›Würde der Frauen‹ und dem Hochzeitskarmen für Christian Gottfried Körner verbirgt sich der fast Don-Juan-artig-Anfällige) wie auch in seinen Beziehungen zu Verlegern. Auch Dieckmann arbeitet befriedigend konkret mit Zitaten. Man vergleiche die Schilderung der wohl intensivsten vorehelichen Episode des Schillerschen Liebeslebens, der Leidenschaft für Henriette von Arnim, wie sie etwa bei Jakob Minor ausführlich, aber referierend nacherzählt wird, mit Dieckmanns dokumentarischer Methode, die unter anderem den eindrucksvollen Abschiedsbrief der jungen Arnim im ganzen wiedergibt (S. 404 f.). Frauen spielen bei Dieckmann im übrigen nicht nur anekdotisch eine Rolle. Ihre Konstellationen in bezug auf Schiller werden freudianisch-psychologisierend, manchmal vielleicht eine Spur zu biographistisch, zu den weiblichen Dramenfiguren in Beziehung gesetzt – was doch wohl bei *Don Carlos* zweifelhaft ist, denn von Inzest zwischen Carlos und Elisabeth kann keine Rede sein und nur Vater Philipp ist vorfreudianisch geschult genug, beim Sohn Mordgelüste zu vermuten (S. 203 f.). Zum vielen Erfreulichen an Dieckmanns Buch zählt die konsequente Übertragung von Geldwerten jener Zeit in gegenwärtige: Man liest ungleich einfühlsamer, wenn man weiß, daß Schiller 1784 zur Mannheimer Schuldentilgung das Äquivalent von 10.000 € fehlten oder daß ihm der Verleger Schwan

für den *Fiesko* umgerechnet 1.800 € – »ein gutes Honorar« (S. 57) – ausgezahlt hat. Hier ist der aus mehr als einer Studie resultierende Schluß zu notieren, Schillers frühe Erfolge hätten vollauf genügt, ihm ein unabhängiges Dasein zu sichern und lebenslange schriftstellerische Strapazen zu ersparen, wenn bereits ein Urheberrecht bestanden hätte. Hieß er doch schon früh – so der irrtümliche Bericht von seinem Tode in den neunziger Jahren – »der Liebling der deutschen Musen«. Die konnten ihm aber nichts bar bezahlen.

Weitere Lebensschilderungen bieten eine gut informierte und mitunter kurzweilige Lektüre. Jörg Aufenanger gelingen die Wendungen »Kabale ohne Liebe« für die schillerfeindlichen Umtriebe der Mannheimer Theaterleute und »Totenfeier mit Konvaleszenz« als Kapitelüberschrift zur falschen Nachricht von Schillers Tod; bei Kurt Wölfel steht das naheliegende, aber tabubrechende Urteil, die romantische Heldin von *Kabale und Liebe* sei gerade »an erotischer Ausstrahlung ein Kirchenlicht«.

Wer nicht unbedingt darauf aus war, ein Ganzes zu zimmern, dem konnte trotzdem annähernd Ähnliches gelingen. Zwei Ringvorlesungen, die noch vor Ende besagten Jahres zügig publiziert wurden, stellen mehr als die Summe ihrer Teile dar. Sie kommen sich auch nicht ins Gehege, da die eine einen thematischen Querschnitt, die andere eine Reihe von Werk- bzw. Gattungsinterpretationen bietet. Wer, wenn nicht die Jenenser Kollegen, sollte die Vielfalt ihres Schillers abdecken, indem das mehrere Bereiche umfassende Gespräch in seinem Kopf als disziplinübergreifender wissenschaftlicher Dialog weitergeführt wurde? Entstanden ist der von Klaus Manger herausgegebene Band *Schiller im Gespräch der Wissenschaften*. Zu erwarten waren die Bereiche, die Schiller bewußt behandelt hat – Medizin, Geschichte, Philosophie –, wobei Spezialisten, »Experten für etwas, was nicht nur Experten interessiert« (Matuschek, S. 25), von Amts wegen Zweifel an den Pauschalisierungen der Popularbände anmelden konnten, etwa ob Schiller »der Erfinder des deutschen Idealismus« im eigentlichen Sinn genannt werden dürfe (Sandkaulen, S. 39). Weniger zu erwarten stand eine Behandlung des von Schiller früh abgewählten Rechts, für das sich jedoch der Dramatiker als ein Naturtalent erwies, indem er im Aufbau von Rede und Handlung wesentliche juristische und kriminologische Strukturen und Einsichten instinktiv nach- und sogar vorgezeichnet hat. Das muß bei einem Autor kaum verwundern, der schon früh die Bühne zum Obersten Gericht über die Gesellschaft einsetzte. Ähnlich thematisch angelegt und spezialistisch konzentriert ist der Band aus der Reihe *Text + Kritik*, darin von besonderem Interesse Peter-André Alts Aufsatz über Schillers Lektüren und die Beiträge zweier Schauspieler zur Frage, wie man Schiller probt und wie man ihn spricht.

Man darf allerdings an die Spezialisten und letztlich an den Akademiker Schiller die Frage stellen, die sonst gern zwischen die Lehrstühle fällt, nämlich wieso der rebellisch-gesellschaftskritische Dramatiker 1789 über Nacht zum affirmativen Universalhistoriker werden konnte, dem die europäische Gegenwart, einschließlich des vor kurzem als korrupt angeprangerten kleinstaatlichen Deutschlands, als ein Ideal teleologisch heiterer Harmonie erschien. (Könnte die Wandlung am eigenen frischgebackenen Professorenstatus gelegen haben, der ein erstes Fußfassen in der bestehenden Gesellschaft bedeutet hat?)

Nimmt man die Dramen, wie dies im von Günter Saße herausgegebenen Band *Schiller. Werkinterpretationen* geschieht, der Reihe nach neu vor, so drängt sich wieder eine relativ ungewohnte Erkenntnis auf, nämlich wie sehr der junge Schiller bei allen idealistisch-rebellischen Impulsen im tiefsten Grunde schon Skeptiker war: Zweifel an den Früchten der Aufklärung (Charaktertypen Karl und Franz Moor), an der Echtheit eines durch Machtwillen verführbaren Republikanismus (Fiesko), an einer absolut sein wollenden Liebe (Ferdinand) wie an dem bewußten, den Mitmenschen manipulierenden Idealismus (Posa) – eine überwältigend düstere Sicht. Durch einen ähnlich weit ausholenden Überblick wird an der letzten Werkgruppe der technisch wie stofflich immer neu ansetzende theatralische Dramatiker sichtbar, der erst anläßlich der *Maria Stuart* meint, er »fange endlich an«, sich »des dramatischen Organs zu bemächtigen und [s]ein Handwerk zu verstehen« (an Körner, 16.6.1800).

Zum bereits berührten Thema *Schiller und das Recht* liegt auch die Sonderstudie von Klaus Lüderssen vor. Hier ist zwischen den beiden Bereichen kaum eine gangbare Brücke geschlagen, denn einerseits werden aus den Dramentexten längere Passagen ohne deutlichen Rechtsbezug zitiert, andererseits wird mit einer für den Laien schwer durchschaubaren juristischen Begrifflichkeit argumentiert, die nicht sichtlich viel mit Schillers Denken zu tun hat.

Teils chronologisch, teils thematisch klug angelegt ist Haller-Neumanns Bildbiographie. Der Personengalerie fehlt vielleicht nur Karl Eugens Mätresse, Franziska von Leutrum/von Hohenheim, bei der die Verbindung von Schönheit und Charakterstärke aus dem bei Dieckmann abgebildeten Porträt förmlich hervorleuchtet. Von den Frauen in Schillers Leben genießen neuerdings die Lengefeld-Schwestern intensivste Aufmerksamkeit. Dem Schiller-Interessenten dürfte die kompakte, das Wesentliche enthaltende Erzählung Ursula Naumanns genügen. Wer dazu noch alle möglichen Details von Stammbaum, Hofleben, Lebensgefährten- und Standortveränderungen der Personen erfahren möchte, greife zum hochkompetenten Bericht des wegen seiner exzellenten Katia-Mann-Biographie bekannten Autorinnenpaars Kirsten Jüngling und Brigitte Roßbeck. Zutage gefördert hat frau durch penible Detektivarbeit die Existenz eines Sohnes der Caroline – von wem gezeugt, ist nicht ausgemacht; Schiller steht natürlich mit im Verdacht.

Wenn man Schiller nicht ganz von »Vielweiberei« freisprechen kann, so doch noch weit weniger von Vielverlegerei, wie sie bei Stephan Füssel belegt wird. Schiller sucht immer unbeirrt seinen Vorteil, spielt die eine Firma gegen die andere aus, zieht ohne vorherige Vereinbarung Wechsel auf den jeweiligen Geschäftspartner, fordert großzügige Vorschüsse, liefert dann aber erst mit wiederholt reichlicher Verspätung sein Manuskript. Ein echt freundschaftliches Verhältnis besteht eigentlich nur mit Götschen, allenfalls bei etwas mehr Distanz mit Cotta. Zu Schillers Verteidigung kann man höchstens sagen, nur durch solch hartes Vorgehen habe er die Nachteile des »freien« – d. h. unbemittelten, gegenüber Nachdrucken und tantiemefreien Aufführungen hilflosen – Schriftstellers etwas ausgleichen können. Wohl auch, daß ihm letztlich sowieso nie am nackten Gewinn, nur am Überleben im Dienst seiner eigentlichen Aufgaben lag. Sonst hätte er weder den das Publikum hinreißenden *Geisterseher* unvollendet liegengelassen noch sich von der ebenso populären Sparte Geschichtsschreibung abgewandt. Er hätte sich auch

nicht so lange und intensiv mit der keinen materiellen Gewinn versprechenden Ästhetik beschäftigt. Trotz allem wollten die Verleger ihn für sich haben, zunehmend rissen sie sich geradezu um seine Werke. Erst spät bei Cotta untergebracht, konnte Schiller die geschäftlichen Forderungen stellen, deren Erfüllung seine letzten Jahre verhältnismäßig sorgenfrei gemacht und ihm eine weniger intensiv erzwungene Produktion – Stichwort ›Klasse statt Masse‹ – erlaubt haben. (Hat er aber selbst als reifer Meister seines Fachs je wieder die Leuchtkraft seiner *Carlos-Verse* erreicht?) Eindrucksvoll bleibt an diesem Aspekt der Schillerschen Biographie seine fast zeitlebens unermüdliche editorische Tätigkeit, die zum Teil kommerziell (er blieb mit seinen Milchmädchenrechnungen stets durch die Erfahrung unbelehrbar), aber immer auch und in wachsendem Maße kulturpolitisch motiviert war. So oder so, sie hat erst in seinem letzten Jahrfünft ausgesetzt.

Hinter der neuen Schiller-Welle stehen die Forschungen der Alt, Riedel, Schings und Oellers. Letzterer ist etwa in Monica Carbes rezeptionsgeschichtlichen Abriß sowie überall als Herausgeber der Nationalausgabe präsent, die sich 2006 ihrem Abschluß nähert. Norbert Oellers hat sich auch selbst zu Wort gemeldet mit einem weiteren Essayband. Anders als die thematisch eingerichtete Sammlung *Zur Modernität eines Klassikers* (1996), folgen diesmal auf den dramatischen Bandtitel nüchtern-praktische Kapitelüberschriften, einfache Werk- und Gattungsbezeichnungen, die, der Intention entsprechend, auf engem Raum (viele Seiten, aber kleines Format) als fundierten Ausgangspunkt für die Interpretation die Grundtatsachen und zentralen Zitate zum jeweiligen Werk zusammenstellen.

Aus dem nicht-deutschsprachigen Raum verdient das Unternehmen des Amerikaners Frederick Beiser Erwähnung, den Ästhetiker Schiller völlig neu zu lesen, und zwar mitsamt vollem geistesgeschichtlichen Hintergrund (Kant selbstverständlich, aber auch vergessene Leuchten) und unter bewundernswert gründlicher Auseinandersetzung mit älterer und neuerer Sekundärliteratur. Schade, daß *Über naive und sentimentalische Dichtung* ausgeklammert wird, zumal die Studie gerade die praktische Gangbarkeit theoretischer Positionen prüfen will, wie sie in Schillers letzter Abhandlung doch exemplarisch auf die Probe gestellt werden. Die Einstellung zu Schiller bleibt durchweg positiv, selbst wo ihm Widersprüche unterlaufen – oder zu unterlaufen scheinen. Denn schließlich lasse sich Schiller deswegen nicht leichthin abtun, seine Beweisführungen seien nämlich – erfrischendes Urteil! – nicht irreführender als die irgendeines anderen Philosophen. Wichtig sei vor allem, daß Schiller mit den bis in unsere Gegenwart existenten Kernproblemen der Ästhetik gerungen (Verhältnis von Schönheit und Freiheit, von Ästhetik und Ethik, von Kunst und Politik) und Lösungen vorgelegt habe, die immer noch Aufmerksamkeit verdienen.

Ein Festjahr ist kein abgekartetes Spiel. Um so wohltuender ist das fast einheitliche Ergebnis: Ablehnung und Häme auf Kosten Schillers sind out, Parodien sind kalter Kaffee. Die »Verächter Schillers« (so der allen gefällig sein wollende Klappentext von Wulf Segebrechts amüsantem kleinen Band zu Schillers am häufigsten parodierten Gedicht) scheinen im Abzug begriffen zu sein. Man hat einen wirklichen Menschen wiedergefunden. Es war höchste Zeit.

Das »Straßburger Konzeptheft« – zur Überlieferung von zehn Briefen und einem Werkfragment Goethes aus den Jahren 1770 und 1771

In der Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg ist ein Konvolut mit Goethe-Autographen¹ überliefert, für das sich in der Literatur die Bezeichnung »Straßburger Konzeptheft« eingebürgert hat, dessen Entstehung und ursprüngliche Funktion allerdings bis heute nicht schlüssig geklärt werden konnten.

Das Konvolut wurde 1878 aus dem Nachlaß Charlotte von Steins für die damalige Straßburger Landes- und Universitätsbibliothek erworben. Es ist in einen mit Pergament bezogenen Pappereinband gebunden und umfaßt einschließlich später mit der Bindung und zur Stabilisierung eingefügter Blätter insgesamt sechzehn Blatt. Das Vorsatzblatt trägt die Bleistiftbeschriftung von fremder Hand: »Goethe, Concepte, / (1770-75)«. Allem Anschein nach enthält das Konvolut sowohl Handschriften authentischer Briefe Goethes aus den Jahren 1770 und 1771 wie auch literarischer Texte in Briefform und – auf einem der später eingefügten Blätter aufgeklebt – Goethes frühe Tagebuchaufzeichnungen aus Eberstadt und Weinheim vom 30. Oktober 1775.²

Während der Arbeit am ersten Band der neuen historisch-kritischen Gesamtausgabe von Goethes Briefen, der die Briefe des Zeitraums vom Mai 1764 bis Ende Oktober 1775 enthält, wurden auch die im Straßburger Konvolut überlieferten Handschriften autopsiert. Die hierbei gewonnenen Erkenntnisse zur Überlieferungsform der Briefe, zur Entstehungszeit des Konvoluts und zu einem der Texte, der bisher als authentischer Brief Goethes angesehen wurde, lassen sich im Rahmen der Ausgabe nur sehr verkürzt darstellen und sollen daher im Folgenden mitgeteilt werden.

Anlaß zu verschiedenen Datierungsversuchen und zu unterschiedlichen inhaltlichen Deutungen gaben insbesondere die beiden Texte auf den ersten drei Seiten des Konvoluts. Sie fanden zuerst als *Romanhaftes Fragment*,³ später als *Fragment eines Romans in Briefen*,⁴ seit der dritten Auflage des *Jungen Goethe*, der Überschrift des ersten Textes folgend, unter dem Titel *Arianne an Wetty*⁵ Eingang in die Goethe-Editionen.

1 Sign.: Ms 2478.

2 Vgl. GT I,1, S. 13 f.

3 *Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786*. Zum erstenmal herausgegeben durch A[dolf] Schöll. Weimar 1846, S. 21 f.

4 *Der junge Goethe*. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Bd. 2. Leipzig 1910, S. 51-54 (fortan: DjG²); WA I, 37 (1896), S. 61-65.

5 *Der junge Goethe*. Neu bearbeitete Ausgabe in fünf Bänden. Hrsg. von Hanna Fischer-Lamberg. Bd. 2: *April 1770 – September 1772*. Berlin 1963, S. 23-25 (fortan: DjG³).

Der erste Herausgeber, Adolf Schöll, vermutete, das *Romanhafte Fragment* stamme aus Goethes Leipziger Studentenzeit, etwa aus dem Jahr 1767, da die Briefform und der Stil »ziemlich zu der Beschreibung« paßten, »die Goethe von den Aufsätzen gibt, die er in Gellerts Praktikum brachte«. ⁶ Im Unterschied zu späteren Herausgebern nahm Schöll weiter an, der im Manuskript nur durch eine Leerzeile von *Arianne an Wetty* abgesetzte Teil, den er als Brief *An eine Freundin* mitteilte, sei »sehr wahrscheinlich nicht ideal«, sondern ein authentischer Brief Goethes. Die Erwähnung des Namens »Nette« als einer früheren Geliebten des Briefschreibers nimmt Schöll als weiteres Indiz für seine Annahme, die Texte seien in der Zeit der Liebe Goethes zur Leipzigerin Anna (Annette) Catharina Schönkopf entstanden. ⁷ – Dagegen hielt Erich Schmidt beide Briefe für fiktiv und datierte sie in die Frankfurter Zeit, und zwar ins Jahr 1769, da man im Unterschied zu den Leipziger Arbeiten »hier zweifellos eine ausgebildete Gedankenwelt von einer entsprechend reiferen, gehobeneren Ausdrucksweise getragen« fände. ⁸ Allerdings glaubt auch er, in den Figuren der fiktiven Briefe reale Personen aus Goethes Leipziger Umfeld zu erkennen. Als Teile eines geplanten Romans in Briefform betrachtete die Texte erstmals Richard Weissenfels. ⁹ In der Datierung folgt er Jacob Minor und August Sauer, die aufgrund zahlreicher Parallelen zu Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* zu dem Schluß gelangten, daß der »Entwurf eines kleinen Romanes« erst »nach der Bekanntschaft mit Herder und dessen damaligen Gedanken über die Eigenart der Sinne geschrieben sein kann«. ¹⁰ Direkt auf eine Formulierung Herders zurückzuführen ist offenbar der Satz: »Der kälteste Sinn ist das

6 Schöll (Anm. 3), S. 20 f. – Schöll bezieht sich auf eine Bemerkung im 6. Buch von *Dichtung und Wahrheit*: »Hiezu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert in seinem Practicum von der Poesie abzumahnern pflegte. Er wünschte nur prosaische Aufsätze und beurtheilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmste war, selbst meine Prose fand wenig Gnade vor seinen Augen: denn ich pflegte, nach meiner alten Weise, immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Stil ging über die gewöhnliche Prose hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen; und so war ich denn von unserem Lehrer sehr wenig begünstigt, ob er gleich meine Arbeiten, so gut als die der andern, genau durchsah, mit rother Tinte corrigirte und hie und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieser Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, sind leider endlich auch im Laufe der Jahre aus meinen Papieren verschwunden« (WA I, 27, S. 65 f.).

7 Schöll (Anm. 3), S. 23–25.

8 Erich Schmidt: *Constantie*. In: *Aus Goethes Frühzeit. Bruchstücke eines Commentars zum jungen Goethe*. Hrsg. von Wilhelm Scherer. Straßburg 1879, S. 1; vgl. insgesamt S. 1–12.

9 Richard Weissenfels: *Goethe im Sturm und Drang*. Bd. 1. Halle 1894, S. 473–479. – In neuerer Zeit lieferte Antoinette Fink-Langlois eine ausführliche Analyse des ersten fiktiven Briefes *Arianne an Wetty*: *Le »Fragment de roman épistolaire« de Goethe*. In: *Goethe*. Hrsg. von Gonthier-Louis Fink u. a. Paris 1980, S. 212–217.

10 J[akob] Minor, A[ugust] Sauer: *Herder und der junge Goethe*. In: *Studien zur Goethe-Philologie*. Wien 1880, S. 82, Anm. 2.

Sehen«;¹¹ bei Herder heißt es: »Das Sehen ist der kälteste Sinn«.¹² Herders Schrift hatte Goethe im Manuskript im Herbst / Winter 1770 in Straßburg kennengelernt. Im 10. Buch von *Dichtung und Wahrheit* bemerkt er dazu:

Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammengelebt, als er [Herder] mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen von Berlin ausgesetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war schon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine sehr reinliche Hand schrieb, so konnte er mir bald ein lesbares Manuscript heftweise mittheilen. Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht, ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen.¹³

Der Abgabetermin für die Preisschrift war der 1. Januar 1771;¹⁴ Goethe wird Herders Manuskript also in den Wochen davor gelesen haben. – Der Folgerung, daß das romanhafte Fragment erst nach Goethes Bekanntschaft mit der Herderschen Preisschrift entstanden sein könne, schlossen sich spätere Herausgeber an, darunter Ernst Martin in der Weimarer Ausgabe und Max Morris in der zweiten Auflage des *Jungen Goethe*.¹⁵ – Neuere Goethe-Ausgaben folgen dagegen Hanna Fischer-Lamberg, die die Entstehung der beiden fiktiven Briefe zwar gleichfalls in die Straßburger Zeit setzt, allerdings in die Monate zwischen Februar und Juli 1770. Ihrer Meinung nach habe das romanhafte Fragment in der Handschrift »zwischen zwei annähernd datierbaren Stücken«¹⁶ gestanden, nämlich zwischen dem Überrest des Konzeptes zu einem Brief Goethes an Philipp Erasmus Reich vom 20. Februar 1770, der noch in Frankfurt geschrieben wurde, und dem Konzept eines Briefes an Augustin Trapp von Ende Juli 1770. Die, wie auch sie einräumen muß, »zunächst sehr überzeugend wirkende Parallele«¹⁷ zu Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* versucht sie durch die Herausarbeitung der »grundlegenden Unterschiede [...] zwischen Herders und Goethes Einstellung zu den Sinnen, im besonderen zu dem Gesichtssinn«,¹⁸ zu entkräften. Zudem habe sich Goethe schon vor seiner Bekanntschaft mit Herder und dessen Schrift mit dem Problem der menschlichen Sinne beschäftigt. Sie verweist auf die Lektüre Mendelssohns, Rousseaus, wahrscheinlich auch Diderots und Wielands. Eine gemeinsame Quelle, worauf die sprachlich übereinstimmende Formulierung zurückgehen könnte, vermochte sie allerdings nicht anzugeben, so daß nur übrigblieb,

11 WA I, 37, S. 62.

12 *Herders Sämmtliche Werke*. Hrsg. von Bernhard Suphan (fortan: SWS). Bd. 5. Berlin 1891, S. 62.

13 WA I, 27, S. 309.

14 Vgl. SWS 5, S. XIII f.

15 Vgl. WA I, 38 (1897), S. 223 f.; DjG² 6 (1912), S. 152-154.

16 DjG³ 2, S. 287.

17 Hanna Fischer-Lamberg: *Die Datierung des Goetheschen Romanfragments »Arianne an Wetty«*. In: GJb 1955, S. 246. – Diesem Datierungsvorschlag folgen die Herausgeber neuerer Goethe-Ausgaben (vgl. MA 1.2, S. 770; FA I, 8, S. 1088).

18 Ebd., S. 250.

»die von Minor aufgezeigte Parallelstelle, die die Datierung von »Arianne an Wetty« seit 75 Jahren bestimmt hat, für eine zufällige zu erklären, es sei denn, daß es noch einmal gelingen würde, eine gemeinsame Quelle für Herder und Goethe nachzuweisen«. ¹⁹

Alle weiteren im Straßburger Konvolut überlieferten Texte gelten seit Schölls Erstdruck als Konzepte zu elf authentischen Briefen Goethes aus den Jahren 1770 und 1771. ²⁰ Schwierigkeiten bereitete den Herausgebern lediglich ein undatiertes Brief mit der ungewöhnlichen Anrede »Wunderlicher Mann«, der in der Handschrift auf den Seiten 4 und 5 steht, also unmittelbar auf die als fiktiv eingeschätzten Briefe folgt. Seit dem Erstdruck von Schöll wird dieser Brief zeitlich in den Juli 1770 eingeordnet, und zwar als »Entwurf« eines Briefes an Goethes Jugendfreund Augustin Trapp vom 28. Juli 1770, dessen Text ebenfalls im Straßburger Konvolut überliefert ist. Ihre Argumente beziehen die Herausgeber aus inhaltlichen Übereinstimmungen und Goethes Anrede »Lieber T.« im Text des undatierten Briefes. Max Morris und Erich Schmidt, der Bearbeiter der Briefe des Straßburger Konvoluts in der Weimarer Ausgabe, teilen ihn jeweils nur im Kommentar mit. ²¹ Hanna Fischer-Lamberg nimmt ihn in den Textteil auf, und zwar als Nr. 72 a, vermutet aber gleichfalls, er sei ein »erster Entwurf« zu dem datierten Brief an Trapp, mitgeteilt als Nr. 72 b. ²² Auf diese Vermutung stützt sich u. a. die von ihr vorgeschlagene Datierung des Romanfragments.

Wie schon für die Datierungs- und Deutungsversuche der fiktiven Briefe wurde auch bei der Zuschreibung des vermeintlichen Briefentwurfs an Augustin Trapp bisher fast ausschließlich inhaltlich argumentiert, während der Überlieferungszusammenhang kaum Beachtung fand. ²³ Dabei sind gerade im Fall des Straßburger Konvoluts aus der Überlieferung und dem handschriftlichen Befund wesentliche Hinweise zur Datierung und Entstehung der Handschriften wie auch zu ihrer lite-

19 Ebd., S. 253. – In Herders Werken begegnet die Formulierung mehrfach, so im 4. *Kritischen Wäldchen* (1769): »[...] ohne uns näher und inniger zu berühren; endlich auch wegen der grossen Menge und Verschiedenheit von Farben und Gegenständen, womit er uns auf einmal überhäuft, und unaufhörlich zerstreuet – wegen dieser drei Beschaffenheiten ist das Gesicht der kälteste unter den Sinnen« (SWS 4 [1878], S. 45). Analog dazu heißt es in der zu Lebzeiten Herders in dieser Form ungedruckten Abhandlung *Die Plastik von 1770*: »Dort <in der Malerei> sehe ich blos, und das Gesicht ist der kälteste Sinn« (SWS 8 [1892], S. 146). – Auch in neueren kommentierten Herder-Ausgaben wird dazu keine Quelle angeführt, was für die Annahme spricht, daß es sich um einen originären Gedanken Herders handelt (nach einem freundlichen Hinweis von Günter Arnold).

20 Vgl. WA IV, 1, S. 235–256, Nr. 62–71; DjG³ 2, S. 6–18, Nr. 71–79.

21 Vgl. DjG² 6, S. 133–135; WA IV, 1, S. 279 f.

22 Vgl. DjG³ 2, S. 9–11 u. 283.

23 Während Adolf Schöll und Erich Schmidt das Straßburger Konvolut im Original vorgelegen hatte, war Hanna Fischer-Lamberg bei ihren Untersuchungen auf eine im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrte Fotokopie (Sign.: 29/69) angewiesen (vgl. Fischer-Lamberg [Anm. 17], S. 246). – Richard Weißenfels stützt sich auf die Handschriftenbeschreibung Erich Schmidts. Auch Max Morris hat offenbar die Handschriften nicht selbst gesehen (vgl. DjG² 6, S. 133, zu Nr. 65).

rarischen Form und Funktion zu gewinnen, die sich allein aus dem Inhalt nicht erschließen.

Das Konvolut besteht aus zwei Lagen ineinander gelegter Doppelblätter aus grauem Konzeptpapier im Folioformat mit unregelmäßigen Rändern (ca. 20,0 – 21,5 cm × 33,5 – 34 cm) sowie Vorsatz, einem zur Stabilisierung eingeklebten Blatt und drei am Ende eingebundenen Blättern aus glattem elfenbeinfarbenen Papier mit gleichmäßig beschnittenen Rändern (ca. 21,5 × 34,0 cm). Vorsatz wie auch die übrigen helleren Blätter wurden offenbar erst später mit der Bindung eingefügt, wahrscheinlich im 19. Jahrhundert. Neben dem Blatt mit den Tagebuchaufzeichnungen aus Weinheim und Eberstadt²⁴ stammen also nur die grauen Folioblätter von Goethe selbst. Die Seiten – darunter auch unbeschrieben gebliebene – sind von fremder Hand durchgehend paginiert.

Die erste Lage aus zwei ineinander gelegten Doppelblättern ist folgendermaßen beschrieben:

1. Doppelblatt Blatt 1	S. 1	<i>Beginn der Seite oben links mit dem Satzfragment: ist das Stillschweigen Erlaubniss. darunter ein undatierter, offenbar fiktiver Brief, überschrieben mit: Arianne an Wetty</i>
	S. 2	<i>Fortsetzung und Ende des fiktiven Briefes Leerzeile darunter ein weiterer undatierter, mutmaßlich ebenfalls fiktiver Brief ohne Überschrift: Auf meiner Stube mit ihrem W. an einem Tische sogar, in einerley Beschäftigung [...].</i>
2. Doppelblatt Blatt 1	S. 3	<i>Fortsetzung und Ende dieses Briefes</i>
	S. 4	<i>undatierter Brief mit der Anrede: Wunderlicher Mann. Briefteil dieser Seite endet mit: [...] Glauben Sie denn nicht, dass Sich Gott so sehr für</i>
2. Doppelblatt Blatt 2	S. 5	<i>weiterer Teil des Briefes, aber ohne direkten inhaltlichen Anschluß, beginnend mit: Ich musste mehr Ehre haben, von der wahren Nachfolge Chr. zu reden [...].</i>
	S. 6	<i>vacat</i>
1. Doppelblatt Blatt 2	S. 7	<i>vacat</i>
	S. 8	<i>vacat</i>

²⁴ Es ist auf das letzte später eingefügte Blatt auf Falz geklebt und weist mit ca. 20,8 × 23 cm ein kleineres Format als die übrigen Blätter des Konvoluts auf.

Alle Texte stammen von Goethes Hand, sind gleichmäßig mit Tinte geschrieben und weisen nur wenige Korrekturen auf, der Schriftduktus erscheint einheitlich. Von der äußeren Form her handelt es sich also um korrigierte Reinschriften.

Die zweite Lage besteht aus vier ineinander gelegten Doppelblättern und ist folgendermaßen beschrieben:

1. Doppelblatt	S. 9	<i>Konzept eines undatierten, aber offensichtlich authentischen Briefes mit der Anrede: Theuerste Grosmama</i>
Blatt 1	S. 10	<i>Fortsetzung und Ende dieses Briefes auf dem ersten Drittel dieser Seite Leerzeile darunter ein Brief an Johann Conrad Engelbach: An Hℓ. Engelb. d. 70 [für 30] Sept 70.</i>
2. Doppelblatt	S. 11	<i>Brief an Johann Ludwig Hetzler: An Hℓ. Hetzler den iüngern. / Dℓ 14 Jul.</i>
Blatt 1	S. 12	<i>Fortsetzung dieses Briefes</i>
3. Doppelblatt	S. 13	<i>Ende des Briefes vom 14. Juli; darunter beginnt auf der 3. Zeile ein Brief an Augustin Trapp: An Hℓ. Trapp am 28.^{ten} Jul.</i>
Blatt 1	S. 14	<i>Fortsetzung und Ende des Briefes vom 28. Juli darunter beginnt auf dem unteren Viertel der Seite ein Brief an Susanna Catharina von Klettenberg: dℓ. 26. Aug. / Gnädge Fräulen.</i>
4. Doppelblatt	S. 15	<i>Fortsetzung dieses Briefes</i>
Blatt 1	S. 16	<i>Fortsetzung und Ende des Briefes vom 26. August; Leerzeile darunter beginnt auf dem unteren Viertel der Seite ein Brief an Johann Ludwig Hetzler: An H. den iüngern. / 24 Aug.</i>
4. Doppelblatt	S. 17	<i>Fortsetzung dieses Briefes</i>
Blatt 2	S. 18	<i>Fortsetzung und Ende des Briefes vom 24. August; darunter beginnt auf dem unteren Viertel der Seite ein Brief an Johann Georg Hetzler: An Hℓ H. den ältern. am 28. Sept.</i>

3. Doppelblatt Blatt 2	S. 19	<i>Fortsetzung und Ende des Briefes vom 28. September darunter beginnt auf dem unteren Drittel der Seite ein Brief, wahrscheinlich an Anna Catharina Fabricius: An Mamsell F. am 14 Octb.</i>
	S. 20	<i>Fortsetzung und Ende des Briefes vom 14. Oktober</i>
2. Doppelblatt Blatt 2	S. 21	<i>Beginn eines Briefes, wahrscheinlich an Anna Catharina Fabricius: Saarbrück am 27 Jun.</i>
	S. 22	<i>Ende des Briefes vom 27. Juni</i>
1. Doppelblatt Blatt 2	S. 23	<i>Brief an Friederike Brion: Liebe neue Freundinn, Str. am 15 Ocbr.</i>
	S. 24	<i>Fortsetzung und Schluß des Briefes vom 15. Oktober</i>

Die Datierungen, Anreden oder Adressatenzeilen legen nahe, daß es sich bei den insgesamt zehn Briefen auf der zweiten Doppelblattlage um authentische Briefe Goethes handelt: Die Anrede des ersten Briefes (auf S. 9 f.) läßt auf Anna Margaretha Textor als Adressatin schließen. Aus dem Inhalt ergibt sich die Datierung des Konzeptes, das Goethe nach dem Tod seines am 6. Februar 1771 verstorbenen Großvaters Johann Wolfgang Textor verfaßt haben muß. Mit Johann Conrad Engelbach, einem Straßburger Kommilitonen und Adressaten des folgenden Briefes (S. 10), hatte Goethe im Juni 1770 eine Reise ins Unterelsaß und nach Lothringen unternommen. Nach der über dem Text stehenden Adressatenzeile beginnt der Text des Briefes an Engelbach ohne Anrede oder einleitende Formulierung. Bis auf die Datierung dieses Briefes sind die übrigen Datumsangaben ohne Jahreszahl, wobei sich jeweils aus dem Inhalt ergibt, daß sie – mit Ausnahme des Briefes an Anna Margaretha Textor – aus dem Jahr 1770 stammen müssen. Der Adressat der Briefe vom 14. Juli und 24. August [1770] (S. 11-13 und 16-18), Johann Ludwig Hetzler, war ein Jugendfreund Goethes aus Frankfurt. An den älteren Bruder Hetzlers, Johann Georg, war der Brief vom 28. September [1770] (S. 18 f.) gerichtet. Auch Augustin Trapp aus Worms, der Adressat des Briefes vom 28. Juli [1770] (S. 13 f.), war ein Jugendfreund Goethes. Aus dem Inhalt und der Anrede des Briefes vom 26. August [1770] (S. 14-16) geht hervor, daß er an Goethes Frankfurter Freundin Susanna Catharina von Klettenberg gerichtet war. Als Empfängerin der Briefe vom 14. Oktober [1770] (S. 19 f.) wurde Anna Catharina Fabricius in Worms ermittelt, eine enge Freundin Cornelia Goethes. Offenbar für dieselbe Adressatin war der auf den Seiten 21 und 22 folgende Brief ohne Adressatenangabe bestimmt, der laut Datumszeile auf der Elsaß-Lothringen-Reise im Frühsommer 1770 entstanden sein muß. Auf den beiden letzten Seiten des Manuskripts schließlich ist der Text des einzigen erhaltenen Briefes Goethes an Friederike Brion in Sesenheim vom 15. Oktober [1770] überliefert. – Die Anordnung der Texte läßt erkennen, daß ihre Niederschrift fortlaufend erfolgt sein muß. Bis auf den Brief an Anna Margaretha Textor vom Februar 1771 weisen alle anderen Briefe kaum Korrek-

turen auf; die Texte sind wie die des ersten Teils gleichmäßig und mit Tinte geschrieben, ihr Duktus erscheint einheitlich.

Wie eingangs beschrieben, gelten seit Erich Schmidts Untersuchung nur die beiden ersten Briefe des ersten Manuskriptteils als fiktiv, seit Weißenfels' Veröffentlichung werden sie als Teile eines fragmentarisch überlieferten Briefromans betrachtet. Der dritte sich unmittelbar anschließende Brief des ersten Teils galt bisher allen Herausgebern als Entwurf zu einem authentischen Brief an Augustin Trapp vom 28. Juli 1770.²⁵ Dagegen spricht aber nicht nur das Äußere der Handschrift, die kaum Korrekturen aufweist und in ihrem Schriftduktus den vorangegangenen fiktiven Briefen ähnlich ist, auch die Anrede »Wunderlicher Mann« verweist nicht auf einen bestimmten Adressaten. Zudem sind die inhaltlichen Parallelen zum datierten Brief an Trapp nicht so groß, wie behauptet. So beginnt der Text des Briefes an Trapp: »Nichts weiss ich! Das wissen sie dächt ich, lang, und fragen mich doch immer zu, und verwundern sich wenn ich nicht antworte«. Daran scheint eine Passage im Brief an den »Wunderlichen Mann« zu erinnern, die allerdings erst im zweiten Absatz steht: »Sie wollen auf s neue meine Meynung über allerley Dinge wissen. Und wozu? Wissen Sie den nicht dass ich anders dencke als Sie, und Gott anders denckt als wir alle beyde«. Hauptsächlich aber wird seit Schöll eine Stelle angeführt, in der Goethe auf eine Bitte Trapps Bezug nimmt:

Wie wollen sie nun dass ich Ihnen rahten soll, in einer Angelegenheit rathen soll, die so weit über meine Erfahrung geht; und noch dazu da ich nicht weiss, wie noch welche Person. / Was bliebe mir also übrig? Abzuhandeln, ob es gut sey, sich zu verheurathen oder nicht. Lieber Freund, diese allgemeinen Betrachtungen machen weder den einen noch den andern gescheuter als er ist, und Ihren Special Fall, kenne ich viel zu wenig, um nur Einen richtigen Gedancken haben zu können. [...] Wer nicht wie Elieser mit volliger Resignation, in s e i n e s Gottes, überall einfließende Weissheit, das Schicksaal einer ganzen zukünftigen Welt, dem Träncken der Kameele überlassen kann, der ist freylich übel dran, dem ist nicht zu helfen. Denn wie wollte dem zu rahten seyn der sich von Gott nicht will rahten lassen.

Damit könnte im Brief an den »Wunderlichen Mann« die folgende Passage korrespondieren:

Eine Frau? Und ich soll Ihnen rahten. Lieber T. Ich kenne die Wichtigkeit dieser Frage zu sehr, als dass ich mich unterstehen sollte, so auf zwey Beinen, in den Tag hinein zu antworten. Thun Sie was Sie können. Die Umstände sind die besten Rathgeber, wenn man Gott nicht fragen will oder kann.²⁶

Keinerlei Entsprechungen aber gibt es zwischen dem bisher als zweiter Teil des undatierten Briefes abgedruckten Text, der sich mit dem (Glücks-)Spiel befaßt, und dem datierten und adressierten Brief an Trapp. Zudem schließt dieser Teil

25 Vgl. DjG³ 2, S. 283, zu Nr. 72 a; WA IV, 1, S. 279 f.

26 Zit. nach der Handschrift, vgl. auch WA IV, 1, S. 240 f., 279.

inhaltlich nicht unmittelbar an den vorangehenden an, sondern ist offensichtlich die Fortsetzung eines nicht überlieferten Textes.²⁷ Die Briefteile stehen auf den beiden gegenüberliegenden Seiten des inneren Doppelblattes des ersten Manuskriptteils, der fehlende Text kann also nur auf einem weiteren – nicht überlieferten – Blatt gestanden haben, möglicherweise auch auf einem Doppelblatt. Daher muß offenbleiben, ob der zweite Teil ursprünglich überhaupt zum Brief an den »Wunderlichen Mann« gehört hat. – Auf die unvollständige Überlieferung des ersten Teils des Straßburger Konvoluts läßt bereits der Umstand schließen, daß die erste Seite mit einem fragmentarischen Satz beginnt. Für Fischer-Lamberg's Annahme, dieses Bruchstück sei der Schluß eines Briefentwurfs zu Goethes Brief an Philipp Erasmus Reich vom 20. Februar 1770, gibt es schon aufgrund der Kürze des Überlieferten keinen schlüssigen Beleg.²⁸ Von der Überlieferung her plausibler erscheint statt dessen die Annahme, daß der Halbsatz »ist das Stillschweigen Erlaubniss« zu einem vorangehenden ebenfalls fiktiven Brief gehört haben könnte.²⁹ Zieht man in Betracht, daß die Anordnung der Briefe im Manuskript vielleicht nur eine vorläufige war und daß sich Goethe vermutlich auch über die »Namen der einzelnen Personen seiner Dichtung noch nicht bestimmt entschieden«³⁰ hatte, so spricht vieles dafür, daß auch der Brief an den »Wunderlichen Mann« und der auf der nächsten Seite folgende Abschnitt fiktive Texte sind und Teile eines geplanten Werkes waren.³¹ Thema könnten verschiedene Formen der Liebe und Freundschaft und wechselnde Partnerschaften in einem Kreis befreundeter Paare gewesen sein.³²

27 Der erste Teil des Brieftextes bricht mitten im Satz ab: »Glauben Sie denn nicht, dass Sich Gott so sehr für«. Auf einer neuen Seite folgt ein zusammenhängender Teil, in dessen Verlauf das Thema des »Spielens« behandelt wird, beginnend mit: »Ich musste mehr Ehre haben, von der wahren Nachfolge Chr. zu reden«.

28 Vgl. Fischer-Lamberg (Anm. 17), S. 248. – Als Parallelstelle zu dem Fragment »ist das Stillschweigen Erlaubniss« wird die folgende Passage aus Goethes Brief an Reich angegeben: »Und auch darum lasse ich meine Erkännlichkeit gerne schweigen; denn wahrhaftig Sie müsstest sehr müde werden Dancksagungen anzuhören, wenn Ihre besondere Güte, nicht gleich jedem den Sie verbinden, ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen auflegte« (vgl. WA IV, 1, S. 229).

29 Schöll und Morris geben in ihrem Druck des *Fragments eines Romans in Briefen* den handschriftlichen Befund korrekt wieder und drucken den fragmentarischen Satz mit ab, während der Druck in der Weimarer Ausgabe und in der dritten Auflage des *Jungen Goethe* jeweils mit dem Brief *Arianne an Wetty* beginnt.

30 Anm. 9, S. 478.

31 Damit wäre auch das oben angeführte Argument der von Fischer-Lamberg ermittelten Datierung *Ariannes an Wetty* hinfällig (Vgl. DjG³ 2, S. 287).

32 Vgl. dazu auch Weißenfels (Anm. 9), S. 478 f. – Die Vermutungen Karl Heinemanns, eines weiteren Herausgebers der fiktiven Briefe, gehen thematisch in eine ähnliche Richtung, allerdings bezweifelt er, daß das geplante Werk als Roman angelegt war: »Vergleicht man den Inhalt des ersten Briefes mit dem zweiten, so ergibt sich die Absicht des Dichters, das Thema der Liebe in verschiedenen Tonarten zu behandeln. Gewiß sollten die verschiedensten Auffassungen, von der ernstesten und idealen bis zur frivolsten, in dem ganzen Werke zu Worte kommen. / [...] Es entfällt damit auch die Notwendigkeit des Versuchs, der bisher vergeblich gemacht worden ist, einen Zusammenhang zwischen beiden Briefen und ihren Personen zu finden. / Somit wäre die

Insgesamt sind die erhaltenen Teile allerdings zu fragmentarisch, als daß sich etwas zum Ganzen des geplanten Werkes sagen ließe. – Die Bemerkung Johann Caspar Lavaters in seinem Tagebuch vom 16. Juli 1774, »las von Goethe Ariane an Wetty«,³³ deutet zwar darauf hin, daß sich Goethe auch später noch mit einem Werk dieses Titels beschäftigt hat oder doch zumindest Teile daraus weiter ausführte. Aber es erscheint problematisch und ist von der Überlieferung her nicht zu vertreten, die nachfolgend in Lavaters Tagebuch mitgeteilten Zitate dem sogenannten Romanfragment *Ariane an Wetty* einfach anzufügen.³⁴

Rückschlüsse auf die Entstehungszeit des zweiten Manuskriptteils läßt nur eine einzige Handschrift zu, nämlich die des Kondolenzschreibens für Anna Margaretha Textor. Aufgrund der zahlreichen Sofortkorrekturen einschließlich umfangreicherer inhaltlicher Varianten könnte sie das Konzept zu einer nicht überlieferten Ausfertigung gewesen sein. Außerdem ist das Kondolenzschreiben der am spätesten zu datierende Brief. Da er auf den ersten beiden Seiten (des zweiten Teils) steht und da die Beschriftung der ineinander gelegten Doppelblätter fortlaufend erfolgt sein muß, können die folgenden Texte – unabhängig von den mitgeteilten oder erschlossenen Datierungen der Briefe – erst nach Mitte Februar 1771 niedergeschrieben worden sein. Die Handschriften erfüllten mithin nicht die Funktion von Briefkonzepten. Sie könnten allenfalls Abschriften von Konzepten zu den zwischen Ende Juni und Mitte Oktober 1770 entstandenen und nicht überlieferten Ausfertigungen sein. Allerdings sind aus dieser frühen Zeit kaum Briefkonzepte Goethes überliefert. Daß er einen Brief schriftlich konzipierte, wie z. B. im Fall des Kondolenzschreibens für die Großmutter Textor, dürfte eine Ausnahme gewesen sein, die durch den außergewöhnlichen und ernsthaften Anlaß des Schreibens zu erklären ist. Wahrscheinlicher ist, daß Goethe die Brieftexte des Straßburger Konvoluts im Februar 1771 aus dem Gedächtnis rekonstruiert und niedergeschrieben hat, was auch die Korrekturen in den Handschriften erklären würde.³⁵ – Die Straßburger Briefabschriften oder -rekonstruktionen vermitteln außerdem den Eindruck, daß sie die Texte der Ausfertigungen nicht vollständig wiedergeben. So legt vor allem der überlieferte Text zum Brief an Engelbach die Vermutung nahe, daß es sich dabei nur um einen Auszug handelt.

Benennung »Fragment eines Romans in Briefen« nicht richtig. Es handelt sich vielmehr um eine Abhandlung über das genannte Thema in Briefen« (*Fragment eines Romans in Briefen*. Einleitung des Herausgebers. In: *Goethe: Werke*. Hrsg. von Karl Heinemann. Bd. 21. Leipzig, Wien o. J. [1906], S. 79 f.).

33 *Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher*. Hrsg. von Heinrich Funck. Weimar 1901 (= SchrGG 16), S. 299. – Die Zitate aus Goethes Werk vgl. ebd., S. 299 f.

34 Vgl. DjG³ 2, S. 25; FA I, 8, S. 560–563; MA 1.2, S. 192–195.

35 Für Goethes ungewöhnliches Merkvermögen auch im Zusammenhang mit eigenen Werken gibt es zahlreiche Beispiele. So hat er u. a. das Gedicht *Lied, das ein selbst gemaltes Band begleitete*, dessen frühe Fassung verloren ging, im Dezember 1774 für den Erstdruck in Johann Georg Jacobis *Iris* aus dem Gedächtnis rekonstruiert (vgl. DjG³ 2, S. 293). – Vgl. auch Anselm Maler: *Goethes Jugendlektüre*. In: *J. W. Goethe – Fünf Studien zum Werk*. Hrsg. von Anselm Maler. Frankfurt, Bern, New York 1983; bes. S. 16–22.

Abschließend stellt sich nicht nur die Frage, zu welchem Zweck Goethe diese Briefabschriften oder -rekonstruktionen angefertigt und aufbewahrt haben könnte, sondern auch die nach einem möglichen Zusammenhang zwischen den beiden Teilen des Konvoluts. Immerhin hat der Dichter das Manuskript im Unterschied zu anderen frühen Werkentwürfen und Briefen nicht vernichtet, sondern muß es Ende Oktober 1775 aus Frankfurt mit nach Weimar genommen haben, wo es in den Besitz Charlotte von Steins gelangte. Die äußere Beschaffenheit des Konvoluts läßt vermuten, daß die beiden Doppelblattlagen gemeinsam aufbewahrt und daher später auch zusammengebunden wurden. Da die Paginierung von fremder Hand stammt, läßt sich nicht klären, ob die vorliegende Reihenfolge der Lagen der Chronologie ihrer Entstehung entspricht.

Überlieferung und handschriftlicher Befund stützen die auf Minor und Sauer zurückgehende Datierung des fiktiven Briefentwurfs *Arianne an Wetty*, der erst nach der Bekanntschaft mit Herders Preisschrift *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* entstanden sein kann, also frühestens im Herbst/Winter 1770. Sowohl die Überlieferung wie auch der Inhalt der Handschriften des ersten Teils sprechen dafür, daß alle Texte der ersten Doppelblattlage fiktiv sind. Wie oben dargestellt, könnten sie Vorarbeiten für ein geplantes Werk, möglicherweise für einen Roman oder eine Abhandlung in Briefen, gewesen sein. Die leeren Seiten am Ende der ersten Lage lassen darauf schließen, daß die Aufzeichnungen fortgeführt werden sollten. Die als zweiter Teil des Manuskriptes eingebundenen Blätter enthalten zwar Texte zu offensichtlich authentischen Briefen. Aber nur der Brief an die Großmutter Textor kann ein Konzept im eigentlichen Sinne gewesen sein, alle anderen Texte sind Abschriften von Konzepten zu nicht überlieferten Briefen oder Rekonstruktionen dieser Briefe, die erst nach Mitte Februar 1771 niedergeschrieben wurden. Die Texte könnten eine ›Materialsammlung‹ für das geplante Werk gewesen sein. Damit wäre auch die offenbar auf Goethe selbst zurückgehende gemeinsame Aufbewahrung der beiden Doppelblattlagen zu erklären. Die Beschaffenheit des Manuskripts, das – mit Ausnahme des später hinzugefügten Tagebuchblattes – aus demselben Papier (Format, Aussehen) besteht, und die Gleichartigkeit der Beschriftung lassen vermuten, daß beide Teile auch zeitlich zusammenhängend entstanden sind, also etwa in der Zeit vom Herbst/Winter 1770 bis zum Februar 1771.

JUDITH STEINIGER

*Zu Goethes »sensibilia«-Schema**

Goethe notierte im August 1808 folgendes Schema in sein Tagebuch (deutsche Übersetzung in Klammern von J. S.):

Propria sensibilia. [spezifische Gegenstände der Wahrnehmung.]

Visus [Gesichtssinn]

1 Lux [Licht]

2 Color [Farbe]

Tactus [Tastsinn]

3. Calidum [Warm]

4. frigidum [Kalt]

5. humidum [Feucht]

6. Siccum. [Trocken.]

Auditus [Gehörsinn]

7 Sonus [Schall]

Olfactus [Geruchssinn]

8 Odor [Geruch]

Gustus [Geschmackssinn]

9. Sapor [Geschmack]

XX alia Sensibilia. [andere Gegenstände der Wahrnehmung.]

1 Remotio [Entfernung]

2. Situs [Lage]

3. Corporeitas [Körperhaftigkeit]

4. Figura [Gestalt]

5. Magnitudo continua [stetige Größe]

6. Identitas. [Identität.]

7. Discretio vel separatio [Absonderung oder Trennung]

8. Numerus [Anzahl]

9. Motus. [Bewegung.]

10. Quies [Ruhe]

11. Asperitas [Härte]

12. lenitas [Weichheit]

13. Diaphaneitas [Durchsichtigkeit]

* Frau Dr. Edith Zehm danke ich für etliche hilfreiche Hinweise.

- 14. Spissitudo. [Dichte.]
- 15. Umbra [Schatten]
- 16. Obscuritas [Dunkelheit]
- 17. Pulchritudo. [Schönheit.]
- 18 Similitudo et Diversitas in Omnibus his. [Ähnlichkeit und Verschiedenheit zwischen all diesen.]¹

Darin sind die fünf Sinne mit den ihnen eigenen Wahrnehmungsobjekten und weiteren Gegenständen sinnlicher Wahrnehmung aufgeführt. Goethe entnahm diese Zusammenstellung der um das Jahr 1263 geschriebenen *Perspectiva* des Oxforder Mönchs Roger Bacon, und zwar exzerpierte er aus dem im Jahr 1614 erschienenen Erstdruck: *Rogerii Baconis Angli, viri eminentissimi Perspectiva. In qua quae ab aliis fuse traduntur, succincte, nervose & ita pertractantur, ut omnium intellectui facile pateant. Nunc primum in lucem edita opera & studio Iohannis Combachii, Philosophiae Professoris in Academia Marpurgensi ordinarii*. Frankfurt a.M. 1614, S. 5.²

Der Goethes Auszug zugrundeliegende Abschnitt lautet bei Bacon:

Sciendum est, quod imaginatio & sensus communis & sensus particularis non iudicant per se nisi de viginti nouem sensibilibus, vt visus de luce & colore. Tactus de calido & frigido, humido & sicco. Auditus de sono. Olfactus de odore. Gustus de sapore. Et haec sunt nouem propria sensibilia, quae suis sensibus vt nominaui appropriantur, de quibus nullus alius sensus particularis potest iudicare. Sunt autem viginti alia sensibilia, sc. remotio, situs, corporeitas, figura, magnitudo continua, identitas, discretio vel separatio, numerus, motus, quies, asperitas, lenitas, diaphaneitas, spissitudo, vmbra, obscuritas, pulchritudo. Item similitudo, & diuersitas in omnibus his, & in omnibus compositis ex his.³

[Übersetzung:] Man muß wissen, daß die Vorstellung, der ›gemeinsame‹ Sinn und die Teilsinne nur an sich über die neunundzwanzig Wahrnehmungsobjekte entscheiden können, wie der Gesichtssinn über Licht und Farbe. Der Tastsinn über Warm und Kalt, Feucht und Trocken. Das Gehör über den Schall. Der Geruchssinn über den Geruch. Der Geschmackssinn über den Geschmack. Und

1 GT III,1, S. 466. Vgl. auch WA III, 3, S. 421 f.

2 Vgl. GT III,2, S. 1152 f., und auch Goethes weitere Auszüge (LA II, 6, S. 40₇₀-41₈₁). – Welches Exemplar Goethe benutzte, ließ sich nicht ermitteln. Angemerkt sei, daß sich in dem Band der Jenaer Universitätsbibliothek <Signatur: HZ 4 Math I, 6 (2)> mehrere, z. T. schwarz bedruckte Papierstreifen befinden, die aus einer vielleicht aus dem 18. oder 19. Jahrhundert stammenden Zeitung ausgerissen wurden und als Lesezeichen zwischen den Seiten 32 und 33, 76 und 77, 106 und 107 sowie 128 und 129 liegen.

3 *Rogerii Baconis Angli, viri eminentissimi Perspectiva. In qua quae ab aliis fuse traduntur, succincte, nervose & ita pertractantur, ut omnium intellectui facile pateant. Nunc primum in lucem edita opera & studio Iohannis Combachii, Philosophiae Professoris in Academia Marpurgensi ordinarii*. Frankfurt a.M. 1614, S. 5.

das sind die neun speziellen Wahrnehmungsobjekte, die nur durch die ihnen jeweils eigenen Sinne, wie ich gezeigt habe, erfaßt werden können, und über die kein anderer Teilsinn ein Urteil treffen kann. Es gibt aber auch noch zwanzig andere Wahrnehmungsobjekte, nämlich die Entfernung, die Lage, die Körperhaftigkeit, die Gestalt, die zusammenhängende Größe, die Identität, die Absonderung oder Trennung, die Anzahl, die Bewegung, die Ruhe, die Rauheit, die Glätte, die Durchsichtigkeit, die Dichte, den Schatten, die Dunkelheit, die Schönheit. Desgleichen die Ähnlichkeit und Verschiedenheit zwischen all diesen und in allen aus diesen Zusammengesetzten.

Mit dieser Einteilung der Wahrnehmungsgegenstände (»sensibilia«) in »sensibilia propria« (»den Sinnen eigentümliche«) und »alia« (»andere«) sowie der Zuordnung der einzelnen Wahrnehmungsobjekte zu den fünf Sinnen gab Roger Bacon die Aristotelische Lehre von den fünf Sinnen und den spezifischen Objekten (»sensibilia propria«) ihres Wahrnehmungsvermögens wieder.⁴ Die Stichwörter »remotio« bis »pulchritudo« in der Aufzählung der »alia sensibilia« schrieb Bacon hingegen wortwörtlich aus Buch II, Kap. 11, der *Optica* von Ibn al-Haytham (lateinisch: Alhazen) ab. Dort heißt es:

[...] incipiemus modo ad declarandum qualitates comprehensionis cuiuslibet intentionum particularium, quae comprehenduntur per visum, & qualitates argumentorum, per quae acquirit virtus distinctiva intentiones comprehensas sensu visus. Intentiones particulares quae comprehenduntur sensu visu, sunt multae, sed generaliter dividuntur in 22: sunt lux, color, remotio, situs, corporeitas, figura, magnitudo, continuum, discretio & separatio, numerus, motus, quies, asperitas, levitas, diaphanitas, spissitudo, umbra, obscuritas, pulchritudo, turpitudine, consimilitudo, & diversitas in omnibus intentionibus particularibus, & in omnibus formibus compositis ex omnibus intentionibus particularibus. Ista ergo sunt omnia quae comprehenduntur per sensum visus: & si aliqua intentio visibilis est praeter istas, collocabitur sub aliqua istarum [...].⁵

[Übersetzung:] Wir wollen zur Erklärung der Erfassung der Qualitäten aller möglichen einzelnen Objekte übergehen, die durch den Gesichtssinn und durch die Qualitäten der Merkmale <argumentorum> wahrgenommen werden, mittels derer das Unterscheidungsvermögen die erfaßten Objekte durch den Gesichtssinn erfaßt. Es gibt viele einzelne Objekte, die durch den Gesichtssinn begriffen werden, aber im allgemeinen lassen sie sich in 22 untergliedern: und zwar sind das Licht, Farbe, Entfernung, Lage, Körperhaftigkeit, Gestalt, Größe, Zusammenhang, Entfernung und Absonderung, Anzahl, Bewegung, Ruhe,

4 Vgl. Aristoteles: *De anima* (Über die Seele), 418a 5-6.

5 *Opticae Thesaurus Alhazeni Arabis libri septem, nunc primum editi. Eiusdem liber De crepusculis & Nubium ascensionibus. Item Vitellonis Thuringopoloni Libri X. Omnes instaurati, figuris illustrati & aucti, adiectis etiam in Alhazenum commentariis, a Federico Risnero*. Basel 1572, S. 34.

Rauheit, Glätte, Durchsichtigkeit, Dichte, Schatten, Dunkelheit, Schönheit, Häßlichkeit, Ähnlichkeit und Verschiedenheit zwischen allen einzelnen Objekten und in allen aus allen einzelnen zusammengesetzten Formen. Diese also sind all die Dinge, die mit Hilfe des Gesichtssinn wahrgenommen werden: und wenn irgendein anderes Objekt außer diesen sichtbar ist, wird man sie unter einem von ihnen ansiedeln [...].⁶

Aus den modernen Kommentaren von Albert Mark Smith zu den Optiken von Claudius Ptolemaeus⁷ und Ibn al-Haytham (Alhazen)⁸ geht hervor, daß Ibn al-Haytham sich auf Ptolemaeus stützte, dessen Werk in einer fragmentarischen lateinischen Fassung einer verlorenen arabischen Übersetzung des griechischen Originals auf uns gekommen ist. Ptolemaeus' Definition, was zu den »sensibilia« gehöre, fand Ibn al-Haytham dabei etlicher Ergänzungen bedürftig:

By no means a slavish disciple of Ptolemy, however, Ibn al-Haytham disagreed with him in certain crucial respects. Finding Ptolemy's list of visible properties woefully deficient, for example, he expanded it to include such characteristics as roughness and smoothness, or beauty and ugliness, that are not mathematically determined. The resulting catalogue of ›visible intentions‹ adds seventeen to Ptolemy's original five.⁹

Goethe numerierte beide »sensibilia«-Gruppen mittels der bei Bacon angegebenen Zahlen (Bacon nennt insgesamt neunundzwanzig »sensibilia«, die er in neun »propria sensibilia« und zwanzig »alia sensibilia« unterteilt). Die Zählung ist schon bei Alhazen angelegt, der freilich die Zahl 22 angibt. Goethes Numerierung der neun »propria sensibilia« folgt exakt Bacons Angaben. Bei den »alia sensibilia« kommt Goethe im Unterschied zu Bacon nicht auf zwanzig Objekte, sondern auf achtzehn, obwohl er alle bei Bacon vorkommenden Begriffe in das Schema aufgenommen hat. Die Differenz beruht darauf, daß Goethe die durch »vel« (»oder«) und »et« (»und«) verbundenen Begriffe »discretio vel separatio« und »similitudo et diversitas« als jeweils einen Begriff aufgefaßt und dementsprechend je nur einmal numeriert hat.

In den Quellen fehlen allerdings Belege für die Begriffe »magnitudo continua« und »identitas«, die sich in Goethes Exzerpt in der Gruppe der »alia sensibilia« an fünfter und sechster Stelle befinden. Bemerkenswert ist, daß diese beiden »sensibilia« lediglich in dem Erstdruck von Bacons *Perspectiva* zu finden sind, aus dem Goethe exzerpierte. Dies geht aus der neuen, im Jahr 1996 erschienenen und von David Charles Lindberg besorgten kritischen Edition der *Perspectiva* hervor. Lindberg gibt an, daß dem Erstdruck eine einzelne, nicht mehr identifizierbare Ox-

6 Für Hilfe bei der Übersetzung der Fachbegriffe danke ich Herrn Dr. Matthias Perkams (Friedrich-Schiller-Universität Jena).

7 Albert Mark Smith: *Ptolemy's Theory of Visual Perception*. Philadelphia 1996.

8 Albert Mark Smith: *Alhacen's Theory of Visual Perception*. Philadelphia 2001.

9 Vgl. Smith (Anm. 8), S. 57.

forder Handschrift zugrunde lag.¹⁰ Als eine Art Zwischenstufe für die Junktur »magnitudo continua« darf vielleicht die *Optica* Alhazens angenommen werden, dessen Sensibilien-Liste anstelle der Substantiv-Adjektiv-Verbindung »magnitudo continua« jeweils das einzelne Substantiv anführt (»magnitudo«; nachfolgend »continuum« in der Edition von Friedrich Risner;¹¹ »continuatio« bei Albert Mark Smith¹²). Das Wort »identitas« fehlt jedoch in Alhazens Liste ganz. Wenn einmal die Bedeutung dieser beiden Begriffe in Goethes wissenschaftlichem Denken untersucht wird, mag es hilfreich sein, sich den dünnen und vielleicht zweihundert Jahre vor Goethes Niederschrift abgeschnittenen Strang ihrer handschriftlichen Überlieferung vergegenwärtigt zu haben.

10 David Charles Lindberg (Hrsg.): *Roger Bacon and the Origins of Perspectiva in the Middle Ages. A Critical Edition and English Translation of Bacon's Perspectiva with Introduction and Notes*. Oxford 1996, S. cv. – Die verlorene Handschrift gehörte vermutlich zu der von Lindberg klassifizierten Familie 2 (S. c-ci), da der Druck das Incipit »Cupiens te et alios sapientia dignos« aufweist (Combach, S. 1). Als Repräsentanten der Familie 2 hat Lindberg ein Manuskript vollständig kollationiert und vier Handschriften konsultiert. Aus dem kritischen Apparat geht hervor, daß auch darin die Form »magnitudo continua« und das Wort »identitas« nicht erscheinen, ebensowenig wie in allen Stellvertretern der vier anderen Familien. Der Herausgeber des Erstdrucks, Johannes Combach, gibt im einleitenden Widmungsbrief an, »e vetustissimis membranis in Oxoniensis Academiae bibliotheca publica«, aus den ältesten (oder: sehr alten) Handschriften in der öffentlichen Bibliothek der Universität Oxford, abgeschrieben zu haben (Combach, o. S.).

11 Risner (Anm. 5).

12 Smith (Anm. 8).

*Weimar und Erfurt im Oktober 1808 – beschrieben
von Karl Morgenstern aus Dorpat (Teil 2)**

[S. 169] M. wollte ich bey Mme. Schopenhauer essen, aß aber, da sie versagt war, im Gasthof. Hier lernte ich zufällig kennen den Buchhändler Voß aus Dessau, der kürzlich in Paris gewesen war, u. den Oberhofgerichtsassessor Erhard aus Leipzig. – Nach Tische ging ich auf das Schloß. Es wurden mehrere Gesellschaften auf EinMal herumgeführt: Prof. Gilbert, Mlle. Wichmann aus Hannover [R.: Cousine, glaub' ich des Prof. Passow am Gymnasium,] mit Dr. Schulze, Prof. am Gymnasium; einem Prof. aus Bamberg, Führer eines jungen Barons, u.s.w. – Im Hauptgeschoß der große Saal mit oben herumlaufender Gallerie für die Zuschauer, die an den Balltagen sehr besetzt war; Säulen trennen den Saal von einem dazu gehörigen Zimmer. Ferner das prachtvolle Audienzzimmer der Herzogin mit rothem Sammt u. Gold.¹²⁰ [R.: Das runde Zimmer mit den um den Namen der Herzogin im Cyklus herumlaufenden Figuren nach Meyer's Angabe. Nur einige Theile davon hat er radirt.¹²¹]; im 3ten Stock, unter den Zimmern des Herzogs, der runde Saal mit herrlicher Boiserie, das ganze zum Andenken des Herzogs Bernhard.¹²² etc. – Von Kunstwerken bemerkte ich ein paar trefliche Landschaften in Öl von Hackert [R.: eine gute heil. Familie von Carlo Maratti,¹²³]; Zeichnungen in Sepia etc. von Nahl¹²⁴ in Cassel u. andern, welche bey der Preisver-

* Teil 1 wurde in GJb 2004, S. 283-303, publiziert.

120 Zu den Räumen im Appartement der Herzogin Luise vgl. Rolf Bothe: *Dichter, Fürst und Architekten. Das Weimarer Residenzschloß vom Mittelalter bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts*. Ostfildern-Ruit 2000, S. 55 ff.

121 Das runde Zimmer wurde 1801 von Johann Heinrich Meyer mit dem Wandfries *Das menschliche Leben* geschmückt. In den von Putti dargestellten Zyklus der Lebensstufen ist in vergoldeten Buchstaben der Namenszug *Louise Herzogin von Sachsen* eingefügt; vgl. Bothe (Anm. 120), S. 59, 133 f.

122 Das neugotische Bernhardszimmer mit holzgeschnitzten Wandfüllungen ist ein Memorialraum für den im Dreißigjährigen Krieg ruhmreichen Ahnherrn des Herzogs; vgl. Bothe (Anm. 120), S. 64 f. u. Abb. 106.

123 Carlo Maratti: *Madonna mit der Harfe*, 1697, SWKK, Schloßmuseum, Inv. Nr. G 69 a. Maria Pawlowna erwarb das Gemälde mit ihrem Mann 1805 auf der Leipziger Kunstmesse; vgl. Ausst. Katalog Weimar 2004: »Ihre Kaiserliche Hoheit« *Maria Pawlowna. Zarentochter am Weimarer Hof*. Berlin 2004, Abb. 162, S. 148 u. 232 sowie Teil 2 (CD-ROM), Abb. 10 u. S. 293.

124 Johann August Nahl beteiligte sich ab 1800 regelmäßig an den *Weimarer Preisaufgaben*. Er wurde mehrfach ausgezeichnet und erhielt daraufhin verschiedene Aufträge zur Ausstattung des Schlosses; vgl. Ausst. Kat. Weimar 2002: Rolf Bothe, Ulrich Haussmann (Hrsg.): *Goethes »Bildergalerie«*. *Die Anfänge der Kunstsammlungen zu Weimar*. Berlin 2002, S. 259.

theilung der Weimarschen Kunstfreunde den Preis davon getragen; Zeichnung einer Madonna Rafael's, wovon ich das Originalgemälde bey Duval in Petersburg sah;¹²⁵ Kupferstiche auf einem Grunde von brauner Deckfarbe aufgeklebt. So, ein großes neueres Blatt von Rafael's heil. Familie aus der Gallerie Orleans, welche ich im Kupferstich von Edelinck besitze.¹²⁶ etc. In dem Zimmer der Großfürstin schöne Portraits (das der verw. Kaiserin von Rußland ist Kopie nach Gerh. Kügelgen p.¹²⁷) Über der Haupttreppe eine Glorie an der Decke, welche einen gelben Schein wirft. Beym Nähertreten sieht man: die Fensterscheiben sind von gelbem Glas. Die Glorie ist Silber auf weißem Grund. Jenes gelbe Glas aber [S. 170] macht den ganzen Effect.¹²⁸ – Selten wird man ein so schönes Ensemble finden, als das ganze Innere dieses Schlosses. Das hatten selbst Talleyrand und Andere gestanden. Herrlich ist die Aussicht vom Schloß auf die Stadt, den Park u. die Gegend. Jetzt erst sieht man klarer: Park u. Schloß machen ein wohlüberdachtes Ganze. Das Schloß ist die große Villa dieser horti. Überhaupt ist Weimar halb Garten, halb Stadt. Der Minister ist ein Dichter; viele Frauen poetisiren und philosophiren. Poetisches ist überhaupt hier zu Hause. Weimar ist und bleibt ein Ort von ganz eigenem, romantischen Charakter. [R.: In Deutschland ist nur Ein Weimar. – Gotha hätte etwas Ähnliches werden können: aber – – –] – Prüft man das Schloß als Gebäude genauer, so möchte freylich manches zu erinnern seyn. Die Fenster sind nach Verhältniß nicht hoch genug u.s.w. Dieß kommt daher, daß man den alten Plan beybehielt, zum Alten Neues auf conforme Weise fügen mußte. – Wünschenswerth bleibt eine genaue Beschreibung des Schlosses im Innern, als Beyspiel der Decorationskunst im besten Geschmack unsrer Zeit. – Die Abbildungen des Schlosses u. Parks zu Weimar v. Kraus¹²⁹ habe ich bey Bertuch für das Museum bestellt. [S. 171] Abends im Schauspiel in einer Loge allein. In der neben mir war, ohne mich zu bemerken, G ö t h e mit dem Hofr. Sartorius aus Göttingen¹³⁰ u.

125 Jean François André Duval war Hofjuwelier Kaiser Alexanders I. in St. Petersburg. 1816 ging er nach Genf zurück, woher seine Eltern stammten. Zu seiner Gemäldesammlung verfaßte der Stecher Ignaz Sebastian Klauber einen Katalog: *Catal. des Tableaux Coll. Duval de Genève, St. Pbg.* 1812; vgl. Ulrich Thieme, Felix Becker: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart.* Leipzig 1907-1950, Bd. 10, S. 240, u. Bd. 20, S. 413.

126 Kupferstich nach Raffaels *Die »Große« Hl. Familie (Franz I. von Frankreich).*

127 Gerhard von Kügelgens Bildnis *Kaiserin Maria Feodorowna* (Mutter der Großfürstin Maria Pawlowna); SWKK, Schloßmuseum, Inv. Nr. G 1673. Das Porträt ist eine eigenhändige Wiederholung; vgl. Dorothee von Hellermann: *Gerhard von Kügelgen (1772-1820). Das zeichnerische und malerische Werk.* Berlin 2001, S. 188, Replik Nr. 2 u. Abb. P 108, sowie Ausst. Kat. (Anm. 123), Abb. 121 (Detail), Abb. 183 u. S. 234.

128 Morgenstern beschreibt die flache Kuppel und den Tambour im Treppenhaus. Die lichtpendende *Glorie* bildet den krönenden Abschluß des ikonographischen Programms des Reliefschmucks; vgl. Bothe (Anm. 120), S. 76 f.

129 Georg Melchior Kraus, der erste Direktor der Freien Zeichenschule in Weimar, veröffentlichte von 1788 bis 1805 sechs Hefte mit Ansichten aus dem weimarischen Park; abgebildet in: Beyer (Anm. 79), S. 97, 98, 101, 103, 105 u. 107.

130 Georg Freiherr Sartorius von Waltershausen, Historiker, Professor der Philosophie in Göttingen. Er und seine Frau Caroline geb. von Voigt waren im Oktober 1808 Goethes Hausgäste.

mit dessen Frau. Am Morgen sagte er mir, er reise wahrscheinl. nach Erfurt p. – Vor kurzem war seine herrliche Mutter in Frankfurt gestorben. Seine Frau reiste zur Besorgung der Erbschaft dahin. (Erzählungen von Göthe's Mutter, in Königsberg von Nicolovius; in W. von Falk, Mme. Schopenhauer u. in einem Brief aus Frkf.: Sie liebte Zweckmäßigkeit u. Einfalt in allem. Darum hatte sie ihr Haus verkauft; aber mit der Bedingung, Zeitlebens darin zu wohnen. Sie hatte nur Eine Magd p. – Ihre Freude [R.: u. ihr Stolz] über den Sohn. Nach W. zog er sie vielleicht nicht, auch nicht zum Besuche, wegen ihres platten Frkfurter Dialekts. Sie verschmähte die Freuden des Lebens nicht; schminkte sich noch in späteren Jahren. ... Gesunder Verstand in allem, was sie that – Der Jüngling Göthe lief einmal Schlittschuh. Die Mutter hielt in einem Schlitten mit einem Pelz in der Nähe. Göthe fuhr mit den Schlittschuhen heran. Ihn fror. »Gebe mir die Frau Mutter ihren Pelz!« Und da gab sie ihm den Pelz, u. er fuhr, den Pelz der Mutter über die Schultern, mit dem geflügelten Fuß hin. Und die Mutter freute sich des Apolls von Sohn.¹³¹ – Die Matrone wollte sich anfangs nicht zu Bette legen. Endlich mußte sie. [R.: Sie lag nur ein Paar Tage im Bett.] Kurz vor ihrem Tode richtete sie sich auf: »Kinder, weint nicht um mich. Ich habe das Leben genossen. Ich sterbe.« Sie wandte sich um, u. war todt.

Im Schauspiel wurde gegeben Minna v. Barnhelm. Mme. Wolff war Minna; Tellheim Haide;¹³² Paul Werner Malcolmi,¹³³ u.s.w. (Thränen im [S. 172])

Auge, wie bey jedem längeren Anblick wahrer Liebe.) Ich war in einer Loge nah der Herzoglichen Prinzeß Karoline.¹³⁴

Abends noch von 9 – ½ 12 bey Mme. Schopenhauer. (Zeichnungen, die Göthe in Abendstunden bey ihr gemacht: flüchtige Spielereyen.¹³⁵ – Ihr Ausge-

¹³¹ Goethes Mutter erzählte diese Anekdote Bettine von Arnim, die sie an Goethe in einem Brief vom 28. November 1810 weitergab; vgl. Bettine von Arnim: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*. Berlin 1914, S. 386. Unter den von Morgenstern als Quelle für die Anekdoten zu Goethes Mutter aufgelisteten Personen scheint mir der Königsberger Verleger Friedrich Nicolovius für diese Begebenheit am wahrscheinlichsten. Morgenstern suchte ihn mehrfach auf, als er in Königsberg Station machte; vgl. Morgenstern (Anm. 8), S. 31 u. 36. Friedrich Nicolovius war der Schwager von Katharina Goethes Enkelin Marie Anna Nicolovius geb. Schlosser.

¹³² Friedrich Johann Haide, seit 1793 Schauspieler in Weimar.

¹³³ Karl Friedrich Malcolmi, Bruder von Anna Amalie Wolff, seit 1788 Schauspieler in Weimar.

¹³⁴ Karoline Louise Prinzessin von Sachsen-Weimar, Tochter Carl Augusts.

¹³⁵ Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur, 28.11.1806: »Göthe fühlt sich wohl bey mir und kommt recht oft, ich habe einen eignen Tisch mit ZeichenMaterialien für ihn in eine Ecke gestellt, diese Idee hat mir sein Freund Meyer angegeben, wenn er dann Lust hat so setzt er sich hin und tuscht aus dem Kopfe kleine Landschaften, leicht hingeworfen nur skizziert, aber lebend und wahr wie er selbst und alles was er macht« (zit. nach Ludger Lütkehaus: *Die Schopenhauers*. Zürich 1991, S. 123). Zu den Zeichnungen vgl. z.B. *Corpus der Goethezeichnungen*. Bd. I-VII. Bearb. von Gerhard Femmel, hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Leipzig 1958-1973, IV A, Nr. 64; VI B, Nr. 106/109, 112/116, 282/283; Z 659, 670 etc.

schnittenen am Kaminschirm.¹³⁶ Eine ähnl. Arbeit von ihr sah ich schon bey Hofr. Meyer. In der That, Arabesken mit Geist u. Geschmack. Sie hat mir auch einen kleinen Schirm der Art versprochen.)

Nächsten Morgen (9ten Oct.) besuchte ich den Hofr. Meyer, Director der Zeichenschule für Mädchen. Es gehören an 400 Schülerinnen dazu. Auf einmal sind gewöhnl. an 150 gegenwärtig. Da ich gerade Sonntags kam, war kein Unterricht.

Bey Meyer sah ich ein herrliches Bild in Correggio's Manier: 3 halbe Figuren: ein liebliches Mädchen; hinter ihr links ein Knabe; rechts eine Alte mit einem Kopftuche: fast zigeunermäßig. – Das Bild gehörte sonst dem Grafen Rottenhan in Wien u. hat jetzt einen Besitzer in der Nähe. Es ist vortreflich gemalt; alles so verschmolzen. – Meyer copirte eben in Öl die Aldobrandinische Hochzeit, welche G ö t h e in Wasserfarben besitzt.¹³⁷ M. bot mir an, sie künftig ganz so für das Museum in Dorpat zu copiren à Thlrn. In der That könnte diese Copie als Specimen der Malerey der alten [R.: Art gute Dienste leisten, da das Original für das beste Gemälde aus dem Alterthum gilt.] [S. 173] Er zeigte mir noch verschiedene Zeichnungen [R.: u.a. einen Tanz der Musen nach einem Gemälde in Wasserfarben von Jul. Romano –] mit Angabe der Preise. Ich schrieb sie auf eine Karte oder ein Zettelchen, muß es aber verloren haben. Ich erhandelte für das Museum zu Dorpat seine Kopie in Aquarell von dem Kopf L u t h e r 's¹³⁸ nach dem Gemälde von Lucas Cranach in dem Altarblatt der Hauptkirche zu Weimar; à 60 Thlr. [R.: und später abbestellt]; ferner eine Kopie von dem Brustbild des Engels mit dem Lilienstengel nach G. Reni¹³⁹ à 15 Thlr. (Bey meiner Rückkehr will ich über beydes

136 Johanna Schopenhauer bekam die Anregung für den Ofenschirm von Goethe. An ihren Sohn Arthur schrieb sie am 8. Dezember 1806: »[...] den Abend ward nicht gelesen aber viel Musick gemacht, die übrigen giengen ans Klavier im Nebenzimmer, ich blieb allein bey Göthen an seinem ZeichenTisch, denn ich kann ihn nicht genug sehen u hören, nun erzählte er mir von einem OfenSchirm, den ich so machen müßte, machte mir mit ein paar Strichen eine Zeichnung dazu, und will mir auch beim Aufkleben helfen. Wer kann sich Göthen so denken« (zit. nach Lütkehaus [Anm. 135], S. 128); vgl. auch Femmel (Anm. 135), Z 659, 670/676 etc.

137 Johann Heinrich Meyer, 1796, nach dem Fresko eines unbekannten Künstlers aus der Zeit des Kaisers Augustus, benannt nach dem ehemaligen Besitzer Pietro Aldobrandini. Das Aquarell hängt im Junozimmer von Goethes Wohnhaus in Weimar. Vgl. Gisela Maul, Margarete Oppel: *Goethes Wohnhaus in Weimar*. München, Wien 2000, S. 101.

138 Vgl. Jochen Klauß: *Der Kunschtmeyer. Johann Heinrich Meyer. Freund und Orakel Goethes*. Weimar 2001, S. 130.

139 Guido Renis Brustbilder des Verkündigungse Engels und der Jungfrau Maria wurden um 1800 sehr geschätzt und sind in verschiedenen Fassungen nachweisbar. Eine besaß der Maler Johann Heinrich Tischbein, der für Goethe eine Sepia-Kopie des Verkündigungse Engels anfertigte; vgl. Ausst. Kat. Oldenburg 2001 (Anm. 114), S. 18 f. Morgenstern erwarb in Königsberg eine Kopie des Engelskopfs von dem Gemäldehändler Potesta; vgl. Morgenstern (Anm. 8), S. 39.

ihm schreiben, u. die Anweisungen dazu geben. Ich ließ ihm nur einen Zettel, worauf ich schrieb, ich habe diese beyden Sachen bestellt.)¹⁴⁰

Noch sah ich bey Meyer über den Thüren hängen eine kleine, etwas verdorbene Landschaft, Orig. von Poussin; u. eine andere (wilde) von Tintoretto. – Bey meinem nachmaligen 3ten Aufenthalt in Weimar war ich noch einmal eine halbe Stunde bey Meyer. Er zeigte mir das Lokal der Zeichenschule. Der Unterricht wird Mittwochs u. Sonnabends Vorm. von 9 – 12 Uhr gegeben. An den Wänden viele Vorzeichnungen etc.

Ich wollte auch den Hofbildhauer Weißer besuchen, der dicht neben Meyer wohnt. Dieser wollte mich mit ihm bekannt machen; wir fanden ihn aber nicht zu Hause. Er hat die Büsten von Göthe, Schiller, Herder, Wolf, Falk; nicht aber die Wielands. Ich werde dieselben zu seiner Zeit für das [S. 174]

Bibliothekgebäude kommen lassen durch das Industrie-Comptoir (nicht durch Meyer). Die Verfertigung einer ähnlichen Büste einer Person koste bey Weißer etwa 60 Thlr. – Die Console zu den Büsten Göthe's hat Falk angegeben. Diese müßte ich mit der Bezeichnung »solche, wie Falk hat«, besonders bey Weißer bestellen. Dieß könnte ich durch Falk thun. – Gelegentl. sagte Meyer: Rafael's Madonna della Sedia sey im Grunde ein Portrait. Man habe ein Bild einer vornehmen Dame, deren Gesicht damit übereinstimme; mich dünkt, in der Tribüne zu Florenz.¹⁴¹

Gegen zwölf Uhr Mittags verließ ich mit 3 Postpferden allein Weimar, u. war schon nach ½ 2 in Erfurt. Mein zweyter Aufenthalt dort dauerte vom 9ten Mittags bis 13ten früh. Ich logirte wieder im Hause der Reg. Rätin Gager t. – Im Fr. Schauspiel u. Abends beym Präs. v. der Reck, wie das vorige Mal, täglich. Ich behalf mich dieß Mal ohne Lohnbedienten, u. ging ins Schauspiel, von keinem Bedienten begleitet, da ich das vorige Mal (beym schlechten Wetter) ein Paar Mal fuhr. (Einmal erboßt auf einen Bedienten, der nicht zur rechten Zeit mich abholen kam, so daß ich in Schuhen u. Strümpfen durch den Schmutz zu Hause waten mußte, u. mir eine Erkältung zuzog, die mehrere Tage anhielt).

Beym ersten Besuch machte ich (im Wagen) Visiten beym Erbprinzen v. Weimar, der gerade nicht zu Hause war, u. beym Prinzen Wilhelm v. Preußen, welcher [S. 175] mich gütig aufnahm. (Gespr. von Königsberg p.); ferner beym alten Präsidenten, Frhn. v. Dacheröden¹⁴² (der sich meiner aus dem Kleistschen Hause in Halle persönl. erinnerte)

Beym zweyten Besuch wurde ich gleich zu Mittag eingeladen zu einem Dinée beym Präsidenten v. Dacheröden. Dort: GehRath v. Kettelhott aus Rudolstadt (ein

140 Nach seiner Rückkehr erhielt Morgenstern in Dorpat von dem Kurator der Universität die strenge Weisung, keine Kopien für das Museum zu kaufen; vgl. Hellermann (Anm. 127), S. 314.

141 Vgl. Helmut Holtzhauer, Reiner Schlichting (Hrsg.): *Heinrich Meyer, Geschichte der Kunst*. Weimar 1974, S. 193. Meyer beschreibt dort das Porträt einer Dame, auch als *La Fornarina* oder *Vittoria Colonna* bezeichnet, von dem sich eine Fassung in den Uffizien in Florenz befindet. Raffaels Autorschaft ist umstritten; vgl. Ausst. Kat. *Raphaël, Grâce et Beauté*. Paris 2001, S. 134.

142 Karl Friedrich Freiherr von Dacheröden war Präsident der *Churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften* in Erfurt.

Mann von Geist; derselbe, der die Scene mit Daru¹⁴³ hatte in Polen u. durch ein Strategem mit der Übers. des Horaz seinem Lande Contribuzionssteuern ersparte, wie ich nachher (v. Böttiger, glaub ich, hörte); Präs. v. der Recke; Geh.Rath v. Weise aus Sondershausen (Freund des Etatsraths Beck); Legazionsrath Bertuch aus Weimar, Rath Conta,¹⁴⁴ eben daher etc. Ein angenehmer Mittag. – (Bild der Frau v. Humboldt in Rom; kleines ihrer Tochter).¹⁴⁵

Am folgenden Tage war Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Hn. v. Dacheröden's Hause, welcher präsidirte. Ich war auch eingeladen, kam $\frac{1}{4}$ St. zu spät. Man las schon: 1, eine franz. Abh. Sur l'ame poétique von Prof. Schorch (franz. übers. v. Dominicus). 2, Ein Vortrag des Hofraths Becker¹⁴⁶ aus Gotha über sein Werk mit alten Holzschnitten Alb. Dürer's etc. (Ich verschrieb es für das Museum in Dp. u. gab die Anweisung dazu.) 3, Ein Vortrag des Prof. Trommsdorf¹⁴⁷ über die Verschiedenheit von natürl. u. künstlichem Kampf, mit Versuchen.

Der Generalintendant Daru u. noch wenige franz. Herrn waren erwartet. Es war aber nur da der franz. Minister Bourgoing [S. 176] von Dresden; der franz. Kammerherr Fürst Sapieha u.a.m. Ich lernte auch kennen u. sprach außer dem Prof. Dominicus, den Secretär der Akademie, welchen ich auch früher besuchen wollte, wo ich seine Frau fand, er aber nicht zu Hause war (ihre Klage über die Zeit der Preuß. Regierung; Verfall der Nahrung, der Univers. etc. zu Erfurt) noch den Landrath v. Röhte, den Regierungsrath v. Faber, Stadtamtmann; u.s.w. – Beym Auseinandergehn machte mir der Präsident mündlich bekannt, die Akademie der Wiss. habe mich zu ihrem EhrenMitgliede gewählt p.¹⁴⁸ Am folgenden Tage schickte Prof. Dominicus mir das Diplom. Ich antwortete der Akademie in einem Lat. Schreiben, das ich dem Präsidenten bey dem Abschiedsbesuch selbst gab. – In Erfurt besuchte ich, eingeladen, auch die Generalin [R.: Baronin v. Meyendorff aus Livland, welche nach Metz reiste, um ihre Söhne in die dortige Militärschule zu bringen.]

Ich bekam Morgenbesuche vom Hofrath Becker aus Gotha, vom Reg.Rath v. Faber, Prof. Lossius u. Hn. Hogel (Prof. am Gymnasium); [R.: vom Commandant d'armes Bigi;] vom Probst Critten, ehemal. Benedictiner vom Petersberge.¹⁴⁹ [R.: Er bot mir verschiedene Meßbücher, geschriebne u. gedruckte, zum

143 Pierre Antoine Graf Daru, französischer Finanzmann, Dichter und Geschichtsschreiber, wurde 1795 Commissaire-ordonateur en chef bei der Donauarmee. Während dieser Zeit vollendete er seine Horaz-Übersetzung, die 1800 in Paris erschien.

144 Karl Friedrich Anton von Conta, Legationsrat in Weimar.

145 Karl Friedrich von Dacheröden war der Schwiegervater Wilhelm von Humboldts.

146 Rudolf Zacharias Becker, Lehrer und Journalist in Gotha, publizierte von 1808 bis 1816 *Holzschnitte alter deutscher Meister* nach den Originalholzstöcken, die er von Hans Albrecht von Derschau erhielt. Er stellte der Akademie in Erfurt die erste Abteilung vor.

147 Johann Bartholomäus Trommsdorf, Pharmazeut und Chemiker in Erfurt.

148 Vgl. Fleischer (Anm. 65), S. 114.

149 In der Zitadelle Petersberg befand sich das Peterskloster, das im März 1803 aufgelöst worden war.

Theil mit Malereyen, zum Verkauf an. Ich besah sie in seiner Wohnung im Vorhof des Ursulinen Klosters. – Er führte mich nachher in diesem Kloster umher. Nach einem Besuch bey der Würdigen Mutter (so heißt die jedesmalige Vorsteherin; sie wechseln nach einigen Jahren) begleitete uns diese überall: in die Zellen, ins Refectorium, in die Kirche, wo unter vielen schlechten Gemälden etwa 3 bis 4 zieml. gute herumhingen; u. in die mit dem Kloster verbundene Töchtertschule, wo Mädchen aus der Nachbarschaft u. aus der Ferne in weibl. Handarbeiten, und verschiednen, auch geographischen p. Kenntnissen von Nonnen unterrichtet werden. In der Kirche hing das Bild der Stifterin des Ordens, die aber (sagte die Würdige Mutter) aus Demuth ihn nicht nach ihrem Namen habe benennen lassen etc. – Von den Handarbeiten der Anstalt wird auch verkauft. Die Nonnen scheinen meist ältliche, gutmüthige Geschöpfe. Reinlichkeit war allerdings. Zu den reicheren gehört dieß Kloster nicht. – Auch die jetzige Kaiserin v. Rußl. (oder die Großfürstin Maria?) war einmal hier gewesen.] u. vom Prof. Reisig aus Cassel. Dieser brachte mir einen Gruß vom Staatsrath Prof. v. Müller¹⁵⁰ aus Cassel. Ich gab ihm einen Brief an diesen zurück. –

Falk schlief zwey Nächte in meinem Logis. Wir schwatzten im traulichen Ton der alten Freundschaft. Abends fanden wir uns gewöhnl. bei Reck's zusammen. [S. 177] Eines Vormittags machte ich, von Prof. Hogel begleitet, einen Spaziergang auf den Petersberg. Ich sah die Wohnung des Abts, in welcher der Prälat Placidus Muth noch wohnt. Die übrigen stattlichen Gebäude des aufgehobenen Benedictinerklosters wurden zu franz. Lazareths u. Magazinen gebraucht. Wir gingen auch in die eigentliche Festung; dann oben um den ganzen Berg herum. Malerisch zeigt sich am Fuß, seit lange sonst menschenleer, das [?] Erfurt mit seinen vielen Türmen u. den Hügeln umher. – Hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich einmal eine Spazirfahrt nach dem nahen Molsdorf u. Neudietendorf gemacht. Beydes liegt nahe zusammen. (Vgl. Guide des Voyageurs T. III; p. 103, 104)

Donnerstag Mittag (13ten Oct.) nahm ich Falk in meinem Wagen zurück nach Weimar. [R.: Am 14ten war Kaiser Alexander nach Weimar, Napoleon nach Gotha zurückgeehrt, nachdem der Congreß 19 Tage gedauert.] (Lebhafte Gespräche unterwegs, wie gewöhnl. mit ihm. Doch ließ er mich selten recht zu Worte kommen.)

Ich blieb nun vom 13ten Oct. Abends bis 19ten Oct. früh in Weimar, also noch über 5 ganze Tage. Ich logirte wieder im Erbprinzen, aber dieß Mal in dem Eckzimmer mit einem Fenster (nach vorne). Ich hätte wegen der Miethe vorher bedingen können; man setzte mir dieß kleine Zimmer zu hoch an. Ich aß Abends um 5 zu Mittag mit Falk im Erbprinzen, unten. Dann war er von 6-9 Uhr bey mir. Ich theilte ihm das Wesentliche meiner Petersb. Correspondenz v.

150 Morgenstern korrespondierte seit Jahren mit dem Schweizer Historiker Johannes von Müller, den er am Neujahrstag 1809 in Kassel besuchte; vgl. Morgenstern (Anm. 5), S. V.

1806 mit, u. ein ander Mal den Rest.¹⁵¹ [R.: Fk., vermöge seiner Natur, neigte sich auf Seiten des Gen^{ls} Kl.] Abends noch zwey Stunden in seiner Wohnung mit dem Schauspieler Wolff. Falk hatte eine alte Folioausgabe des Shakespeare. Wir verglichen einige Stellen des Hamlet mit [S. 178] A. W. Schlegels Übersetzung. Das Resultat war: Sie ist doch zu wörtlich, und Lebenshauch fehlt.

14ten Oct. Die guten Leute in Weimar erinnerten bey aller Heiterkeit dieses Tags sich nicht ohne verhaltenen Schmerz desselben Tags vor zwey Jahren: des großen Schlachttags.¹⁵² Es war damals auch gerade ein schöner Herbsttag: die Vögel zwitscherten lieblich im Laube, u. auf einmal der Kanonendonner, u. dann alle Greuel einer warm vom Schlachtfeld kommenden siegreichen Armee. (Falk's lebhaftes Erzähl. von seinem festen Willen, Muth u. Betragen bey diesen Scenen. Wie er dadurch das Haus seines Wirths gerettet, u.s.w. Die Franzosen wollten die Thür aufbrechen. »Um Gott's willen! machen Sie auf«, sagte der Wirth, Kaufm. Blum. Ich will ja gern alles geben. – »Nicht aufgemacht!« rief Falk; u. schlug die Nägel fester, etc. Fürchterl. Lieder drausen: brulons, f – ns!) etc. – [R.: Gegen Mittag war ich eine kurze Weile bey GehR. v. G ö t h e . (An der Hausschwelle bemerkte ich das Salve nicht mehr; aber auf einem Teppich beym Entrée-Zimmer oben.) Gespräch über Jacobi u. Joh. Müller, die er grüßen läßt; über Klinger p. (Kl. würde sich, meint er, in Deutschl. jetzt nicht gefallen, weil er hinter der Zeit in manchem zurückgeblieben sey. Über gewisse Dinge streite man gar nicht mehr: die gelten nun als ausgemacht.))]

Ich aß zu Mittag, wie gewöhnl. in Weimar, bey Falk. Als wir eben aufstehn wollten, kam die Gräfin Vassan aus Erfurt; auch auf Augenblicke Präs. v. d. Recke etc. – Um 7 Uhr ging das Schauspiel an. [R.: Camilla Oper von Pär.¹⁵³ Sie wurde aber nicht ganz gegeben: nur ein Haupttheil. Mlle. Jagemann u. Hr. Strohmeier¹⁵⁴ sangen vortreflich: erstere mit so viel Wärme, als ich ihr nicht zugetraut. – Auch Talma u. seine Frau waren unter den Zuschauern.] Die äußere Einrichtung war dieß Mal, wie neulich. Ich kam dieß Mal zu früh p. [S. 179] Man hatte den Kaiser v. Rußland im Schauspiel erwartet. Er erschien aber nicht. Doch waren der Herzog v. Oldenburg, Fürst v. Waldeck, Prinz Wilh. v. Preußen, [R.: ErbGroßherzog v. Baden,] Erbprinz v. Mecklenburg-Strelitz, Fürst v. Reuß-Plauen u.s.w. Ich saß im Schauspiel neben dem franz. Minister Bourgoing u. dem Grafen Marschall, der in Weimar lebt. (Er erzählte mir von Lessing, Herder p, die er genau gekannt habe.) In der Herzogl. Loge war die Prinzeß Stephanie, Erbgräfin Herzogin v. Baden; wenn ich nicht irre, die Herzogin v. Hildburghausen, außer dem Weimarischen Hof u.s.w. (Öffentliche Blätter aus Weimar werden darüber das Nähere sagen.)

151 Morgenstern hielt sich 1806 in St. Petersburg auf, um die Erlaubnis zu seiner Italienreise zu erwirken, und traktierte Kaiser Alexander und den Kurator der Universität Dorpat mit täglichen Bittschriften; vgl. Süss (Anm. 6), S. 308.

152 Jahrestag der Schlacht bei Jena und Auerstedt.

153 Ferdinando Paër, italienischer Sänger und Opernkomponist.

154 Karl Stromeyer, seit 1806 als Opernsänger am Weimarer Theater.

Nach dem Schauspiel war ich wieder (durch geschickte Vermittlung des Oberhofmeisters v. Einsiedel, die sogleich das Gewünschte besorgte) eingeladen zum Hofball. Hier tanzte Kaiser Alexander viel mit der liebeizenden Prinzeß Stephanie. [R.: Napoleon] Der Kaiser u. der Großfürst waren mit ihrem ganzen Gefolge. Der Saal war dieß Mal nicht so gedrängt voll, als da auch K. Napoleon war. Aber K. Alexander schien sehr vergnügt zu tanzen. Ich sprach den Prinzen Wilh. v. Preußen, den Grafen Keller u. manche Andere. Besonders war Rath Conta gefällig, mir manche zu zeigen u. auch ihnen vorzustellen. Frl. v. Reizenstein redete mich an; Frau v. der Reck sah ich nur in der Ferne. Jene kam an mich heran mit Frau v. Schiller, die ich anfangs nicht kannte, nachher, so wie Frau v. Wollzogen sprach. Letztere sah ich zum ersten Mal. Viel sprach auch mit mir Frau v. Egloffstein (Gemahlin des verreisten Hofmarschalls, dessen Stelle der lahme Hr. v. Spiegel. [S. 180] vertrat. Seine Frau mit Griech. schönem Kopf erinnere ich mich nicht gesehen zu haben, so wenig als die Generalin v. Wangenheim.) Auch die Gräfin Vassan sprach ich p. – Von der Russ. Suite sprach ich dieß Mal keinen. Ich wollte ja nichts. Einsiedel, Göthe, Thümmel etc. waren da. Ersteren u. Lezteren sprach ich. [R.: Ein Page reichte mir einmal Erfrischungen. Wissen Sie, wer das ist? fragte Hr. Conta. – Nein. – »Schiller's ältester Sohn.«] – Diesen Abend wurde nach dem Ball allgemein im Ballsaal soupirt. Dieß war neulich nicht der Fall, als K. Napoleon da war. Damals fuhren auch die Damen zu Hause, ohne soupirt zu haben. Spät kam ich, aber sehr vernügt, zu Hause.

Am 15ten (Sonabends) von $\frac{3}{4}$ auf 10 bis um 1 Uhr zum Dejeuner beym Legationsrath Bertuch.¹⁵⁵ Die Gesellschaft bestand aus Talma und seiner Frau, Göthe, Wieland, dem Minister Bourgoing, Mr. LeLorgne d'Ideville, vom Bureau des Staatssecrets, dem Hofrath u. Prof. Sartorius u. seiner Frau aus Göttingen, dem Leibarzt Hufeland¹⁵⁶ (Neffen des Geh.R.¹⁵⁷), Rath Conta, Geh. Reg. Rath v. Müller (der dazu kam), Mme. Froriep (Bertuch's Tochter, Frau des nunmehrigen Tübinger Professors), Mme. Schopenhauer, Landkammerrath Bertuch¹⁵⁸ u. Frau (geb. Feder aus Dessau). Ich hatte besonders dieß Mal sehr trauliche Gespräche mit Wieland, auch interessante mit Talma, auch hörte ich Göthe, Wieland, Talma über interessante Dinge reden. – Als wir bald auseinander gehen wollten, kam noch der Danziger Bürgermeister [S. 181] Hufeland u. Senator Schmidt dazu, die eben von Erfurt zurück gekehrt waren, wo sie Kaiser Napoleon u. den Generalintendanten Daru nicht mehr getroffen hatten. –

Als Talma ging, um dem Kaiser Alexander aufzuwarten, setzte ich mich bey Tisch noch neben Wieland u. plauderte mit ihm. Nachher saß ich neben LeLorgne

155 Friedrich Justin Bertuch gründete in Weimar das Landes-Industrie-Comptoir und war der Herausgeber des *Journals des Luxus und der Moden*.

156 Christoph Wilhelm Hufeland wurde 1793 zum Leibarzt des Herzogs von Sachsen-Weimar ernannt.

157 Der Jurist Gottlieb Hufeland.

158 Bertuchs Sohn Carl, Landkammerrat in Weimar.

d'Ideville etc. – Talma ist im Umgang sehr liebenswürdig: er hört den Deutschen mit mehr Unbefangenheit, als Franzosen, zumal Virtuosen, sonst haben.¹⁵⁹ – Ehe noch Hufeland kam, machte ich mit Mme. Talma, Mr. Talma etc. einen Spaziergang in den Garten am Hause. Es sind Anlagen im Engl. Geschmack: viel Ital. Pappeln, ein Wasserspiegel etc. an der Seite Treibhäuser; darin Rosen, Immortellen p.¹⁶⁰ In Schattengängen stehen die Büsten von Wieland, Göthe, Schiller, Herder; jede an einer passenden Stelle. So Herder unter einem hochstrebenden Baum, Schiller unter dunkeln Bäumen, Göthe an einer lichten Stelle unter Blüthen u.s.w. – Noch ein Denkmal mit einer Weltkugel auf Sphinxen. Darauf drey Lebenssprüche; ungefähr so: Vergiß nicht gestern – Genieße heute – Denk an Morgen.

Bertuch sagte mir zu spät, ich hätte in seinem Wagen mit Wieland zurückfahren sollen. Da würde ich dem lieben Alten noch einige Herzensworte zum Abschied gesagt haben.

Als ich mit Hufeland und Schmidt zurückging, begegnete mir Präsident v. d. Recke. Er kam, wie bezaubert, von der Prinzeß Stephanie. – Auch in Erfurt soll sie in den Soirées, die sie dort gab, sehr liebenswürdig [S. 182] gewesen seyn. – Noch Besuch (wobey Chokolade gereicht wurde) bey der Geh. Rätin v. Wollzogen. Hier fand ich ihre [R.: Schwester, Frau v. Schiller. Ich blieb eine Stunde. Baron Wollzogen war gerade krank; so sah ich ihn nicht; auch war ich seinetwegen nicht gekommen.] M. bey Falk. Es kam Dr. Schütz (der, aus Magdeburg gebürtig, in Weimar privatisirt) u. der Dr. Med. Schäler aus Aken, den ich schon in Erfurt sah. p.

Nachher im Schauspiel: Don Carlos. Heute, wie gewöhl., für Geld. Talma war darin. Ich war auf dem Balcon, auf der rechten Seite oben, wohin der Weimarsche Adel geht. Hier sind weiß beschlagene Plätze: doch werden auch angesehene Fremde hinaufgewiesen. Mme. Wolff mit ihrer sanften Stimme, als Eboli, spielt hinreißend. Man fühlte: es war ihr Herz, was das arme Mädchen täuschte. Graff¹⁶¹ als König Philipp II. war sehr kalt u. ernst: aber ohne jene Lebensfülle des tiefen, verschlossenen, doch zuweilen hervorblitzenden Mannes, die Fleck so herrlich zeigte: das war nun doch ein ganz anderer Philipp; eine furchtbare Erscheinung von poetischer Größe. Wolff als Posa spielte recht gut; auch Öls als Carlos mit Wärme; doch ließe sich in beyden Rollen größerer Seelenadel bewähren. – Mlle. Silie¹⁶² (sie soll ehemals Petersilie geheißen haben) genügte durchaus nicht. Sie stand meist mit ausgespreizten Beinen da, diese Königin: alle Würde

159 Eine ausführliche Beschreibung des Frühstücks bei Bertuch gibt auch Caroline Sartorius; abgedruckt in: Grumach (Anm. 8), Bd. VI, S. 568.

160 Der *Wasserspiegel* war ein 150 m langer und 40 m breiter Teich. In den Gewächshäusern unterhielt der geschäftstüchtige Bertuch auch eine Handelsgärtnerei; vgl. Walter Steiner, Uta Kühn-Stillmark: *Friedrich Justin Bertuch. Ein Leben im klassischen Weimar zwischen Kultur und Kommerz*. Köln, Weimar, Wien 2001, S. 143 u. Abb. 34, 35.

161 Johann Jakob Graff, seit 1793 Schauspieler in Weimar.

162 Friederike Silie, Schauspielerin in Weimar.

fehlte; zumal nun jener hohe Zartsinn, der in der Rolle liegt, u. den Mme. Meyer in Berlin einst sehr gut ahnden ließ. – Den Herzog Alba spielte Deny¹⁶³ meines Bedünkens nicht schlecht; doch ließe sich hier noch mehr Tiefe zeigen. Daß auf seinen Wangen kein Roth war, das war ganz recht. – Das Stück selbst durch [S. 183] seine Gestalt, dazu das Andenken an Schiller u.s.w. preßte mir viel Thränen aus. Auch dachte ich an Pt.

Um zehn Uhr war das Schauspiel aus. Ich ging nach Haus u. warf mich etwas auf's Bett. Nach einer halben Stunde wollte ich wieder aufstehn, und noch auf den Hofball gehn. Als ich aber aufstand, war es fast 11. Ich änderte meinen Vorsatz, u. blieb zu Hause, konnte aber doch nicht bald einschlafen. – Hätt' ich gewußt, Kaiser Alexander sey noch auf diesem zweyten Ball gewesen, so wäre ich doch hingegangen. Ich glaubte aber, er sey schon abgereist. Er ist aber erst am folgenden Vorm. abgegangen. –

Am Sonntag (16 Oct.) V.M. eine halbe Stunde in der Hauptkirche, in welcher einst Herder¹⁶⁴ predigte. Die Kirche stand offen. Der Küster war Herder's Bedienter gewesen; u. hatte ihn, wie er mir erzählte, auf seiner Reise nach Italien begleitet. – Ich kam, das Altarblatt von Lucas Cranach zu sehn. Es gilt für sein bestes Gemälde. Vorzüglich bedeutend ist darauf Luther's Gestalt. Außerdem Christus, Johannes der Täufer u. Lucas Cranach selbst.¹⁶⁵ Der Hintergrund ist zieml. voll: Anspielungen auf das Alte Test. p.p. – Außerdem in der Kirche einige Portraits Sächs. Herzoge, wenn ich mich recht erinnere, auch von Cranach; einige steinerne Denkmäler nah am Altar. – Hier liegt, glaub ich, auch Herzog Bernhard, der früh starb, begraben. Aber keins der großen Denkmäler geht auf ihn. – Leider habe ich [S. 184] über diesen Kirchenbesuch nichts aufgezeichnet. Wahrscheinl. findet sich [R.: über das Altarblatt] im N. T. Merkur oder im *Modejournal* etwas Genaueres durch Böttiger oder Meyer. [R.: vgl. Meyer's [??], fol.]¹⁶⁶

Um Mittag besuchte ich mit Falk den Kriegs Rath Weyland.¹⁶⁷ Er saß schon bey Tisch mit seiner Familie. (Lebhafte Debatte mit Fk. [R.: in Weyland's Gegenwart]; ich vertheidigte die Grundsätze der Gerechtigkeit gegen ihn, welcher das nil admirari zu früh vergißt. pp) M. bey Falk. – Kurz vor dem Anfang des Schauspiels bey der kranken Präsidentin v. Herder.¹⁶⁸ Ich hatte in einem Billet

163 Johann Friedrich Wilhelm Deny, seit 1805 Schauspieler in Weimar.

164 Johann Gottfried Herder war seit 1776 bis zu seinem Tode 1803 Prediger an der Stadtkirche St. Peter und Paul in Weimar.

165 Lukas Cranach *Die Kreuzigung Christi*. Cranach malte sich unter dem Kreuz neben Martin Luther.

166 Eventuell bezieht sich die nur teilweise zu entziffernde Randbemerkung auf Meyers Aufsatz *Über die Altargemälde des Lucas Cranach in der Stadtkirche zu Weimar*, der 1813 im *Journal des Luxus und der Moden* erschien. Meyer erwähnt das Altarbild auch in seiner *Geschichte der Kunst* als »das beste, vielleicht auch das größte Gemälde von Cranach«. Vgl. Holtzhauer, Schlichting (Anm. 141), S. 208.

167 Philipp Christian Weyland, seit 1790 Geheimsekretär des Herzogs Carl August und seit 1807 Kriegsrat in Weimar.

168 Karoline Herder geb. Flachsland.

mich angekündigt. Ich erzählte ihr von Riga, Wilperts, Joh. Müller etc.¹⁶⁹ [R.: Sie weinte bey Herder's Erwähnung.] Sie saß am Tisch, Papiere ordnend. Ihre Tochter (Luise) war im Zimmer, empfang mich. Es war schon halb dunkel. Man brachte Licht pp. – Da das Schauspiel anging, mußte ihre Tochter gleich weggehn. Ich blieb noch eine Viertelstunde. Darüber hatte ich leider! den ersten Act des Stücks versäumt. *Iphigenia in Tauris*, Oper von Gluck. Herrlicher Gesang u. schönes Spiel der Jagemann als Iphigenie; vortreflicher Gesang auch des seltnen Bassisten Stromeier als Orest. Das Decorationswesen war über meine Erwartung. Doch wunderte ich mich bey dem Furientanz, daß alle diese Fackeln schwingenden Furien klappernde große Flügel hatten. [S. 185] Ich entschloß mich, noch Montag zu bleiben wegen der angekündigten Braut v. Messina, und am Ende auch Dienstag, um meinem Freunde Falk noch einiges Schriftliche mitzutheilen, worüber ich sein Urtheil wünschte. – [R.: Die Braut v. Messina wurde am 17. Oct. gegeben. Donna Isabella war Mme. Wolff, Don Manuel Deny; Don Cäsar Haide. Beatrice, Mlle. Elsermann,¹⁷⁰ Diego Malcolmi; Führer des ersten Ritterchores Graff, des zweyten Unzelmann. Man gab das Stück im Ganzen sehr gut. Ich war besonders auf diese Ritterchöre gespannt wegen der Neuheit dieses Zusammen [?]. Gegen die Idee läßt sich viel erinnern, die Ausführung geschah hier gut. Die Sache selbst sah auch Schiller selbst wohl nur als einen Versuch an.]

Ich war in diesen Tagen noch einmal auf der Bibliothek, auch einige Augenblicke bey dem (ängstlichen) Bibliothekssecretair Schmidt; eines Vorm. eine Stunde bey der Hofrätthin v. Schiller allein, u. an einem andern mit Falk (welcher aber gleich mich allein ließ, noch eine andre Visite zu machen u. spät zurückkam) bey Frau v. Egloffstein (der Frau des Hofmarschalls). Die Stunde bey Frau v. Schiller that meinem Herzen wohl. Sie sprach mit Innigkeit von ihrem Mann u. ihren Kindern; es war die Rede von Frau v. Stackelberg¹⁷¹ u. von einem jungen Mengden aus Livland etc. – Von Briefen ihres Mannes. Sie wolle allerdings davon drucken lassen; aber zusammen, damit man nicht aus dem Zusammenhang größere Stellen falsch beurtheile. Sie habe oft bedauert, daß sie sich nichts aufgeschrieben habe von den Gesprächen, die Göthe u. Schiller in Jena, als sie eine Zeit lang dort zusammenlebten, mit einander führten, wenn sie Abends nach der Arbeit einander wechselseitig über ihr Tagwerk Rechenschaft gaben. Sie seyen

169 Herder war vor seiner Heirat von 1764 bis 1769 Lehrer und Prediger in Riga gewesen.

170 Beate Elsermann war von 1805 bis 1825 Schauspielerin in Weimar.

171 Sophie Freifrau von Stackelberg geb. Baroness Zoege von Manteuffel aus Estland hatte von 1797 bis 1799 mit ihrem Mann eine Deutschlandreise gemacht, während der sie sich von Dezember 1798 bis Juli 1799 in Jena aufhielt. Sie verkehrte dort täglich mit dem Verleger Karl Friedrich Ernst Frommann, Christoph und Gottlieb Hufeland, Friedrich Wilhelm Schlegel und Johann Gottlieb Fichte, doch hat sie Schiller nur von fern am 30. Januar 1799 bei der Uraufführung der *Piccolomini* im Weimarer Theater gesehen. Im April 1799 wurde ihr »die Hofrätthin Schiller« vorgestellt; vgl. Sophie von Stackelberg: *Tagebuch einer Reise 1797-1799*. Manuskript (unveröffentlicht), S. 265-279.

höchst interessant gewesen. etc. [R.: Schillersche Stücke im Theater zu sehn, vermag sie nicht.] Wenn Sie, sagte sie bey dem Abschied, [R.: mit Rührung] einmal Schiller's Kindern begegnen, erinnern Sie sich ihres Vaters. Sie sagte es mit ihrer weichen, sanften Stimme.

Vorher war ich einmal bey Leg.R. Bertuch, sein Industrie-Comptoir u. Geograph. Institut zu besehn. Die neu aufgeführten Gebäude sind sehr stattlich. – Er selbst saß im Direcziions-Comptoir. Dort waren wohl 6 Klingeln von verschiedener Farbe, hingehend in alle Theile des Gebäudes. [S. 186] Zwey Arbeitstische, der eine für ihn, der andere für seinen Sohn, den Landkammerrath. Neben an ein zweytes Comptoir für die Commis. Zahlbrett, woran wöchentl. an 500 Thlr. gezahlt werden. Einige 60 Menschen wohnen im Gebäude; beschäftigt werden an 300 Arbeiter, auch Drucker, Maler pp.

Im Hauptgebäude sieht man bey dem Haupteingang Klauersche Gruppen, z.B. Amor u. Psyche, wovon jede etwa 40 F. kostet; die einfachen weniger. In der Decke ein opere teffelato von Gyps ein Hermeskopf. Über der Treppe: Salve; über der einen Thür (welche zu den Comptoirs führt): Intra; über der andern (welche zu den Vorräthen führt) Eme. Über die Hausthür, sagte er lächelnd, könne er noch setzen lassen: Si bene solveris, vale. Ins zweyte Stock führt eine bequeme Treppe in einer Rotunde. Auf den Ruheplatz derselben soll noch eine Ara¹⁷² von Gyps kommen [R.: warum gerade hier, weiß ich nicht.] Über dem Eingang der Wohnzimmern steht: Willkommen!¹⁷³ –

In den Vorrathszimmern fand ich die Pyramide des Cestius aus Kork von Heubel. Auch habe derselbe, sagte B., gemacht den Triumphbogen des Titus.¹⁷⁴ – Hier sah ich auch 2 große Ölgemälde, welche verkäuflich sind: Simson, wie er bey der Delila überfallen u. gefangen wird, von Rubens, u. der Tod des Germanicus von Poussin: dasselbe Stück, wonach das Blatt der chalkogr. Gesellschaft gestochen ist. Es sey dieß Stück nur nicht so ausgeführt, als derselbe Gegenstand im Poussinschen Bilde der Pariser Gallerie, sondern Skizze. Es habe wenigstens genau dasselbe Maß wie dieß berühmte Bild: 5 Fuß 6 Zoll Lpz. Maß hoch, 6 Fuß 9 Zoll breit: à 30 Duc. verkäuflich. – Das Bild von Rubens ist innerhalb des gold. Rahmens 4 Fuß 3 Zoll Lpz. Maß hoch, 5 Fuß 3 Zoll breit, der Rahmen 7 Zoll breit à 50 Duc. – Beyde Bilder schreiben sich her v. Fürsten v. Schwarzburg-Rudolstadt. Ob beyde Originale, möchte schwer zu bestimmen seyn. [R.: Simson's hält Gerh.

172 An der Stelle des »Altars« steht heute die Porträtbüste Friedrich Justin Bertuchs von Martin Gottlieb Klauer; vgl. Paul Kaiser: *Das Haus am Baumgarten*. In: Weimarer Schriften 32 (1980), Abb. S. 37.

173 In den Bertuchschon Häusern befindet sich heute das Stadtmuseum Weimar. Die Eingangshalle und die Rosette mit dem Hermeskopf blieben erhalten; vgl. Beyer (Anm. 79), S. 23, u. Kaiser (Anm. 172), Abb. S. 42 u. S. 50. Da Bertuch auch mit Gemälden, Modellen und Gipsabgüssen handelte, ist die Halle wohl nicht nur der Eingang zu seinen Privaträumen gewesen, sondern auch Schauraum für sein Unternehmen.

174 Modelle antiker Bauwerke, aus Kork gefertigt, waren wegen ihres geringen Gewichts als Souvenirs bei Italienreisenden sehr beliebt.

Kügelgen für eine gute Kopie¹⁷⁵]. [S. 187] Aus Falk's Gesprächen lernte ich manches kennen (freylich einseitig) in Bezug auf den gegenwärtigen Ton in Weimar, am Hof u. in der Stadt; manches in Bezug der fr. Administrazion; hörte manche Anekdote z. B. der Generalintendant Daru sagte zu F.: Votre Duc de W. pourquoi veut-il un rabat de la contribution? Veut-il avoir payée l'espérance, que nous devons, battus par le Roi de Pr.? Et combien de procents est ce qu'il compte cette espérance? – Talleyrand sagte jetzt in W.: Est ce que'il y a une différence entre bien aimer et bien haïr? – Il y a une très grande difference, sagte die Fürstin von Thurn u. Taxis. – Er gähndend: Pas la moindre. – Ein franz. Capitän, einst N's Schulcammerad, erzählte manches Schöne von ihm; z. B. zu einem alten Prof. der Mathematik ging B. öfter. Ah! mon jeune Corse. Il y a encore quelque problème analytique à resoudre. Montez, B.-e! – Am Küstenufer wollte er von einem Artillerieoffizier wissen, welches der Punct sey, von wo Cäsar seine Landung gemacht habe; zum Maire von Boulogne: quel vent avons nous? Beyden verwies er ihre Unwissenheit. Jeder soll das Seine verstehn. Seine Fragen sind immer kurz u. äußerst treffend.

Göthe war mit seinem Gespräch mit N. äußerst zufrieden. Er hat davon bey einem kleinen Diner im Hause des Geh.R. v. Wolzogen sich ausführlich geäußert in Gegenwart von Fk. u. Conta. – W. (Voll.-Dejeuner!) p.

Am 18ten Oct., als ich noch bey Falk war, ihm von den Gedichten u. v. d. Übers. Catil. Reden etwas vorzulesen, kam BM. Hufeland u. Senator Schmidt aus Danzig. – An diesem Tage besuchten wir Frau v. Egloffstein. – Von 8 – ½ 11 auf dem Ball, der auf dem [S. 188] Stadthause gegeben ward. Das Lokal ist schön, vor nicht lange eingerichtet. Hier sprach ich Frl. v. Reizenstein wieder, u. Mme. Schopenhauer (Frl. Woltersdorf aus Sangerhausen) p.

Am 19. Oct., M. um 7 Uhr, verließ ich Weimar endlich, mit 3 Postpf.¹⁷⁶

175 Morgenstern hatte den Maler Gerhard von Kügelgen 1803 durch Georg Friedrich Parrot in Dorpat kennengelernt. Er traf ihn bei seinem Aufenthalt in Dresden vom 23. Oktober bis 6. November fast täglich und danach noch einmal kurz bei seinem weiteren Aufenthalt in Weimar; vgl. Hellermann (Anm. 8), S. 78-87, u. Morgenstern (Anm. 8), S. 265.

176 Zu Morgensterns nachträglichen Aufzeichnungen der Ereignisse im Herbst 1808 in Weimar und Erfurt vgl. Mare Rand: *Goethes Weimar in Dorpat*. In: *Triangulum*. Germanistisches Jb. 1999 für Estland, Lettland und Litauen. Sonderheft: *Goethe*. Tartu 1999, S. 168.

Die Handschriften von Goethes szenischer Bearbeitung des »Faust« für Anton Fürst Radziwill im Archiwum Głowne Akt Dawnych in Warschau

Am Goethe- und Schiller-Archiv wird gegenwärtig, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, ein Gesamtinventar der Handschriften zu Goethes Werken erarbeitet. Dessen erklärtes Ziel ist es, einen Überblick über den gesamten Streubesitz an Werkhandschriften als Ergänzung zu dem am Archiv erarbeiteten Inventar zum Goethe-Bestand zu gewinnen.¹ Dafür wurde im Herbst und Winter 2003/2004 eine weltweite Suche nach Autographen und zeitgenössischen Abschriften unternommen, bei der zum einen neue, bislang unbekannte Manuskripte gefunden wurden und zum anderen die Standorte zahlreicher Handschriften überprüft und aktualisiert werden konnten.² Unter den wiedergefundenen sowie unter den neu aufgefundenen Manuskripten befinden sich vier Handschriften zu Goethes szenischer Bearbeitung des *Faust* für Anton Fürst Radziwill, die der Dichter für den Fürsten anfertigen ließ. Sie werden heute im Archiwum Głowne Akt Dawnych (AGAD, Hauptarchiv alter Akten) in Warschau aufbewahrt.³

Der polnische Fürst Anton Heinrich Radziwill (1755-1833), Musiker, Komponist und preußischer Politiker, begann im Jahr 1808 oder 1809, nachdem *Faust. Eine Tragödie* erschienen war, einige Partien von Goethes Drama zu vertonen.⁴ Frühes Zeugnis davon legt ein Brief Wilhelm von Humboldts an seine Frau Caroline vom 15. August 1809 ab, in dem zu lesen ist:

Gestern waren wir wieder alle, aber in großer Gesellschaft, zusammen beim Kronprinzen [Friedrich Wilhelm Kronprinz von Preußen, 1795-1861], wo Radziwill einen von ihm komponierten Marsch mit Chören aus dem *Faust*: »Burgen

1 Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv (Hrsg.): *Inventare des Goethe- und Schiller-Archivs*. Bd. 2: *Goethe-Bestand*. Teil 1: *Gedichte*. Redaktor G. Schmid. Weimar 2000, S. 47 f., 561-564.

2 Vgl. Silke Henke, Judith Steiniger: *Bitte um Mithilfe bei der Suche nach Werkhandschriften*. In: GJb 2003, S. 354, und Judith Steiniger, Silke Henke u. Jürgen Gruß: *Gesamtinventar der Handschriften zu Goethes Werken. Ein Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft am Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar*. In: Der Archivar. Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen, Heft 4, November 2004, S. 312-315.

3 Herrn Dr. Hubert Wajs, dem Direktor des Archiwum Głowne Akt Dawnych, und seinen Mitarbeitern sind wir für die freundliche Übersendung von Kopien der Handschriften als Scan auf CD-ROM zu größtem Dank verpflichtet.

4 Zu Radziwills *Faust*-Vertonungen vgl. Jost Schillemeit: *Goethe und Radziwill*. In: »Daß eine Nation die ander verstehen möge«. Fs. für Marian Szyrocki. Hrsg. von Norbert Honsza u. Hans-Gert Roloff. Amsterdam 1988, S. 639-662, sowie Adolph Enslin: *Die ersten Theater-Aufführungen des Goethe'schen »Faust«*. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1880, S. 4-17.

mit türmenden Zinnen« usw. aufführen ließ. Die Musik war nicht sehr schön. Manchmal aber komponiert er sehr hübsch. »Neige du Schmerzensreiche« ist ihm wirklich in sehr hohem Grade gelungen.⁵

Demnach hatte Fürst Radziwill zu dieser Zeit den »Soldatenchor« aus der Szene *Vor dem Tor* und Gretchens Gebet vor der Mater dolorosa, die Szene *Zwinger*, vertont. Hinzu kam eine Vertonung von Gretchens Lied am Spinnrad (*Gretchens Stube*), wie einem Brief von Barthold Georg Niebuhr vom 28. September 1809 zu entnehmen ist. Niebuhr schreibt:

Einen Mitbewunderer des Faust habe ich an Fürst Radzivil gefunden, und seine Bewunderung bleibt nicht so unfruchtbar wie die meinige. Er hat sehr erschütternde Compositionen aller sangbaren Stellen gesetzt: doch kann ich mich noch nicht gewöhnen Gretchens Lied am Spinnrad für große Musik passend zu finden. Das heißt: eine höchst einfache wäre mir lieber. Ich freue mich seines feinen Sinns für jede Schönheit, obgleich er kein Deutscher ist.⁶

Im Jahr 1810 brachte die Zeltersche Sing-Akademie zu Berlin Fürst Radziwills Vertonung des Osterchors »Christ ist erstanden!« aus der Szene *Nacht* zur öffentlichen Aufführung.⁷ Spätestens in diesem Jahr erfuhr auch Goethe von Radziwills Bemühungen um seine Tragödie. Carl Friedrich Zelter teilte dem Freund in einem Brief vom 14. März 1810 mit: »[...] der Fürst Radziwil, der an dem Tage unter meinen Gästen war, [...] gibt sich nicht wenig Mühe Ihre Verse in Musik zu setzen und ist wirklich für einen Ausländer glücklich genug manchmal den rechten Ton zu treffen«.⁸ Gegen Ende des Jahres schrieb Bettina Brentano an Goethe:

Ich habe des Fürsten Razivil seine Musik aus dem Faust gehört. das Lied vom Schäfer ist so einzig lebendig, darstellend, kurz alle löbliche Eichenchaften be-sizend, daß es gewiß nimmer mehr so trefflich kann nachgemacht werden. denn das Chor »Drinne sitzt einer gefangen« – es geht einem durch Mark und Bein, daß ein Mensch so durchdrungne Imagination konnte haben. Das Chor der Geister, wo Faust einschlummert, ist auch von ihm componiert, sehr schön aber etwas Polnisch accentuirt, und muß so leicht vorgetragen werden wie fliegende Spinnweb in den Sommerabenden.⁹

5 Anna von Sydow (Hrsg.): *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*. Bd. 3: *Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst. Briefe aus Rom und Berlin-Königsberg 1808-1810*, S. 217 f. Siehe auch Franz Ulbrich: *Radziwills Privataufführungen von Goethes »Faust« in Berlin. Ein Abschnitt aus der Bühnengeschichte des Goetheschen »Faust«*. In: *Studien zur Literaturgeschichte*. Albert Köster zum 7. November 1912 überreicht. Leipzig 1912, S. 193-220; hier S. 196.

6 Dora Hensler: *Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde*. Bd. 1. Hamburg 1838, S. 426.

7 Vgl. Werner Bollert (Hrsg.): *Sing-Akademie zu Berlin. Festschrift zum 175jährigen Bestehen*. Berlin 1966, S. 30; Gottfried Eberle: *200 Jahre Sing-Akademie zu Berlin. »Ein Kunstverein für die heilige Muse«*. Berlin 1991, S. 111, 147.

8 Zelter an Goethe, 14.-20.3.1810 (MA 20.1, S. 229).

9 Bettina Brentano an Goethe, um Weihnachten 1810. In: *Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe*. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Leipzig 1927, S. 332.

Der Fürst hatte demnach auch Musik zum Lied der Bauern unter der Linde aus der Szene *Vor dem Thor* (»Der Schäfer putzte sich zum Tanz«) und zum Chor der Geister aus der Szene *Studirzimmer* mit den Worten »Drinnen gefangen ist einer!« und »Schwindet, ihr dunkeln / Wölbungen droben!« geschrieben.

Als Anton Fürst Radziwill Goethe am 1. April 1814 zum wiederholten Male in Weimar besuchte, bot er eigene *Faust*-Vertonungen dar. Darüber äußerte sich Goethe später in den *Tag- und Jahres-Heften* wie folgt:

Der Besuch des Fürsten Radziwill erregte gleichfalls eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische uns glücklich mit fortreißende Composition zu Faust ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen.¹⁰

Einen Tag nach dem Besuch schrieb Goethe an Knebel:

Gestern überraschte uns eine ganz besondere Erscheinung, Fürst Radziwill, der ein herrlich Violoncell spielt, selbst componirt, und zu diesem Bogeninstrumente singt. Es ist der erste wahre Troubadour der mir vorgekommen; ein kräftiges Talent, ein Enthusiasmus, ja, wenn man will, etwas Phantastisches, zeichnen ihn aus, und alles was er vorbringt, hat einen individuellen Charakter. Wäre seine Stimme entschiedener, so würde der Eindruck, den er machen könnte, unberechenbar seyn.¹¹

Das Erlebnis regte Goethe zu eigener Tätigkeit an. Wenige Tage nach dem Besuch schrieb er in sein Tagebuch: »Paralipomena zum Faust«.¹² Am 11. April 1814 sandte er zwei Szenen zu *Faust* mit einem Brief an den Fürsten, in dem er schrieb:

Ew. Durchlaucht geruhen, gegenwärtige kleine Sendung gnädig aufzunehmen, in Erinnerung jenes häuslichen Cirkels, dem Sie so unvergeßliche Stunden schenken wollen. Ich wünsche, daß die Scene des Gartenhäuschens, in ihrer gegenwärtigen Form, der Musik mehr geeignet seyn möge, als sie es bisher in ihrem Laconismus gewesen. Noch eine andere liegt bey, welche bestimmt ist der Gartenscene voranzugehen.¹³

¹⁰ *Tag- und Jahres-Hefte* für 1814 (WA I, 36, S. 88), geschrieben 1819(?). Vgl. auch Goethes Tagebucheintrag vom 1.4.1814: »Fürst Radziwil [...] Fürst Radziwil Musick« (WA III, 5, S. 101).

¹¹ Goethe an Knebel, 2.4.1814 (WA IV, 24, S. 213).

¹² Tagebuch, 4.4.1814 (WA III, 5, S. 102). – Bislang ist nicht abschließend geklärt, welche Partien Goethe damit meinte, und ob er sie erstmalig niederschrieb oder schon vorhandene Szenen umschrieb oder redigierte. Vgl. dazu Erich Schmidt in *Faust* (WA I, 14, S. 317) und Schillemeit (Anm. 4), S. 647.

¹³ Goethe an Anton Heinrich Fürst Radziwill, 11.4.1814 (WA IV, 24, S. 219–220); Warschau (Polen), Archiwum Głównie Akt Dawnych, Familienarchiv Radziwill, Teil XIII, Mappe 17, Nummer 24. – Der Brief umfaßt ein Blatt. Goethes eigenhändige Unterschrift ist nicht mehr vorhanden; sie wurde ausgeschnitten. Auf der Handschrift befinden sich Zusätze von späterer, jeweils unterschiedlicher Hand. Sie lauten: »aus d. Prinzen Schreibtisch in Berlin« und »die Unterschrift von Göthe ist herausgeschnitten / F Radziwill«.

Der Brief wurde von Friedrich Wilhelm Riemer geschrieben und liegt heute im Archiwum Główny Akt Dawny in Warschau. Wie aus ihm deutlich wird, handelt es sich bei den beiden Partien, die Goethe dem Brief beilegte, um eine Szene, die dem Aufzug *Ein Gartenhäuschen* vorangehen sollte, und um die Gartenhäuschen-Szene selbst. Die Szene, die vor dem Auftritt *Ein Gartenhäuschen* gespielt werden sollte, ist *Zwey Teufelchen und Amor*. Das geht aus dem Konzept zu Goethes Brief hervor. Das Konzept stammt von der Hand Karoline Ulrichs, der späteren Ehefrau Friedrich Wilhelm Riemers, und wird im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt. In ihm findet sich die folgende Regieanweisung: »Amor sollte bey der Vorstellung nach der Seite wegfliegen wo sogleich Gretchen und Faust hervortreten, die Teufelchen gegen die andere Seite hüpfen, um das entgegengesetzte Paar anzukündigen«. ¹⁴ Goethe übernahm diese Anweisung jedoch nicht in die Ausfertigung des Briefes, sondern ließ sie im Konzept streichen und in verändertem Wortlaut auf die an Radziwill gesandte Handschrift zu *Zwey Teufelchen und Amor* schreiben. ¹⁵ Daß sie tatsächlich auf der Handschrift und am Ende dieser Szene stehen, bezeugt Herman Grimm, dem die Abschriften und der Brief im Jahr 1875 bekannt waren. Sie befanden sich damals in Berlin im Besitz von Anton Fürst Radziwill (1833-1904), dem Enkel des Komponisten. Die szenische Anweisung auf der Beilage lautet dort: »Amor fliegt gegen die Seite, wo sogleich Faust und Gretchen hervortreten. Die Teufelchen hüpfen in die entgegengesetzte, wo später Mephistopheles und Martha herauskommen«. ¹⁶ Auch dem Redaktor von *Faust* in der Weimarer Ausgabe (WA), Erich Schmidt, lagen die beiden Abschriften vor dem Erscheinen des WA-Bandes im Jahr 1887 vor und sind dort von ihm beschrieben worden. Das Goethes Brief beigelegte Manuskript zur Szene *Zwey Teufelchen und Amor* umfaßte drei Blatt und wurde von Riemer in lateinischer Schrift geschrieben. ¹⁷ Auch bei der Szene *Ein Gartenhäuschen*, die Goethe an Radziwill schickte, handelt es sich um eine Abschrift von Riemers Hand. Sie besteht aus zwei Blatt und ist ebenfalls lateinisch geschrieben. ¹⁸ Der Verbleib dieser beiden Beilagen zu Goethes Brief war seither nicht mehr bekannt. ¹⁹ Er konnte jedoch bei der Erarbeitung des Gesamtinventars von Goethes Werkhandschriften ermittelt werden. Die

¹⁴ WA IV, 24, S. 375.

¹⁵ Es gibt eine weitere Stelle, in der die beabsichtigte Verbindung der beiden Szenen angezeigt wird. Sie findet sich in Paralipomenon 1 zum Radziwillschen *Faust*, wo nach dem Ende von »Sc[ene] 4 Gretchens Stube – Margarethe« und dem Anfang von »Sc[ene] 5. – Margarethe Faust« das Wort »Combination« notiert ist. Erich Schmidt schrieb: »Combination [...] wird die Verbindung mit ›Gartenhäuschen‹ und Teufelchenszene als ein nachträglicher Einfall andeuten« (WA I, 14, S. 316).

¹⁶ Vgl. H. Grimm: [Brief Goethes an den Fürsten Radziwill]. In: Preußische Jbb. XXXV (1875), S. 4, mit Hinweis auf die Bestimmung dieser Szene für das Theater und als Paralipomenon zum zweiten Teil von *Faust*.

¹⁷ Das Manuskript ist in WA I, 14, S. 241-245, gedruckt und wurde ebd., S. 318 (unter 3.), mit H bezeichnet.

¹⁸ Ebd., S. 319 f. Diese Handschrift wurde als H² sigliert.

¹⁹ Vgl. Anne Bohnenkamp: »... das Hauptgeschäft nicht außer Augen lassend«. Die Paralipomena zu Goethes »Faust«. Frankfurt a. M. 1994, S. 250, zur Szene *Zwey Teufelchen und Amor*.

zwei Handschriften liegen wie der Brief Goethes vom 11. April 1814 im Archiwum Głowne Akt Dawnych in Warschau.²⁰ Goethes Brief an Fürst Radziwill ist außerdem zu entnehmen, daß zu der Gartenhäuschen-Szene eine frühere Fassung existierte, die mehr »Laconismus« enthielt als die Fassung, die Goethe an den Fürsten sandte. Zu dieser früheren Fassung der Gartenhäuschen-Szene ist jedoch kein Textzeuge überliefert, so daß über sie keine Aussagen getroffen werden können.

Sieben Jahre später, am 10. September 1821, wandte sich der Schauspieler und Regisseur Pius Alexander Wolff aus Berlin mit einem Brief an Goethe, in dem er schrieb:

S^r Durchlaucht der Fürst Radziwill trugen mir auf, Ew Excellenz in ihrem Namen nachstehende Bitte vorzutragen. Bey der schnellen Abreiße S^r Durchlaucht und dem hastigen Einpacken des Kamedieners ist die Scene aus dem Faust zwischen den kleinen Teufeln und dem schlafenden Amor, mit der darauf folgenden welche Ew. Excellenz dem Fürsten zur Composition eingerichtet haben, verlegt worden, und da S^r Durchlaucht während ihres jetzigen Aufenthaltes in Posen sich mit Vorbereitungen zu der Scenendarstellung des Fausts für künftigen Winter beschäftigen, und diese beyden Manuscripte unentbehrlich sind, so würden Ew. Excellenz den Fürsten sehr verbinden, wenn Hochdieselben die Gnade hätten mir dieser beyden Scenen Abschrift zukommen zu lassen, damit ich sie ungesäumt nach Posen senden könnte.²¹

Goethe antwortete Wolff am 23. September 1821:

Ihr lieber Brief, mein Werthester, hat mich bey meiner Rückkehr aus den böhmischen Bädern freundlichst empfangen, und es freut mich immer, wenn ich dem Kreise, woher mir soviel Angenehmes kam und kommt, irgend etwas Gefälliges erwidern kann. Empfehlen sie mich daher schönstens dem durchlauchtigsten fürstlichen Paare bey Übersendung inliegender Abschriften.²²

Diese beiden Abschriften zu *Zwey Teufelchen und Amor* und *Ein Gartenhäuschen*, die Goethe seiner Antwort beilegte, sind erhalten geblieben, waren aber bislang nicht bekannt. Sie wurden im Januar 2005 bei der Suche von Werkhandschriften Goethes außerhalb des Goethe- und Schiller-Archivs ebenfalls im Archiwum Głowne Akt Dawnych (Hauptarchiv Alter Akten), Familienarchiv Radziwill, in Warschau gefunden.²³ Beide Handschriften sind in lateinischer Schrift

20 Warschau (Polen), Archiwum Głowne Akt Dawnych, Familienarchiv Radziwill, Teil XIII; Kasten 16, Mappe 24.

21 Pius Alexander Wolff an Goethe, 10.9.1821 (GSA 28/1003, St. III). Wolff war mit Fürst Radziwill vermutlich im April 1814, als dieser Goethe besuchte, bekannt geworden und stand mit ihm in Verbindung (vgl. Max Martersteig: *Pius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte*. Leipzig 1879, S. 112). Von Wolff und Riemer rührt der Plan her, *Faust* aufzuführen; vgl. Goethes *Tag- und Jahres-Hefte* für 1812 (WA I, 36, S. 75).

22 Goethe an Pius Alexander Wolff, 23.9.1821 (WA IV, 35, S. 94 f.).

23 Warschau (Polen), Archiwum Głowne Akt Dawnych, Familienarchiv Radziwill, Signatur wie oben, Anm. 20. – Wir danken vielmals Herrn Sven Jonek (Besigheim), der nach dem Verbleib etwaiger Briefe Anton Fürst Radziwills an Goethe anfragte und damit die Suche im Archiwum Głowne Akt Dawnych in Warschau anregte.

geschrieben worden und stammen von Johann August Friedrich Johns Hand. Auch das Konzept von Goethes Antwort an Pius Alexander Wolff, das sich im Goethe- und Schiller-Archiv befindet, und vermutlich auch die Ausfertigung wurden von John geschrieben,²⁴ ein Umstand, der bestätigt, daß es sich bei den in Warschau neu aufgefundenen Manuskripten von Johns Hand tatsächlich um die im Jahr 1821 an Wolff gesandten Abschriften handelt. Entsprechend liegen die Dinge bei den Manuskripten, die Goethe am 11. April 1814 für Fürst Radziwill anfertigen ließ. Sie wurden wie der sie begleitende Brief von Riemer geschrieben. Die Warschauer Abschriften Johns liegen in demselben Teil des Familienarchivs Radziwill wie der Brief Goethes an Radziwill vom 14. April 1814 und die Abschriften, die von Riemer geschrieben wurden. Die Vermutung liegt nahe, daß die Abschriften Johns dem Brief nachträglich beigelegt worden sind, und zwar als Ersatz für die beiden ursprünglichen, verlorengegangenen Abschriften von Riemers Hand aus dem Jahr 1814, die erst später, möglicherweise von Anton Fürst Radziwill selbst, wiedergefunden worden sind.

Neben den Warschauer Handschriften von Riemers und Johns Hand existieren zu beiden Szenen noch zwei weitere Abschriften, die sich im Goethebestand des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar befinden. Das hier aufbewahrte Manuskript zu der Szene *Zwey Teufelchen und Amor*, bestehend aus drei Blatt, wurde von Goethes Sekretär Friedrich Theodor David Kräuter geschrieben und von Johann Peter Eckermann mit der Überschrift *Zu Faust* versehen.²⁵ Es enthält Korrekturen von Karl Wilhelm Götting, der für Goethe als Redaktor für die Ausgabe letzter Hand tätig war. Die Handschrift diente als Druckvorlage für diese Ausgabe.²⁶ Goethe nahm die Szene im Jahr 1828 in Band 4 der Ausgabe auf und ordnete sie in die Gruppe *Dramatisches* als Anhang zu *Faust I* ein.²⁷ In der Weimarer Ausgabe wurde der Text dann entsprechend als Anhang zum ersten Teil von *Faust* unter der Überschrift *Zu Faust* gedruckt.²⁸

Die in Weimar liegende Handschrift zur Szene *Ein Gartenhäuschen* wurde von den Herausgebern der Weimarer Ausgabe mit H¹ bezeichnet. Sie stammt von der Hand Riemers und umfaßt zwei Blatt.²⁹ Die zweite Handschrift zu dieser Szene ist die in der Weimarer Ausgabe mit H² bezeichnete Abschrift Riemers, die jetzt wiedergefunden wurde (siehe oben). Hinzu kommt nun die Warschauer Abschrift von Johns Hand. Zwischen ihr und H¹ sind lediglich geringfügige Abweichungen fest-

24 Das Konzept liegt unter GSA 29/26, Bl. 218. – Wo die Ausfertigung des Briefs, die sich im Jahr 1906 in Privatbesitz befand (vgl. WA IV, 35, S. 332, zu Nr. 65), verblieben ist, ist nicht bekannt (vgl. J. W. Goethe. *Briefrepertorium*. Hrsg. von der Klassik Stiftung Weimar, <http://ora-web.swkk.de:7777/swk-db/goerep/index.html>).

25 GSA 25/W 13,5, Bl. 152–154, WA: ohne Sigle, I, 14, S. 318.

26 Vermerkt sei ein Schreibfehler. In Kräuters Abschrift (ohne Sigle, WA I, 14, S. 318) und in Bd. 4 der Ausgabe letzter Hand (C¹) lautet der Vers 56: »Und Hirt und König ist beglückt«. Dagegen ist an der gleichen Stelle in der Warschauer Abschrift Johns zu lesen: »Und Hirt und König ist entzuckt«. »Entzuckt« ist ein Versehen; das Wort erscheint bereits drei Verse zuvor in Vers 53 (»Dann ist der Gott zum Gott entzückt«).

27 Vgl. C¹ Bd. 4 (1828), S. 220–224.

28 WA I, 14, S. 239–245.

29 GSA 25/XVII,1,10, vgl. WA I, 14, S. 319.

zustellen, die ausschließlich die Interpunktion betreffen. Noch weniger Unterschiede sind im Verhältnis der beiden Abschriften Riemers, H¹ und H², festzustellen, die beinahe identisch sind. Im Unterschied zu *Zwey Teufelchen und Amor* nahm Goethe die Gartenhäuschen-Szene nicht in die Ausgabe letzter Hand auf, wohl, weil sie ihm weniger bedeutsam schien.³⁰

Die Handschriften, die Goethe an Fürst Anton Radziwill sandte, sind vermutlich wie der Brief aus dem Besitz der Familienangehörigen des Fürsten in verschiedene Archive und Bibliotheken in Polen und Weißrußland gelangt. Nach Auskunft der Archivverwaltung Warschau befindet sich das Familienarchiv der Radziwill heute in drei Bibliotheken in Polen sowie zwei Archiven in Polen und Weißrußland. Bei den Bibliotheken handelt es sich um die Biblioteka Kornicka der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Kornik, die Wissenschaftliche Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Krakau und die Bibliothek der Raczyński in Poznań. Der Hauptteil des Familienarchivs wird jedoch im National Historical Archive of Belarus in Minsk (Weißrußland) und in oben genanntem Archiwum Głowne Akt Dawnych in Warschau aufbewahrt.³¹ Von einer zukünftigen wissenschaftlichen Auswertung der Nachlaßteile der Familie Radziwill in den genannten Archiven sind weitere interessante Forschungsergebnisse zum Wirken von Anton Fürst Radziwill zu erwarten.

30 Die Szene wurde erstmals in Fürst Radziwills *Compositionen zu Göthe's »Faust«* im Jahr 1835 gedruckt.

31 Vgl. auch Teresa Zieliński: *Archiwum Głowne Akt Dawnych w Warszawie. Informator o zasobie* [Bestandsverzeichnis, mit deutscher Inhaltsübersicht auf S. 297-302]. Warszawa 1992, S. 195-211 (Archiwum Warszawskie Radziwiłłów), S. 198: Dz. XIII »Archiwum familijne sekretne« (Geheimes Familienarchiv).

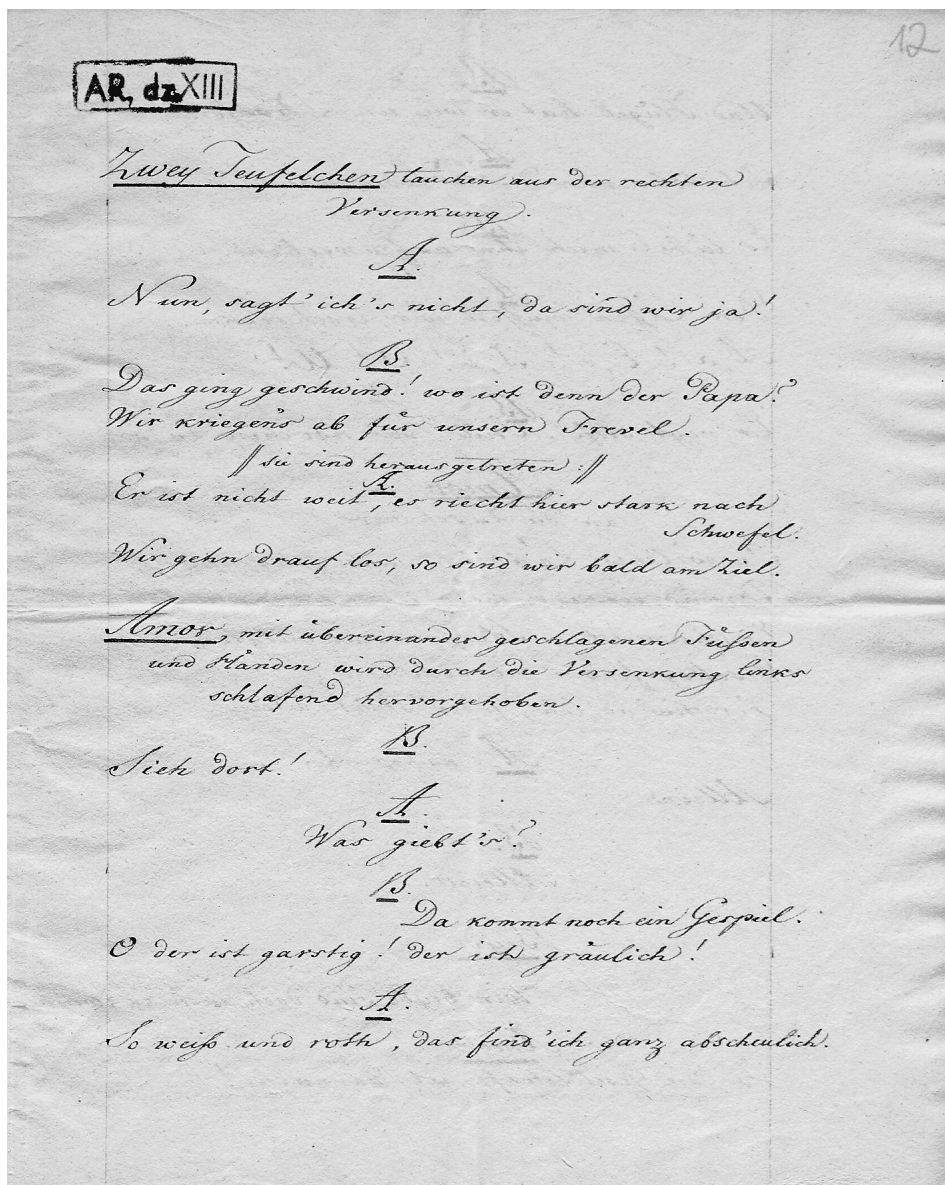


Abb. 5

Beginn der Szene *Zwey Teufelchen und Amor*
 in Abschrift von Friedrich Wilhelm Riemer
 (Beilage zum Brief Goethes an Anton Fürst Radziwill vom 11. April 1814)

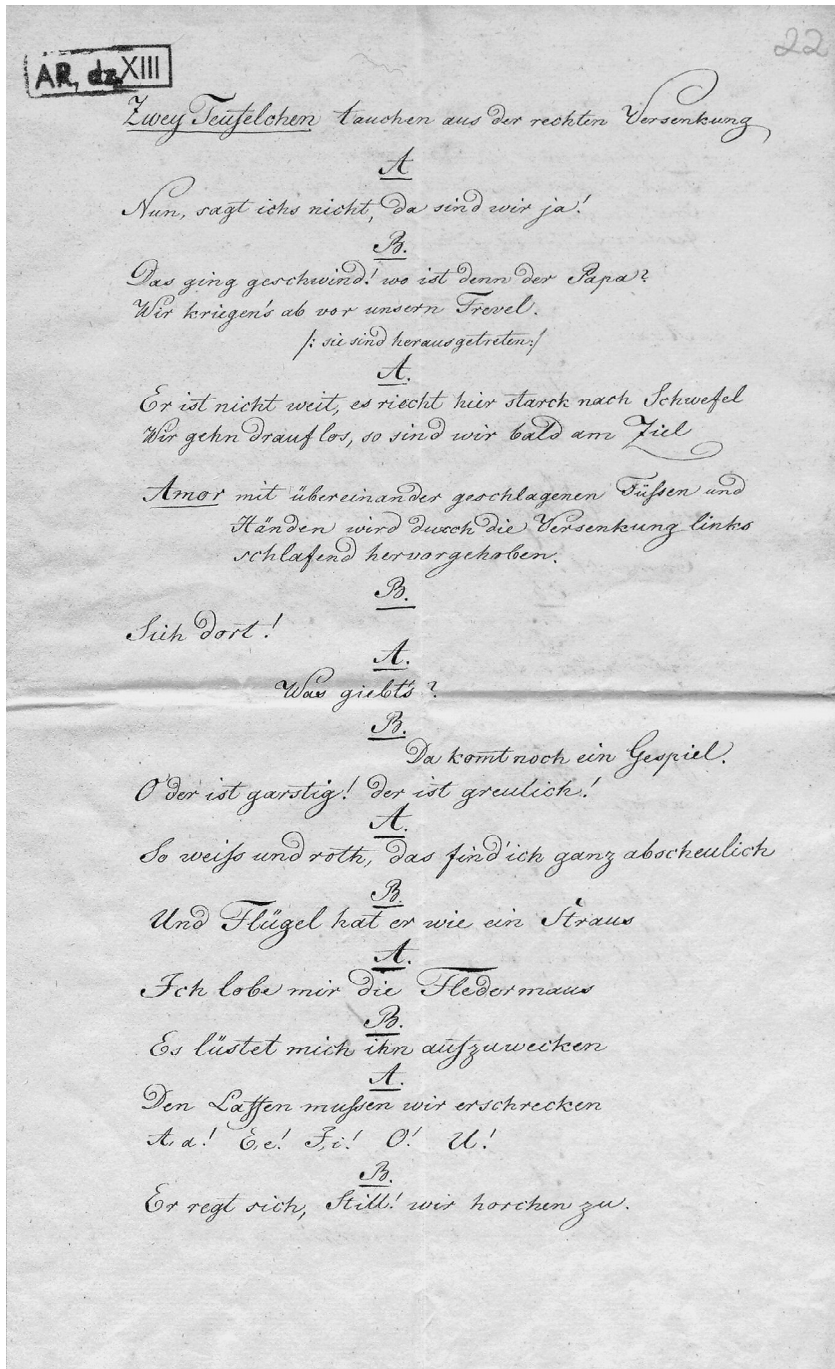


Abb. 6

Beginn der Szene Zwey Teufelchen und Amor
in Abschrift von Johann August Friedrich John
(Beilage zum Brief Goethes an Pius Alexander Wolff vom 23. September 1821)

HOLGER VIETOR

Das Hexen-Einmaleins – der Weg zur Entschlüsselung

Goethe läßt in *Faust I* in der Szene *Hexenküche* aus einem großen Buch mit großer Emphase deklamieren:

HEXE:

Du mußt verstehn!
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach gleich,
So bist Du reich.
Verlier die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexen-Einmaleins.

FAUST:

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.
(HA 3, S. 82, V. 2540-2553)

Vor einiger Zeit hat sich mir ergeben, daß dies eine präzise Anleitung ist, wie die Zahlenfolge 1 bis 10 so umgewandelt werden kann, daß sich das »echte« magische Quadrat mit $3 \times 3 = 9$ Feldern und 8 Summenwerten von 15 ergibt.

Meine Annahme, daß dies weithin bekannt sei, hat sich nicht bestätigt. Die meisten Kommentatoren sprechen von nur bedeutungsloser Zahlenmystik, wovon ich mich kürzlich in der Buchhandlung am Goetheanum überzeugt habe.

Ernst Bindel schreibt in seinem Buch *Die geistigen Grundlagen der Zahlen* (Stuttgart 1958, 62003) wohl von einem magische Quadrat, kann aber das echte nicht finden, bei dem die 3 waagerechten Zeilen, die 3 senkrechten Spalten und die 2 Diagonalen jeweils die gleiche Summe ergeben.

Weiter sind auch Bruno Lehmann (Wiesbaden 1932) und der von Bindel zitierte Ferdinand Maack (*Talisman Turc* 1926) nicht gekommen: jeweils *eine* Diagonale ergibt *nicht* die Summe 15.

Goethe selbst hat den Schlüssel auch nicht preisgegeben, wie aus einem Brief an Zelter hervorgeht. Als Goethes Quelle wird zweifelsfrei das Werk des Agrippa von Nettesheim *De Occulta Philosophia* (Köln 1510) angenommen. Für Goethe sei

bestimmend gewesen, daß das dem Saturn geweihte Planetensiegel mit 9 Feldern als ältestes magisches Quadrat im Jahre 2637 v. Chr. von dem chinesischen Kaiser Fouhi visionär geschaut worden ist.

Für den interessierten Leser hier die »Anleitung«, wie ich sie verstehe:

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10		

Du mußt verstehn!

Aus Eins mach Zehn,

Es heißt nicht, 1 ist 10 oder aus 1 wird 10, sondern aus 1 mach 10. Für dieses Tun muß ich 9 aufwenden, also 9 statt 1 einsetzen. Die freigewordene 1 schiebe ich zunächst ans Ende.

	9	2	3	4	5	6	7	8	9	10	1	

Und Zwei laß gehen,
Und Drei mach gleich,
So bist du reich.

bedeutet: keine Änderung.

Verlier die Vier!

Wenn ich etwas verliere, bleibt es hinter mir zurück, also bleibt es hinter dem Anfang der Zahlenreihe, die jetzt dies Bild hat:

4	9	2	3		5	6	7	8	9	10	1	

Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:

Das Machen kann ich hier als Verändern in der Zahlenreihe verstehen. Auf die Plätze von 5 und 6 sollen 7 und 8 gesetzt werden. Die 5 kann ich auf den freigewordenen Platz der 4 schieben, die 6 kommt vorerst ans Ende.

4	9	2	3	5	7	8			9	10	1	6

Und Neun ist Eins,

Aus der 9 wird die zurückgestellte 1.

Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexen-Einmaleins.

Also entfällt die 10.

4	9	2	3	5	7	8			1			6

Die 1 und 6 können anschließen, und die fertige Reihe sieht so aus:

4	9	2	3	5	7	8	1	6				

Wird die Reihe als Quadrat geschrieben, ist der magische Auftrag der Hexe erfüllt:

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Alle 8 Summen ergeben 15, es ist das »echte« magische Quadrat mit 9 Feldern aus den Zahlen 1 bis 9. Der Zaubertrank für Fausts Verjüngung kann gelingen. Jetzt wäre Fausts Kommentar vielleicht nicht mehr: »Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber«.

*Entgegnung zu Günter Jerouschek:
Skandal um Goethe? In: GJb 2004, S. 253-260*

Sehr geehrte Kollegen Frick und Golz, sehr geehrte Frau Kollegin Zehm,

es war zu erwarten, daß die Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs bei der Besprechung der Quelleneditionen zu den Kindesmordfällen einem Rezensenten das Wort erteilen, der Goethe von allem Geruch von Schuld zu befreien sucht. Ich will nicht darauf eingehen, daß es allmählich grotesk wird zu leugnen, daß für alle Weimarer Beteiligten 1783 hinter der Frage der Abschaffung der Todesstrafe für Kindesmord die Frage der Hinrichtung oder Begnadigung von Johanna Höhn stand; der Herzog hatte den Zusammenhang im Mai 1783 ja ausdrücklich hergestellt, und er verfügte unmittelbar nach dem letzten (Goethes) Votum seiner drei Geheimräte die Beibehaltung der Todesstrafe für Kindesmord und die Hinrichtung von Johanna Höhn. Aus dem Fehlen des Namens Höhn in zwei Voten (von Fritsch und Goethe) abzuleiten, Goethe habe zur Frage der Hinrichtung von Höhn keine Stellung genommen, ist abstruse Sophisterei.

Mein Anliegen ist, sachliche Fehler in der Kritik von Günter Jerouschek an meinen Thesen¹ zu beanstanden:

1. Jerouschek behauptet gegen mich, der Berichterstatter Eckardt habe im Höhn-Urteil »von vornherein« darauf verzichtet, »die Sackstrafe überhaupt zu erwähnen« (S. 256).

Im Urteilstext heißt es: »Inquisitin [...] mithin sogar zur ordentl[iche]n Strafe *des lebendigen Begrabens u. Phälens oder Säckens* hinlängl[ich] qualificiret wäre« (Scholz, S. 75 f.; Hervorhebung R. Sch.).

2. Jerouschek behauptet gegen mich: Daß der Schöppenstuhl den Tatvorsatz verneint habe, davon finde »sich aber im Urteil kein Wort« (S. 256).

Im Urteil heißt es: »[...] in Rücksicht, daß deren [Johanna Höhns] Vorgeben, wie sie ihre Schwangerschaft oder wenigstens ihre so nahe Niederkunft noch nicht vermuthet, einige Wahrscheinlichkeit hat u. deshalb, zu Umgehung der sonst in dergl[eiche]n Fall zuerkennenden Marter, lieber auf die geringere auf den *nicht vorher, sondern erst bey der Geburt* beschlossenen Kindsmord« (Scholz, S. 76; Hervorhebung R. Sch.). Das Gericht folgt hier dem Verteidiger, der gesagt hat, »der Vorsatz zu ermorden gänzlich ermangele« (Scholz, S. 75 – Maria Altwein dagegen hatte schon Monate vor der Geburt die Tötung des Neugeborenen beschlossen).

1 Rüdiger Scholz (Hrsg.): *Das kurze Leben der Johanna Catharina Höhn. Kindesmorde und Kindesmörderinnen im Weimar Carl Augusts und Goethes*. Würzburg 2004, 180 S.

3. Jerouschek behauptet gegen mich, das Votum von Schnauß befinde sich »völlig im Einklang mit dem Urteil des Schöppenstuhls, und von einer Voreingenommenheit, die Scholz Schnauß deswegen unterstellt (ebd.), kann keine Rede sein« (S. 256).

Im Votum von Schnauß heißt es: »[...] die Höhnin, welche ohnehin nicht die geringste Entschuldigung *ihrer mit rechten Bedacht verübten Grausamkeit* vor sich hat« (Scholz, S. 86; Hervorhebung R. Sch.). Das steht im Widerspruch zur Urteilsbegründung, wie in Punkt 2. dargelegt. Die Urteilsbegründung zeigt auch, daß Johanna Höhn die Nabelschnur mit einem Messer durchtrennte und aus einem Impuls heraus, in einem Anfall von Panik, zustach (Scholz, S. 73).

4. Jerouschek behauptet, infolge einer Fehllesung bleibe mir »der Duktus des Votums [von Fritsch] verschlossen«.

Richtig ist: Ich habe den blassen Kringel als Teil eines Fragezeichens in der Handschrift übersehen und transkribiert: »Quaestio an.«. Ich las »an.« als Abkürzung, die ich in »animi« auflöste. Richtig steht in der Handschrift: »Quaestio an?«, das heißt: »die Frage ob« – und der Satz läßt keinen Zweifel daran, daß es sich um die Frage handelt, ob die Todesstrafe bei Kindesmord abgeschafft werden soll: »Also kann nun, da die Quaestio an? beynahe entschieden zu sein scheint, bloß davon die Frage seyn, welche Strafe der zeitherigen zu substituieren seyn möchte?« (Scholz, S. 82).

Nun habe ich meine – falsche – Transkription »Quaestio an.« in einer Fußnote erklärt mit: »die zur Entscheidung anstehende Frage« (Scholz, S. 82). Das aber ist sachlich genau richtig.

5. Nur ergänzend merke ich an, daß weder nach damaligem noch nach heutigem Recht ein Gericht eine Frau wegen Mordes oder Totschlags verurteilen kann, die behauptet, ihr Kind sei tot geboren, wenn sich keinerlei Beschädigungen des toten Kindes feststellen lassen und auch sonst die Frau glaubwürdig ist. Das aber war bei Maria Rost der Fall (Scholz, S. 99–101). Jerouscheks Rechtskonstruktion auf den Seiten 259 und 260 geht von einem falschen Tatbestand aus. Hinzu kommt, daß die Strafe auf verheimlichte Schwangerschaft in Sachsen-Weimar bei Totgeburt, ohne Beweis der Ermordung, zur damaligen Zeit – seit der Verfügung vom 17. Juli 1752 – zehn Jahre Zuchthaus betrug, nicht aber lebenslänglich, wie der Herzog verfügte (Scholz, S. 32). Es scheint mir angemessen, aufgrund der gerichtlich festgestellten Tatbestände das Urteil »lebenslänglich« als dubios zu bezeichnen.

Ich bitte darum, meine Richtigstellung im nächsten Goethe-Jahrbuch abzudrucken. Der Abdruck ist zwingend geboten, weil Günter Jerouschek durch objektiv sachlich falsche Behauptungen meine wissenschaftliche Reputation beschädigt hat.

Mit freundlichem Gruß
gez. Rüdiger Scholz

Freiburg, den 22. Juni 2005

Erwiderung auf Rüdiger Scholz

Wenn Rüdiger Scholz wähnt, es sei zu erwarten gewesen, daß die Herausgeber einen Rezensenten wählen würden, »der Goethe von allem Geruch von Schuld zu befreien« suche, so möge der Leser meines Beitrags sich selbst ein Urteil bilden, ob meine Ausführungen zur Unterstellung einer solchen Strategie überhaupt taugen. Weder leugne ich, und schon gar nicht »grotesk«, daß der Fall Höhn den Anlaß für die herzogliche Initiative samt dem Votierungsbegehren an Regierung und Geheimen Rat bildete, noch geht es mir darum, irgend jemanden zu salvieren, anzuklagen oder über ihn zu richten. Sicher spielen Sympathien und Antipathien bei allen, auch beim nachschaffenden Wissenschaftler, eine Rolle und gibt es Motive und Interessen, jedoch sollten wir diesen so redlich wie möglich in uns nachspüren, um nicht über alle wissenschaftlichen Stränge zu schlagen.

Ich habe am Ende meines Beitrags angedeutet, daß Scholz sich schlicht und einfach mit dem von ihm traktierten Gegenstand zu wenig auskennt, um wissenschaftlich mit ihm angemessen umgehen zu können. Seine Erwiderung unterstreicht diesen Eindruck.

Manchmal ist es so – in Literatur- und Geschichtswissenschaft nicht anders als in der Juristerei –, daß es auf zwei Worte ankommt. Und vorliegend kommt es nicht einmal so sehr auf das Fehlen des Namens Johanna Catharina Höhn in den Voten von Fritsch und Goethe an als vielmehr auf den Kontext, in dem das Fehlen zu stehen kommt. Carl August hatte dem Geheimen Consilium zwei Fragen zur Votierung gestellt: einmal die nach einer Reformation des Kindsmordsstrafrechts, für die der Herzog eine gewisse Neigung zum Ausdruck brachte, die bislang von Gesetzes wegen regulär vorgesehene Todesstrafe abzuschaffen und durch lebenslanges verschärftes Zuchthaus zu ersetzen, und sodann auf die nach der im aktuell anstehenden Fall Höhn zu verhängenden Strafe. Zur ersten Frage äußerten sich alle drei Räte, Fritsch, Schnauß und Goethe, eindeutig und *expressis verbis* abschlägig: Fritsch ganz entschieden in seinem Hauptvotum, dem er für den – zu Unrecht unterstellten – Fall, daß der Herzog die Frage nach dem »An?«, »Ob« der Abschaffung der Todesstrafe bereits positiv entschieden habe, noch ein Hilfsvotum anschloß. Zur zweiten Frage nahmen zwei Räte, Fritsch und Goethe, da nicht in ihr Portefeuille fallend, erst gar nicht Stellung. Schnauß hingegen monierte die Unzuständigkeit, glaubte aber dem Wunsch des Herzogs nachkommen zu müssen und votierte in beiden Fragen auf Beibehaltung der Todesstrafe, im Fall Höhn mit der Erwägung, Schuldminderungsgründe für ihre »mit rechten Bedacht verübten Grausamkeit«¹ seien nicht ersichtlich. Er stellte freilich dem Herzog anheim, von

¹ »Das Kind in meinem Leib«. *Sittlichkeitsdelikte und Kindsmord in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August. Eine Quellenedition 1777-1786*. Hrsg. von Volker Wahl, mit einem Nachwort von René Jacques Baerlocher. Weimar 2004, S. 106.

seinem Begnadigungsrecht Gebrauch zu machen, zumal in Fällen, wo solche in Betracht kämen.

Fritsch und Goethe haben im Fall Höhn nicht votiert und damit, wenn man so will, dem Recht seinen Lauf gelassen. Daß Goethe hierzu nun einmal keine Stellungnahme abgegeben hat – das als »abstruse Sophisterei« abzutun ist zwar polemisch, aber sachlich haltlos. Interessant dabei ist ja nicht seine eindeutige Haltung in dieser Frage, sondern vielmehr seine Unentschiedenheit, sein Lavieren, um sich nicht festlegen zu müssen, seine hochgradige Ambivalenz, aus der heraus er sich bis zuletzt um eine eindeutige Stellungnahme herumzudrücken suchte. Damit, daß das Todesurteil »denen Rechten überall gemäß«² ergangen sei, hat er sich im Geheimen Consilium letztendlich auch abgefunden, und *de lege lata* stimmte das ja auch.

Ich komme zu den Vorwürfen im einzelnen:

Zu 1.:

Die beanstandete Passage, von der ich nicht zu erkennen vermag, inwiefern sie eine gegen Scholz gerichtete Behauptung enthielte, bezieht sich ersichtlich auf den etwas anders lautenden Urteilsvorschlag des Schöppenstuhl-Consiliums im Fall Altwein, wo abschließend alternativ auf die *poena ordinaria* der Sackstrafe angetragen wird, dem Herzog aber eine Begnadigung zur Schwertstrafe, eine seinerzeit verbreitete Gnadenrhetorik, anheimgestellt wird. Im Fall Höhn hingegen wird aus Gründen, auf die ich zurückkomme, die Möglichkeit der *poena ordinaria* erst gar nicht mehr erwogen, sondern gleich auf die Schwertstrafe angetragen. Erwähnung findet die *poena ordinaria* gemäß Artikel 131 der *Peinlichen Gerichts-Ordnung* Kaiser Karls V. von 1532 (PGO) lediglich in den Gründen, wo das Gericht ihre Anwendbarkeit mit der seinerzeitigen herrschenden Meinung aber gerade ablehnt und sie folgerichtig als mögliche Alternative auch nicht mehr aufgreift. Es ging mir hier um den juristischen Unterschied beider Fälle, der sich markant auch im Urteilsvorschlag ausdrückt.

Zu 2.:

Zu diesem Einwand ist es offenbar nötig, etwas auszuholen. Das gemeine Recht unterschied, wie auch das heutige Recht, mehrere Formen des Vorsatzes, fachsprachlich *dolus* genannt: Die intensivere Form war der sogenannte *dolus malus*, in der Terminologie der Carolina der »böse Vorsatz«, der das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit einschloß. Eine gesteigerte Form dieses Vorsatzes war der sogenannte Vorbedacht, die *praemeditatio*. Hier hatte der Täter die Tat kalten Mutes vorab geplant. Das Erfordernis des Vorbedachts unterschied im gemeinen Recht den Mord vom Totschlag: Nur der planvoll verübte, prämeditierte Totschlag galt als Mord und wurde verschärft bestraft. Der situativ in der »Hitze des Gefechtes« verübte Totschlag hingegen wurde mit der gemilderten Schwertstrafe bestraft, zugute gehalten wurde dem Täter die affektive Aufwallung. Vorsatz war aber auch für den einfachen Totschlag erforderlich, nur eben kein darüber hinausgehender Vorbedacht. Darüber sind wir sogar anhand der Entwurfsberatungen zur *Consti-*

2 Ebd., S. 107.

tutio Criminalis Carolina unterrichtet, als die Kommission darüber zu befinden hatte, ob man den einfachen Totschlag im Unterschied zum Mord als »unvorsetzlich« bezeichnen sollte. Zu Recht wurde davon abgesehen, weil man sich darauf verständigte, daß auch der einfache Totschlag, regelmäßig der im Affekt begangene, Vorsatz voraussetzte und nicht mit Fahrlässigkeit zu verwechseln sei. Diese Unterscheidung wurde in der Folge auch auf den Kindsmord übertragen mit der Konsequenz, daß nur der schon vor der Geburt geplante Kindsmord mit der *poena ordinaria* zu bestrafen war, der gelegentlich der Geburt gefaßte Entschluß aber strafgemildert mit der Schwertstrafe.

Genau diese Differenzierung kehrt in den beiden Urteilen wieder: Im Fall Altwein war das Gericht zur Auffassung gelangt, die Täterin habe den Entschluß zur Tötung ihres Kindes schon sechs Wochen vor der Tat gefaßt, während es im Fall Höhn zugunsten der Täterin unterstellte, sie habe den Entschluß erst bei der Geburt gefaßt. Damit ersparte man Johanna Höhn die Tortur zum Nachweis des Vorbedachts und konnte gleich auf die mildere Schwertstrafe antragen. Selbstverständlich hatte das Gericht aber den einfachen Vorsatz bejaht und war nicht, wie von Scholz gewöhnt, der Defensionsschrift, die für die Verneinung des Vorsatzes plädierte, gefolgt. Überdies las das Gericht dem Advokaten in auch für damalige Verhältnisse brüsker Form für seine mangelnden Rechtskenntnisse die Leviten.

Scholz erkennt hier den Urteilsaufbau, der die Argumente der Verteidigung referierte, um sie sodann zu würdigen und größtenteils zu widerlegen. Scholz wechselt den Referatteil des Urteils mit der Ansicht des Gerichts, das den Vorsatz im vorletzten Abschnitt ausdrücklich bejahte: daß zwar »kein vor der Geburt gefaßter Vorsatz beizumessen seyn möchte, sie aber doch von einem solchen, den sie bey der Geburt oder gleich nach derselben gefaßt und auch zur Ausübung gebracht, unmöglich freyzusprechen«.³

Zu 3.:

Der Einwand erledigt sich mit meinen Ausführungen zu 2. Schnauß bezieht sich bei seiner Verneinung von Entschuldigungsgründen, die die Strafe mildern könnten, auf die grausame Tat, nicht auf einen von ihm etwa erwogenen Vorbedacht. Er pflichtet damit dem Urteil bei, das auf einen vorsätzlichen, nicht prämeditierten Kindsmord erkannt hatte, und von einem Widerspruch zum Urteil und damit auch von einer Voreingenommenheit kann keine Rede sein. Offenbar hat Scholz keinen Begriff vom Verhältnis von Vorsatz und Affekt.

Zu 4.:

Hier kann ich nur meine Ausführungen im beanstandeten Beitrag wiederholen: Wie kann Scholz, wenn er den in Haupt- und Hilfsvotum untergliederten Aufbau des Votums von Fritsch verstanden hätte und Fritschs Hauptvotum eindeutig auf Beibehaltung der Todesstrafe lautete, Goethes Votum als »Zünglein an der Waage« bezeichnen? Wie eingangs vermerkt, hatten sich Fritsch und Schnauß für die Beibehaltung der Todesstrafe ausgesprochen, und auf Goethes Stimme wäre es, wenn man allein auf die Mehrheitsverhältnisse im Consilium abstellte, überhaupt nicht

3 Ebd., S. 101.

mehr angekommen. »Zünglein an der Waage« hätte Goethes Votum aber nur sein können, wenn man die Aussage des Votums von Fritsch in ihr Gegenteil verkehrt.

Zu 5.:

Es ist Scholz unbenommen zu glauben, weder nach damaligem noch nach heutigem Recht hätte im Fall Rost verurteilt werden können. Der Jenaer Schöppenstuhl hat das nun einmal anders gesehen als Scholz und die Belastungsindizien für stärker gehalten als die entlastenden, was nach Artikel 28 der *Peinlichen Gerichts-Ordnung* und gemeinem Recht die Folter rechtfertigte: Insbesondere seien dies die Verheimlichung und – zur Rede gestellt – Ableugnung der Schwangerschaft, das heimliche Gebären und Beseitigen des Kindes, widersprüchliche Aussagen bezüglich dessen, ob das Kind tot oder lebendig gewesen sei, das Bedecken des Kindes mit einem 24-25pfündigen Stein und das medizinische Gutachten, das von einem lebenden Kind und einem gewaltsamen Tod ausgehe. Angesichts dieser im *Tortur-interlokut* angeführten Gründe fragt man sich, wovon Scholz überhaupt redet.

In einem solchen Fall sollte das gemeinrechtlich zur Verurteilung zur Todesstrafe erforderliche Geständnis in einem artikulierten Verhör mittels Folter, hier Daumenschrauben, erzwungen werden können. Nun war der Herzog offenbar kategorischer Foltergegner, andererseits aber von der Schuld der Inquisitin so überzeugt, daß er aufgrund des sehr schweren Verdachts – Verdacht heißt hier gemäß Artikel 69 der *Peinlichen Gerichts-Ordnung* »nicht aufgrund zweier Zeugen und / oder Geständnisses überführt«⁴ – auf eine im Vergleich zur Todesstrafe strafgemilderte Verdachtsstrafe lebenslangen Zuchthauses erkannte. Das Schöppenstuhl-Urteil wiederum entsprach exakt den Vorgaben des gemeinen Rechts.

Irgendwie empfand ich es als müßig, mich mit den durchweg substanzlosen Einwänden zu befassen, zumal ich genötigt war, entweder meine Ausführungen aus dem beanstandeten Beitrag schlicht zu wiederholen oder Verfahrensgrundsätze des späten Gemeinrechts zu referieren. Was mir nicht ganz geheuer ist, ist die Verbissenheit, mit der versucht wird, Goethe aus seiner Haltung im Kindsmordfall Höhn einen Strick zu drehen. Mir wäre das nicht einmal in den Sinn gekommen, auch wenn Goethe keine Skrupel gehabt hätte. Wollte man allen, die im 18. und noch im 19. Jahrhundert für die Todesstrafe eingetreten sind, am Zeug flicken, so gäbe es noch viel zu tun. Ich nenne nur Kant oder Hegel, deren Namenspatronatschaft man dann aus Wissenschaftsinstitutionen liquidieren müßte. Und man sollte auch nicht vergessen, daß die von den Reformern anstelle der Todesstrafe propagierten straferschwerten Zuchthausstrafen, angereichert mit entwürdigenden Schandstrafen, auch nicht eben appetitlich waren.

4 Vgl. Hinrich Rüping, Günter Jerouschek: *Grundriß der Strafrechtsgeschichte*. München 2002, S. 48 f., Randnummer 107.

REZENSIONEN

Tina Hartmann: *Goethes Musiktheater. Singspiele, Opern, Festspiele, »Faust«.* Tübingen 2004, 583 S.

Zu den bedeutendsten Leistungen der jüngsten Germanistik gehört – im Rahmen ihrer interdisziplinären Öffnung – die Eroberung des weiten Feldes der Beziehungen zwischen Literatur und Musik. In diesem Zusammenhang hat sich zumal das Arbeitsfeld der ›Libretologie‹ als besonders fruchtbar erwiesen. Das Libretto – die »unbekannte literarische Größe« (Klaus Günther Just)¹ – und die Oper überhaupt sind den Germanisten von jeher eine schmerzliche Scham gewesen, mit Nietzsche zu reden. Unzweifelhaft ist das Libretto ein poetischer Text, aber die herrschende philologische Meinung verbannte ihn lange als reinen Funktionstext in den Orkus der Trivial- und Subliteratur, dem man ernsthafte philologische Beschäftigung nicht zuwenden mochte.

Diese Apperzeptionsverweigerung steht im Widerspruch zu dem Faktum, daß die erst vierhundert Jahre alte literarische Sonderform des Librettos als »Büchel« (so die gängige Bezeichnung des 18. Jahrhunderts) lebhafte Verbreitung fand – es ist oft das einzige Zeugnis der als Partitur nicht gedruckten und deshalb vielfach verlorengegangenen Oper – und eine einzigartige Quelle als Traditionsträger nicht nur theatraler Strukturen und Topoi, sondern auch allgemeinen Kulturwissens darstellt. So merkwürdig es ist: Das Publikum noch des 18. Jahrhunderts kannte sehr viele Opern lediglich als Libretti. Es sei nur an das Puppenspiel von David und Goliath erinnert, das Wilhelm Meisters erste Begegnung mit dem Theater bildet und das auf ein einschlägiges Opern-»Büchelchen« zurückgeht.

Doch was die literarische Seite der Oper angeht, sind die meisten Philologen und Literaturkritiker immer noch Gottschedianer. »Ich glaube nicht, daß das Opernlibretto eine literarische Form ist und in der Literatur eine Rolle gespielt hat«, behauptet gar der einflußreichste deutsche Literaturkritiker der Gegenwart: Marcel Reich-Ranicki in seinen Gesprächen mit Peter von Matt gegen alle unwiderleglichen Befunde und will nur Hofmannsthal als einzige Ausnahme gelten lassen: »Nur der eine Hofmannsthal hat die Regel durchbrochen«.² Von dem erfolgreichsten Librettisten aller Zeiten: Pietro Metastasio, der den Zeitgenossen als der größte italienische Dichter der Epoche galt und dessen Libretti auch ohne Musik, mithin als reine Schauspiele die Bühne der Zeit eroberten, weiß er natürlich nichts, auch nichts von Verdis Kooperation mit Arrigo Boito, welcher die beiden auch literarisch-dramatisch hochbedeutsamen Spätwerke des Meisters zu verdanken sind. Goethe, der sich sein Leben lang mit der Gattung des Librettos in immer neuen Anläufen befaßt hat und von dem es immerhin 36 Dichtungen zu den verschiedenen Genres des Musiktheaters seiner Zeit (Singspiel, Oper, Melodram, Festspiel) gibt – ganz zu schweigen von der ›librettisti-

¹ Klaus Günther Just: *Das Opernlibretto als literarisches Problem*. In: ders.: *Marginalien*. Bern, München 1976, S. 27-45.

² Marcel Reich-Ranicki: *Der doppelte Boden. Ein Gespräch mit Peter von Matt*. Zürich 1992, S. 162.

schen« Textmenge seiner Schauspiele von seinen dramatischen Anfängen bis zum *Faust* – spielt da erst recht keine Rolle.

Doch das ist nicht nur telegene Volksmeinung, sondern war bis vor kurzem die herrschende philologische Ansicht einer weithin unmusikalischen, zumindest musikfremden Germanistik, insbesondere der Goethe-Forschung, welche den »musikalischen« Goethe mit Fleiß ignorierte.³ Patrick J. Smith hat 1971 in seinem Buch *The Tenth Muse* den neun Musen der antiken Mythologie eine zehnte hinzugesellt: eben die Muse des Librettos, der er das gleiche Recht einräumt, unter der Führung von Apollon Musagetes zu singen und zu tanzen, wie den anderen Musen.⁴ Dieser Muse ist auch die imponierende Dissertation – von ihrem Rang und thematischen Anspruch her eher eine Habilitationsschrift – von Tina Hartmann verpflichtet, die wir hier anzeigen. Die Oper bleibt als multimediales Genre für Philologen – auch für diejenigen, die durchaus gewillt sind, ihr literarisch gerecht zu werden – freilich ein Problem, läßt sich ihre Struktur doch nur in einer Interdependenz von musikalischer, theatraler und literarischer Exegese erhellen, die den reinen Philologen überfordert. Der hermeneutische Standard, den Jörg Krämer mit seiner monumentalen Monographie über das deutschsprachige Musiktheater des späten 18. Jahrhunderts geschaffen hat,⁵ ist nur schwer einzuholen. Krämer verbindet literatur-, musik- und theaterwissenschaftliche Kompetenz auf so souveräne Weise, daß es kaum mehr möglich ist, seine Monographie, eine Pionierleistung ersten Ranges, einer bestimmten Einzeldisziplin zuzuordnen – ganz abgesehen von ihren bedeutenden mentalitätsgeschichtlichen und sozialpsychologischen Einsichten. An ihr muß sich auch die Studie von Tina Hartmann messen lassen, die offenbar Krämers Arbeit erst spät kennengelernt hat, sie in ihrem Literaturverzeichnis befremdlicherweise nicht aufführt und nur in einigen Fußnoten – als offenbar unliebsame Konkurrenz – mit unfreundlicher Tendenz erwähnt. (Die einzige Konkurrenz, die sie wirklich gelten läßt, ist die in der Tat sehr verdienstvolle, unentbehrliche Monographie von Benedikt Holtbernd aus dem Jahre 1992.)⁶

Tina Hartmanns Monographie bleibt freilich trotz ihrer interdisziplinären Ausrichtung eine rein philologische; Partituren – der Goetheschen Librettovertonungen – werden zwar

3 Dafür ein persönliches Beispiel des Rezensenten: Als das mehrbändige *Goethe-Handbuch* konzipiert wurde (erschienen Weimar 1996 ff.), erhielt er die Einladung, den allgemeinen Artikel über den Dramatiker Goethe zu verfassen. Der schließlich fertiggestellte Beitrag war ganz auf Goethes »Universaltheater« ausgerichtet. Sein Wort über die »reine Opernform, welche vielleicht die günstigste aller dramatischen bleibt« aus den *Tag- und Jahreshften* 1789 an zentraler Stelle zitierend, hob der Beitrag die musiktheatralen Aspekte von Goethes Dramatik besonders hervor. Das aber stieß auf die entrüstete Ablehnung des zuständigen Herausgebers Theo Buck. In einem unfreundlichen Brief bestritt er energisch die Relevanz jenes Goethe-Zitats – es habe nur für die Zeit, als Goethe an seinem Opernprojekt *Die Mystifizierten* arbeitete, Gültigkeit – und unterstellte dem Rezensenten, der sich auch als Wagner-Forscher hervorgetan hat, er wolle Goethe zu einem Proto-Wagner mystifizieren, was ausdrücklich nicht in seinem Sinne war, da Goethes Universaltheater einem ganz anderen Typus des musikalisch-dramatischen »Gesamtkunstwerks« folgt als Wagner; in dieser Hinsicht stimmt er mit Tina Hartmanns Analyse S. 458 ff. weitgehend überein. (Allerdings ist es Wagners Verdienst gewesen, in seinen Schriften wiederholt auf die strukturelle musikalische Inspiration der Goetheschen Dramatik hingewiesen zu haben.) Der Disput verlief so unerquicklich, daß der Rezensent sich veranlaßt sah, seinen Beitrag – keineswegs zum Mißvergnügen des genannten Herausgebers – zurückzuziehen; letzterer schrieb den einschlägigen Artikel daraufhin selbst, natürlich ohne musikalische Inspiration.

4 Patrick J. Smith: *The Tenth Muse. A Historical Study of the Opera Libretto*. London 1971.

5 Jörg Krämer: *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert. Typologie, Dramaturgie und Anthropologie einer populären Gattung*. 2 Bde. Tübingen 1998. Tina Hartmann wie Jörg Krämer bevorzugen den im 18. Jahrhundert nicht nachweisbaren Terminus »Musiktheater«, um über die Oper hinaus das ganze Spektrum musikalisch-dramatischer Formen abzudecken.

6 Benedikt Holtbernd: *Die dramaturgischen Funktionen der Musik in den Schauspielen Goethes*. Frankfurt a. M. 1992.

immer wieder gewürdigt, doch konkrete Analysen kaum geboten, und Notenbeispiele fehlen. Das ist um so bedauerlicher, als die Verfasserin einer Reihe von Vertonungen Goethescher Libretti beachtlichen musikalischen Rang einräumt, ohne das doch recht nachzuweisen. So bleiben seine Opernversuche doch Musikwerke ohne Musik, die nach dem oft zitierten Wort Hugo von Hofmannsthals in seinem Essay über Goethes Singspiele und Opern »einem herrlichen Wasserwerk in einem alten Park« mit seinen »steinernen Schalen, Kaskadengebäuden, Zuläufen und Bassins« gleichen, »denen die Fluten, die in ihnen hinströmen, von ihnen aufsteigen und gen Himmel stäuben sollten, ausgeblieben sind«. ⁷ Das ist der einzige große Schatten auf der ansonsten wegweisenden Studie von Tina Hartmann. Daß sie die Publikationen über Goethes Beziehung zur Musik – auch vom Verfasser dieser Rezension – aus den letzten Jahren ⁸ noch nicht berücksichtigt hat, hängt wohl mit dem Datum des Manuskriptabschlusses zusammen, obwohl es erstaunlich ist, daß Untersuchungen, die mehrere Jahre zurückliegen, in der Druckfassung nicht wenigstens erwähnt werden. Auch für die *Faust*-Dichtung liegen schon einschlägige Studien vor dem Erscheinen von Tina Hartmanns Untersuchung vor, welche letztere die musikalische Ästhetik und Struktur von Goethes Opus summum also nicht »erstmalig« (S. 539), freilich sehr viel umfassender und detaillierter analysiert, als es bisher geschehen ist. ⁹

Die Verfasserin erhebt den Anspruch, eines der letzten Felder des Goetheschen Œuvres, das die Forschung noch nicht in seiner ganzen Breite adäquat erforscht hat, zum erstenmal gründlich und umfassend sowohl literaturwissenschaftlich als auch musikdramaturgisch umzupflügen: seine eigentlichen Arbeiten für das Musiktheater (in den verschiedenen Gattungen) und den musikdramatischen Anteil an seinen Schauspielen. Freilich hebt sie hervor, daß ihre Untersuchung »noch nicht abschließend« ist, sondern »lediglich einen Gesamteindruck verschaffen und den Ariadnefaden spannen« möchte, »an den künftige Einzeluntersuchungen hoffentlich fruchtbar anzuknüpfen vermögen« (S. 539). Tatsächlich spart die Verfasserin kleinere Werke wie *Concerto Dramatico* und *Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern* sowie die Maskenzüge und Kantaten-Libretti weitgehend aus, was ihr angesichts der Überfülle des Stoffs schwerlich zu verübeln ist.

Als umfassenden Begriff für Goethes Musik-Theater wählt die Verfasserin den des »Universaltheaters«, das sie – aufgrund seiner die verschiedenen Komponenten nach dem Prinzip der Kollektion zusammenfügenden Struktur – dem stringent synthetischen »Gesamtkunstwerk« Wagners überzeugend entgegensetzt (S. 458 f.). ¹⁰ Ihr Motto und letzter

7 Hugo von Hofmannsthal: *Einleitung zu einem Band von Goethes Werken, enthaltend die Singspiele und Opern* (1913/14). In: *Gesammelte Werke. Reden und Aufsätze I*. Frankfurt a.M. 1979, S. 445.

8 Hermann Jung (Hrsg.): *Eine Art Symbolik fürs Ohr. Johann Wolfgang von Goethe. Lyrik und Musik*. Frankfurt a.M. 2002; Andreas Ballstaedt, Ulrike Kienzle, Adolf Nowak (Hrsg.): *Musik in Goethes Werk. Goethes Werk in der Musik*. Schliengen 2003. Ferner: Dieter Borchmeyer: »Götterwert der Töne«. *Goethes Theorie der Musik*. In: *Ein unteilbares Ganzes. Goethe: Kunst und Wissenschaft*. Hrsg. von Günter Schnitzler u. Gottfried Schramm. Freiburg i.Br. 1997, S. 117-172.

9 Vgl. Dieter Borchmeyer: *Goethes »Faust« musikalisch betrachtet*. In: Hermann Jung (Anm. 8), S. 87-100, und: »Faust«. *Musikalische Thematik und Dramaturgie*. In: Andreas Ballstaedt [u. a.] (Anm. 8), S. 325-334, sowie das ausführliche Nachwort zu *Goethe: »Faust«. Sämtliche Dichtungen*. Mit einem Nachwort von Dieter Borchmeyer. Düsseldorf, Zürich 2003; ferner Hans Joachim Kreutzer: *Über die Musik in Goethes »Faust«*. In: Walter Hinderer: *Goethe und das Zeitalter der Romantik*. Würzburg 2002, S. 447-458.

10 In aller Bescheidenheit sei bemerkt, daß der Rezensent diesen Begriff des »Universaltheaters« mit ähnlicher Begründung wie die Verfasserin schon seit längerem als Terminus für Goethes Theaterkosmos verwendet. Vgl. Dieter Borchmeyer: *Goethes Universaltheater*. In: Thomas Jung, Birgit Mühlhaus (Hrsg.): *Über die Grenzen Weimars hinaus – Goethes Werk in europäischem Licht. Beiträge zum Jubiläumsjahr 1999*. Frankfurt a.M. 2000, S. 115-122.

Satz ist Goethes Wort von der »reinen Opernform«, das für ihn den *Tag- und Jahreshäften* 1789 zufolge »vielleicht die günstigste aller dramatischen bleibt«. In ihrer Einleitung setzt sie sich mit den Forschungsmeinungen bezüglich des Werts und der Struktur des Librettos in literarischer Hinsicht auseinander und vor allem mit der traditionellen Geringschätzung der librettistischen Arbeiten Goethes. Nachdrücklich – und zwingend – opponiert sie zumal gegen die gängige Einsicht, Goethe habe seine frühen Singspiele durch ihre »italienischen« Neufassungen verflacht, ihrer komplexen Handlungsstruktur und Differenzierung der Charaktere beraubt – ein Urteil, das eine typische Verkennung der Erfordernisse des (zeitgenössischen) Musiktheaters bedeutet, für das Prägnanz der Handlung und Geradlinigkeit der Charaktere unabdingbar sind. »Die ›Tiefe‹ erhalten die dramatis personae einer Oper nicht durch das Wort, sondern die Vertonung« (S. 16). Darauf hat Goethe sich aus seiner gereiften Einsicht in die Struktur des Librettos eingestellt und die vermeintlich vielschichtigere Gestaltung der Handlung und Personen der frühen Singspiele durch eine wesentlich artifizellere Gestaltung der musikbestimmten poetischen Formen ersetzt.

Kein Zweifel – Tina Hartmanns Buch belegt es überwältigend –, Goethe war ein souveräner Kenner des zeitgenössischen Musiktheaters. Rund 200 Opern hat er nachweislich gekannt: gesehen, gehört oder in Weimar zur Aufführung gebracht. Das ungemein verdienstvolle »Verzeichnis der Goethe nachweislich bekannten Opern«, das die Verfasserin im Anhang bietet, demonstriert, daß sein Opernhorizont durch »praktisch alle kanonischen Werke der Gattungsentwicklung zwischen 1760 und 1820« (S. 21) geprägt wurde. Goethes Weimarer Spielplan bis 1810 ist wirklich ein Spiegel der gattungsbildenden Opern der Zeit (vgl. S. 270 f.). Seine größte Ruhmestat ist zweifellos die Kanonisierung der Opern Mozarts gewesen, an der er ganz entscheidend beteiligt gewesen ist. Vor diesem Hintergrund sind seine Opernlibretti und die musikdramatischen Elemente seiner Schauspiele zu sehen, vor allem der *Faust*-Dichtung, die in allen entstehungsgeschichtlichen Stadien dem Musiktheater eng verbunden war und welche die Verfasserin faszinierend mit der Struktur von Purcells Semi-operas in Verbindung bringt, die sie aus den gemeinsamen Vorbildern der italienischen »mascherate« und der englischen »masque« herleitet. Immer wieder redet sie von der »avantgardistischen librettistischen Leistung« Goethes, schon seiner frühen Singspiele, welche die Dimensionen des nord- und mitteldeutschen Singspiels sprengen (S. 22) – erst recht aber seit dem »ersten Paradigmawechsel von Goethes Ästhetik des Musiktheaters« (S. 25) durch seine (sich freilich längst vor 1786 anbahnende) Bekanntschaft mit der Opera buffa während der Italienreise und dem erneuten Paradigmawechsel zum *Dramma per musica* im Rekurs auf die Opera seria im Zusammenhang mit der Fortsetzung der *Zauberflöte* und der *Faust*-Dichtung.

Grundkonstante der Goetheschen Arbeiten für das Musiktheater bleibt der Verfasserin zufolge der »Primat des Textes« (S. 22) – eine These, an die sie sich freilich nicht durchgängig hält. Vielmehr hat man oft den Eindruck, daß sie in Goethe – Holtbernds These seiner Affinität zu Mozart folgend – einen »Mozart ante portas« sehen möchte, für den die Poesie »der Musik gehorsame Tochter« ist (gemäß Mozarts Brief an seinen Vater vom 13. Oktober 1781). – Ein Widerspruch, der sich freilich aus der nicht widerspruchsfreien Haltung Goethes selber zur Text-Musik-Relation ergibt. Gegenüber Tina Hartmann sei betont: Zwischen Mozart und Goethe besteht insoweit ein fundamentaler Unterschied, als ersterer stets darauf insistiert, daß das Drama sich zuallererst in der Musik – auch und gerade der instrumentalen – ereignen, aus ihrer Konstruktion erwachsen muß, welcher der Text zu folgen hat. Mozart will gewissermaßen keine Libretti *vertonen*, sondern diese sollen den Ton *vertexten*.¹¹

11 Vgl. Dieter Borchmeyer: *Mozart oder die Entdeckung der Liebe*. Frankfurt a. M., Leipzig 2005, S. 34 ff., 41 ff. u. ö.

In dieser Hinsicht besteht eine bedeutende Differenz der Analysen der Verfasserin zu denen von Krämer, der Goethes Librettistik weit skeptischer als sie beurteilt. Er sucht zu demonstrieren, daß Goethe entgegen seinen wiederholt verkündeten Absichten die Musik in seinen Libretti dramaturgisch zu funktionalisieren suche, aber ganz und gar nicht im Sinne der durch das Wiener Singspiel, vor allem durch Mozart favorisierten spezifisch musikalischen Theatralität, sondern im Geiste der Autonomie des literarischen Kunstwerks.

Seine Funktionalisierung der Musik unterscheidet sich deutlich von der neuen, auf musikalischer Autonomie beruhenden Musikdramaturgie, wie sie etwa in Mozarts *Entführung aus dem Serail* so deutlichen Ausdruck findet. Die Erfolglosigkeit von Goethes Libretti [von denen man freilich aufgrund der Nachweise Tina Hartmanns nicht mehr reden kann¹²] rührt daher weniger daher, daß er keine »kongenialen« Komponisten fand, wie es meist in der Forschung dargestellt wird; das Problem liegt eher darin, daß Goethes Dramaturgie keinen Raum für die aktuellen Entwicklungen auf musikalischer und musiktheatralischer Ebene läßt.¹³

Eben dies wird von Tina Hartmann energisch bestritten. Was freilich auch dann, wenn man ihrer Perspektive folgt, Goethe von Mozart trennt, ist die für Goethe immer unangefochtene Dominanz des Gesangs, der Vokal- vor der Instrumentalmusik.

Die Verfasserin verfolgt Goethes Annäherung ans Musiktheater streng chronologisch: die frühe Librettistik in ihrer Auseinandersetzung mit der Opéra comique und dem (schauspieldominierten) Norddeutschen Singspiel – die Inspiration durch die Opera buffa und das Intermezzo schon *vor*, aber vor allem *in* Italien und die aus ihr entwickelte einläßliche »Poetologie des Singspiels« (S. 114) im Briefwechsel mit Philipp Christoph Kayser, die auf die stärkere Integration des Gesangs in den dramatischen Text zielt – die Umarbeitung der früheren Singspiele unter dem Einfluß der Opera buffa – die Adaptation des Melodramas in der *Proserpina* und im *Egmont*, in dem die Verfasserin fesselnd eine Divergenz zwischen literarischer und musikalischer Semantik und Tendenz wahrnimmt¹⁴ – Goethes Opernintendanz, die wie gesagt von einer umfassenden Rezeption der Opernformen um 1800 zeugt, seine Bearbeitung italienischer Operntexte, die Kanonisierung Mozarts, aber auch die Auseinandersetzung mit den Opern Salieris, dessen in Kooperation mit Beaumarchais entstandener *Tarare* für Goethe eine bisher nicht erkannte Bedeutung gewonnen hat (auch für *Faust*) – der mit *Der Zauberflöte zweyter Teil* einsetzende »endgültige Paradigmenwechsel in Goethes Opernästhetik hin zum sprachdominierten Musiktheater in der Nachfolge des *dramma per musica*« (S. 313) – die Ästhetik der Oper als eines anti-mimetischen und epischen Dramas im Briefwechsel mit Schiller – die Festspiele als Musiktheater – schließlich die musikalische Ästhetik und Dramaturgie der *Faust*-Dichtungen, deren eingehende »musikalische« Beschreibung den Höhepunkt dieser Monographie bildet. Die Darstellung der Stationen und Paradigmenwechsel der Goetheschen Musiktheatertheorie und -praxis rankt sich um detaillierte Interpretationen aller eigentlichen Libretti und einschlägigen Fragmente herum, die mit umfassender Kenntnis vor den Horizont des zeitgenössischen Musiktheaters gestellt werden.

Doch nicht nur die Libretti im engeren Sinne werden untersucht, sondern wie erwähnt auch die dramatischen Werke, die an der Grenze zum Musiktheater stehen, vor allem eben

12 Friedrich Daniel Schubart bezeichnete etwa *Erwin und Elmire* – die so oft vertont wurde wie kein anderes deutsches Libretto zuvor – als das »beste deutsche Singspiel«, und Johann Friedrich Reichards Vertonung von *Jery und Bätely* hielt sich zwanzig Jahre (von 1801-1821) auf dem Berliner Spielplan.

13 Krämer (Anm. 5), Bd. 1, S. 504.

14 Auf der literarisch-mimetischen Ebene scheitert *Egmont*, auf der musikalisch-allegorischen (im Melodrama) wird sein Geist zum Sieg geführt: »Das Melodrama setzt dem Tragödienschluß ein *lieto fine* auf« (S. 138).

Faust I und *II*, welche die Verfasserin als einen universalen Spiegel der Oper des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts und ihrer librettistischen Verfahrensweisen interpretiert. Dabei gelangt sie immer wieder zu überraschenden und ›schlagenden‹ Einsichten, so bezüglich des vielgescholtenen »Walpurgisnachtstraums« des ersten Teils, in dem sie aufgrund seiner musikalischen Allegorisierung mit einiger Berechtigung die »Keimzelle des zweiten Teils« (S. 391) sieht. Mit ihrer Aufwertung des gattungsmäßig präzise »Intermezzo« genannten rein musikalischen Stücks, der einzigen durchgesungenen Szene des ersten Teils, steht sie in denkbar größtem Gegensatz zum Albrecht Schöne, der bekanntlich die von ihm spekulativ neuarrangierte Satansmesse an die Stelle des ihm peinlichen Singsangs setzt.

Zu den wichtigsten Teilen der vorliegenden Untersuchung gehört die Herleitung der für den späten Goethe im Gegensatz zu seiner ›klassischen‹ Ästhetik so bedeutsamen allegorischen Gestaltung – zumal im *Faust II* – aus der Oper als antimimetischer Gattung. »Allegorie und Oper sind nicht nur historisch, sondern auch poetologisch eng verknüpft: Beide widersetzen sich den Mimesis- und Natürlichkeitspostulaten des 18. Jahrhunderts und standen als vornehmlich (katholische) repräsentative Dichtungsformen im Zentrum der (vornehmlich protestantischen) bürgerlichen Literaturkritik« (S. 402 f.). Leider verstrickt sich die Verfasserin in ihrer Analyse der musikalisch-allegorischen Struktur des *Faust II* allzu stark in eine Abhängigkeit von Heinz Schlaffers *Faust-Buch*¹⁵ und in die Ideologie vom »modernen Totalitätszerfall«, die in den »demokratisch gereihten Mythologemen« des *Faust II* zum Ausdruck komme (S. 545). Die »Bergschluchten« sind ihr so nur ein aufgesetztes »lieto fine«, das sie sich nicht scheut »bombastisch« zu nennen (S. 536) – so stellt es sich gewissermaßen, mit Schillers *Egmont*-Kritik zu reden, als »Salto mortale in eine Opernwelt« dar –, welches sich über einer eigentlich nihilistisch endenden Menschheitstragödie affirmativ wölbe. Sich auf eine Kritik an dieser Hypothese, die an einem etwas angestaubten marxistischen Ideologem entlangbalanciert, in diesem Zusammenhang einzulassen ist nicht notwendig, da sie zu der eigentlichen Thematik dieses Buchs so gut wie nichts beiträgt.

Kein Zweifel: Tina Hartmanns Monographie ist ein Meilenstein der Goethe-Forschung. Sie ist in einem insgesamt erfreulich jargonfreien und terminologisch nie überlasteten Wissenschaftsdeutsch geschrieben, dem freilich stilistische Brillanz und memorable Formulierungen fehlen; zudem stört hin und wieder die grammatikalische Unsitte, den Genitiv zu vermeiden und fehlerhaft durch den Dativ zu ersetzen. Über Goethes Verhältnis zur Musik und zum Musiktheater wird man nach dieser in mancher Hinsicht neue Maßstäbe setzenden Studie in Zukunft nicht mehr so leichtfertig (absprechend) reden können, wie das immer noch zum guten Ton der Goethe-Philologie wie der Goethe-Kritiker gehört. Gleichwohl vermag der apologetische Eifer, mit dem die Verfasserin den Opern-›Avantgardisten‹ Goethe trotz mancher Kritik an Einzelpositionen im Laufe seiner musiktheatralischen Entwicklung würdigt, die Skepsis gegenüber der Bedeutung seiner musikdramatischen Experimente nicht ganz auszulöschen. Es läßt sich kaum verkennen, daß der größte Teil der Goetheschen Musiktheaterwerke nicht zum Abschluß gekommen ist, unvertont und wohl auch unvertonbar blieb, darunter gerade die ehrgeizigsten Pläne wie *Die Mystifizierten* und *Der Zauberflöte zweyter Teil*. Und die zu ihrer Zeit im einen oder anderen Fall durchaus erfolgreiche Musik zu den abgeschlossenen und vertonten Libretti ist heute weithin verschollen, trotz einiger bemühter Aufführungen aus jüngster Zeit. Für die musikalische Situation der Goetheschen Operndichtungen ist symbolisch bezeichnend, daß die einzige Vertonung durch einen wirklich großen Komponisten, Franz Schuberts *Claudine von Villa Bella*, nur in einem Akt erhalten ist, während die anderen Akte vom kunstsinnigen Aufbewahrer ihrer Partitur in einem Ofen verheizt wurden.

15 Heinz Schlaffer: »*Faust zweiter Teil*«. *Die Allegorie des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart 1989.

Es ist paradox, daß Goethes Gedichte trotz seiner eigenen konservativen Liedästhetik die bedeutendsten Komponisten der Musikgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ange-regt haben, daß aber seine Libretti trotz seiner laut Tina Hartmann in mancher Beziehung ›avantgardistischen‹ Opernästhetik doch eher Komponisten zweiten Ranges interessiert haben. Goethes lyrischer Kosmos lebt in Wort und Ton, von seinem musikdramatischen Kosmos ist jedoch lediglich die poetische Schale übriggeblieben. Und was hilft ein höchst elaboriertes musikdramatisches Vokabular, das poetische ›Vorauskomponieren‹, wenn die Komposition selber nicht oder nicht mehr vorliegt, die musikalische Sprache fehlt, in wel-cher jenes Vokabular zur Anwendung kommen sollte. Gerade das, was Goethe anstrebte: eine echte musikalisch-poetische Form, in der Musik und Poesie nicht nebeneinander, son-dern ineinander existierten, das, was Mozart im Zusammenhang mit *La clemenza di Tito* in seinem Werkverzeichnis eine »vera opera« nannte – die Metastasios Original, die text-dominierte Opera seria, in seinen Augen eben nicht war –, ließ sich nur in einer engen Kooperation von Librettist und Komponist verwirklichen, wie sie im Gespann Verdi-Boito und Strauss-Hofmannsthal epochale Gestalt gewinnen sollte. Sie aber blieb Goethe ver-sagt. Der tiefere Grund ist wohl, daß er selber zu sehr ein virtueller Komponist war, als daß ein wirklicher den echten musikalischen Freiraum gehabt hätte, den die »vera opera« im Sinne Mozarts verlangt. Goethes ›Musiktheater‹ ist und bleibt das Dokument eines großen Scheiterns, das freilich dadurch aufgefangen, zum Gelingen transsubstantiiert wurde, daß er die Oper in seinen bedeutendsten dramatischen Dichtungen – mit dem Gipfel der imagi-nären Wort-Oper *Faust II* – in eine nicht mehr vertonbare, doch der Vertonung auch nicht mehr bedürftige Meta-Oper verwandelte. Diese aber ist das eigentliche Goethesche ›Mu-siktheater‹.

Dieter Borchmeyer

Katrin Seele: *Goethes poetische Poetik. Über die Bedeutung der Dichtkunst in den »Leiden des jungen Werther«, im »Torquato Tasso« und in »Wilhelm Meisters Lehrjahren«.* Würzburg 2004, 112 S.

Die Studie von Katrin Seele, bei der es sich um eine (recht schmale) Dissertation handelt, interessiert sich insbesondere für das Verhältnis von explizit-normativer und immanenter Poetologie, das heißt für den fundamentalen Paradigmenwechsel, der sich im 18. Jahrhun-dert anzudeuten beginnt. Die Untersuchung ist in zwei Teile untergliedert: In einem ersten werden die einschlägigen Poetiken von Plato, Aristoteles und Horaz kursorisch vorgestellt, um dann das 18. Jahrhundert in den Blick zu nehmen, also die poetologischen Schriften von Gottsched, Bodmer, Breitinger, Herder und Winckelmann – die vielfältigen, beispiels-weise barocken Adaptionen der antiken Poetiken werden nicht zum Thema gemacht. Er-gänzt wird der Überblick, der die Positionen kurz und präzise bündelt, durch das berühmte 116. *Athenaeum*-Fragment von Friedrich Schlegel, wobei das intrikate Verhältnis von Wei-marer Klassik und Romantik nicht weiter von Belang ist, sowie durch Goethes frühe Shakespeare-Schriften, seinen Text *Über Laokoon* und die späte *Nachlese zu Aristoteles' Poetik*. Im zweiten Teil der Studie rekonstruiert die Verfasserin die immanenten Kunst-reflexionen, wie sie in drei literarischen Texten Goethes, in *Die Leiden des jungen Werther*, im *Torquato Tasso* und in *Wilhelm Meisters Lehrjahren*, aufzufinden sind; das Interesse an der Genie-Poetik, das sich in der Arbeit abzeichnet, hätte allerdings eher für den Künstlerroman *Wilhelm Meisters theatralische Sendung* gesprochen.

Die zwei Abschnitte der Untersuchung werden dadurch verknüpft, daß die Verfasserin aus den expliziten Poetiken des ersten Teils »methodologische« Fragen deduziert, die die

literarischen Werke Goethes »beantworten« sollen. Die einschneidende Differenz zwischen normativen und impliziten Poetiken wird also tendenziell verwischt, die immanenten Kunstreflexionen werden an einer künstlich hergestellten Norm, an einem (ahistorischen) Zusammenschchnitt diverser Positionen gemessen. Zudem wird den umfassenderen historischen und ästhetischen Kontexten des untersuchten Paradigmenwechsels nicht genauer nachgegangen. Nicht behandelt wird beispielsweise die brisante Frage, warum ästhetische Überlegungen im Verlauf des 18. Jahrhunderts zunehmend innerhalb der literarischen Werke selbst angestellt werden, warum Literatur also selbstreferenziell die Organisationsformen des eigenen Materials (auch im Sinne von Störungen) überdenkt; es wird nicht untersucht, in welcher Weise die reflexive Immanenz mit der individualisierenden Genie-Poetik, mit der Absage an Autoritäten verbunden ist und der Autonomisierung der bürgerlichen Kunstsphäre zuarbeitet. Die qualitativen Differenzen zwischen expliziter und impliziter Poetik werden jedoch angedeutet, wenn beispielsweise die Subjektivierung poetologischer Stellungnahmen konstatiert wird (S. 68). Die Arbeit ist also eher werkimmanent angelegt, konzentriert sich in einem *close reading* auf die Texte.

Im Anschluß an ihre methodologischen Überlegungen setzt sich Katrin Seele mit den poetologischen Reflexionen der ausgewählten Goethe-Texte auseinander, zunächst mit Werther als Leser, der die eigene Leere, die (gesellschaftliche) Ortlosigkeit durch Lektüren kompensiert (wie auch Waltraud Wiethölter ausgeführt hat) und eine Genie-Poetik des Herzens an die Stelle eines rationalen Kunstkalküls setzt. Die Argumentationen verbleiben meist innerhalb der bekannten Bahnen und berücksichtigen – wie gesagt – die historischen Kontexte und ästhetischen Debatten eher am Rande. So wird der Dilettantismus-Vorwurf, der im Zusammenhang der Werther-Figur zuweilen geäußert wurde, durch eine Meinung widerlegt: »Dies Wort [Dilettantismus] halte ich jedoch für unpassend, da es keineswegs ein zu geringer Kenntnisstand im Bereich der Kunst ist, der Werther am Schaffen hindert. Im Gegenteil ist sein Bewußtseinsstand außerordentlich hoch, vielleicht gerade zu hoch, so daß er sich noch praktisch künstlerisch betätigen könnte« (S. 58).

Die sich in diesem Argument abzeichnende Dissoziation von Phantasie und Wirklichkeit als fundamentale Disposition der Goetheschen Helden, als Manko einer Reflexivität, die der Melancholie anheimfällt, wird von Seele, anknüpfend an eine Studie von Peter Pütz, entwickelt. Die Verfasserin unterstreicht, sicherlich zu Recht, die rauschähnliche Funktion des (immanenten) Lesens, das eine »virtuelle Realität« erschafft, als Stimulans und Droge fungiert. Die breite Diskussion um den Leserausgang und den Versuch seiner Domestizierung (durch die Weimarer Klassik, wie Albrecht Koschorke ausgeführt hat) wird jedoch nicht zum Thema, ebensowenig die ironischen Distanzierungen, die die identifikatorisch-idyllisierende Homer-Lektüre Werthers begleiten.

Betont Seele für das Künstlerdrama *Torquato Tasso* die Dichotomie von Auftragskunst und freier Kunst, die nicht zweckorientiert sei, und rekurriert sie hier vor allem auf die Biographie Goethes, so rückt sie für *Wilhelm Meisters Lehrjahre* die *Hamlet*-Passagen in den Mittelpunkt. Wilhelm Meisters Kunstbestrebungen folgen ihrer Argumentation nach einem Genie-Konzept, das den Dichter – die Verfasserin bezieht sich mit Vorliebe auf Platos *Ion* – als Mittler zwischen Menschen- und Götterwelt konzipiert. Die einflußreichen Positionen englischer Autoren, zum Beispiel von Shaftesbury, bleiben unberücksichtigt, was deshalb nicht ganz unproblematisch ist, weil sie diejenige Verinnerlichung des Genie-Topos vornehmen, die Goethe bereits im *Werther* aufgenommen hat und die im *Wilhelm Meister*-Roman der Spaltung von innerer Phantasiewelt und äußerer Prosa zuarbeitet. Es entsteht auf diese Weise ein geschlossener seelischer Innenraum, der Wilhelm auf schmerzliche Weise von seiner Umwelt isoliert. Ebensowenig wird in Rechnung gestellt, daß die *Lehrjahre* die Prosa der modernen Gesellschaft einläuten und einen Abgesang auf das emphatische Genie-Konzept formulieren; Katrin Seele bezeichnet Mignon lapidar als »laienhafte[n] Dichter« (S. 99), betrachtet sie nicht als Verkörperung einer »inkommensurabel gewordenen genialen Kunst, wie Günter Saße entwickelt hat.

Die Untersuchung von Katrin Seele befriedigt also nicht recht. Es gibt terminologische Ungenauigkeiten, argumentative Kurzschlüsse, und zuweilen werden, eher unvermutet, theoretische Modelle eingeführt, wie zum Beispiel das Liminalitätskonzept des Ethnologen Victor Turner, das als Interpretament für den »Grenzgang« Wilhelms zwischen Kunst und Leben herangezogen wird. Die Ergebnisse, die sich aus dem Fragenkatalog ergeben, werden zum Schluß noch einmal gebündelt. Auf die Frage »Wo sieht der Autor die Grenze der Dichtkunst?« heißt es zum Beispiel: In »*Wilhelm Meisters Lehrjahre*n zeigt die gewählte Form, die Bildungsroman, Briefroman, Lyrik, Tagebuch und Reisebericht in einem ist, daß die Grenzen zwischen dichterischen Formen fließend sind und daß, wenn der Inhalt eine bestimmte Form fordert, diese auch grundsätzlich als Dichtkunst zu akzeptieren ist« (S. 100). Daß der »Reisebericht«, das Tagebuch, das Wilhelm im Auftrag seines ökonomisch versierten Vaters verfaßt, zur »Wirklichkeit« erzieht und damit eine ganz andere Funktion hat als die Shakespeare-Bearbeitungen, interessiert an dieser Stelle offenbar weniger.

Die Studie von Katrin Seele liest sich also insgesamt wie eine tastende Selbstverständigung mit den sicherlich schwierigen Texten Goethes, verortet diese aber, und das kann als ihre Leistung gelten, innerhalb des weiten historischen Panoramas poetologischer Varianten.

Franziska Schöffler

Birgit Hansen: *Frauenopfer. Mörderische Darstellungskrisen in Euripides' »Iphigenie in Aulis« und Goethes »Iphigenie auf Tauris«*. Berlin 2003, 194 S.

Zu den zentralen Motiven und Handlungsstrukturen der griechischen Tragödie zählt der gewaltsame Tod von Menschen, der teils direkt als Menschenopfer dargestellt wird, teils in metaphorischer Redeweise Opferriten evoziert. Ob man in diesem Motiv ein Relikt der prähistorischen Ursprünge der Tragödie in Opferritualen sehen kann, worauf der Name *tragodia* ›Bocksgesang‹ heißt, in einer einflußreichen Arbeit¹ als Gesang anläßlich eines Bockopfers (zu Ehren des Fruchtbarkeitsgottes Dionysos) erklärt, ist allerdings umstritten. Ebenso umstritten ist die Auslegung des Befundes, daß in vielen der erhaltenen Tragödien sich rituelle Strukturen, vor allem von Initiationsriten, nachweisen lassen, die mit bestimmten Ritualen des attischen Festkalenders übereinstimmen. Schließlich wird kontrovers diskutiert, wie die Verankerung der Gattung Tragödie im Dionysoskult sich in den Texten niederschlägt.

Birgit Hansen stellt sich mit ihrem Buch *Frauenopfer*, in dessen Zentrum die Euripideische *Iphigenie in Aulis* (IA) steht, dezidiert in die strukturalistische, religionswissenschaftliche Forschungsrichtung – vor allem René Girard ist zu nennen –, ohne allerdings ihre Leserinnen und Leser über die offenen Fragen zu informieren:

Mit der Thematisierung und Problematisierung ausgerechnet des Opfers einer Jungfrau soll das Publikum der Tragödie nicht allein auf den Schrecken, den Preis der (sic!) *rite de passage*, der Idee der Freiheit von Übergriffen zur Hegemonialmacht, vorbereitet werden, sondern auch darauf, daß eine solche (sic!) *rite de passage* zugleich immer einen Prozeß der Sexuierung darstellt, d. h. in der Metaerzählung vor allem: einen Übergang von einem Zustand der singulären Unschuld zu einer Verfassung, wie sie oben mit dem Begriff der ›Schuldgemeinschaft im Namen der Freiheit‹ umschrieben wurde, und die im

¹ *Griechische Tragödie und Opferritual*. In: Walter Burkert: *Wilder Ursprung. Opferritual und Mythos bei den Griechen*. Berlin 1990, S. 13–39.

Namen Hellas', der sich konstituierenden *patrios politeia*, deutlich sexuelle Konnotationen im Sinne der Geschlechterordnung trägt. Das Publikum wird in der Abfolge der Peripetien oder Metabolen und der Metabase, der tragischen Verlaufskurve der Handlung, auf den Verlust seiner Unschuld in der Figur der Jungfrau, den Verlust der Jungfräulichkeit, jene (sic!) *passage* also vom präsexuellen zum sexuierten Zustand, zur sozialen und politischen Ordnung der Geschlechter vorbereitet. (S. 85 f.)

Die Verfasserin liest, wie das ausführliche Zitat belegt, die dem Spätwerk entstammende und erst postum aufgeführte Tragödie des Euripides unter dem Aspekt der Initiationsriten und der Sündenbockrituale (S. 7 ff.). In Krisenzeiten, vor allem bei Seuchen oder Hungersnöten, wurden zur Abwendung von Gefahr *pharmakoi* (›Sündenböcke‹) zur Entsühnung und Reinigung (*katharsis*) aus der Stadt vertrieben. In der kultischen Realität wurden diese *pharmakoi* aus den armen Schichten gewählt, im Mythos dagegen sind es zumeist Königskinder, wodurch unterstrichen wird, daß die Rettung der Gemeinschaft nur durch ein qualitativ hochstehendes Opfer erfolgen kann.² Neben dem Sündenbockritual, teilweise eng mit ihm verwoben, stehen Initiationsriten, in denen der Übergang vom Dasein des jungen Mannes bzw. der Jungfrau zum Erwachsenen-dasein als Gefahr – sowohl für das Individuum als auch für die Gesellschaft insgesamt – thematisiert und mimetisch umgesetzt wird. Besonders deutlich spiegelt das 18. Gedicht des Bakchylides mit dem Titel *The-seus* diese Ambiguität wider.

Problematisch wird Hansens Untersuchung dadurch, daß sie *IA* völlig ahistorisch und kontextlos interpretiert. Zunächst fehlen Hinweise auf vergleichbare Opferstrukturen bei Euripides: Makaria in den *Herakliden*, Polyxena in der *Hekabe*, Astyanax in den *Troerinnen* und (mit *IA* gut vergleichbar) Menoikeus in den *Phönizierinnen* – allesamt jugendliche Personen, die sich – im Falle der Makaria und Menoikeus sogar freiwillig – für das Wohl des Gemeinwesens, der Polis, opfern. Vor allem müßte vor dem historischen Hintergrund der Abfassungszeit der Tragödie in den Jahren der größten Krise der athenischen Herrschaft kurz vor der Niederlage der Athener gegen die Spartaner und unter Berücksichtigung der Tatsache, daß Euripides nicht in Athen, vielleicht nicht einmal für Athen, sondern in Makedonien schrieb, wo er seit 408 am Hofe des Königs Archelaos lebte, nach der Funktion dieser rituellen Strukturen gefragt werden. Wird auf die Unsinnigkeit des Sterbens für die Polis verwiesen, oder zeigt Euripides, daß eine Rettung des Gemeinwesens möglich ist, wenn die Jugend sich für die Stadt einsetzt, sich für sie opfert? Schließlich: Sind diese Strukturen überhaupt noch als Riten für das zeitgenössische Theaterpublikum erkennbar, oder sind sie bereits literarische Strukturen geworden? Die Euripides-Literatur, in der dies ausführlich diskutiert wird, ist von Hansen kaum rezipiert worden. Aus diesem ahistorischen Ansatz ergeben sich auch einige groteske Mißverständnisse. Wie kann das Publikum auf eine hegemoniale Stellung Athens vorbereitet werden – zu einem Zeitpunkt, zu dem diese Hegemonie bereits zusammengebrochen ist. Was die *patrios politeia* in diesem Kontext zu suchen hat, ist mir völlig unklar. *Patrios politeia* ist zur Zeit der Abfassung der *IA* ein politisches Schlagwort der Gemäßigten, um sich von der radikalen Demokratie abzusetzen. Ein weiteres Beispiel soll nur angeführt werden, das deutlich zeigt, wie die Verfasserin den antiken Text gegen den Strich liest, indem sie beliebig neuzeitliche Konzepte auf ihn anwendet: Die Windstille und das ruhige Meer, das die Flotte der Griechen am Auslaufen hindert, haben gar nichts mit dem Erhabenen Kants zu tun (S. 62 f.); sie sind Ausdruck des Zorns der Göttin Artemis, die durch Agamemnon in ihrer Ehre als Göttin verletzt wurde – und die verletzte Ehre der Götter, die sich dafür auf grausamste Weise rächen, ist ein Zentralmotiv der Euripideischen Tragödien. Das Vergehen eines einzelnen bringt Unheil über die Gemeinschaft, wie dies besonders deutlich zu Beginn des Sophokleischen *König Ödipus* wird.

2 Vgl. Jan N. Bremmer: Art. *Pharmakos*. In: *Der Neue Pauly*. Bd. 9. Stuttgart, Weimar 2000, Sp. 750.

Erschwert wird die Lektüre des Buchs durch eine Vielzahl handwerklicher Fehler: In Rom gab es kein Tribunitarisches Gesetz, sondern ein tribunizisches, also vom Volkstribunen herrührendes (S. 7); Harpokration lebte nicht im 2. Jt., sondern im 2. Jh. n. Chr.; Diogenes Laertios im 3. Jh. n., nicht v. Chr. (S. 16); aus dem 4. Jh. haben wir keine Tragödiendtexte (höchstens den pseudoeuripideischen *Rhesos*) (S. 26); Platon kann keine stoische Kritik üben, da diese Schule erst Jahrzehnte nach seinem Tod gegründet wurde (S. 29); *tragoidos* ist nicht der tragische Gesang, sondern der Tragödienschauspieler (S. 41); der Bock heißt *tragos*, nicht *tragon* (S. 41); Artemis unterlag keineswegs Helena im Schönheitswettbewerb, vielmehr unterzogen sich dem Paris-Urteil Athena, Aphrodite und Hera (S. 46) usw. usf. Irritierend sind die griechischen Zitate und Übersetzungen, die Hansen aus Donner/Kannicht und Buschor entnimmt (vgl. S. 184) und häufig geringfügig ›modifiziert‹. Mehrfach fehlen griechische Verse, die sich in der Übersetzung finden, und umgekehrt sucht man vergeblich die deutsche Übersetzung zum griechischen Text (z.B. S. 63, S. 64 Anm. 105). Unsinnig wird es auf S. 49, wo die Verfasserin ›modifiziert‹: »Mein Mann verlor wohl sein Gedächtnis (*memneos*)« (IA 876), und es richtig heißen muß: »Mein Mann ist wahnsinnig«. Im Text steht *memenos* ›rasend‹, und nicht die gar nicht existierende Form *memneos*, von der Hansen die Brücke zu *mneme* ›Erinnerung‹ schlägt. Aus der falschen Übersetzung leitet sie ab: »wodurch sie (sc. Klytaimestra) nahe legt, dass Agamemnon mit diesem Teil seines Namens (*mneme*) sich selbst bzw. jenen Teil verlor, der sein Selbst ausmacht«. Diese groteske Etymologie hätte es verdient, in den Platonischen *Kratylos* aufgenommen zu werden!

Der Sprung von IA zu Goethes *Iphigenie in Tauris* ist erstaunlich, würde man doch eher die Euripideische *Taurische Iphigenie* als Ausgangspunkt erwarten. Die Verbindung ist für Hansen die Frage, »ob im Dialog der Antagonisten des Dramas, der Griechin Iphigenie auf der einen und des Skythen Thoas auf der anderen Seite, die Gewaltsamkeit des Opfers überwunden wird, ob der Dialog also gelingt bzw. ob es sich überhaupt um einen Dialog handelt oder um ein Wortgefecht. Damit geht es vor allem um die Frage nach der Gewalt der Worte; denn durch Worte werden im Verlauf des Dramas die tödlichen Waffen – Opfermesser und Duellschwert – substituiert« (S. 129). Iphigenie wird nach Hansen zur bravourösen Beherrscherin des Worts, mit dem sie Thoas das Recht des Schwertes raubt. »Das ist das Wort, dass (sic!) er ihr gab, mit dem er ihr von seiner (männlichen, königlichen) Gewalt abgab und sich damit in ihre Gewalt begab; die Gewalt des Wortes, mit dem Iphigenie den Thoas nun erpresst« (S. 141, vgl. S. 148). Thoas wird – der Verfasserin zufolge – zum Instrument, um Iphigenie zu helfen, das Bild der Götter in ihrer Seele zu retten. Um dies zu erreichen, werde im 5. Akt »die Erweiterung des Vaterbildes zum Gottvater, die Vergöttlichung des Königs Thoas zum Himmelskönig betrieben« (S. 157). Hansens Interpretation scheint mir in jedem Punkt Goethes Iphigenie Unrecht zu tun. Nicht Iphigenie erpresst die anderen *dramatis personae* und tut ihnen verbale Gewalt an; vielmehr ist das ganze Stück als Kampf gegen die Fremdbestimmung durch Männer und falsche Vorstellungen, denen sich Iphigenie ausgesetzt sieht, angelegt, also als Stück der Emanzipation. Übersehen wird von der Verfasserin auch, daß sich Iphigenie Pylades gegenüber weigert, sich auf eine Intrige einzulassen, also die ›Gewalt der Worte‹ – dies ist der Hauptunterschied zur Euripideischen *IT* – ablehnt.

Das Buch läßt einen ratlosen Leser zurück. Handwerkliche Fehler verbinden sich mit apodiktischen Äußerungen, in ahistorischer Weise wird aus den Texten in einer bunten Mischung von Methoden das herausgelesen, was zur These paßt, und wenn es nicht paßt, ›modifiziert‹ die Autorin die Übersetzungen der IA in teilweise hanebüchener Art und Weise.

Bernhard Zimmermann

Hee-Ju Kim: *Der Schein des Seins. Zur Symbolik des Schleiers in Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*. Tübingen 2005, 230 S.

Um das Resultat vorwegzunehmen: Diese Freiburger Dissertation stellt eine ungewöhnlich kenntnis- und erkenntnisreiche Leistung dar. Methodisch innovativ, grundiert sie die beeindruckende Forschung zu Goethes *Lehrjahren* in zentralen Partien und entziffert zugleich mit nachprüfbarer Genauigkeit die verborgene Innenwelt der Titelfigur. Psychisches, in bildlichen Eindrücken angelegt, wird durch eine symbolorientierte Textanalyse deutbar – mithilfe einer Zeichenstrategie, die den so weitläufigen wie komplexen Zusammenhang des Ganzen behutsam in indirekten Urteilen vermittelt.

Das erste Kapitel, *Welt der Herkunft*, stellt zunächst die bekannte familiäre Situation dar: Wilhelms Gegensatz zum ökonomisch orientierten Vater und seine Nähe zur Mutter, die dem schönen »Schein« der Kunst zugeneigt ist. Jeder Leser kennt das mehrfach und tiefdringend analysierte »Bild vom kranken Königssohn«, in dem die Verfasserin eine von Wilhelm in verschiedenen Situationen angesprochene Vieldeutigkeit entdeckt, die dessen Charakterzüge in ihrer langjährigen Genese und vielfachen Wandlung zu diagnostizieren erlaubt. Bildsegmente sind es, die als »ikonische Abbrivatur« (S. 58) in Wilhelms divergierenden Wertungen dessen wechselhafte psychische Disposition kommentieren, sein schwankendes Selbstverständnis manifestieren und Wege wie Umwege zur »Sozialisation« markieren. Daß das väterliche Realitätsprinzip Wilhelms Entwicklung – kunstbeflissen, doch labil – nachhaltig beeinflusst, weiß der Leser; mit frappierender Genauigkeit vermag Hee-Yu Kim nachzuweisen, wie sogar noch der verstorbene Vater Wilhelms Entschlüsse mitbestimmt, wie der Sohn der väterlichen Autorität in der Theaterarbeit zu entkommen versucht, bis das halbverkannte, halbverdrängte und doch stets gegenwärtige Vaterbild, von »Stellvertretern« repräsentiert, ihn für sich gewinnt. Frau Kims Aufmerksamkeit ist der Enthüllung versteckter Bezüge gewidmet, dem Verweisungsgeflecht unterhalb des Bewußtseins. Die konkreten Zumutungen der Außenwelt, die Begegnungen mit Schauspielern und Vertretern der Turmgesellschaft wie auch die oft beschriebene Problematik des »Bildungssubjekts« bedurften keiner weiteren Erörterung. Frau Kims tiefenpsychologisch geschulter Blick enträtselt den Facettenreichtum von Bildern, Träumen und Figurationen, die manche Selbstdeutung Wilhelms korrigieren, ohne ihm die Selbstfindung zu erleichtern. Wilhelms Enthusiasmus fürs Theater nährt sich vom Spiel seiner Vorstellung mit den Möglichkeiten des Daseins. Die Illusionierung beginnt mit der unbemerkten Verwechslung von Sein und Schein; diese endet erst, wenn seine Innensicht den Anspruch der bedingenden Außenwirklichkeit im Tun bejaht.

Der Dichtung Schleier ...: Auf den 60 Seiten des zweiten Kapitels führt die Verfasserin in die »Zeichenwelt« der erdichteten »Vorsehung« ein, in neun Abschnitten legt sie – in Wilhelm Emrichs Nachfolge – die farben- und funktionsreiche Schleiersymbolik aus, an der sich Wilhelms innerer Zustand – ihm selbst meist unbekannt, gelegentlich nur erahnbar – ablesen läßt. Die Welt als Bühne, das Leben als Spiel in wechselnden Rollen: Die Bedeutungsgleichheit von *persona* und Maske im römischen Theater und die Erinnerung ans Barockdrama, an Christian Weises *Masaniello* beispielsweise, in dem sich die innere Wandlung eines Schauspielers im bloßen Wechsel der Kleidung »äußert«, verhelfen zum Vorverständnis für Wilhelms ästhetisch überhöhte Theaterexistenz. Die subtile Verweiskunst des auktorialen Erzählers ermöglicht, innere Zustände und Wandlungen an Wilhelms oszillierenden Wahrnehmungsformen zu »entschleiern«. Seine Theaterleidenschaft leitet und verleitet ihn, die Außenwelt nur im Zeichen seiner Berufung wahrzunehmen; seine Einbildungskraft beansprucht unmerklich den Raum, auf dem sich für ihn die Wirklichkeit des Lebens »abspielt«. Goethe macht die klugen Illusionen kenntlich, die die schauspielerische Existenz aufnötigt, und ermöglicht, allerdings nur durch subtilste Ver-

weise, daß der Leser die in Spiegelungen und Ambivalenzen fluktuierende Person zu durchschauen und distanziert zu begreifen vermag.

Der mystische und der goldene, der graue und der weiße Schleier: Frau Kim enthüllt deren strukturbildende Bedeutung fürs Romanganze und entziffert zudem eine Logik der Zeichen, die Wilhelms Stationen auf den verschlungenen Wegen zum eigenen, zum eigentlichen Selbst transparent werden lassen. Goethe sprach gegenüber Kanzler von Müller von der »Symbolik« der *Lehrjahre*. Diese legt sich im »Schleier der Amazone« – in deren Enthüllung, der Umhüllung für den verwundeten Wilhelm – und im Bühnenauftritt von Hamlets Vater selbst aus. Scharfsinnig und begriffssicher dechiffriert die Verfasserin erstmals die »Multidimensionalität« des antinomisch strukturierten Symbolgefüges der *Lehrjahre*. Seelische Subtilitäten erhalten ihre deutbare Folie, ihre exakte Objektivierung zugewiesen – an Tassos *Befreitem Jerusalem*, an *Hamlet* und vornehmlich am Gemälde des »liebeskranken Königssohns« abgelesen. Wilhelms Selbstverständnis und die Einsicht des von Frau Kim aufgeklärten Lesers differieren. Wilhelm muß, wie alle Menschen, »nach vorne« leben; erst im Rückblick und nur fragmentarisch wird Getanes und Unterlassenes für ihn begreifbar. Die Verfasserin beurteilt sein Verhalten (gegenüber Mariane), seine Begabung, das Wollen und Tun des langen Anfangs recht kritisch. Doch – in seinen Identitätskrisen bleibt er sich selbst überlassen; er ist auch allein, wenn ihm, wie in der *Hamlet*-Inszenierung, das aus dem eigenen Erleben Verdrängte im Medium der Fiktion entgegentritt. Sein Geständnis spricht für ihn: »Aber und abermal gehen mir die Augen über mich selbst auf, immer zu spät und immer umsonst« (HA 7, S. 607).

Das Schlußkapitel – *In die Welt der Zukunft* – demonstriert mit souveräner Überzeugungskraft, wie die Schleiermotivik umkodiert – anders verschlüsselt – und der Übergang von der ästhetischen Existenz ins praktische Leben in neuorganisierten Symbolen faßlich wird. Vornehmlich in Mignon, der »entschleierten Muse«, verbindet sich die Bedeutsamkeit zentraler Figuren mit veränderten symbolischen Zeichen, die erlauben, Etappen und Ziel des integralen Romanganzen mittels sinnstiftender Rückverweise zu bestimmen. Im Schlußsatz seiner *Lehrjahre* wehrt Wilhelm den bloßen Vergleich mit König Saul ab. Nunmehr unabhängig vom geborgten Schein und der verspielten Selbstdarstellung, fand er auf vielen Umwegen ganz zu sich: durch Fürsorge für andere und die »bildende« Kraft der Liebe zu Natalie.

Die methodische Leistung der Dissertation ist, wie die exegetische, beeindruckend; man müßte zitieren und zitieren, wollte man das Geleistete angemessen vorstellen. Auch der selbstsichere Umgang mit der facettenreichen Sekundärliteratur bestätigt den überlegenen Blick für deren Vorzüge und Mängel: Die Wertungskriterien verdanken sich dem innovativen Verständnis des Ganzen wie der akribischen Auslegung der Details. Zum Verwundern anfangs, zum Bewundern bis zum Schluß: die sprachliche Befähigung der Verfasserin. Die differenzierte Urteilskraft und begriffliche Sicherheit, die Weite der Kenntnisse und die Neuheit der Erkenntnisse, in satzhaften Ergebnissen konzentriert, gewinnen oft etwas Abgeschlossenes, Authentisches. Die Dissertation »ertüfelt« in staunenswerter Weise Goethes ingeniose Darstellungstechnik des verbergenden Enthüllens und das komplexe Wechselspiel einer individuellen Innenwelt mit der darin vielfach vermittelten Außenwirklichkeit – zudem das teils komplementäre, teils kontradiktorische Verhältnis von Bild und Text.

Die ungewöhnlich kluge und subtile Auslegung verdient die hohe Achtung des Lesers, die in Verehrung für den Erzähler übergeht, vergegenwärtigen wir uns Goethes »Meisterschaft« in den *Lehrjahren* beim verschwiegene Gebrauch indirekter Charakterisierungsweisen: bei der verschleiernenden Motivierung und der entschlüsselnden Dechiffrierung von Wilhelms Lebensproblemen, lange ins bewußt-halbbewußte Labyrinth des Innern abgedrängt. Goethes darstellerische Kunst ist noch höher, feinsinniger und vieldeutiger, als der geneigte Leser bisher wußte. Der Preis der *Wissenschaftlichen Gesellschaft Freiburg* für diese überzeugende Belehrung durch eine Doktorin aus Korea ist wahrlich verdient.

Werner Keller

Hellmut Ammerlahn: *Imaginationen und Wahrheit. Goethes Künstler-Bildungsroman »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*. Struktur, Symbolik, Poetologie. Würzburg 2003, 448 S.

Hellmut Ammerlahn zieht in seiner umfangreichen Monographie die Summe seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, indem er Aufsätze und Vorträge, die er einzelnen Aspekten des Romans gewidmet hat, in eine umfassende Deutung integriert. Gemäß Goethes morphologischer Prämisse, daß »alle organische Entwicklung sich nach einem urbildlichen Gestaltungsprinzip vollzieht« (S. 97), spiegelt dem Verfasser zufolge Wilhelm Meisters Lebensweg seine jeweilige Entwicklungsstufe, so daß alle ihm begegnenden Personen und alle äußeren Ereignisse letztlich nur Reflexe seiner psychischen Disposition seien. So ließen sich etwa Melinas dilettantische Schauspieler als »Zur-Schau-Steller von Wilhelms noch ungeklärt-unreifen oder inneren Schatten-Seiten begreifen« (S. 138). Wie in diesem Fall deutet der Verfasser durchgängig die manifesten Begebenheiten des Romans im Hinblick auf eine verborgene Symbolebene, die Wilhelms Entwicklungsgang zur Vollendung spiegle. Folglich wird Wilhelm Meister nicht nur als Zentralgestalt des Romans exponiert – darüber hinaus erscheinen alle äußeren Geschehnisse als abhängige Variablen seiner inneren Befindlichkeit. Am Ende des Romans habe Wilhelm dann die »höchste Stufe seines Erkenntnisweges« (S. 59) erreicht, insofern er in Natalie, die »für seine künstlerische Entwicklung die Bedeutung der ›Gestalt aller Gestalten‹« (S. 282) habe, den Zielpunkt seiner nicht von Irrtümern und Rückfällen freien Bildung finde. Mit dieser teleologischen Deutung von Wilhelm Meisters Lebensweg als dem Weg eines Künstlers, der zunehmend lerne, seine Einbildungskraft mit der Realität zu vermitteln, opponiert der Verfasser gegen die seit Karl Schlechta immer entschiedenere Problematisierung eines vom Vollkommenheitsideal geprägten Bildungsweges, indem er auf ältere Vorstellungen einer »organologischen« Entwicklung zurückgreift, die schon Schillers Freund Christian Gottfried Körner nachdrücklich artikulierte.

Anders als gemeinhin üblich, konstatiert der Verfasser keine generelle Konzeptionsänderung des Romans nach Goethes Rückkehr aus Italien, sieht von daher auch keine fundamentale Zäsur zwischen dem Geschehen der ersten fünf Bücher, die Goethe auf der Grundlage seiner *Theatralischen Sendung* reformulierte, und dem ganz neu konzipierten siebten und achten Buch, wo er unter anderem aktuelle Reformdebatten aufgreift. Dem Goethe zugewiesenen teleologischen Ansatz entsprechend, sind nach Ammerlahn alle Geschehnisse des Romans Stufen auf dem Weg zur Vollendung von Wilhelm Meisters Künstlertum, die er erst in der Turmgesellschaft erlange; der Roman sei mithin durchgängig ein »Künstlerbildungsroman« (S. 59), gemäß dem wohlbekannten Diktum Wilhelms: »mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht« (FA 9, S. 657). Der Verfasser berücksichtigt allerdings nicht genügend den Kontext von Wilhelms Absichtserklärung, die bestimmt ist vom »heimlichen Geist des Widerspruchs« (FA 9, S. 656) gegen die ökonomischen Zumutungen seines philiströsen Freundes Werner und in höchst widersprüchliche briefliche Ausführungen zum äußeren Glanz und zur inneren Bildung einmündet. Die an dieser wie auch anderen Stellen des Romans vielfach festzustellenden Ironisierungen von Absicht und Folge, Motiven und Umständen blendet Ammerlahn weitgehend ab, um seine Auffassung von Wilhelms progressiver Entwicklung zum wahren Künstler und Menschen nicht durch romaninterne »Widerhaken« hemmen zu lassen. Andernfalls hätte es den Verfasser vielleicht stutzig gemacht, daß Wilhelm Meister selbst noch kurz vor dem Ende des Romans jede teleologische Sinndeutung seines Lebens verwirft: »Ist denn das Leben bloß wie eine Rennbahn, wo man sogleich schnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerste Ende erreicht hat?« (FA 9, S. 950).

Worin besteht nun die angebliche Vollendung Wilhelms zum Künstler und Menschen? Daß er seine Vaterschaft anerkennt, ist nur scheinbar ein Indiz, auch wenn man sich auf die Verlautbarung des Abbés berufen zu können meint: »Heil Dir junger Mann! Deine Lehrjahre sind vorüber, die Natur hat Dich losgesprochen« (FA 9, S. 876). Nicht zu übersehen ist die Ironie, die darin liegt, daß Wilhelms erzieherische Bemühungen, seinem Sohn Felix Tischsitten beizubringen, damit dieser nicht weiterhin aus der Flasche trinke, – gerade zum Überlebensglück des Sohnes – nicht fruchten. Im Hinblick auf die Künstler-Problematik Wilhelm Meisters macht der Verfasser nicht zureichend plausibel, inwiefern der Harfner und Mignon die Entwicklung von dessen künstlerischer Einbildungskraft reflektieren und wieso Mignons Leiche, die durch Einbalsamierung den »Schein des Lebens« (FA 9, S. 958) erhält, dann zur Manifestation der höchsten Kunst Wilhelms wird. Ammerlahns These, »Mignons Bestattung erschein[e] [...] als die Verobjektivierung einer im Inneren des schaffenden Künstlers herangebildeten, mit allen Wünschen und Ahnungen seiner Seele genährten [...] Gestalt, die sich, nach Beendigung ihres Werdens, im vollendeten Werk von der Person ihres Schöpfers ablöst« (S. 313), muß viele Ereignisse im äußeren Ablauf der Exequien vernachlässigen – so zum Beispiel, daß keineswegs Wilhelm die Einbalsamierung vornimmt und daß er auch nicht den Ablauf der Totenfeier bestimmt, sondern ihr nur als stiller Teilnehmer beiwohnt. Erscheint Wilhelms Künstlertum schon am Ende der *Lehrjahre* in einem zweifelhaften Licht, tritt es in den *Wanderjahren* vollends in den Hintergrund. Ammerlahn freilich sieht Wilhelm dort als »heilenden Dichter, Vermittler und Arzt« (S. 401) wirken. Worin indes sein vermeintliches Dichtertum besteht, bleibt unklar; auch daß Natalie, die in den *Lehrjahren* dem Protagonisten als »Gestalt aller Gestalten« (S. 282) erscheint, in den *Wanderjahren* nur noch für kurze Zeit als Adressatin einiger Briefe fungiert, wird nicht erörtert.

Ammerlahn legt eine aspektreiche Studie vor, welche die Oberfläche des Romangeschehens auf den inneren Entwicklungsgang des Helden zum Dichter transparent zu machen beansprucht. Um seine Überlegungen zu entfalten, greift er weit aus, ordnet den Roman in ein breites Beziehungsgeflecht mit vielen anderen Schriften Goethes ein, konstatiert eine Fülle von Analogien und Spiegelverhältnissen, analysiert die Außenwelt des Romangeschehens als eine Reflexion von Wilhelms Innenwelt, registriert Abspaltungsphänomene und Doppelgänger motive. Hinter der Realebene des Handlungsgeschehens und der Personenkonstellationen spürt Ammerlahn ein Bedeutungsnetz auf, das von der Oberfläche des manifesten Geschehens nur angespielt wird. Diese Zusammenhänge kann der Verfasser allerdings nur unter Vernachlässigung der subversiven Konstellationen konstatieren, mit denen Goethe alle vordergründigen Positionen dementiert hat, zuletzt noch durch die intertextuelle Depotenzierung der Schlußsequenz, in der Wilhelm mit Saul verglichen wird, dem biblischen Melancholiker und Selbstmörder.

Günter Saße

Jang-Hyok An: *Goethes »Wahlverwandtschaften« und das Andere der Vernunft. Die Mikro- und Makrokonstellation der Andersheit als atopische Gegeninstanz zum Identitätszwang.* Würzburg 2004, 211 S.

Der Verfasser hat sich nicht nur einen der bedeutendsten Romane der europäischen Literaturgeschichte zum Thema genommen, sondern zudem ein außerordentlich anspruchsvolles theoretisches Herangehen gewählt. Wie bereits aus dem Titel – der Untertitel erschließt sich nicht auf den ersten Blick – hervorgeht, handelt es sich um eine Verbindung von rationalitätskritischen Positionen im Sinne von Hartmut und Gernot Böhmes Kantlektüre – *Das*

Andere der Vernunft (1983) – und poststrukturalistischen bzw. dekonstruktivistischen Ansätzen.

Zweifelloos gehörte es bislang zu den Desideraten, die französische und die deutsche Tradition der Rationalitätskritik des 20. Jahrhunderts miteinander in Beziehung zu setzen, Differenzen und Kongruenzen zu prüfen und insbesondere auch Ziele und Wirkung der verschiedenen Schulen und Ansätze zu vergleichen. Das gilt selbstverständlich nicht nur für die Werke der 70er und 80er Jahre, sondern gerade auch für die der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, einschließlich der in Deutschland außerordentlich wirkungsreichen Kulturkritik von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer. Eine solche Arbeit müsste sehr umsichtig auf die sprachphilosophische Komponente aller bedeutenden Philosopheme des 20. Jahrhunderts eingehen. Dabei würde sich schnell erkennen lassen, daß sich das »Andere der Vernunft« und die »Differance« Jacques Derridas nur entferntern ähneln und ganz verschiedene Traditionen aufrufen. Daraus ergibt sich eine Reihe weiterer Schwierigkeiten für die Interpretation literarischer Texte: Die jedem ästhetischen Gebilde als solchem inhärenten »Vorbehalte« gegenüber philosophischen Diskursen werden allzu schnell als radikal vernunftkritische Kulturdiagnose mißverstanden.

Da der Verfasser wichtige begriffliche und inhaltliche Klärungen nicht vorgenommen hat, scheint alles in einen großen Strom der Rationalitätskritik zu münden, in den sich dann auch das Werk Goethes und insbesondere die *Wahlverwandtschaften* einfügen lassen. Dies ist – so formuliert – sicherlich eine These, die der Komplexität des Romans und auch der historischen Dimension von Kulturkritik in den letzten zweihundert Jahren nicht gerecht werden kann. Weder in theoretischer noch in historischer Hinsicht wird hier angemessen differenziert.

Die Arbeit ist nicht leicht zu lesen, da sie sich in kleinen Argumentationsschritten und kurzatmigen Unterkapiteln von kaum mehr als zwei Seiten durch eine fast unüberschaubare Menge von schwierigen theoretischen Positionen bewegt, die dann mit verschiedenen Texten von Goethe abgeglichen werden. Dabei gerät in keiner Weise die historische Dimension der Literatur in den Blick: Goethe stellt sich als radikaler Kulturkritiker heraus, der insbesondere in der Figur Ottiliens nicht nur den Logozentrismus der westlichen Welt, sondern im Grunde alle Formen von Kultur diskreditiert. »Es ist also denkbar, dass für Ottilie die Idiosynkrasie sogar als letzter Zufluchtsort für die vom totalisierenden Zugriff der Kulturwissenschaften bedrohte Andersheit gedacht werden kann« (S. 86). Hier scheint nicht nur ein Mißverständnis der theoretischen Grundlagen vorzuliegen, sondern der Verfasser hat sich auch die Frage nach der Funktion von Literatur im Zeitalter der Klassik und Romantik nicht gestellt.

Gerade in den *Wahlverwandtschaften* werden die Dichotomien Natur / Kultur, Kunst / Natur, Sprache / Schrift, Normalität / Wahn, Krankheit / Gesundheit etc. mit einer kaum je erreichten Komplexität verhandelt. Die These, daß dieser Roman nicht nur allgemein für die Literaturwissenschaft, sondern insbesondere für alle differenztheoretischen Ansätze und alle Formen der semiotischen und strukturalistischen Lektüre eine außergewöhnliche Herausforderung darstellt, ist in verschiedenen hervorragenden Interpretationen belegt worden. So beginnt etwa David Wellbery seinen Beitrag zur *Wahlverwandtschaften*-Forschung¹ mit der Formulierung, es handle sich um den Roman, dem er sich wie keinem zweiten der deutschen Literatur unterlegen fühle. In seiner Untersuchung wird bereits ausführlich der Zusammenbruch symbolischer Ordnungen diskutiert, der dann auch keine Ordnung im Sinne des »Einen« und des »Anderen« mehr zuläßt. Gerade dies, so Wellbery, stellt das eigentlich Beunruhigende des Textes dar. Ähnlich hatte auch schon Walter Benjamin in seinem Aufsatz *Goethes »Wahlverwandtschaften«* argumentiert. Es ist eben ge-

1 David E. Wellbery: »Die *Wahlverwandtschaften*« (1809). In: Paul Michael Lützeler, James E. McLeod (Hrsg.): *Goethes Erzählwerk. Interpretationen*. Stuttgart 1985, S. 291–318.

rade das Nichtfunktionieren der Grenzen zwischen Natur und Kultur, Wissenschaft und Magie, das hier verhandelt wird. Menschliches Handeln scheint sich Naturgesetzen anzunähern, während auf der anderen Seite Natur durch menschliche Praktiken – auch durch magische, durch Orakel etc. – beeinflussbar wird. Ein vielzitiert Beitrag zu Walter Benjamins Arbeit stammt von Wilfried Menninghaus: *Walter Benjamins romantische Idee des Kunstwerks und seiner Kritik*.² Er wurde vom Verfasser offenbar nicht zur Kenntnis genommen. Leider gilt das auch für den besonders wichtigen Aufsatz von Waltraud Wiethölter aus dem Jahr 1982: *Zur Mythologie von Goethes »Wahlverwandtschaften«*.³ Hier wird bereits im Abstract die einschlägige These formuliert: »Zudem ist er selbst [der Roman; D. K.] die poetische Präsentation einer Theorie, die Natur als Text und Wissenschaft als Poesie begreift«. Dies verweist auf die Aktualität einer Metaphorologie, die alle Formen von Repräsentation und Wissen bearbeitet, ohne dabei eine vorgängige »Ordnung der Dinge« anzunehmen, die durch den Text gerade in Frage gestellt wird: »Die Rede von den Wahlverwandtschaften ist nach beiden Seiten reversibel; welche Beziehung auch immer zur Diskussion steht, das Verhältnis natürlicher Elemente oder das Gesetz sozialer Verbindungen, über das eine wie das andere läßt sich nur vergleichsweise sprechen« (Wiethölter, S. 5). Vergleicht man diese Thesen mit den aktuellen Arbeiten etwa eines Bruno Latour (vgl. *Das Parlament der Dinge*)⁴ wird deutlich, in welchem Maße hier Standards gesetzt wurden für literaturwissenschaftliche und philosophische Diskussionen auf hohem Niveau.

Insgesamt gewinnt man den Eindruck, daß die außergewöhnlich umfangreiche Zahl der theoretischen Werke, die vom Verfasser auf zweihundert Seiten zitiert werden, zu viele disparate Ansätze repräsentiert. Eine konzise These läßt sich so kaum formulieren. Die beeindruckende Lektüreleistung wird nicht in eine aufschlußreiche und überzeugende Interpretation umgesetzt. Eine Reduktion der theoretischen Ansätze wäre sicherlich ein Gewinn für dieses Unterfangen gewesen. Zudem hätte eine kritische Korrektur des Manuskripts an manchen Stellen noch schwer verständliche Formulierungen und auch einige gravierende Fehler beheben können. Es bleibt der Eindruck, daß der Verfasser mit seinem durchaus vertretbaren und sicher in einem bescheideneren Rahmen auch sehr interessanten Ansatz die Komplexität seines Themas unterschätzt hat.

Dorothee Kimmich

Giovanni Sampaolo: »Proserpinens Park«. Goethes »Wahlverwandtschaften« als Selbstkritik der Moderne. Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Stuttgart, Weimar 2003, 296 S., 6 Abb.

Goethes *Wahlverwandtschaften* gelten als ein schwieriger Roman. Von Goethe ursprünglich als ein Buch gedacht, das die »ungeheure Kluft« zum Publikum »zur Freude« überwinden sollte, wurde der Roman zur hochkulturellen Lektüre der wenigen.¹ Der zelebrierte Konstruktionscharakter des Romans galt seit den geistesgeschichtlichen Interpretationen

2 Wilfried Menninghaus: *Walter Benjamins romantische Idee des Kunstwerks und seiner Kritik*. In: *Poetica* 12 (1980), S. 421–442.

3 Waltraud Wiethölter: *Legenden. Zur Mythologie von Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 56 (1982), S. 1–64.

4 Bruno Latour: *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Frankfurt a. M. 2001.

1 Vgl. Heinz Härtl: »Die Wahlverwandtschaften« und ihre zeitgenössischen Leser. In: *Weimarer Beiträge* 29 (1983), S. 1574–1603.

als Garant für hochartifizielle Lektüreaanstrengungen, die noch kleinsten Details interpretatorischen Sinn abgewinnen können. Das hat zu detailverliebten Interpretationskonventionen geführt, bei denen – genau besehen – die Unterschiede geringer sind als die Übereinstimmungen. Als unstrittig gelten der mythische Grundzug des Romans und die poetologische Selbstbeschreibung, der hohe, damit entpsychologisierende Typisierungsgrad von Handlung und Figuren und nicht zuletzt auch die Bewertung als formalästhetisches Meisterwerk. Wie kein zweiter Roman der deutschen Literaturgeschichte erfüllen *Die Wahlverwandtschaften* die Ästhetik- und Polyvalenzkonvention; deren Verbindung mit ›letzten‹ Themen, dem Tragischen, dem Mythischen oder mindestens Epochalen, markiert die ausgetretenen Pfade der Interpretationskunst. Heinz Schlaffers Aufsätze aus den 70er Jahren,² Bernhard Buschendorfs umfangreiche Studie aus den 80er Jahren,³ die poststrukturalistischen Lektüren der 90er Jahre⁴ gehen in diesen Spuren. Der einschlägige Artikel im *Goethe-Handbuch* referiert den Konsens.⁵ Die Verpflichtung der Interpretationen auf überzeitliche Deutungsmuster stilisiert den Roman (und seine Interpreten) und läßt als historische Bezugnahmen gerade noch solche auf Goethes eigene Biographie zu, etwa auf die »Wurzel der Versäumnisse in seinem erotischen Leben«.⁶

All diese Interpretationsroutinen kennt der italienische Germanist Giovanni Sampaolo – und er überwindet sie mit einer erstaunlichen Souveränität. Sein Buch interpretiert Goethes Roman erfrischend neu. Sampaolos Verfahren ist dabei einfach. Er setzt auf Historisierung, wo »das Mythische« bislang den Weg zum genaueren Lesen des Romans verstellt hat. Er nimmt die klassizistische Programmatik Weimars ernst, statt einer überzeitlichen Thematik das Wort zu erteilen. Und er liest genau von der ersten Seite an, wo sonst vom Ende her der Anfang erdrückt wird. Das macht Sampaolos Buch, dem ein nützliches Namen- und Titelregister beigegeben ist, zu einem Referenzwerk der zukünftigen Auseinandersetzung mit Goethes Roman.

Das Buch Sampaolos (ital. 1999), dessen klare Sprache in Annette Kopetzkis deutscher Übersetzung flüssig wiedergegeben wird, hat einen einfachen Aufbau. Die Einleitung zeichnet das programmatische Experiment des Weimarer Klassizismus nach: die Kultivierung der Antike gegen die aufziehende Moderne. Hieraus entwickelt Sampaolo die *intentio operis* für seine Roman-Interpretation. In vier Kapiteln weist er im Text die Selbstproblematisierung des Klassizismus nach, zunächst in der Charakterisierung der Figuren, dann in der Strukturierung des Handlungsraums und schließlich anhand der beiden im Roman herausgehobenen Handlungsmomente, der Wiederbegegnung von Ottilie und Eduard am Seeufer und des romantisch-katholisierenden Schlusses, die beide förmlich nach Interpretation rufen. Stimmig gelingt das, weil Sampaolo seine Textbefunde sorgfältig kontextualisiert. Kontext ist ja ein dreigliedriger relationaler Ausdruck,⁷ das heißt hier: Der Weimarer Klassizismus ist Kontext für die *Wahlverwandtschaften* in Hinsicht auf die strikte

2 Heinz Schlaffer: *Namen und Buchstaben in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: Jb. der Jean-Paul-Gesellschaft 7 (1972), S. 84–102, und ders.: *Exoterik und Esoterik in Goethes Romanen*. In: GJb 1978, S. 212–226.

3 Bernhard Buschendorf: *Goethes mythische Denkform. Zur Ikonographie der »Wahlverwandtschaften«*. Frankfurt a.M. 1986.

4 Zusammenfassend Martin Stingelin: *Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften« im Spiegel des Poststrukturalismus*. In: *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Gerhard Neumann. Stuttgart, Weimar 1997, S. 399–411.

5 Norbert Bolz: Art. »Die Wahlverwandtschaften«. In: *Goethe-Handbuch*, Bd. 3, S. 152–186.

6 Walter Benjamin: *Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: ders.: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Bd. 1.1. Frankfurt a.M. 1974, S. 123–201, S. 154.

7 Vgl. Lutz Danneberg: Art. *Kontext*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hrsg. von Harald Fricke. Bd. 2. Berlin, New York, S. 333–337.

Historisierung des Romans, die Sampaolo intendiert. Ergebnis seiner Kontextualisierung ist, knapp referiert, das Folgende: Anders als es vielen Interpreten scheint, ist der Garten, sind Eduard und vor allem Charlotte keine todgeweihten Räume und Figuren. Sie stehen vielmehr für das Versprechen des Klassizismus, durch Kunst den Menschen zum ganzen Menschen zu erheben, zu kultivieren, wie Sampaolo bei der Verfolgung der physiokratischen Ideen im Umfeld Goethes auf das genaueste nachzuweisen versteht und dafür reichlich Parallelstellen auch bei Schiller, Karl Philipp Moritz und in der bildenden Kunst (Ceres-/Proserpina-Mythos) anführen kann: »Bruder in Apoll und Genoss in Ceres« (S. 42) lautet Goethes Formel dazu. Chemie und Ackerbau sind Gegensätze in seinem Denken. Das alles kann Sampaolo im Detail bis in die Namensgebung der Figuren belegen.

Der Einbruch der Moderne, gegen die die Kunstprogrammatische des Klassizismus in die Defensive gerät, erfolgt schrittweise von außen, nicht nur plakativ durch den förmlichen »Einbruch« Lucianes und ihrer Entourage (und ähnlich auch durch die Figur des Lords), sondern durch »Ansteckung«, wie es im Roman heißt, die auch eine Figur wie Ottilie nicht verschont. »Wahlverwandtschaften« verweist daher schon im Titel nicht auf mythische Kräfte, sondern auf das »chemische Zeitalter«, das ist die Moderne. Goethe gebraucht das Wort »Chemie« nicht anders als die Jenaer Frühromantiker, nämlich im Sinn von »Scheidungskunst«, die die hergebrachten Zusammenhänge trennt und durch neue, bis dahin kaum möglich erschienene Verbindungen ersetzt, eine auch bei Friedrich Schlegel gängige Metapher für die Moderne. Nur daß Goethe sie kritisch gebraucht. Die Willkürlichkeit, mit welcher der nützliche Garten zur modischen Parkanlage, das behütete Kind Ottilie zur unglücklichen Geliebten wird oder die Ehe zum Ehebruch führt, symbolisiert die Zerlegung der Idylle, die zu kultivieren der Klassizismus angetreten war. Die Versuche, dem gegenzusteuern, beschleunigen in der Tradition der antiken Tragödie nur die Katastrophe. Das Scheitern der Figur Mittler ist dafür paradigmatisch. Eduards Gang in den Krieg, in die mythische Gegenwelt zur Idylle, sein im Roman als plötzlicher, damit prononciert unkultivierter Einbruch im Sinne des Wortes gibt die Handlung schließlich ganz für die Katastrophe frei. Ottilie kann sich vor der Ansteckung nicht bewahren, lernt von Eduard die *dissimulatio*. Am Ende nutzt Goethe die an Calderón geschulte Technik des wunderreichen Schlußtableaus – nicht weil er am Ende doch ein Romantiker geworden wäre, vielmehr verweist der von ihm gezielt als »aufsteigendes« Ende angelegte, betont untragische Schluß auf das Überleben jenes Humanitätsideals des Weimarer Klassizismus in ihm fremd gewordenen Zeiten.

Sampaolo hat für *Proserpinens Park* die Forschungsbibliotheken zu Goethes Roman gründlich durchgearbeitet wie kaum ein anderer Verfasser neuerer Abhandlungen; er nimmt abgelegene Arbeiten der 60er Jahre (z. B. Fußnote 15, S. 225) nicht weniger ernst als neuere und knüpft an die in Deutschland wegen der Sprachbarriere zu wenig beachteten grundgelehrten Arbeiten der italienischen Germanistik von Giuliano Baioni bis Luciano Zagari an. Dabei kümmert er sich wenig um die theoretischen Schulen in der Germanistik. Nur in Fußnoten übt er teilweise fulminant Kritik an dem »Geheimnissyndrom eines Großteils der heutigen Literaturwissenschaft« (S. 62) und nimmt auch Walter Benjamin davon nicht aus. Wieviel die Literaturwissenschaft wieder entdecken könnte, wenn sie einmal auf verkürzende Autoritätsbeweise mit Berufung auf Benjamin (und andere) verzichten würde, belegt Sampaaolos Buch in aller Deutlichkeit. Gewiß wünscht man sich gelegentlich und vor allem am Ende des Buches auch eine prononcierte Zusammenführung der ansonsten so klaren Argumentationslinien und Thesen. Sampaolo verweigert sie ebenso, wie er auch die eigentlich gegensätzlichen Theorieschulen nebeneinandersetzt, als hätte sein Buch mit Paul de Man soviel zu tun wie etwa mit Benno von Wiese's Interpretation von 1951. Das ist natürlich falsch. Sampaolo ist aber ganz Philologe und Literaturhistoriker. Vor allem ist er selbst ein unaufdringlicher Klassizist. Über der Arbeit an seinem Buch hat er sich längst seinem Gegenstand anverwandelt.

Gerhard Lauer

Holger Helbig: *Naturgemäße Ordnung. Darstellung und Methode in Goethes Lehre von den Farben.* Köln 2004, 527 S., 8 Abb.

Die Lektüre dieser Habilitationsschrift hinterläßt eine gewisse Ratlosigkeit. Helbigs Studie scheint für diejenigen geschrieben, die schon immer wissen wollten, was in Goethes *Farbenlehre* steht, sich aber nie trauten, das Buch selbst zu lesen. »Textnähe« ist das wiederkehrende Schlüsselwort, mit dem sich die Untersuchung selbst charakterisiert: Auf 500 Seiten wird in der Tat vor allem der Inhalt der *Farbenlehre* nachgezeichnet und ihre Darstellungsweise beschrieben, ergänzt durch Ausführungen zu ihrer Vorgeschichte und zum biographischen Hintergrund sowie durch eine stellenweise sehr kleinteilige Diskussion der Forschungsliteratur. Die Gliederung orientiert sich weitgehend an derjenigen der *Farbenlehre*, wobei der sonst zumeist in den Mittelpunkt gestellte, gegen Newtons Optik gerichtete polemische Teil bei Helbig keine Rolle spielt. Den Anfang bildet ein Kapitel über die Paratexte – *Anzeige und Übersicht* (S. 33–66); es folgen »Vorgeschichten« (S. 67–140), worin Goethes wissenschaftliche Beschäftigung mit Farben von ihrem Beginn bis zu den *Beiträgen zur Optik* nachvollzogen wird. Das zentrale Kapitel über die »Darstellung der Lehre« liefert einen Durchlauf durch den didaktischen Teil der *Farbenlehre* mit seinen einzelnen Abteilungen (S. 141–326). Das vorletzte Kapitel widmet sich dem Thema Wissenserwerb und Theoriebildung bei Goethe, wobei zunächst die Methodendiskussion mit Schiller aufbereitet, dann Goethes Umgang mit Wissenschaftsgeschichte anhand des historischen Teils der *Farbenlehre* dargelegt und schließlich Goethes Art zu experimentieren ins Auge gefaßt wird (S. 327–435). Zuletzt untersucht Helbig die »sprachlichen Besonderheiten der *Farbenlehre*« (S. 437) mit Bezug auf Goethes Äußerungen zur Wissenschaftssprache und im Kontrast zu Newtons Sprachgebrauch (S. 436–484). Insgesamt präsentiert die Studie das, was man gerne eine »akribische Lektüre« nennt, ein Verfahren, das der Autor selber als »aufwendig« (S. 24, 35) rühmt. Auch wenn man dieses Urteil vielleicht noch unterschreiben mag – die Arbeit ist in der Tat über weite Strecken einläßlich, genau, belesen, nicht ohne Gedanken –, so stellt sich doch nicht nur angesichts dieser Selbsteinschätzung die Frage nach dem Verhältnis von Aufwand und Ertrag. Was dieser Arbeit nämlich fehlt, ist eine motivierende Idee, eine wirkliche These, ein den Gegenstand organisierendes Erkenntnisinteresse und folglich auch eine nennenswerte Erkenntnis.

Mit dem Anspruch, eine »auf den Textverlauf bezogene systematische Lektüre« (S. 25) vorzuführen, verbindet sich die erklärte Absicht, die *Farbenlehre* wissenschaftsgeschichtlich zu kontextualisieren. Jedoch bleibt Helbigs Studie gerade in dieser Hinsicht unbefriedigend. Dies gilt zum Beispiel für die – an mehreren Stellen thematisierte – disziplinengeschichtliche Situierung der *Farbenlehre*, insofern Helbig hierbei innerwissenschaftliche Grenzziehungen voraussetzt, die in dieser Weise erst später – zum Teil sogar unter Mitwirkung der *Farbenlehre* – etabliert wurden. So geht es am historischen Stand der Dinge vorbei, wenn Helbig aus Anlaß der Sammlung von Fallbeispielen zu den pathologischen Farben (§§ 114–135) Verwunderung äußert über »Goethes erstaunlich verschwommenen Blick auf die Disziplinen« (S. 229). Wer je einen Blick in das medizinische und anthropologische Schrifttum der Zeit geworfen hat, kennt derartige Sedimentierungen einer wuchernden Empirie; und wenn Goethe selber diesen Anhang zu den physiologischen Farben »inkohärent« (§ 734) genannt hat, dann bezieht sich dies primär auf den Ordnungsstandard, den die anderen Rubriken der *Farbenlehre* nach Goethes Einschätzung vorgeben. Vor allem aber besaßen die subjektiven Sinnesphänomene, von denen darin die Rede ist, gar keinen wohldefinierten disziplinären Ort, den man hätte verunklären können. In dieser Sammlung von Fallbeispielen »ein Indiz für die Aussichtslosigkeit des Gesamtvorhabens« (ebd.) erkennen zu wollen, zeugt jedenfalls von historischer Unkenntnis. Ebenso irreführend ist die Formulierung, Goethe ignoriere die disziplinären Grenzen (S. 295), wenn er seine Far-

benlehre zur Technik des Färbers in Beziehung setzt. Den zeitgenössischen Stand der Disziplintrennung von Physik und Chemie möchte Helbig wiederum mit einem Satz Georg Christoph Lichtenbergs belegen, in dem dieser den Gegensatz von Farben und Pigmenten, physikalischen und chemischen Farben, herausstellt. Diese Anmerkung – einer der von Lichtenberg verfaßten Zusätze zu Johann Christian Polykarp Erxlebens *Naturlehre* aus der fünften Auflage von 1791 – markiert jedoch nicht etwa den selbstverständlichen Stand disziplinärer Grenzziehungen, sondern führt diese begriffliche Differenzierung erst ein, um überhaupt ein Problembewußtsein über den Unterschied von farbigem Licht und chemischen Farben zu schaffen. An diesem Stand gemessen, war Goethes Differenzierungsfähigkeit durchaus weit gediehen; und der einschlägige Passus der *Farbenlehre* übergeht nicht etwa vorhandene Disziplinengrenzen, sondern fordert eine theoretische Grundlegung und Verwissenschaftlichung (in diesem Sinne: die Disziplinwerdung) der Farbenchemie.

Noch verschärft stellt sich die Frage der disziplinären Zuordnung beim Verhältnis von Physik und Physiologie, weil hier die Kritik an Newton und mit ihr die *Farbenlehre* insgesamt zur Debatte steht. Wie schon vielfach bemerkt wurde, haben sich Goethe und Newton mit ganz unterschiedlichen Gegenständen befaßt – Goethe mit der Wahrnehmung von Farben, Newton mit der Natur des Lichts –; und die Problematik der *Farbenlehre* liegt darin, diese beiden Bereiche nicht zu trennen. Wenn man aber behauptet, »Goethes Dilemma« bestehe darin, daß er »die disziplinären Grenzen unreflektiert ein[ebnet]« (S. 423), vor allem indem er die Physiologie zur Grundlage der Farbenlehre erkläre, dann setzt diese Formulierung wiederum eine ganz falsche Vorstellung der zeitgenössischen Wissenschaftssituation voraus: so, als habe es eine Physiologie, die sich die »dem Auge angehörenden« Farberscheinungen selbstverständlich zurechnet, bereits gegeben. Eine solche Physiologie der Sinne entstand aber erst in den 1820er Jahren bei jenen Wissenschaftlern, die sich intensiv mit Goethes *Farbenlehre* auseinandergesetzt hatten, bei Jan Evangelista Purkinje und Johannes Müller. Daß noch in den 1830er Jahren die Unterscheidung von subjektiven Gesichterscheinungen und objektivem Licht resp. der diesbezügliche Gegensatz von Physiologie und Physik zweifelhaft sein konnte, zeigt jener Fall, von dem Johannes Müller 1834 in seinem *Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medizin* berichtet: Ein gerichtsmedizinisches Gutachten diskutierte die Frage, ob das Opfer eines nächtlichen Angriffs den Angreifer im Schein des Lichts, das durch den Schlag auf das Auge erzeugt wurde, erkannt haben könne – ohne zu einer definitiven Entscheidung zu gelangen. Das Scheitern der *Farbenlehre* läßt sich jedenfalls nicht als schlichte Mißachtung vorhandener Disziplinengrenzen analysieren.

Helbigs forciertter Anspruch auf Textnähe bringt dabei eine eigentümliche Haltung der Distanzlosigkeit und einen stark wertenden Zugriff mit sich. Ganz offensichtlich steht der Verfasser mit dem »alte[n] Geheimrat« (S. 10) auf vertrautem Fuße – »am Abend las er zur Entspannung Massenbach« (S. 158), weiß Helbig zu berichten – und kann darum freimütig Lob und Tadel verteilen: »Das ist gut beobachtet«, lautet etwa der Kommentar zu den Paragraphen 262 bis 266, »als Text aber nur mit erheblicher Aufmerksamkeit und Anstrengung zu verfolgen« (S. 245). Der Drang nach einer »Bewertung von Goethes Vorgehen« (S. 285) macht sich insbesondere auf einem Sektor geltend, den die Arbeit als zentral veranschlagt: dem der Wissensvermittlung. Die (nicht) tragende Idee der Studie besteht nämlich darin, Goethe zum Didaktiker und die *Farbenlehre* zu einem Lehrbuch zu erklären. Unter dieser Prämisse muß Helbig Goethe allerdings immer wieder didaktisches Versagen vorwerfen: Da ist von »Darstellungsschwäche« (S. 227), »didaktische[m] Mißlingen« (S. 480) und einem »Nachlassen der darstellerischen Disziplin« (S. 205) die Rede; zeigt sich hier »ein didaktisches Desaster« (S. 478), so erscheint dort etwas »didaktisch fragwürdig« (S. 197), »didaktisch unbefriedigend« (S. 235) oder auch »didaktisch eine Zumutung« (S. 235). Wird einmal konstatiert, daß »das Lehrbuch« an einer bestimmten Stelle »seinen Zweck nicht erfüllt« (S. 236), so wird andernorts erwähnt, welches Vorgehen »aus

didaktischer Sicht [...] günstiger gewesen« wäre (S. 274). Vielleicht war Goethe eben doch nicht der Didaktiker, zu dem Helbig ihn machen möchte. Das »Zurück zu Goethe«, das sich der Verfasser auf die Fahnen geschrieben hat, möchte man an solchen Stellen ihm selbst entgegenhalten.

Jutta Müller-Tamm

Safia Azzouni: *Kunst als praktische Wissenschaft. Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre« und die Hefte »Zur Morphologie«.* Köln, Weimar, Wien 2005, 263 S.

Die disparate Form von Goethes Altersroman ist Gegenstand eines anhaltend ungebrochenen Forschungsinteresses.¹ Die vorliegende Berliner Dissertation (2003/2004) bereichert die Diskussion um einen neuen Aspekt, indem sie die Frage nach der Modernität hintansetzt und den Roman im Kontext von Goethes naturwissenschaftlichen Interessen und Herausgebertätigkeiten untersucht. Safia Azzouni verweist erstmals auf charakteristische inhaltliche und formale Elemente in den Schriften *Zur Morphologie*, zieht diese vergleichend zu den naturwissenschaftlichen Themen in den *Wanderjahren* heran und analysiert Kernstellen des Romans und seinen »Problemcharakter« (S. 11) in diesem Zusammenhang.

Die These der Studie, die als solche dichter formuliert sein könnte, geht dahin, daß die unharmonische, uneinheitliche, offene Erzählform mit ihrer realen und fiktiven Sammlertätigkeit und ihrem Ergebnis von Gesammeltem ein »Erkenntnismodell« wiedergebe, das Goethe »in zunehmendem Maße im Alter beschäftigte«, nämlich die »Denkweise des ›Kollektiven‹«. Sie finde sich »paradigmatisch in seinen naturwissenschaftlichen Studien, in der von ihm als zu gründende Wissenschaft behandelten Morphologie«, und die *Wanderjahre* sowie die Schriftenreihe *Zur Morphologie* wiesen »Parallelen« auf (S. 11). Azzounis Abhandlung gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil erörtert sie Metamorphose und Typus als Gegenstände der Morphologie sowie die Vergleichung als ihr grundlegendes Verfahren und arbeitet das Problem des Kollektiven sowie das Streben nach Objektivität als formgebende Merkmale der Hefte *Zur Morphologie* heraus. Im (kurzen) zweiten Teil umreißt sie das »Problem des Erzählens« in den *Wanderjahren*. Darauf aufbauend, kann sie in den *Wanderjahren* die Gültigkeit von eben negierten Erzählprinzipien restituieren, nämlich als solche, die sich aus der Morphologie ergeben. Der dritte und ausführlichste Teil besteht somit in der Anwendung auf den Roman und im Aufzeigen von Parallelen durch immanente Analysen von wichtigen Romanstellen, Markierungen des Erzählens und schließlich Romanfiguren. (Azzouni verwendet dafür den Terminus »close reading« [S. 12], jedoch offensichtlich nicht im Sinne der dekonstruktivistischen Theorie, sondern als Konzentration auf den Text und sein Umfeld im Werk des Autors; erzähltheoretisch stützt sie sich auf Wolfgang Kayser und Wolfgang Iser.)

Azzounis Untersuchung der Schriften *Zur Morphologie* behauptet, daß Goethe sich angesichts der sich stets wandelnden Natur in der Form auf den Versuch beschränkte, der Inhalt hier also Auswirkungen auf die Form hatte, die mit der Herausgebertätigkeit allein nicht zu erklären ist. Sie benennt dies als »das Problem des Kollektiven« (S. 36): Goethe sammelte eigene und fremde Einzelergebnisse und vereinigte sie in den Schriften; ein An-

1 Siehe z.B. die Besprechung des folgenden Buches im Goethe-Jahrbuch 2004: Christina Salmen: »Die ganze merkwürdige Verlassenschaft«. Goethes Entsagungspoetik in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«. Würzburg 2003.

spruch auf Vollständigkeit ist damit nicht gegeben, diese wird vielmehr als nicht erreichbar akzeptiert, ohne das Streben nach Objektivität aufzugeben. In ihrer Studie argumentiert sie stringent und überzeugend dafür, das »Kollektive« als Erklärungsmodell auf die Form der *Wanderjahre* mit ihrer Sammlung von Disparatem bei fehlender Einheit und Abgeschlossenheit anzuwenden.

An exponierten Romanstellen, nämlich am Anfang, am Ende (dem Gedicht *Im ersten Beinhaus*) und in der zentralen Beschreibung der plastischen Anatomie, kann sie zeigen, daß Goethe darin sein Naturkonzept als beweglich und vom Prinzip Metamorphose bestimmt darstellt sowie vom traditionellen Modell als »Kette der Wesen« absetzt. Damit schafft Azzouni eine einleuchtende Basis für ihre weitere Analyse, die sich darauf richtet, Elemente der Morphologie im fiktionalen Text nachzuweisen, und darauf, welche Antwort der fiktionale Text auf die Frage gibt, wie Erkenntnis dieser beweglichen Natur möglich sei.

Vor den inhaltlichen widmet sie sich den formalen Elementen und untersucht den Text auf Umwandlungsprozesse, die das Erzählte durchgemacht hat und die als solche markiert sind. Sie vernachlässigt dabei grundlegende frühere Forschungsergebnisse zur Form des Romans nicht, insbesondere zur Archivfiktion und Vielfalt der Erzähler (etwa Gonthier-Louis Fink, Manfred Karnick, Norbert Miller, Volker Neuhaus, nicht zu vergessen Wilhelm Emrich und Erich Trunz), sondern knüpft daran an, präzisiert, differenziert und ergänzt, wo sie überzeugend Lücken und Widersprüche nachweist. Aus dem detailliert aufgeschlüsselten »Überangebot an Erzählern« folgt sie das Fehlen jeglicher Hierarchie, die sogar den fiktiven Redaktor einschließt, und spricht von einem »Erzählen ohne Erzähler« (S. 242). Ferner schließt sie aus den häufigen, der Metamorphose in der Natur verwandten, oft mehrfachen textuellen Umwandlungen, nämlich vom Mündlichen zum Schriftlichen, auf eine ständig wechselnde und somit insgesamt zweifelhafte »Verantwortung für das Erzählte«, eine generelle »Schriftskepsis« (ebd.). Schriftlich erzählt wird vor allem in der Familie des Oheims; Makarie und Felix mit ihrer jeweils eigentümlichen, ganz unterschiedlichen Nähe zur Natur (als verschiedenen naturwissenschaftlichen Phänomenen bzw. als Körperlichkeit) stehen außerhalb dieser »Schriftwelt« (ebd.), denn von ihnen wird unmittelbar erzählt oder mündlich Überliefertes wiedergegeben. Azzouni folgert daraus schlüssig eine Höherschätzung des Mündlichen und der Beobachtung bei der Suche nach Erkenntnis der Natur. Gleichwohl will sie diese Erzählprinzipien nicht als starr verstanden wissen, sondern als unter der Oberfläche wirkendes, kollektives Muster, wodurch »jede Veränderung der Sichtweise einen anderen Aspekt derselben Sache zum Vorschein bringt« (ebd.). Zu diesem kollektiven Muster gehören die Figurenkonstellationen und die in den Figuren angesprochenen Themen.

Das überraschendste Ergebnis der Untersuchung besteht darin, daß sie den unscheinbaren Felix als typischen »Kern des Romanpersonals« (S. 12) herausstellt, auf den die meisten anderen Figuren bezogen seien. Mit dem morphologischen Terminus ausgedrückt, sei Felix der Typus, »verstanden als körperliche Basis des Menschen im allgemeinen« (S. 241). Insofern der Roman bei der Darstellung von Wilhelms Sohn auf der Körperlichkeit beharre und sich auf die physische Entwicklung beschränke, sei er sogar »Bildungsroman im Wortsinne« (ebd.). Neben Felix argumentiert Azzouni für Makarie als Repräsentantin Goethescher Morphologie: Durch sie, im Gegensatz zu Felix »ganz geistige Form«, veranschauliche Goethe, »wie das Kollektive als ›Denkart‹ wirkt« (ebd.), nämlich nicht als starres Agglomerat, als Nebeneinander des Gesammelten und Adaptierten, sondern als dynamische, simultane Funktion. Makarie vereinige in ihrer Person Astronomie, Mathematik, Morphologie, Chemie und tierischen Magnetismus, alles »prominente naturwissenschaftliche Themen um 1800« (ebd.), und setze diese in ihren Handlungen um, jedoch nicht in einer einlinigen Symbolik. Wie es in den Naturwissenschaften den »Uomo Universale« nicht mehr gab, so im Roman auktoriale Gewißheit und allgemeingültige Symbole: »Je nach Standpunkt tritt gleichberechtigt eine andere Interpretation in den Vordergrund. Das Kollektive ist dynamisch wie die Wissenschaft der Morphologie, von der es sich herleitet«

(ebd.). Makarie unterstützt das Projekt der Auswanderung, weist in die Zukunft, auf die umfassende Wirksamkeit der kollektiven »Denkart«.

Mit dieser Interpretation ergänzt und konkretisiert Azzouni frühere Forschung zu den *Wanderjahren* als Formexperiment, diese im gleichzeitigen biographischen und Werkumfeld verankernd. Die Fiktion erlaubt das radikalere Experiment als die morphologischen Schriften: »Sie zwingt Autor wie Leser dazu, die Ungewißheit auszuhalten, indem sie, selbst unbegrenzt, die Grenzen menschlicher Erkenntnis offenbart« (S. 243). Dem ist nur zuzustimmen. Azzouni argumentiert durchweg in klaren, konsequenten Schritten, dabei belesen und mit eingängigen Seitenblicken auf die erste Fassung von 1821, auf mögliche Bildquellen zur St.-Joseph-Erzählung, zu anderen Werken, insbesondere den *Wahlverwandtschaften*. Das letzte Wort zu den *Wanderjahren* ist damit wohl nicht gesprochen, aber die Studie ist als ein ergiebiger, gut lesbarer Forschungsbeitrag sehr empfehlenswert.

Waltraud Maierhofer

Ulrich Gaier: *Johann Wolfgang Goethe: »Faust. Der Tragödie Zweiter Teil«. Erläuterungen und Dokumente.* Stuttgart 2004, 358 S.

Mit den 2004 erschienenen *Erläuterungen und Dokumenten* zum zweiten Teil von Goethes *Faust* schließt der Reclam-Verlag die letzte Lücke in seinem Projekt einer aktuellen, an den jüngsten Forschungsstand anknüpfenden Kommentierung von Goethes Drama für Leser mit unterschiedlichen Interessen und Vorkenntnissen. Die anspruchsvolle Aufgabe, auf knapp bemessenem Raum allgemeinverständliche Erläuterungen für den zweiten Teil des *Faust* zu verfassen, liegt abermals in den bewährten Händen von Ulrich Gaier, der mit diesem Band auch sein eigenes großes Unternehmen der *Faust*-Kommentierung zu einer Abrundung führt. Nachdem er 1999 mit der dreibändigen Ausgabe der »*Faust*«-*Dichtungen* die Summe seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit Goethes Drama gezogen und einen höchst anregenden, umfassenden *Faust*-Kommentar vorgestellt hatte, der längst in fruchtbare Nachbarschaft zu den anderen großen Kommentaren der letzten Jahre getreten ist, folgten bald darauf die *Erläuterungen und Dokumente* zum ersten Teil der Dichtung (2001) sowie ein kompakter Gesamtkommentar (2002), der vor allem die Aufgabe einer allgemeinen Einführung übernimmt.¹ Auch diese Texte sind allesamt im Reclam-Verlag erschienen, ebenso wie Gaiers Essays *Fausts Modernität* (2000), die zentrale Thesen seiner *Faust*-Interpretation ausführlich entfalten.

Die Überzeugung, daß es sich bei Goethes *Faust* um eine »scharfsinnige tragische Bilanz der Neuzeit« handelt (S. 324), bestimmt denn auch als leitende Prämisse die einzelnen Partien des zweiten Bandes der *Erläuterungen und Dokumente*; er folgt dem Aufbau des Kommentars zum ersten Teil des *Faust*.² Daß diese Abschnitte sehr unterschiedlichen Umfang haben und damit dem Buch als Ganzes den Eindruck einer deutlichen Unproportioniertheit verleihen, ist vorrangig dem Reihenkonzert der *Erläuterungen und Dokumente* geschuldet. Der weitaus größte Teil des Bandes – er macht knapp dreihundert Seiten aus – ist der Kommentierung wie den Wort- und Sacherläuterungen gewidmet. Um so knapper mußten freilich die übrigen Passagen kalkuliert werden. Auf das informative Kapitel *Dialogische Beziehungen*, das intertextuelle Bezüge des *Faust* zu zahlreichen Texten der Welt-

¹ Vgl. dazu die Besprechung von Frank Möbus in: GJb 2003, S. 369–371.

² Ulrich Gaier: *Johann Wolfgang Goethe: »Faust. Der Tragödie Erster Teil«. Erläuterungen und Dokumente.* Stuttgart 2001.

literatur von den Homerischen Epen bis hin zu Byrons Dichtungen darstellt, entfallen immerhin noch 35 Seiten. Für die Wiedergabe von spezifischen »Textvorlagen« – gemeint sind einige der zuvor erläuterten intertextuellen Prätexte – sowie für die Darstellung der »Phasen der Arbeit an *Faust II*« und die Dokumentation von Zeugnissen Goethes und seiner Zeitgenossen über den entstehenden *Faust* bleibt jedoch zu wenig Raum. Für diese drei Abschnitte stehen zusammen allein siebzehn Seiten zur Verfügung – in den *Erläuterungen und Dokumenten* zum ersten Teil des *Faust* waren es noch zehn Seiten mehr. Das »poetologische Glossar« umfaßt acht inhaltsreiche Seiten; die rudimentären Literaturhinweise müssen sich mit sechs Seiten begnügen und können kaum anderes als bekannte Standardwerke nennen. Es wäre zweifellos eine souveräne Entscheidung des Verlags gewesen, ganz auf den Abdruck von Dokumenten zur Entstehungsgeschichte und frühen Rezeption des *Faust* zu verzichten, zumal diese Zeugnisse andernorts problemlos und leicht zugänglich sind, doch war offensichtlich der Zwang des Reihencharakters zu groß: Wenn das bewährte Konzept auf dem Titelblatt neben »Erläuterungen« auch »Dokumente« ankündigt, dann müssen solche Dokumente geboten werden, und seien es noch so wenige.

Sein spezifisches Profil gewinnt der Band also allein durch den umfangreichen Stellenkommentar, und in dieser Hinsicht erweist er sich als ein sehr nützliches Arbeitsinstrument, das vermutlich besonders die Bedürfnisse von fortgeschrittenen Schülern und von Studienanfängern erfüllen kann. Gaier hat es – wie bereits in seinem kleinen Kommentarband von 2002 – vermieden, eine gekürzte Version seines großen Erläuterungswerks darzubieten. Statt dessen sind die Wort- und Sacherklärungen sorgfältig auf den wahrscheinlichen Wissenshintergrund und den Fragehorizont des avisierten Benutzerkreises abgestimmt und bemühen sich, sowohl grundlegende Detailinformationen zu geben als auch behutsam übergreifende Interpretationslinien anzudeuten. In diesem Zusammenhang gewinnen die einleitenden Akt- und Szenenkommentare besondere Bedeutung, denn hier skizziert Gaier jeweils die Grundlagen für ein umfassendes Verständnis von Goethes *Faust*-Dichtung, was weit über die Kommentierung von Einzelstellen hinausgeht. Grundlage dieser Aktkommentare ist die Überzeugung, daß beiden Teilen des *Faust* eine gemeinsame Konzeption zugrunde liegt und daß gerade der oft wegen seiner vermeintlichen Disparität gescholtene zweite Teil, um den es hier geht, als kohärentes Werk betrachtet werden kann. Kohärenzstiftend ist für Gaier – neben dem bereits erwähnten durchgängigen Bezug des Dramas auf die Situation des neuzeitlichen Menschen – vor allem der Leitgedanke, daß es in allen Teilen des Dramas um die Bestrebungen Fausts gehe, »Gott zu werden« (S. 9). Gaier entwickelt diese These in enger Anlehnung an Marsilio Ficinos Abhandlung *Platonica Theologica* (1482), die für ihn, wie an anderer Stelle bereits ausführlich beschrieben,³ einen zentralen Schlüssel für Goethes *Faust*-Dichtung darstellt.

Aufs Ganze gesehen, bemüht sich Gaiers Kommentar jedoch in erfreulicher Liberalität darum, keine einzelne Interpretation einseitig auf Kosten alternativer und ebenso plausibler Deutungen zu dekreten. Das zeigt sich vor allem in dem Abschnitt über die »verschiedenen Lesarten« des Dramas, der in gedrängter Kürze sieben einander ergänzende Zugänge zu Goethes Drama beschreibt; das Spektrum reicht von der »religiösen« über die »magische« und »soziologische« bis hin zur »anthropologischen« Lesart. Die Liberalität des Kommentators spiegelt sich aber auch in zahlreichen Einzelerläuterungen, die verschiedene Auslegungen gegeneinander abwägen und sich allermeist auf sorgfältig formulierte Deutungsvorschläge beschränken, statt apodiktisch auf einem Interpretationsmonopol zu beharren.

Um so stärker setzen sich davon jene Passagen ab, in denen Gaier pointiert Grundthesen zur Deutung des *Faust* formuliert. Das betrifft insbesondere seine mehrfach formulierte Überzeugung, daß der zweite und dritte Akt, mithin alle Passagen mit antikem Schauplatz,

3 Vgl. dazu Möbus (Anm. 1), S. 371.

»in Fausts Kopf spielen« (S. 9, vgl. S. 295 u. ö.), also von ihm in einem kreativen Schöpfungsakt imaginiert werden. Diese Setzung, die schwer zu widerlegen, noch schwerer aber zu beweisen ist, hat weitreichende Konsequenzen, stellt sie doch das gesamte Drama unter ein fragwürdiges Realismus-Postulat, das Goethes Hinweis auf die »3000 Jahre«, die die Handlung seines Dramas umfasse, zu einer blassen metaphorischen Rede verkürzt. Freilich hatte Gaier in seinen *Erläuterungen* zum ersten Teil des *Faust* bereits der *Walpurgisnacht* auf dem Brocken einen anderen Stellenwert innerhalb der dramatischen Fiktion als den übrigen Szenen des Dramas zugesprochen. Dort greift er zu der Erklärung, daß Faust und Mephistopheles, statt tatsächlich auf den Blocksberg zu reisen, in einem künstlichen »Bildraum« herumgehen, der dem bekannten Kupferstich mit Hexenszenen aus dem frühen 17. Jahrhundert entspricht.⁴ Auf diese Weise gelingt es Gaier, den Handlungsrahmen für beide Teile des *Faust* einigermaßen kohärent zu halten und ihn weitgehend von phantastischen Elementen zu befreien. Der Preis dafür ist allerdings hoch, denn indem die anschaulichen Szenen des Teufels- und Hexenzaubers jeweils einer zweiten, untergeordneten Fiktionsebene zugewiesen werden, verliert Fausts exponierte Stellung zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gott und Teufel, viel von dem phantastischen Reiz und dem existentiellen Ernst, die dem Stoff seit seinen literarischen Anfängen im späten 16. Jahrhundert innewohnen.

Einen anderen fundamentalen Grundsatz seiner *Faust*-Interpretation formuliert Gaier in der These, daß die fiktive Figur Faust sich im Laufe des zweiten Teils so sehr verselbständigt, daß sie dem realen Autor Goethe »die Zuständigkeit und Kompetenz entwunden hat, Weiteres über sie zu erzählen« (S. 256, ähnlich S. 224, 322). Für die diskursive Entfaltung dieser Überlegung, die auf die Entmachtung des Autors durch seine eigene Imagination hinausläuft, ist der durch den Kommentarband vorgegebene Rahmen naturgemäß zu knapp, so daß es hier bei einigen geistreichen Aperçus bleiben muß, deren interpretatorische Relevanz nicht offenbar wird.

Ausführliche Begründung findet hingegen die von Gaier intensiv diskutierte These, daß sich weite Strecken von *Faust II*, vor allem aber der 5. Akt, im intermedialen Spiel auf konkrete Bildvorlagen beziehen; eine bedeutende Funktion kommt dabei Gemälden des Spätmittelalters und der Renaissance zu, mit denen Goethe eng vertraut war. Es gehört zu den vielen Verdiensten dieses Bandes, daß trotz seines kleinen Formats und des für Abbildungen nicht sonderlich förderlichen Papiers zahlreiche der fraglichen Bildvorlagen in einer solchen Qualität reproduziert werden, daß immerhin ein erster anschaulicher Eindruck von dem reichen Bildervorrat ermöglicht wird, der in Goethes *Faust*-Dichtung Eingang gefunden hat.

Zusammen mit dem vorangehenden Band der *Erläuterungen und Dokumente* zum ersten Teil des *Faust* liegt somit eine komplette Kommentierung von Goethes Drama vor, die auf gedrängtem Raum eine Fülle fundierter Sachinformationen vereinigt, ohne sich je in Details zu verlieren, und die dazu anregt, verschiedene Interpretationen des *Faust* im fruchtbaren und kritischen Dialog gegeneinander abzuwägen. Damit werden die Erwartungen, was ein kompakter, vornehmlich für den Schulgebrauch konzipierter Erläuterungsband leisten kann, reichlich eingelöst.

Sabine Doering

4 Gaier (Anm. 2), S. 185.

Faust-Jahrbuch. Begründet von Bernd Mahl. Bd. I, hrsg. von Bernd Mahl u. Tim Lörke. Themenschwerpunkt: *Goethes »Faust« als Warnbuch*. Tübingen 2005, 257 S.

In Zeiten stetig steigender Bücherpreise und allerorten schrumpfender Bibliotheksetats stellt die Gründung eines neuen, noch dazu einem einzigen Themenkomplex gewidmeten Jahrbuchs gewiß kein kleines Wagnis dar. Aber Doktor Faust ist nicht irgendein Mitbewohner im Haus der literarischen und kulturellen Memoria, die Herausgeber haben sich überdies der Unterstützung der »Fauststadt Knittlingen« versichert, in der auch die (gleichfalls von Bernd Mahl geleitete) *Internationale Faust-Gesellschaft* samt Faust-Museum und Faust-Archiv ihren Sitz hat, und so mag das Unternehmen im Zeichen eines Namenspatrons florieren, der nicht umsonst den literarisch-mythologischen Archetypus des kühnen Entrepreneurs und Projektemachers darstellt. Die Herausgeber denken sich das neue Jahrbuch als »Forum [...] für die Faust-Thematik unterschiedlichster Facetten: Von der Faust-Forschung über die Gebiete Literaturwissenschaft, Philosophie, Theater (Schauspiel, Oper, Musical), Rezitation, Puppenspiel, Volksbuch, Musik (vom Lied bis zu symphonischen Großformen), Malerei, Buchillustration, Bildende Kunst, Plastik bis hin zu populären Themen wie die Darbietung einer ästhetisch gelungenen Faust-Briefmarke« (S. IX), ein Forum überdies, »in dem sich bedeutende Faust-Städte begegnen und widerspiegeln: Knittlingen und Staufen, Leipzig, Erfurt und Wittenberg« (ebd.). – Der Pilotband kann als durchaus gelungen gelten. Er versammelt fünf lesenswerte Beiträge (von Bernd Mahl, Wolfgang Ruppel, Hans Christoph Binswanger, Ulrich Gaier und Marco Lehmann-Waffenschmidt) zu unterschiedlichen ökonomischen, technischen, epistemologischen Facetten des Leitthemas *Goethes »Faust« als Warnbuch*; weitere sachkundige Beiträge handeln von »Goethes Hauptwerk als Komödie« (Dieter Borchmeyer), von Faust-Konfigurationen bei Felix Mendelssohn Bartholdy und Friedrich Maximilian Klinger (Bernd Mahl, Tim Lörke) oder vom »Motiv des Teufelsbündners in volkssprachlichen Texten des späteren Mittelalters« (Christian Schneider); eine Abteilung mit »Miszellen« (allesamt aus der Feder Bernd Mahls) berichtet über »Faustisches« in Schauspiel, Musiktheater und wissenschaftlichen Symposien; eine abschließende, noch etwas flüchtig wirkende Rubrik »Hinweise auf Bücher« mag sich künftig zu einem vollwertigen Rezensionsforum der Faust-Forschung ausbauen lassen (deren Kommunikation durch die Mitteilung der Anschriften von Beiträgern noch erleichtert würde). – Insgesamt besteht Grund zur Freude: Mit dem *Faust-Jahrbuch* hat die Verständigung über einen literarischen Schlüsselmythos der Neuzeit eine ansehnliche Plattform gewonnen, und der vielversprechende Auftakt des Projekts macht auf die Fortsetzungsbände gespannt.

Werner Frick

Adolf Muschg: *Der Schein trügt nicht. Über Goethe*. Frankfurt a. M. 2004, 201 S.

Der von einem Schriftstellerkollegen des Gefeierten gehaltene Vortrag, insbesondere der Festvortrag, ist eine eigene Gattung. Das Publikum erwartet Aufschluß über beider Künstler geistigen Haushalt. Der Redner darf freier mit dem Gegenstand spielen als der bloße Wissenschaftler, Kanon und Kontinuität verbinden, einen eigenen Vorrat an Einsichten und eventuell entlegenen Zitaten einbringen, ihm am Herzen liegende Fragen anschneiden. Das ist bei Adolf Muschg in einem alles andere als trivialen Sinn der Fall. Als wohl einziger von seiner Schriftstellergeneration hat er sich zu Goethe bekannt, und zwar in der ganzen Tiefe und Reichweite von dessen Lebensanschauung, wobei naturwissenschaftliche Äußerungen ebenso wichtig seien wie die rein dichterischen – insoweit man diese beiden Aspekte

überhaupt sinnvoll trennen kann. Der frühere Essayband *Goethe als Emigrant* (1984) hat Adolf Muschgs Entwicklung vom Vorurteil weg und »das Bedürfnis nach Auseinandersetzung« mit Goethe »unterwegs zu einer Liebeserklärung« nachgezeichnet. Die Einleitung des Bandes enthält ein immer noch wertvolles geschichtlich-selbstkritisches Zeugnis des Achtundsechzigers sowie eine beredte Zusammenfassung der dringlichen Aktualität Goethescher Prinzipien in der heutigen Welt: Naturverbundenheit und Ehrfurcht vor der Natur, Primat des Einzelfalls vor dem Allgemeinen, des Sinnlichen vor der digitalen aber eben nicht hand-greiflichen Abstraktion. Von dem »prophetischen Realismus« Goethes (*Goethe als Emigrant*, S. 17) hat sich eine Kulturkritik an der Jetztzeit gespeist, in der die Natur durch den Menschen immer mehr bedroht wird.

Den im neuen Band gesammelten Vorträgen, die mit einer Ausnahme in und seit dem Goethe-Jahr 1999 gehalten wurden, liegt letztlich dieselbe Kulturkritik zugrunde. Auch bei einer so altherwürdigen Frage wie die der Teufelswette im *Faust* klingt die These einer übergreifenden Entwicklung der Neuzeit mit, die über die Grenzen individueller dramatischer Schicksale tragisch sei und noch tragischer werden könne. Die Deutung darf sich nichtsdestoweniger unter den wissenschaftlichen Interpretationen des Goetheschen Haupttextes sehen lassen, wiederum unter der Rubrik des »Prophetischen«.

In ähnlich wissenschaftlicher äußerer Form kommt der Vortrag *War Goethe Antisemit?* daher, allerdings ohne daß man am Ende eine klare Antwort auf die provokante Frage in Händen hätte. Andere Vorträge provozieren in anderer Weise, indem die Titel über das Intendierte vorerst nichts verraten – *Goethe light; Farbe, Kreuz, Gedicht; Goethes Lebensträume* – und die Technik eher assoziativ, an- und gelegentlich auch wortspielerisch ist (*der Stein des Geologen, die Stein des Liebhabers*, oder – immer wieder – eine etwas zweifelhafte Umdeutung des Begriffs »Resignation«, S. 49, 67 f., 102, 131), als daß eine feste Argumentationslinie durchgehalten würde, ein klarer Erkenntnisgewinn zu verbuchen wäre. Anders verhält es sich beim Vortrag *Goethe in Ilmenau – Mutmaßung über ein Schweigen*, wo der Einzelfall des wirtschaftlich mißlungenen Bergbauprojekts in intellektuell befriedigender Weise zur inneren Biographie und zum naturwissenschaftlichen Denken des Dichters überleitet. Der Leser mag aber auch bei den assoziativen Stücken auf seine Kosten kommen, denn Denkanstöße sind durchaus dort zu haben, wo eine fremde Schneise unsere eigene kreuzt: Die Freiheit, »durch Feld und Wald zu schweifen«, soll dem Künstler unbenommen bleiben. Dem grünen erst recht.

Terence James Reed

Dieter Borchmeyer: *Schnellkurs Goethe*. Köln 2005, 192 S.

Der etwas agile Titel mag »Veloziferisches« suggerieren und Kurzatmig-Überschleunigtes vom Typus »Europe in seven days« oder »Goethe für Gestreßte, Eilige, Manager« befürchten lassen (zumal das schmale und preiswerte Bändchen tatsächlich im Format eines handlichen Taschenreiseführers einherkommt). Aber solche Bedenken sind im Nu zerstreut: Der Verfasser heißt Dieter Borchmeyer, steht also keineswegs im Verdacht, er habe zum Thema nichts Umfänglicheres und Gewichtigeres mitzuteilen, und der Leser stellt rasch und mit erfreutem Respekt fest, daß der Kursus, zu dem er hier eingeladen wird, nicht etwa auf einen (ver-)schleudernden *crash-course* des Tenors »All you need to know about G.« hinausläuft, sondern auf eine durchaus gediegene, nämlich profund informierende, sensibel kommentierende und unaufdringlich für ein weiteres Sich-Einlassen werbende »Einführung in Leben und Werk Goethes, so übersichtlich wie ein Lexikon, so unterhaltsam wie ein Roman, so anschaulich wie ein Bilderbuch« (wie der hier einmal durchaus nicht aufschneiderische Werbetext auf dem Bucheinband verspricht). In neun chronologisch angeordneten Etappen versteht Borchmeyer es vorzüglich, die wichtigsten Lebens- und Werk-

abschnitte Goethes in ihren großen Linien und epochalen Verweisungen zu rekapitulieren, und dies in ebenso konzentrierter wie lebendiger Darstellung und (trotz des durch das Genre erzwungenen Verzichts auf ausdrückliche Auseinandersetzungen mit der Sekundärliteratur) auf der vollen Höhe der gegenwärtigen Goethe-Forschung und ohne angreifbare Verkürzungen. Auch auf engstem Raum gelingen dem Verfasser – »in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister«, sagt Goethe – immer wieder erhellende und subtile Interpretationen (oder »Deutungskondensate«) zu den bedeutendsten Werken von *Werther* bis *Faust II*, werden kundig die biographischen, literarischen, historischen, kultur- und wissenschaftlichen Kontexte des Goetheschen Œuvres erläutert; Chronologie und Register im Anhang tragen zur leichten Erschließung, ein großzügiges und besonnen ausgewähltes Abbildungsprogramm zur Lebendigkeit des Bändchens bei. Der Rezensent konnte an den Teilnehmern des internationalen Weimarer Sommerkurses der Goethe-Gesellschaft im August 2005 beobachten, wie tatsächlich hilfreich und orientierend ihnen Borchmeyers (eben erschienen) Vademecum bei ihren Annäherungen an Goethe und auf ihren eigenen Erkundungsgängen im Ambiente der Weimarer Klassik war, und dieser Befund dürfte sich verallgemeinern lassen: Mit Lesern, die über die in diesem Brevier gelegten Voraussetzungen verfügten, ließe sich produktiv weiterreden, weiterarbeiten. Die Chance ist groß, daß Borchmeyers gelungener »Kurs« ihnen Lust darauf gemacht hätte, Lust auf eine keineswegs schnellfertige, vielmehr ausdauernde und anhaltende Beschäftigung mit Goethe auf tragfähiger erster Grundlage. In diesem Sinne möchte man dem Büchlein viele Leser, Platz in vielen Westentaschen wünschen.

Werner Frick

Cristina Ricca: *Goethes musikalische Reise in Italien*. Frankfurt a. M. u. a. 2004, 271 S.

Die Italien-Reise war für Goethe eine Schule des Sehens, die seine Person und seine Dichtung durch die Begegnung mit Antike, Renaissance und Gegenwart ungemein bereicherte, ja geradezu erneuerte – so umreißt man gewöhnlich die Bedeutung, die Goethes Flucht über die Alpen für sein Leben und Schreiben hatte, und so setzt auch die jüngste umfassende Darstellung, Norbert Millers *Der Wanderer* (2002), den Hauptakzent. Daß Italien für Goethe zudem eine »Schule des Hörens« war, ist der Goethe-Forschung weniger geläufig. Genau das aber sucht Cristina Riccas vorliegende Studie, eine Frankfurter Dissertation, plausibel zu machen.

Die Ausgangsbedingungen für ein solches Unternehmen sind freilich nicht allzu günstig, denn die Materialbasis ist ungleich schmäler und – medial bedingt – ungleich schwerer zu greifen und zu veranschaulichen. In der *Italienischen Reise* sowie in den Briefen und Tagebucheinträgen der Zeit spricht Goethe von Musik wesentlich seltener als von Architektur und bildender Kunst, und die zwischen Venedig und Palermo gemachten Musik-Erfahrungen sind sehr viel schwerer zu konkretisieren. So haben sich zwar Goethes gesammelte Libretti der Opern, die er in Rom und Neapel hörte (und sah), erhalten, doch ein Großteil der damals erklingenden Musik ist heute kaum zu erreichen, und die besonderen Merkmale der seinerzeitigen Aufführungen (Inszenierung, Qualität der Sänger und Orchester) sind von jetzt aus erst recht nicht zu rekonstruieren. Daß die solchermaßen flüchtige Musik im ganzen wohl keine derart bleibenden Eindrücke hinterlassen hat wie die anschaulich-begreifbare Kunst, dürfte auch damit zusammenhängen, daß sich die Musik überlieferungsbedingt nur schwer in Goethes an der Antike orientiertes Bildungsprogramm integrieren ließ – seine Beschäftigung mit älterer römischer Kirchenmusik konnte dies kaum kompensieren. Ob die Italien-Reise auch auf musikalischem Gebiet einen tiefen Einschnitt

in Goethes ästhetische Anschauungen bedeutete, muß schließlich deshalb als fraglich gelten, weil die italienische Oper des 18. Jahrhunderts ohnehin schon ein europäisches Erfolgsmodell war, mit dem Goethe vor 1786 bereits soweit vertraut war, wie es die beschränkten Bedingungen des Weimarer Theaterbetriebs zuließen.

Diese Schwierigkeiten waren wenigstens anzudeuten, weil Ricca sie nicht ausführlich reflektiert, sondern mit unterschiedlichen Strategien umschiffen möchte. Zum einen, und das ist ausdrücklich zu begrüßen, legt sie eine intensive Interpretation der zentralen Werke und Schriften vor, in denen sich Goethes italienische Musikerfahrungen rezeptiv und produktiv niederschlagen. Einsichtsvoll und zutreffend werden nicht nur Goethes Äußerungen zum italienischen Volksgesang analysiert (darunter die in der Forschung schon öfter traktierten Gondolieri-Melodien), sondern vor allem Goethes Umarbeitungen seiner früheren Singspiel-Texte zu ›italianisierenden‹ Libretti, die am Modell der fortgeschrittenen Opera buffa orientiert sind. Wesentlich, das arbeitet die Verfasserin detailliert heraus, ist die Umformung der zunächst prosaischen Dialoge in Verse, die sich für die rezitativische Vertonung eignen. Daß Goethe nebenbei darauf zielte, die poetologisch übel beleumundeten Singspiel-Texte durch die Versifikation für seine in Italien redigierte Werkausgabe zu nobilitieren und legitimieren, hätte etwas größere Aufmerksamkeit verdient. Doch ohne Frage: Riccas fassungsvergleichende Analysen von *Erwin und Elmire* und *Claudine von Villa Bella* gehören zu den lesenswertesten Partien des Buchs, die Goethes Orientierung an prosodischen Mustern der italienischen Sprache plausibel machen und gar das pathetisch zugespitzte Schlußwort der Studie als nicht unbegründet erscheinen lassen: »In Italien findet Goethe seine Sprache schöner und klangvoller wieder. Durch die Töne begeistert, lernt er mit Worten singen« (S. 253). Ebenso wertvoll sind die Skizze des italienischen Musikgeschmacks am Hof Anna Amalias, für die sich die Verfasserin auf eigene Einsichten in die noch nicht recht erschlossenen (und nach dem Weimarer Brand vom 2. September 2004 wohl nie mehr recht erschließbaren) Bestände der herzoglichen Notensammlung stützt, und die knappe Analyse einer von Goethe und Christian August Vulpius hergestellten Bearbeitung des aus Italien mitgebrachten Librettos zu einer komischen Oper Domenico Cimarosas. Einzuwenden ist hier nur, daß der Abschnitt argumentativ besser nach der Beschreibung von Goethes italienischen Opernerfahrungen placierte wäre, statt ihr unglücklich voranzugehen.

Etwas problematischer dagegen ist die andere Strategie, mit der Ricca die Lückenhaftigkeit des Materials zu kompensieren sucht: nämlich eine methodisch nicht immer kontrollierte Kontextualisierung. So wird Goethes ›italianisierte‹ Musikauffassung, die sich doch auf der Italien-Reise erst eigentlich ausgeprägt habe, gelegentlich durch frühere und nicht selten durch weit spätere Äußerungen (wie durch Briefe an Carl Friedrich Zelter oder durch die aus dieser Korrespondenz entstandene Tonlehre) belegt. Auch zieht die Verfasserin eine Reihe *Italienischer Reisen* aus anderen Federn heran: Das schärft dort den Blick, wo etwa der noch mehr auf Information denn auf Inspiration zielende Reisebericht von Goethes Vater vergleichend einbezogen wird; das wirkt aber dort irritierend, wo andere Zeugen für den schweigsamen Goethe sprechen. Da Goethe sich über die »Vortragsart« von Antonio Allegri legendärem *Miserere* in der Sixtinischen Kapelle nicht äußert, wird »exemplarisch« aus Charles Burneys *Musikalischer Reise* zitiert, um einen Eindruck vom Ensemblegesang der päpstlichen Sänger zu gewinnen. Unzulässig dürfte es aber sein, unmittelbar nach dem Burney-Zitat so fortzufahren: »In Goethes Alltag in Weimar hinterlassen diese [!] Erfahrungen deutliche Spuren, man denke nur an das Singquartett im Hause Goethes« (S. 248). Läßt die Verfasserin passagenweise allzu gern die kaum kommentierten Quellen sprechen (zu Allegri etwa bereits S. 56 f.), so springen auch in musikästhetischer Hinsicht beredtere Kollegen für Goethe in die Bresche. Gerade hier holt die Studie oft zu weit aus und verläßt das selbstgestellte Thema: Wozu werden die (gut erforschten) Opernfehlen des 18. Jahrhunderts nacherzählt, wenn sie sich bei Goethe doch eigentlich nur in der Diderot-Übertragung *Rameaus Neffe* niederschlagen? Und wozu dienen die Ausweitungen (oder

besser: Ausweichungen) in spekulative Grundfragen der Musiktheorie, die sich argumentativ kaum an die belegbaren Erfahrungen von Goethes Italien-Reise rückbinden lassen?

Auf diese Weise hinterläßt die Studie von Cristina Ricca einen gemischten Eindruck: Das Streben, in Goethes italienischen Musikerfahrungen einen universellen Zugang zur poetischen Sprache des klassischen Goethe zu finden, schießt im ganzen wohl übers Ziel hinaus. Im einzelnen aber gelingen der Verfasserin gute und dankbar aufzunehmende Einsichten in die ›Schule des Hörens‹, die Goethes Italien-Reise eben auch war.

Dieter Martin

Astrid Tschense: *Goethe-Gedichte in Schuberts Vertonungen. Komposition als Textinterpretation*. Hamburg 2004, 547 S.

Daß man den überaus komplexen Liedkompositionen Franz Schuberts unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten nur dann beizukommen vermag, wenn man ihre vielschichtigen Wort-Ton-Relationen aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet, wird inzwischen von niemandem mehr ernsthaft in Zweifel gezogen. Dennoch finden sich in der einschlägigen Forschungsliteratur bislang nur selten Beiträge, die musikwissenschaftliche Analysen mit literaturwissenschaftlichen Interpretationsansätzen kombinieren und so die allerorten erhobene Forderung nach Interdisziplinarität konsequent einlösen. Diesem Anspruch hat sich erfreulicherweise nunmehr die im Jahre 2004 publizierte Dissertation von Astrid Tschense verschrieben: Sie will Schuberts Goethe-Vertonungen erstmals von zwei Seiten aus in den Blick nehmen und das Wechselverhältnis zwischen Liedtexten und musikalischem Substrat umfassend ausloten.

Den methodischen Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die inzwischen weithin verbreitete Einsicht, daß ein Gedicht vielfältige Metamorphosen durchläuft, wenn es zum Gegenstand einer Vertonung gemacht wird: Bedeutungsgehalte, die dem Gedicht bereits innewohnen, können intensiviert, modifiziert oder neutralisiert werden; überdies vermag die Interaktion zwischen Text und Musik neue Sinndimensionen zu erschließen und ungeahnte Spannungen freizusetzen. Die Vertonung eines Gedichts erweist sich immer als Resultat einer Deutung, was die Studie von Astrid Tschense bereits in ihrem Untertitel *Komposition als Textinterpretation* klar herausstellt. Nach den Worten der Verfasserin darf sich eine Studie zu Schuberts Goethe-Liedern indes nicht auf die Analyse der offenkundigen Wort-Ton-Relationen beschränken, sondern muß auch den jeweiligen Textmodifikationen nachforschen, die einem Gedicht im Zuge seiner Vertonung zugemutet werden. Schuberts kompositorisches Bestreben, so die Verfasserin, habe nicht darin bestanden, »einer mutmaßlichen ›Dichter-Intention‹ zu folgen«, vielmehr sei es ihm darum gegangen, die eigene »Interpretation des Textes« in Musik zu setzen und hierfür auch Modifikationen des Wortlauts in Kauf zu nehmen (S. 17).

Eine Arbeit, die sich Goethes Gedichten in Schuberts Vertonungen widmet und dabei sämtlichen Änderungen nachspürt, die der Komponist an der ursprünglichen Textfassung vorgenommen hat, sieht sich vor gewaltige editionsphilologische Herausforderungen gestellt. Die bislang vorliegenden Ausgaben der von Schubert vertonten Goethe-Gedichte erfüllen die Anforderungen an eine historisch-kritische Edition nur partiell und machen es daher fast unmöglich, ohne eigene Archivbesuche all jene Abweichungen zu identifizieren, die zwischen Goethes Gedichten und Schuberts Liedtexten bestehen. Die über Jahrzehnte hinweg maßgebliche Schubert-Gesamtausgabe (AGA) redigierte und »korrigierte« die vom Komponisten bearbeiteten Liedtexte. Dabei zog sie freilich nicht einmal jene Ausgaben heran, die Schubert bei der Komposition vermutlich benutzt hat, sondern griff auf die ab

1827 publizierte ›Ausgabe letzter Hand‹ zurück (ungeachtet der Tatsache, daß Schuberts letzte Vertonung eines Goethe-Gedichts ins Jahr 1826 fällt). Mit der neuen Schubert-Gesamtausgabe (NGA), die seit 1964 erscheint, sind die gravierenden Defizite der Vorgängeredition zwar zum Teil behoben, jedoch noch immer nicht vollends ausgeräumt, so daß gerade bei den Liedtexten nach wie vor mit Unstimmigkeiten zu rechnen ist. Angesichts dieser vielfältigen Hindernisse, die einem Textvergleich zwischen Goethes Gedichten und ihren Bearbeitungen durch Schubert im Wege stehen, verwundert es, daß Tschense in den Liedanalysen ihrer Studie ebenso wie im rund siebzig Seiten langen Anhang, der Goethes Gedichte den von Schubert bearbeiteten Liedtexten gegenüberstellt, fast ausschließlich auf die Textfassungen der AGA und NGA zurückgreift. Die AGA wird im Anhang gleich vierzehnmal für einen Textvergleich herangezogen, obwohl die Verfasserin in der Eingangspartie ihrer Studie selbst mit Nachdruck betont, daß gerade diese Ausgabe für eine Synopse gänzlich ungeeignet ist (S. 15).

Um die Differenzen zwischen Goethes Liedästhetik und Schuberts Gedichtvertonungen adäquat darstellen zu können, skizziert die Verfasserin im Anschluß an die Einleitung zunächst einige musikhistorische Entwicklungen zwischen 1750 und 1810. Ihr Augenmerk ist dabei vor allem auf den vielschichtigen Wandel der Liedästhetik gerichtet, der im Rekurs auf eine 1811 von Hans Georg Nägeli in der *Allgemeinen Musikalischen Zeitung* veröffentlichte Liedgeschichte nachgezeichnet wird. Die Orientierung an Nägelis Studie erweist sich entgegen den Aussagen der Verfasserin als wenig hilfreich, schließlich steht die kurz nach 1800 verfaßte Abhandlung noch im Bann zeitgenössischer kunsttheoretischer Debatten und vermag infolgedessen die musikhistorischen Komplexitäten des ausgehenden 18. Jahrhunderts nicht mit der notwendigen Neutralität darzulegen. Insgeheim scheint allerdings auch die Verfasserin dieses Problem zu erkennen, denn nur so ist zu erklären, daß sie die Epochengliederung ihres Gewährsmannes Nägeli mehrfach unter der Hand aufgibt und ein mit diesem Zeitraster inkompatibles Phasenmodell einführt. Wo Tschense von Nägelis Liedgeschichte abweicht, stützt sie sich fast ausschließlich auf inzwischen überholte musikwissenschaftliche Basiswerke wie Hugo Riemanns althehrwürdiges *Musik-Lexikon* oder die noch von Friedrich Blume herausgegebene *Musik in Geschichte und Gegenwart*. Das Ergebnis dieser weitgehend auf Nachschlagewerke gestützten Ausführungen fällt dementsprechend bescheiden aus: Die Verfasserin vermag weder die historische Entwicklung des Liedes im späten 18. Jahrhundert noch die musikästhetischen Theoriebildungen dieser Epoche angemessen nachzuzeichnen. Lediglich Komponistennamen und deren Biographien reihen sich in reicher Zahl aneinander.

Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels steht die zusammenfassende Darstellung der von Goethe verfochtenen Liedästhetik, die sich aus der regen Korrespondenz mit zeitgenössischen Komponisten wie Johann Friedrich Reichardt und Carl Friedrich Zelter rekonstruieren läßt. Anhand von Briefdokumenten und Tagebuchnotizen erörtert die Verfasserin Goethes Präferenzen für das Strophenlied und skizziert die damit einhergehenden Vorbehalte gegenüber durchkomponierten Liedern, wie sie um 1800 von Johann Rudolf Zumsteeg und in seiner Nachfolge dann auch von Franz Schubert vorgelegt werden. Lediglich eine Ausnahme ist laut Tschense in Goethes entschiedener Parteinahme für das Strophenlied auszumachen: die Vertonung von Balladen, welche aufgrund ihres gattungspoetisch begründeten Wechsels zwischen lyrischen, dramatischen und erzählenden Partien eine analoge Vielfalt musikalischer Ausdrucksformen gestatten. Dessenungeachtet beharrt Goethe freilich auch im Sonderfall der Balladenvertonung auf der Prävalenz des Textes gegenüber der Musik. In seinen Augen darf die Tonkunst das Dichterwort lediglich unterstützen, keinesfalls aber mit ihm konkurrieren. Diese Einstellung erklärt, warum Goethe für Schuberts neuartige Kompositionen zeit seines Lebens so gut wie kein Verständnis aufbrachte.

Nachdem Astrid Tschense im dritten Kapitel ihrer Studie Goethes Verhältnis zur Komponistengeneration nach 1800 und in den darauffolgenden Abschnitten Schuberts Lied-

schaffen im Überblick skizziert hat, offeriert sie im fünften und weitaus umfangreichsten Teil ihrer Arbeit etwa sechzig Einzeluntersuchungen zu Goethes Gedichten in Schuberts Vertonungen. Dabei verzichtet sie auf chronologische Ordnungsmuster ebenso wie auf musikalisch motivierte Systematisierungen und erstellt statt dessen einen Kriterienkatalog, der Schuberts Vertonungen nach unterschiedlichen Formen und Graden der »Gedichtmodifikation« arrangiert (S. 456): Eine erste Liedgruppe subsumiert die Verfasserin unter der etwas mißverständlichen Überschrift »im Sinne Goethes«, eine zweite firmiert unter dem Etikett »intensivierter Gefühlsausdruck«, eine dritte Rubrik zeichnet sich durch die »Dominanz von ›Nebentönen‹« aus, eine vierte, lediglich zwei Kompositionen umfassende Liedgruppe fällt unter die Kategorie »Ironisches«, die fünfte und abschließende Abteilung bilden zwei sogenannte »Liederzyklen« mit Gedicht-Vertonungen aus Goethes *Wilhelm Meister*. Schon die Auflistung dieser fünf keineswegs überschneidungsfreien Kategorien veranschaulicht die uneinheitliche, mitunter auch willkürliche Vorgehensweise. Die Kriterien der ersten vier Abteilungen stehen in keinem stimmigen Verhältnis zur fünften Abteilung, über deren Sonderstatus Tschense jedoch keine Aussagen macht. Es drängt sich daher der Eindruck auf, daß hier sechzig Einzelanalysen aneinandergereiht und lediglich mit einem notdürftigen Kategorienschema auseinandersortiert wurden. Verwirrend wirkt zumindest der Umstand, daß die Verfasserin ihren Kriterienkatalog ohne jede differenzierende Erläuterung auf einer einzigen Seite präsentiert (S. 79), ohne die fünfte Liedgruppe als eigene Kategorie zu erwähnen, obwohl diese im Inhaltsverzeichnis unverkennbar als solche ausgewiesen ist.

Die Liedinterpretationen, die im fünften Kapitel nacheinander vorgestellt werden, sind von unterschiedlicher Qualität. Wiederholt finden sich differenzierte Analysen, die das harmonische Gefüge eines Liedes in Beziehung zum Gedichttext setzen und das Wechselspiel zwischen Wort- und Tonebene umsichtig ausleuchten. Solchen durchaus gehaltvollen und erhellenden Analysen stehen jedoch immer wieder Ausführungen gegenüber, die Schuberts Liedkompositionen bloß biographisch, entstehungsgeschichtlich und musikhistorisch einordnen. Als bedauerlich erweist sich zudem, daß die einzelnen Analysen nur selten miteinander verwoben und zu größeren Einheiten zusammengeschlossen werden. Eine solche Synthese leistet auch das Abschlußkapitel nur in äußerst begrenztem Umfang. Hier greift die Verfasserin zwar noch einmal übergeordnete Fragestellungen zum Verhältnis zwischen Musik und Dichtung auf, begnügt sich dabei aber weitgehend mit allgemeinen Ausführungen, die sich in jedem Handbuch auf gleichem Niveau nachlesen lassen. Die einzige Bezugnahme auf die rund sechzig Einzelanalysen besteht darin, daß Tschense die von Schubert vertonten Gedichte gemäß dem von ihr erstellten Kategorienschema quantitativ erfaßt und in graphisch aufbereitete Statistiken überführt, deren Säulen- und Kuchendiagramme an Unternehmensbilanzen und demoskopische Erhebungen erinnern. Das Besondere an Schuberts Umgang mit Goethes Gedichten vermögen diese Graphiken freilich nur unzureichend abzubilden.

Wenngleich die Studie von Astrid Tschense einige überzeugende Passagen aufweist und insbesondere bei den Einzelinterpretationen der Schubert-Lieder wiederholt zu interessanten Einsichten vorstößt, überwiegen insgesamt die negativen Eindrücke: Die musikgeschichtliche Horizontbildung fällt zu oberflächlich aus, die liedästhetischen Ausführungen bleiben vordergründig. Der für die Gliederung der Schubertschen Kompositionen auf vier beziehungsweise fünf Unterscheidungsmerkmale festgelegte Kriterienkatalog kann eine gewisse Willkür nicht verbergen. Aus den einzelnen Liedanalysen, die immerhin rund 350 Seiten der Arbeit in Anspruch nehmen, wird keine zufriedenstellende Schlußfolgerung gezogen. Mit diesen Defiziten im inhaltlich-gedanklichen Bereich korrespondieren zahlreiche formale Mängel, die an dieser Stelle nicht mehr eigens aufgeführt werden können. Es ist bedauerlich, daß Astrid Tschense ihren überaus lobenswerten Forschungsansatz nicht sorgfältiger verfolgt hat. Die interdisziplinäre Behandlung des Themas ›Goethe und Schubert‹ bleibt damit weiterhin ein Forschungsdesiderat.

Thorsten Valk

Von der Pansophie zur Weltweisheit. Goethes analogisch-philosophische Konzepte. Hrsg. von Hans-Jürgen Schrader u. Katharine Weder in Zusammenarbeit mit Johannes Anderegg. Tübingen 2004, 188 S.

Von der regen Tätigkeit, welche die Schweizer Goethe-Gesellschaft seit ihrer Gründung im Jahre 1997 entfaltet hat, zeugt auch dieser Sammelband. Er geht auf eine Vortragsreihe der Goethe-Gesellschaft zurück, die im November 2002 an der Universität Genf stattfand. Wieder einmal bewährte sich hier die Kooperation der Goethe-Gesellschaft mit Hochschuleinrichtungen. Die Aufsätze des Sammelbandes konzentrieren sich auf Denkmuster und Vorstellungsformen Goethes, die der hermetischen und pansophischen Tradition entstammen, aber auch auf Affinitäten zur zeitgenössischen spekulativen Naturphilosophie. Hinter den Titelbegriffen ›Pansophie‹ und ›Weltweisheit‹ verbergen sich nicht etwa obskure Geheimlehren, sondern zeitgenössische Formeln für Modi philosophischer Reflexion seit der Frühen Neuzeit. Während die Pansophie, für die exemplarisch Paracelsus steht, auf eine ganzheitliche Welterkenntnis zielt und das Erkenntnispotential der damals noch nicht strikt voneinander getrennten Disziplinen Philosophie, Theologie und Naturwissenschaft umfaßt, bezeichnet der seit dem 16. Jahrhundert belegte Begriff ›Weltweisheit‹ bestimmte philosophische Konzepte des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, die zwischen der Leibnizschen Metaphysik und den spekulativen Entwürfen der Romantiker angesiedelt sind.

Immer wieder exponiert der vorliegende Sammelband das Spannungsfeld zwischen dem neuplatonisch inspirierten, auch in mystische Dimensionen reichenden Denken des ›Einen‹ und ›Ganzen‹ einerseits und der modernen empirischen Forschung andererseits, deren Fortschritte der Naturwissenschaftler Goethe, der auch selbst zahlreiche Experimente durchführte, mit großer Aufmerksamkeit verfolgte. Das facettenreiche Spektrum des Bandes umfaßt die Strukturen analogischen Denkens und seine Bedeutung für künstlerische Gestaltung, die Mikrokosmos-Makrokosmos-Relationen sowie alchemistische und magnetisch-sympathetische Konzepte, Goethes Morphologie in ihrem funktionalen Zusammenhang mit weltanschaulichen Ganzheitskonzepten, die er in seinen Werken explizit problematisiert, die Opposition zwischen Ganzheits- und Differenzdenken sowie die Thematik der ›zyklischen Zeit‹. Der vorliegende Band vereinigt germanistische, philosophische, theologische, medizin-, pharmazie- und wissenschaftsgeschichtliche Perspektiven zu einem faszinierenden Überblick. Auch der knappe, auf einer Buchpartie basierende Eröffnungsbeitrag von Jean Starobinski, der unter dem Titel *Goethe und das Begriffspaar Aktion – Reaktion* steht, exponiert die auf lebendiger Wechselwirkung beruhende Ganzheit des universellen Zusammenhangs.

Das Erkenntnisinteresse der Autoren gilt sowohl Goethes naturwissenschaftlichen Studien als auch seinen kunsttheoretischen Aussagen und seinen literarischen Werken. Goethes geologische, anatomische und morphologische Forschungen sowie seine Lehre von der Metamorphose der Tiere und Pflanzen beleuchtet Margrit Wyder in ihrem instruktiven Aufsatz *Von der Stufenleiter der Wesen zur Metamorphosenlehre. Goethes Morphologie und ihre Gesetze*. Die von der Vorstellung kosmischer Ganzheit mitbestimmten Kunstanschauungen, die Goethe im Austausch mit Karl Philipp Moritz ausbildete, untersucht Karl Pestalozzi in seiner aufschlußreichen, mit einem *Faust*-Zitat überschriebenen Abhandlung: »... dieses Ganze / ist nur für einen Gott gemacht«. Aber auch Goethes Romane, insbesondere die *Wahlverwandtschaften* und *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, finden im vorliegenden Sammelband Berücksichtigung. Katharine Weder weist in ihren kompetenten Darlegungen zum Magnetismus Affinitäten zwischen Goethes Beschäftigung mit dem polaren Urphänomen des Magneten und dem *Werther* sowie den beiden Altersromanen auf. Dabei erhellt sie auch die Bedeutung des in der damaligen Zeit kontrovers diskutierten Mesmerismus für die *Wahlverwandtschaften*. Immer wieder wird Goethes besonderes Interesse an

der Wechselwirkung gegensätzlicher Kräfte deutlich, vor allem am Verhältnis von Systole und Diastole. Armin Westerhoff konzentriert sich in seiner Untersuchung *Zwischen Ganzheits- und Differenzdenken* auf *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, indem er Goethes Tendenz zur Analogiebildung für die Romanpoetik fruchtbar macht und vielfältige Traditionszusammenhänge aufzeigt, deren Kenntnis für eine adäquate Lektüre des Altersromans erforderlich ist. Zwar ist in dem Rahmen, den die Gesamtkonzeption des Bandes vorgibt, eine hermeneutische Vermittlung und Vertiefung im Hinblick auf den jeweiligen Textzusammenhang kaum zu leisten, aber dafür gelingen den Aufsatzautoren immer wieder aufschlußreiche systematische Horizontbildungen und Perspektivierungen, die Goethes gedanklichen Kosmos kategorial wie historisch erschließen.

Barbara Neymeyr

Dirk Kemper: »ineffabile«. *Goethe und die Individualitätsproblematik der Moderne*. München 2004, XIV, 496 S.

Goethe – das »große Ich«: Schon im frühen 19. Jahrhundert beginnen Literaturkritik und Philosophie in europäischer Einigkeit, diese Wertung auszusprechen. Studien zur Ich-Konzeption Goethes fehlten und fehlen nicht. Es war jedoch an der Zeit, die Frage mit neuen Kategorien und analytischen Instrumenten zu stellen. Zu den Voraussetzungen dieser Studie gehört die Einsicht, daß ein gültiger Weltentwurf das Individuum nicht mehr umfassend in den Zusammenhang einer Ordnungsstruktur einbette. So falle dem Ich die Aufgabe einer Selbstbegründung zu. Als eine Grundtendenz des philosophischen Diskurses in Neuzeit und Moderne ist diese Verlagerung von Aufgaben des Ich-Entwurfs schon länger erkannt worden. Mit Descartes – und vor ihm schon mit Augustinus – wird die Grundlage der Individualitätsproblematik »in interiore homine« gefunden. Die Konstruktion einer Korrespondenztheorie zwischen der Ordnung des Seins und des Denkens markiert die entscheidende Wende des neuzeitlichen Ansatzes zur Moderne. Die Individualitätsproblematik wird so Teil eines Epochenbegriffs der Moderne – in diesem Falle eines Makrobegriffs –, deren Beginn in der Sattelzeit von 1750 bis 1850 angesetzt wird. Speziell das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts wird für die Untersuchung bedeutsam.

Ziel der Untersuchung ist der Nachweis des Entwicklungsgangs und der Wege und Phasen der Entfaltung des Individualitätskonzepts, aber auch seiner Aporien. Der Stellenwert der Individualitätsproblematik der Moderne in Goethes Werk soll analysiert werden. Dabei geht es nicht um eine lückenlose Berücksichtigung aller in Frage kommenden Texte Goethes. Der Verfasser begnügt sich mit einer exemplarischen Veranschaulichung der Individualitätsproblematik.

Die einleitenden Überlegungen zu diesem großen Thema zeigen mit Hilfe prägnanter Zitate aus frühen Briefen und Texten, in welchem Maße Goethe das Ich ins Zentrum seiner Arbeit stellt und wie gültig der Grundsatz für ihn ist, das Individuum sei »ineffabile«. Leibniz' Monadologie wird als vormoderne Individualitätskonzeption skizziert, mit der Goethe aufgewachsen ist. Die Monaden sind von Gott gesetzte Ichheiten, die von außen unbeeinflusst bleiben und in ihrem Verhältnis durch eine prästabilisierte Harmonie Ausdruck göttlichen Willens und Spiegel seiner Schöpfung sind. Diese Ordnung des Seins wird im Laufe des 18. Jahrhunderts in Frage gestellt, so daß auch die Anschauung, jede Monade sei in ihrer Individualität eine eigene Idee Gottes, in ihrer Gültigkeit erschüttert wird. Goethe war die Vorstellung, jede Monade sei ein Spiegel der Gesamtordnung, vertraut; sie wird noch im *Werther* (10. Mai 1771) zitiert.

In einem ersten Kapitel werden Entwürfe von »Individualität im verabsolutierten Ich« zunächst am Beispiel des *Götz von Berlichingen* entwickelt. Hier wird die These entfaltet, Goethe habe der Figur des Götz bereits eine der Zeit Berlichingens noch fremde Individualitätsvorstellung verliehen, deren philosophische Grundlagen erst nach 1770 (auch durch Goethe) als verbreiteter Modus der Selbstdefinition durchgesetzt wurden. Wesentliche Elemente von Götz' Individualitätsvorstellung sind das Konzept des »Besitzindividualismus« (das Individuum ist wesentlich als natürlicher Besitzer der eigenen Person und ihrer Anlagen, Fähigkeiten und Freiheiten zu bestimmen), die davon abgeleitete Vorstellung vom »politischen Atomismus«, die mit einer Aufwertung des politischen Partikularismus einhergeht, und das Pochen auf ein unveräußerliches Recht des Individuums, sich frei an ein bestimmtes Ordnungssystem zu binden.

Nicht alle Figuren in *Götz von Berlichingen* entwickeln ein modernes Konzept von Individualität. Die wichtigen und spezifisch modernen Aspekte der Individualitätsproblematik treten erst im *Werther* hervor. Sein Selbstentwurf ist durch Protest und die Nichtannahme der an ihn gestellten Rollenerwartungen geprägt. Sein Verhältnis zur sozialen Ordnung mit der akzeptierenden Hinnahme eines standesgebundenen sozialen Ortes äußert sich in Überschreitungsversuchen der sozialen Grenzen. Die Einführung der Luhmannschen Begriffe »Exklusionsindividualität« und »Inklusionsindividualität« erweist sich in diesem Zusammenhang als fruchtbar. In der Trennung von »Ich« und »Herz« kommt ein erkenntnistheoretisches Grundproblem zum Vorschein, in dem das Ich zugleich als Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt fungiert. Die Problematik von Werthers Welt- und Ichkonstitution in der Moderne, sein problematisch gewordener Rekurs auf den traditionellen Ordo-Gedanken werden mit überzeugenden Ergebnissen analysiert. In der schroffen Umkehrung der göttlichen Harmonie im Brief vom 10. Mai wird nun die »Anti-Ordnung« erfahren. Das Ich wird in diesen Abgrund der Zerstörung hineingezogen. Nach Dirk Kemper's Deutung ist die Ursache von Werthers Leiden nicht so sehr die unglückliche Liebe zu Lotte, sondern das Nichtgelingen eines eigenen Ich- und Weltentwurfs. Der Liebesgeschichte kommt nur eine katalysatorische Funktion zu. Im Kontext der leitenden Fragestellung wird Goethes Roman als literarische Versuchsanordnung gelesen, in der das neue Individualitätskonzept der Exklusion nicht nur gefeiert, sondern auch in seinen Extremen und Aporien erkennbar wird. Überlegungen zur Funktion des eigenen Wollens und zur »Kulturation« erlauben es, die Aporien von Werthers Voluntarismus, der Verabsolutierung oder Isolierung seines Willens noch differenzierter zu betrachten. Der Plan mißglückt, »sein eigenes Wollen nach dem eigenen Wollen auszurichten« (S. 132). Darin erkennt der Verfasser die entscheidende Aporie der Individualitätskonzeption im *Werther*. Er spricht hier von einem »einstelligen Individualitätskonzept«, weil die »einzige Orientierungs- und Bestätigungsinstanz für die Konstituierung und Ausbildung von Individualität im eigenen Ich liegt« (ebd.).

Unter dem Aspekt der notwendigen Vermittlung von Individualität im symbolisch-kulturellen Raum wird *Torquato Tasso* analysiert. Die Nähe zum *Werther* kommt in der Weiterführung der für dessen Analyse entwickelten Fragestellungen zum Ausdruck: Exklusion versus Eskapismus, schwankender Ich- und Weltentwurf versus Ichverlust. Kemper zeigt, daß die gelingende Individualitätskonstitution nicht denkbar ist ohne eine semiotische Vermittlung in einem symbolisch-kulturellen Raum. Dieses Individualitätskonzept wird als »zweistelliges« verstanden. Mit Hilfe von methodischen Anregungen bei Giovanni Battista Vico und Ernst Cassirer wird ein fundierter kulturwissenschaftlicher Ansatz entwickelt. Auch hier stößt die Untersuchung am Ende auf eine Aporie: Der Versuch Tassos, seine Individualität durch das eigene Herz zu begründen und diese gegen den kulturellen Code am Hof durchzusetzen, ist aussichtslos.

Mit differenzierten Einzelinterpretationen verfolgt die Untersuchung ihre leitende Fragestellung auch in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Hier gilt es zu unterscheiden zwischen den Büchern I-V, wo ein idealistisch-essentialistisches Konzept verfolgt wird. Der Selbstwahr-

nehmungsprozess orientiert sich an einer für gültig gehaltenen, aber doch nicht zu verifizierenden Idee der eigenen Individualität. Dagegen wird in den Büchern VI-VIII diese »Idee« durch einen prozessualen Selbstwahrnehmungsmodus im Medium tätiger Wirksamkeit substituiert. Am Ende des Romans ist ein dezentriertes Individualitätsverständnis zu konstatieren. Individualität kann jetzt nicht mehr als Besitz des einzelnen gelten, sondern nur noch als symbolische Interaktionsform in der Gesellschaft.

Das letzte Kapitel ist der Thematik einer Entfaltung von Individualität im historischen Raum gewidmet und stützt sich auf eine Analyse der autobiographischen Texte Goethes. Einleitend wird eine auf die Bedürfnisse der Untersuchung zugeschnittene Skizze der »Narrativik der Autobiographie« von Augustinus über den Pietismus bis zu Johann Heinrich Jung-Stilling und Karl Philipp Moritz geliefert. Die Interpretation der *Bekenntnisse einer schönen Seele* ist originell und überzeugend. Daran schließt sich noch einmal eine Metatheorie zur Individualität in der Narrativik an, wobei als zentrale Begriffe Kontingenz, Kohärenz, Sinn und Ursprungsziel bestimmt werden. Die Analyse der autobiographischen Texte ergibt eine Erweiterung des Individualitätskonzepts: Nun entsteht ein »dreistelliges Modell«, das Goethe beim Konzipieren seiner Autobiographie entwickelt. Neben die synchrone Dimension des symbolisch-kulturellen Raumes tritt die des historischen Raumes. Durch einen Polyperspektivismus narrativer Schemata und ein dezentriertes Individualitätsmodell kann Goethe schon in den ersten drei Teilen von *Dichtung und Wahrheit* die Komplexität seines narrativen Selbstentwurfs steigern. Für die *Italienische Reise* wird dieses Reflexionsniveau im Wechsel von der subjektzentrierten zur dezentrierten Erzählung realisiert. Damit wird der Anspruch auf Deutungshoheit, den Goethe im Vorwort zu *Dichtung und Wahrheit* erhoben hatte, im vierten Teil seiner Autobiographie theoretisch zurückgenommen. Die Selbsterklärung seiner Vita wird mit der Integration des Dämonischen in den Ich- und Weltentwurf weitgehend depotenziert. Statt dessen wählt Goethe das Schema von »Zettel und Einschlag«, das sich als spezifisch modern erweist.

Die Untersuchung ist mit großer Stringenz angelegt und durchgeführt worden. Die Textnähe der Argumentation ist vorbildlich. Kemper kann immer wieder philosophische, aber auch wissenschaftstheoretische Reflexionen sinnvoll integrieren. Seine Thesen vom »einstelligen« bis zum »dreistelligen Modell« sind überzeugend. Erstaunlich wirkt bei dieser Untersuchung – gleichsam als Überschuß der thetischen Arbeit – die Fülle von originellen Einzelbeobachtungen, vor allem zu den frühen Texten. Im letzten Kapitel ist die notwendige Aufmerksamkeit auf das narrative Medium dazu angetan, die bislang durchgehaltene Konsequenz der Frage nach der Individualität ein wenig zu schwächen. Dennoch bleibt das Thema der Ausgangsfrage im Zentrum. Kemper nutzt die reiche Literatur zum Thema souverän. Gelegentlich hätte sich der interessierte Leser allerdings eine Auseinandersetzung mit abweichenden Positionen gewünscht. Meist geht der Verfasser vornehm darüber hinweg, obwohl er von Divergenzen in der Forschung weiß. Die Arbeit ist vorzüglich geschrieben. Sie fördert die Kenntnis Goethes weniger in einer biographischen als vielmehr in einer vielseitig anvisierten Werkperspektive. Das Literaturverzeichnis ist trotz seiner fast dreißig Seiten noch eher selektiv angelegt. Erfreulicherweise wurde auf ein Personenregister – wie heute meist üblich – nicht verzichtet.

Gerhard Sauder

Klaudia Hilgers: *Entelechie, Monade und Metamorphose. Formen der Vervollkommnung im Werk Goethes.* München 2002, 307 S.

Klaudia Hilgers' Dissertation *Entelechie, Monade und Metamorphose* ist eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zu einem Problem, mit dem sich Goethe ein Leben lang beschäf-

tigt hat. Es ist das Problem der Individualität (eines Organismus, einer Person, eines Kunstwerks, einer Epoche usw.), auf das sich die Begriffe Zielbestimmung (Entelechie), Ganzheit und Einheit (Monade) sowie Gestaltwandel (Metamorphose) beziehen.

Im Hinblick auf die menschliche Individualität wird es äußerst prägnant in dem Gedichtzyklus *Urworte. Orphisch* ausgesprochen. Nach ihm ist die Individualität einer Person eine in ihrer Eigentümlichkeit unzerstörbare Anlage und Kraft (Potentia), die in Wechselwirkung mit Menschen und Aufgaben sich verwirklicht (Actus), in verschiedenen Lebensaltern verschiedene Gestalten annimmt (Metamorphose) und vielleicht im Tode zur Unsterblichkeit erhöht wird. In bezug auf das menschliche Leben stellt sich die Aufgabe, verschiedene Polaritäten miteinander zu verbinden, z. B. die Polarität zwischen Gesetzmäßigkeit und Zufall, Freiheit und Pflicht, eigenem Bestreben und äußeren Umständen. Georg Simmel hat in seinem feinsinnigen Buch über Goethe darauf hingewiesen, daß der Dichter »die Individualität als Modifikation des Allgemein-Menschlichen«¹ begreife. Das Allgemein-Menschliche aber liegt genau darin, daß jedes Individuum Polaritäten in seinem Leben miteinander in Beziehung setzen muß.

Hilgers durchmißt den Problemkreis der Individualität in der ganzen Weite, die Goethe ihm gibt, und beschränkt sich nicht auf das Beispiel der menschlichen Individualität. Das ist ohne Zweifel ein Vorzug des Buches, weil damit der Dichter, Kunsttheoretiker, Naturforscher und »Goethe, der Weise« (T. S. Eliot) zur Sprache kommen. Aber dieses Verdienst wird dadurch geschmälert, daß die Verfasserin die Geschichte der Begriffe Entelechie, Monade und Metamorphose weitschweifig und im trockenen Stil eines Handwörterbuches referiert, größtenteils ohne auf Goethe Bezug zu nehmen. Bis der Leser überhaupt zu Goethe vorgelassen wird, hält ihn die Verfasserin 82 Seiten lang hin – deutlich mehr als ein Viertel des Umfangs ihrer Arbeit. In solchen Mißverhältnissen werden konzeptionelle Schwierigkeiten sichtbar, dies übrigens auch im additiven Titel und im sehr allgemein gehaltenen Untertitel des Buches. Zudem weist das schnörkelhafte Inhaltsverzeichnis auf den Hauptmangel der Arbeit hin: Es fehlt ihr an einem klar ausgearbeiteten Problem, obwohl Goethes Begriff der Individualität Problemanschlüsse für seine Ästhetik, Naturwissenschaft, Metaphysik und späte Dichtung bietet.

Da die Trias der Titelbegriffe durchaus kein Neuland innerhalb der Goethe-Forschung ist, rechtfertigt die Verfasserin ihre Arbeit mit der folgenden These: Bisher sei man davon ausgegangen, daß diese Trias erst für den mittleren oder späten Goethe von Bedeutung gewesen sei, während sie in Wahrheit schon für den jungen Goethe eine große Rolle spiele (vgl. S. 47-51). Diese These kann aber weder durch die Angabe von Stellen belegt noch durch die Deutung von Schriften des jungen Goethe erhärtet werden. Auf S. 47 ihrer Untersuchung schreibt Hilgers noch vorsichtig: »Bei näherer Betrachtung zeigt sich [...], dass die Begriffe Entelechie und Monade »ideell« bereits in Goethes Genieästhetik vorgebildet sind, begrifflich aber erst in seinem Spätwerk zum Tragen kommen«. Im vorausgegangenen Satz räumt sie ein, daß sich eine unmittelbare Auseinandersetzung Goethes mit Leibniz, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht nachweisen lasse. Doch schon die Fußnote zu diesem Satz merkt an, eine systematische Beschäftigung Goethes mit Leibnizens Philosophie sei nicht ganz unwahrscheinlich, da sich in der Bibliothek von Goethes Vater eine Ausgabe der von Gottsched übersetzten *Theodicée* befunden habe. Hätte eine solche Beschäftigung aber nicht deutliche Spuren hinterlassen müssen? Auf S. 57 hat die Verfasserin jede Vorsicht aufgegeben; man liest dort nämlich: »Goethe ist mit den wichtigsten Axiomen der Leibnizschen Metaphysik vertraut gewesen«. Auf S. 110: »Goethe hat sich offenbar [...] in jungen Jahren mit dem Leibnizschen Monaden-Theorem beschäftigt«. Dafür bringt die Autorin aber keinen überprüfbaren Beleg bei, so daß die Aussage eine vage Vermutung bleibt.

1 Georg Simmel: *Goethe*. Leipzig 1921, S. 163.

Allerdings verspricht Hilgers, an der Rede *Zum Shakespeares Tag* und dem Aufsatz *Von deutscher Baukunst* zu zeigen, daß der junge Goethe »die Leibnizsche Monaden-Konzeption auf subtile Weise für die Genie-Ästhetik fruchtbar gemacht« (S. 83) habe. Prüfen wir an dem ersten Beispiel, ob sie dieses Versprechen einlöst.

Ein wichtiges Lehrstück der Monaden-Theorie ist das der prästabilten Harmonie. Es besagt, daß bei der Schöpfung der Monaden eine Übereinstimmung zwischen den Intensitäten (den erlebten Wahrnehmungen und Bestrebungen) der verschiedenen geistigen, daher unausgedehnten Substanzen, d.h. Monaden, hergestellt worden ist. Deshalb brauchen die Monaden keine »Fenster« oder Sensoren zur Betrachtung der Außenwelt. Sie spiegeln einfach die sich verändernde Welt (die Außenansicht der Monaden) wider, weil Gott ihnen diese Fähigkeit von Anfang an eingebaut hat. Und da jede Monade völlig individuell ist, spiegelt auch jede die Welt unter einem anderen Gesichtspunkt und mit einem anderen Grad an Deutlichkeit wider.

Ausgerechnet der Augenmensch Goethe soll das Verhältnis von Ich und Welt nach diesem Modell der fensterlosen Monade verstanden haben? Nach dem Shakespeare-Aufsatz des jungen Goethe drehen sich Shakespeares Dramen »um den geheimen Punkt [...], in dem das Eigentümliche unsres Ichs, die prätendierte Freiheit unsres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt« (HA 12, S. 226). In diesem Zusammenstoß tritt eine der oben erwähnten Polaritäten in Erscheinung, nämlich die zwischen der angenommenen Willensfreiheit des Individuums und der Notwendigkeit der äußeren Umstände. Diesen Konflikt erläutert Hilgers so: »Das Geheimnis des Punktes bzw. des Tragödienziels liegt in seiner dialektischen Struktur begründet – in dieser Hinsicht korrespondiert die »Punkt«-Metapher mit der Leibnizschen Monade. In Goethes geheimnisvollem »Punkt« sind jedoch nicht nur Freiheit und Notwendigkeit als Einheit zu denken« (S. 87). Goethe redet aber nicht von der Einheit, sondern vom Zusammenstoß zwischen Freiheit und Notwendigkeit, Ich und Welt. Einige Zeit nach der Shakespeare-Rede stellt er ihn in seinem *Götz* dramatisch dar. Hilgers leitet ihre Interpretation mit den Worten ein: »Das Modell der fensterlosen Monade sieht die vollkommene Übereinstimmung von Innenwelt und Außenwelt vor« (S. 85). Das stimmt, und genau deshalb erklärt es nicht den »geheimen Punkt«, um den sich Shakespeares Stücke drehen: nämlich um den Konflikt zwischen Innen- und Außenwelt und nicht um ihre Harmonie. Die Einheit der Polaritäten denkt Goethe zunächst im emanationistischen Weltbild des Neuplatonismus, später im pantheistischen Spinozas.

Was die Autorin unter dem Titel organologische Ästhetik im vierten Teil ihres Buches abhandelt, ist nichts Neues. Bekanntlich betrachtet die deutsche Klassik das Kunstwerk in Analogie zum Organismus als ein geschlossenes und vollkommenes Gebilde, dem sie auch einen Eigenwert (»Selbstzweck«) zuschreibt. Dabei steht der Begriff der Monade für die Geschlossenheit, der der Entelechie für die Vollkommenheit des Werkes.

In bezug auf die Tragödie kontrastiert Hilgers völlig zu Recht den wirkungsästhetischen Ansatz des Aristoteles mit dem werkbezogenen Goethes. Aber muß das nach den wegweisenden Arbeiten von Max Kommerell, Wolfgang Schadewaldt und vielen anderen gleich mehrfach und so ausführlich geschehen? Auch trifft es keinesfalls zu, daß »erst durch die Einbeziehung der Entelechie-Thematik« der Katharsis-Begriff »ersichtlich« (S. 116) werde – es sei denn, man setze, was die Verfasserin stillschweigend tut, den Begriff der Entelechie dem der Teleologie gleich.

Im fünften Teil zu Goethes morphologischen Studien vermißt man das hier wichtige didaktische Hilfsmittel der Kontrastierung Goethescher Vorstellungen mit moderner Theoriebildung; denn erst dadurch würde die Eigenart der Goetheschen Konzeption sichtbar. Auch wäre es sinnvoll gewesen, Goethes Beobachtungen im Lichte der modernen Biologie zu zeigen. Daß sich etwa die von ihm beobachtete spiralförmige Tendenz der Pflanzen dem dynamischen Wechselspiel von Aktivatoren und Inhibitoren für das Zellwachstum verdankt, hätte Goethe gewiß als einen weiteren wertvollen Beleg für sein Grundschema der Polarität betrachtet.

Im abschließenden siebenten Kapitel wird Makarie unter dem Begriff der Entelechie, Faust vor allem unter dem der Metamorphose gedeutet. Makarie, so Hilgers, müsse als eine nach monadologischen bzw. entelechischen Gesetzmäßigkeiten konzipierte Kunstfigur verstanden werden, die ein bestimmtes Prinzip der Weltaneignung symbolisiere (vgl. S. 240 f.). Sie stehe einerseits für die unbedingte Tätigkeit im Sittlichen, andererseits für eine intuitive Erkenntnis der Welt. Gegen die Behandlung der Faust-Figur unter dem Gesichtspunkt der Metamorphose ist sicher nichts einzuwenden, aber als Ergebnis wird formuliert: »Am Ende seines Erdendaseins prägt Faust der Natur den Denkmaltext des modernen Zeitalters ein, indem er eine künstliche, d. h. technisch überformte Landschaft schafft« (S. 274). Melden sich in dieser adornitischen Diktion ›Reflexionen aus dem beschädigten Leben‹ zu Wort? Über Fausts ›Dialog‹ mit der Sorge liest man in einer unpassenden Verquickung biologischer mit technologischer Metaphorik, daß dieser »die abschließende Verpuppung der faustischen Hauptmonade in Gang« (ebd.) setze.

Zum Schluß bleibt der Fleiß zu rühmen, mit dem die Verfasserin eine immense Sekundärliteratur gesichtet hat. Auch die Sorgfalt, mit der sie unterschiedliche Auffassungen zu Werken Goethes einander gegenüberstellt, verdient Anerkennung. Allerdings bleibt Goethes Individualitätsbegriff letztlich ungeklärt. Auf Seite 196 – also nachdem sie zwei Drittel ihrer Arbeit getan hat – kommt Klaudia Hilgers zu folgendem Ergebnis: »Wichtigstes Charakteristikum des Individuums ist für Goethe die monadologische, d. h. ›fensterlose‹ Abgeschlossenheit, die gleichzeitig eine unumschränkte Weltoffenheit bedeutet«. Polaritäten in der Natur sollten nicht mit Widersprüchen in den Begriffen verwechselt werden. Die weltoffene Monade ist eine *contradictio in adjecto*, zu der Klaudia Hilgers, aber nicht Goethe gelangt.

Klaus Disselbeck

Peter Braun: *Corona Schröter. Goethes heimliche Liebe*. Düsseldorf, Zürich 2004, 180 S.

Corona Schröter war bereits in früher Jugend eine berühmte Sängerin, war klug, hinreißend schön und entsprechend viel umworben; später komponierte sie und bewies auch als Malerin beachtliches Talent. Sie starb unverheiratet mit 51, ziemlich vergessen, eine ungewöhnliche Frau, die unabhängig von Goethe in ihrer Zeit eine Rolle gespielt hat – einige Jahre zudem eine zentrale Rolle auch für ihn, und dies sind gerade die ersten, in seiner Autobiographie ausgesparten Weimarer Jahre, in denen sie am Liebhabertheater als Schauspielerin glänzte, u. a. als erste Darstellerin der Iphigenie. Peter Braun begründet seine neue Biographie damit, daß die biographische Goetheliteratur Corona Schröter bis dato nicht gerecht geworden sei. Das stimmt nur bedingt, und tatsächlich hat ihr Leben etwas von einem Meteor, doch in jedem Fall ist dieses hübsche, mit einigen Abbildungen geschmückte Bändchen zu begrüßen. Braun schreibt lebendig und unpräntentios, manchmal etwas flapsig, aber er hält sich eng an die Quellen, die er meist behutsam interpretiert. Allerdings gibt es eine Ausnahme (die leider auch noch auf der Umschlagrückseite melodramatisch hervorgehoben ist): Die Lebensbeschreibung, die Goethe laut Tagebuch Ende Dezember 1778 »von Kr.« bekam, nach Braun von Corona, stammt nachweisbar von Goethes Schützling Johann Friedrich Krafft.

In den Anfangskapiteln erfährt man Interessantes aus Coronas Jugend in Leipzig, über ihre Familie, eine Musikerfamilie *par excellence*, und über das Leipziger Musikleben der Zeit. Zentral ist das Kapitel *Goethes heimliche Liebe*. Wie weit die Beziehung ging, läßt Braun in der Schwebe; so ›heimlich‹ war sie jedenfalls nicht. Das zeigen die vielen Quellenzitate, die die damalige höchst brisante Konstellation lebendig machen: Herzog Carl August

stellt Corona nach; Goethe – kein Zweifel – ist leidenschaftlich in sie verliebt, während er gleichzeitig Charlotte von Stein umwirbt. Den abschließenden Kapiteln *Späte Jahre* und *Krankheit und Tod* sind zwei Beigaben angefügt: die vollständige Reproduktion von Corona Schröters Liedersammlung von 1786, u. a. mit ihrer Vertonung von Goethes *Erkönig*, und – bisher kaum rezipiert – die zwischen Corona und Friedrich Hildebrand von Einsiedel gewechselten Briefe. Das ist sehr verdienstvoll, da nur wenige Zeugnisse von Corona selbst überliefert sind. Diese Briefe vermitteln ein deutlicheres Bild ihrer Person, ihrer Gefühle und zeigen, was vorher unklar schien: daß dieses spätere Verhältnis eine intime Liebesbeziehung war. Am Schluß findet sich ein Anhang mit Auswahlbibliographie, Zitat- und Bildnachweis sowie Personenregister.

Rose Unterberger

Dagmar von Gersdorff: *Marianne von Willemer und Goethe. Geschichte einer Liebe*. Frankfurt a. M., Leipzig 2003, 302 S.

Seit einigen Jahren ist es bei biographisch orientierten Studien zum Komplex »Goethe und die Frauen« üblich, sich von der Fixierung auf den Dichturfürsten zu lösen und die Perspektive umzudrehen, zu erweitern – diesen Ansatz teilt das vorliegende Buch etwa mit Sigrid Damms *Christiane und Goethe*. Doch sowohl der Titel *Marianne von Willemer und Goethe. Geschichte einer Liebe* wie auch der Verlagsklappentext (»die große Biographie der Freundin Goethes«) sind irreführend, denn Dagmar von Gersdorff beansprucht, eine »Dreifach-Biografie« vorzulegen (S. 296), und es ist fraglos eines ihrer Verdienste, die widerspruchsvolle Persönlichkeit von Mariannes Ehemann Johann Jakob von Willemer sowie seine geschäftlichen Erfolge als Bankier im Kontrast zu seinen wenig glücklichen politischen, pädagogischen und literarischen Ambitionen darzustellen und dessen Rolle im Beziehungsdreieck auszuleuchten sowie überhaupt die Willemer-Familie und deren gesellschaftliches Umfeld in Frankfurt. Die perspektivische Erweiterung bringt es auch mit sich, daß unbekannte oder unterbewertete Facetten Marianne von Willemers ins Licht rücken und daß deren vielfältige gesellschaftliche, familiäre und künstlerische Tätigkeiten jenseits von Goethe und Ehemann – etwa ihre erfolgreiche Arbeit als Gesangslehrerin – gewürdigt und beschrieben werden.

Die Darstellung aller drei Personen ist natürlich immer an die Dokumentenlage geknüpft. Redlich bemüht sich die Verfasserin um eine austarierende Darstellung und hat keine Mühen gescheut, etwa auch über Nachforschungen bei den Nachfahren Johann Jakob von Willemers, neue Informationen zusammenzutragen. Spektakulär allerdings sind diese vom Verlag vollmundig angekündigten »Entdeckungen« nicht, sie vervollständigen aber das Bild. Insgesamt gelingt von Gersdorff eine sachliche, stilischere und feinfühligere Darstellung. Um so mehr irritiert, daß sie sich, weit über die poetisch-emotional bedeutungsvollen Geschenke zwischen Marianne von Willemer und Goethe hinausgehend, auffallend detailverliebt jedem noch so marginalen Gegenstand widmet, ohne daß hier inhaltlich Wesentliches erfaßt würde (z. B. S. 56, 71 f., 85, 95, 124 f., 173, 204, 223, 228 f., 248 ff. u. ö.). Diese störende Nähe zum Devotionalienkult steht jedenfalls quer zum Anspruch der Verfasserin, mit einigem philologischen Aufwand in die Tiefe zu gehen – ein Aufwand, den nicht nur die mit dem Thema unvertrauten Leser/innen zu schätzen wissen werden.

Dagmar von Gersdorff hat ihr Buch weitgehend chronologisch aufgebaut und setzt ein im Schlüsseljahr 1814 mit der Rhein-Main-Reise Goethes (Kap. I-V), auf der, angeregt durch die Lektüre der Gedichte des persischen Dichters Hafis, in geradezu eruptiver Kreativität die ersten Gedichte des *West-östlichen Divans* entstanden. Der solchermaßen »ver-

jüngste«, über 60jährige Dichter traf auf den Frankfurter Bankier und alten Bekannten Johann Jakob von Willemer erstmals in Begleitung seiner Pflögetochter Marianne. Die Verfasserin rekonstruiert das gesellschaftlich angefochtene, emotional ungleichgewichtige Verhältnis zwischen dem zweifach verwitweten Familienvater und der fast 25 Jahre jüngeren Frau, die blutjung als Schauspielerin und Tänzerin auf Frankfurter Bühnen brilliert hatte, von Clemens Brentano u. a. umworben wurde und sich zeitlebens von ihrer dubiosen Herkunft belastet sah. Daß Goethe hier zur Legalisierung durch Heirat geraten haben dürfte, gab seinem Wiedersehen 1815 mit der nunmehr verheirateten Frau, bei dem der Funke zwischen beiden übersprang, zusätzliche Problematik (Kap. VI-X). Es gehört zu den Glanzstücken des vorliegenden Buchs zu beschreiben, wie Literatur/Fiktion und Leben sich so eigentümlich und komplex vermengten, wie ein Geflecht aus Wunschprojektionen und ungeahnten Wunscherfüllungen entstand, wie sich zwischen Goethe und Marianne von Willemer tiefe erotisch-geistige Affinitäten etablierten, wie sich die poetisch in *Divan*-Gedichten »vorausgeahnte« neue Liebe des greisen Dichters nun im realen Leben in einmaliger Intensität erfüllte. Die junge Frau erwies sich als einfallsreiche Inszenatorin geselliger, das Orientalisieren und das aktuelle poetische Schaffen Goethes einbindender Aktivitäten, ja – und darin absolut einzigartig unter allen Frauen, die eine Rolle in dessen Leben spielten – als ebenbürtige, souverän und leidenschaftlich replizierende Dichterin. Die Verfasserin geht in ihrer Darstellung einfühlsam und diskret vor und verliert sich nur selten in Spekulationen; die das »Duodrama« widerspiegelnden, oft dialogisch aufeinander bezogenen Gedichte Goethes und Marianne von Willemers sind gut platziert, wenn auch selten analysiert. Häufig fungieren sie nur als biographisches Belegmaterial, obwohl das in Poesie Sublimierte eben oft nicht als kurzerhand biographisch authentisch zu lesen ist (vgl. etwa S. 152 f., 159 f., 173, 206, 210, 216, 250–253, 276, 269); ausdrücklich sei hier betont, daß das Ginkgo-Blatt *nicht* für Marianne von Willemers jahrzehntelange »Dopplexistenz« als Ehefrau und (ferne) Geliebte steht (S. 266), sondern für das einzigartige, gleichzeitige Eins- und doch Zweisein von Liebenden.

Ausführlich geht die Verfasserin auf die zeitgenössische Geselligkeitskultur ein und auf deren Camouflagefunktion für diese gesellschaftlich und gegenüber dem meist anwesenden Willemer menschlich prekäre Beziehung, verwischt aber, daß sich hier neben Ver- eben auch subtile Enthüllungsmöglichkeiten boten. Bedauerlich ist daher, daß sie den Orient zur »Hülle« und Kulisse degradiert, obwohl die von ihr benutzte Neuausgabe des *West-östlichen Divans* genau jene ist,¹ die die komplexen Orient-Bezüge eingehend erläutert. So jedenfalls wird von Gersdorff dem souveränen Orientalisieren der beiden Liebenden nicht gerecht, das ein wichtiger Faktor der gegenseitigen Anziehungskraft war, das (neben den Chiffrenbriefen und dem Bezug auf Hafis' Gedichte) eine weitere Ebene der »Geheimsprache« zwischen Liebenden einzubeziehen vermochte und sogar über die Phase der Trennung hinaus ihre Brief-, Geschenk- und Gedichtkorrespondenz prägte.

Anschaulich und rücksichtsvoll beschreibt die Verfasserin die von Goethe absichtlich-unabsichtlich herbeigeführte Trennung, dessen Leidensdruck und vor allem die fatalen Folgen für Marianne von Willemer (Kap. XI–XIII); und sie zeichnet minutiös nach, wie nach Jahren absichtlichen Schweigens Goethes jene körperliche Entfernung und das Wissen um ein Niewiedersehen gegeben waren, die ihm Liebesbeteuerungen aus der »sicheren« Ferne und den Eintritt in eine anspielungsreiche, in Briefe, Gedichte und Geschenke subli-

1 FA I, 3.1 u. 3.2: *West-östlicher Divan*. Hrsg. von Hendrik Birus. Frankfurt a. M. 1994. In derselben Ausgabe wird auch, mit Bezug auf Goethes mehrfache Assemblierungen und Umstellungen der Gedichte, der Begriff »Ensemble« im Gegensatz zum statischen »Zyklus« überzeugend und mit Bezug auf alle Gedichtsammlungen Goethes erläutert. Die aus den 1950er bis 1980er Jahren übernommene Rede vom »Zyklus« (gar wie hier auf S. 84 auch auf die noch ausdrücklich unvollständige Zusammenstellung im »Wiesbadener Register« bezogen) sollte angesichts der aktuellen Forschung ihr überfälliges Ende finden.

mierte Beziehung mit Marianne von Willemer möglich machten (Kap. XIV-XV). Ein weiteres Verdienst der Verfasserin ist, hier immer wieder dezidiert den Blick auf die beiden Willemers zu richten, auch auf den um seine Frau besorgten, sich einschaltenden Willemer, ja ihrer beider Lebenslinien bis zum Tod und das Umfeld der Frankfurter Großfamilie nachzuzeichnen und nicht zuletzt zu erläutern, wie sich Marianne von Willemer nach dem Tod der beiden Männer noch einmal ein ›eigenes Leben‹ aufbaute (Kap. XVI-XVIII). Da hat Dagmar von Gersdorff einen Bereich ausgeleuchtet, der bisher eindeutig zu sehr verschattet war.

Anke Bosse

Joachim Berger: *Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739-1807). Denk- und Handlungsräume einer ›aufgeklärten‹ Herzogin.* Heidelberg 2003, 680 S.

Herzogin Anna Amalia, die von 1759 bis 1775 als Obervormünderin ihres erstgeborenen Sohnes Carl August das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach regierte, gilt als Begründerin des ›Weimarer Musenhofes‹ und ›Wegbereiterin der Weimarer Klassik‹, als ›aufgeklärte Landesregentin‹ und überhaupt als Ausnahmestalt unter den deutschen Fürsten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Nur zu gerne hat sich die Historiographie in der Vergangenheit auf die Lobreden der Zeitgenossen gestützt, auf die zahlreichen Huldigungen und Panegyriken, auf Gelegenheitspoesien und Nekrologe. Weitgehend bruchlos ist diese Rhetorik als Bauplan eines außergewöhnlichen Hofkonzepts gelesen worden, das den Vergleich mit anderen Reichsfürsten nicht zu scheuen brauchte: »O nähmen doch unsere Crocodile von kleinen Despoten im teutschen Reiche ein Beyspiel an ihr!« (Johann Jakob Wilhelm Heinse an Johann Wilhelm Ludwig Gleim; Erlangen, 17.4.1772 [zit. Berger, S. 303]).

Wie stabil aber sind die Fundamente dieser ideologischen Konstruktion in Wirklichkeit? Auf der Basis umfassender Materialrecherchen hat Joachim Berger in seiner Dissertation die Musenhof-Legende als Produkt insbesondere des 19. Jahrhunderts entzaubert. Seine ungemein detailreiche Untersuchung, entstanden zwischen 1997 und 2001 am Historischen Institut und im Sonderforschungsbereich 482 *Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800* der Friedrich-Schiller-Universität Jena, ersetzt die bisherigen chronologisch-biographischen Überblicke und narrativen Geschichtsdarstellungen durch die Beschreibung der »Denk- und Handlungsräume einer ›aufgeklärten‹ Herzogin«. Sechs thematische, diachron angelegte Kapitel strukturieren die imposante quellen- und literaturkritische Studie: »Braunschweigerin« – Tochter und Schwester, Ehefrau und Mutter, »Landesmutter«, Dilettantin, Mäzenin und Zentralfigur der Geselligkeit, Reisende. Das Ergebnis überzeugt trotz gelegentlicher (in dieser Konzeption kaum vermeidbarer) Redundanzen: Schritt für Schritt wird der Firnis des tradierten Bildes abgetragen. Manches, was seinerzeit unsagbar gewesen war, anderes, das die Nachgeborenen absichtsvoll tabuisiert oder unabsichtlich übersehen haben, einiges, was mittlerweile wenigstens punktuell als Mythisierung enttarnt und neu gedeutet worden ist, fügt sich in dieser Studie zu einer komplexen Gesamtschau. Entgegen früherer Darstellungen wird zugunsten der Ambivalenzen auf die herkömmlichen Schwarz-weiß-Zeichnungen verzichtet und mit beeindruckender historischer Sensibilität aus dem Nebeneinander von fürstlich-politischer, ökonomischer und sozialer, mäzenatischer, künstlerischer, kultureller und philosophischer, also öffentlicher und privater Perspektive heraus argumentiert, etwa in der Beurteilung des Zustandes der weimarischen Staatsfinanzen, der Hintergründe des Schloßbrandes oder der Amtsübergabe an Carl August, in der Rekonstruktion der Freiheiten und Beschränkungen des Pensionärinnen-daseins etc. Selbst dort, wo aussagekräftige Quellen und Belege fehlen oder wo Spielraum für psychologische, wenn nicht gar psychoanalytische Lesarten wäre, zum Beispiel in der Skizze der Mutter-Sohn-Beziehung, insbesondere zum Zweitgeborenen Constantin, oder

in der Bewertung des Verhältnisses zwischen der Schwiegertochter Luise und der »imperiösen Schwieger-Frau-Mutter« (zit. Berger, S. 201), hält sich der Historiker meistens schicklich zurück.

Auch wenn das neue deutsche Literatur- und Wissenschaftswunder, das sich um 1800 in Weimar und Jena ereignete, nach dieser grundlegenden Arbeit nicht mehr als direkte Folge eines planvoll gestaltenden Handelns von Anna Amalia gelten kann, so verliert das Hochglanzbild von einst keineswegs alle vertrauten Züge. Die Grenzen zwischen Wahrheit und Wunschraum werden neu und solide ausgelotet: sei es Anna Amalias Regierungs- und Führungsstil, ihre Bindung an die höfischen Konventionen ihrer Zeit, ihr mit Rücksicht auf die Finanzsituation überwiegend bescheidenes mäzenatisches Handeln, ihre Selbstverwirklichung als Dilettantin oder ihre Instrumentalisierung der Kunst (namentlich des Theaters) für kunst-ferne Zwecke.

Trotz aller Ernüchterung bleibt am Ende deutlich, daß Anna Amalia eine feste Größe in jenem Weimarer und Jenaer Koordinatensystem war, von dem aus um 1800 die deutsche Literatur, Philosophie und Wissenschaft, mittelbar auch Politik und Ökonomie, grundlegend verändert wurden. Selbst wenn sie als Stifterin der deutschen Klassik vielfach überschätzt worden ist, weil sie nach Bergers Argumentation sogar Christoph Martin Wieland nicht um seiner selbst willen oder wegen seines literarischen Ranges, sondern strategisch als pädagogisches Gegengewicht zu Johann Eustach von Schlitz gen. Görtz nach Weimar berief – mit ihrer laienhaften, aber letztlich doch beständigen Freude an den Künsten hat Anna Amalia immerhin die Aufmerksamkeit auf ein bislang eher marginales Herzogtum zu lenken vermocht, das seinerzeit »nichts Lockendes« vorzuweisen hatte (Johann Gottfried Herder an Johann Wolfgang Goethe; Rom, 27.12.1788). Das recht übersichtliche Land wurde attraktiv für die geistige Elite der Zeit. Genau das fügte sich durchaus harmonisch in ihre eigenen dynastischen Interessen. Mithin wäre die panegyrische Überhöhung der Herzogin beziehungsweise Herzoginmutter nicht bloß als Stilisierung durch Johann Wolfgang Goethe und die Nachgeborenen zu begreifen, sondern zugleich auch als eine von ihr selbst bewußt und tatkräftig beförderte Projektion. Das kleine Aquarell von Georg Melchior Kraus *Abendgesellschaft bei Anna Amalia* (undat.) »taugt« zwar, wie Joachim Berger darlegt, »weder als Beleg noch zur Illustration von Personal, Tätigkeiten und Umgangsformen an Anna Amalias ›Mushaus‹« (S. 501), umso mehr bildet es in aller Konsequenz eben jenen Kunst- und Gemeinschaftsmythos ab, an dem die Zentralfigur aktiv mitgewirkt hat und den die nachfolgenden Generationen dankbar und affirmativ in ihre eigenen »Denk- und Handlungsräume« aufgenommen haben.

Heide Hollmer

Walter Müller-Seidel, Wolfgang Riedel (Hrsg.): *Die Weimarer Klassik und ihre Geheimbünde*. Würzburg 2003, 203 S.

»Der Endzweck des Ordens ist also, daß es Licht werde, und wir sind Streiter gegen Finsterniß, dieses ist der Feuersdienst«, so schreibt Adam Weishaupt 1779. Aufklärung und Geheimnis traten im 18. Jahrhundert in eine eigentümliche Liaison, und Männer, die sich selbst als Vorhut der Aufklärung verstanden, verbanden sich in Geheimbünden. Allen voran die Illuminaten, die, zum Teil auf freimaurerischen Fundamenten, ein dichtes Netzwerk bauten, das ein wichtiges Zentrum in Weimar fand. Diese geheimbündlerische oder besser illuminatische Seite Weimars liegt noch zu großen Teilen im Dunkeln, und in ihrer Erforschung lagen bisher die Grenzen zwischen Spekulation und fundierter Wissenschaft eng beisammen.

Neue dokumentarische Erkenntnisse lieferte die Auswertung der »Schwedenkiste« mit dem Nachlaß Johann Joachim Christoph Bodes. Insbesondere das Auffinden von Goethes

Beitrittsrevers diente als Initialzündung für die Beschäftigung der Literaturwissenschaft mit dem Feld der Geheimbünde bzw. Illuminaten, das bis dato fast ausschließlich Terrain der Geschichtswissenschaft war. W. Daniel Wilson gehörte zu den ersten, die das neue Quellenmaterial auswerteten, und entfachte mit seiner provokativen Monographie *Geheimräte gegen Geheimbünde. Ein unbekanntes Kapitel der klassisch-romantischen Geschichte Weimars* (1991), in der er Goethe Spionagetätigkeit unterstellt, eine kontroverse Diskussion. Hans-Jürgen Schings wandte sich in seiner Untersuchung *Die Brüder des Marquis Posa. Schiller und der Geheimbund der Illuminaten* (1996) ebenfalls dem Zusammenhang von Illuminaten und Weimarer Klassik zu. Damit wurde ein neues kulturwissenschaftliches Forschungsfeld eröffnet, das bei einer Vortragsreihe der Münchner Goethe-Gesellschaft 1998/99 ein größeres Forum fand, in dem Hauptakteure der neueren Geheimbundforschung, Historiker und Philologen, zu Wort kamen. Die Vorträge liegen nun in dem von Walter Müller-Seidel und Wolfgang Riedel herausgegebenen Band *Die Weimarer Klassik und ihre Geheimbünde* vor.

Mit dem Anspruch, Licht ins Dunkel der Geheimbünde der Weimarer Klassik zu bringen, nimmt sich der Gesamttitel allerdings mehr vor, als die einzelnen Beiträge zu leisten vermögen. Vermutlich wäre eine Titelsezung wie *Illuminaten und Weimarer Klassik* angemessener gewesen, denn der Fokus liegt eindeutig auf den Illuminaten, und Verweise auf Folgeprojekte und unerforschte Quellendokumente verdeutlichen, daß das »große« Buch *Die Weimarer Klassik und ihre Geheimbünde* eigentlich noch zu schreiben ist.

Gleichwohl handelt es sich bei dem vorliegenden Sammelband um eine informative, klar strukturierte Zusammenstellung fundierter und gründlich recherchierter Aufsätze, die sich durch einen reflektierten Gang auf dem undurchsichtigen Terrain des Geheimbundwesens auszeichnen. Die sieben Aufsätze des Bandes lassen sich in zwei größere Themenbereiche unterteilen: Die ersten drei Beiträge behandeln die Ordensgeschichte von der Gründung durch Adam Weishaupt (1776) über die rasante, vornehmlich durch Adolph Freiherr von Knigge betriebene Ausbreitung außerhalb Bayerns bis hin zum Verbot in Bayern (1784). Die letzten vier Beiträge bewegen sich mit der Akzentuierung auf Schiller und Goethe unmittelbar im Umfeld der Weimarer Klassik.

Martin Mulsows Eröffnungsbeitrag *Adam Weishaupt als Philosoph* untersucht die in der Forschung bislang wenig beachteten Schriften des Ordensgründers in Abhängigkeit vom philosophischen Diskurs der Zeit auf ihre Eigenständigkeit bzw. Originalität hin.

Der als Person eher unbekannte Verfasser des »Knigge« steht im Mittelpunkt von Theo Stammens Beitrag *Adolph Freiherr von Knigge und die Illuminatenbewegung*. Stammens leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Reaktualisierung der Lebens- und Werkgeschichte Knigges. Überzeugend, allerdings leider sehr knapp, zeichnet Stammens auf den letzten Seiten seines Aufsatzes, anhand des Sprachgestus dreier Textzeugnisse, Knigges leidenschaftliche Verbundenheit mit dem Orden nach. Die beiden ersten, relativ ausführlich mit Textauszügen belegten Beispiele – Knigges erster Brief an Weishaupt aus dem Jahr 1780 und ein Werbeschreiben von 1782 – belegen Knigges enthusiastische Hoffnung in die Wirkungsmächtigkeit des Ordens. Leider wird das letzte Beispiel, Knigges Distanzierung nach seinem Ausschuß 1784 – *Philos endliche Erklärung und Antwort* (1788) –, nicht mit einem Textauszug verdeutlicht, obwohl gerade dieser Vergleich erhellend gewesen wäre.

Mit Eberhard Weis' historischem Abriß *Der Illuminatenorden in Bayern (1776-1785) und die Frage seiner Fortwirkung in späterer Zeit*, in dem das Ordensverbot durch den bayrischen Kurfürsten Karl Theodor 1785/86 im Zentrum steht, schließt der erste Teil des Sammelbandes, und im Folgenden rücken Schiller und Goethe in den Mittelpunkt.

In seinem Aufsatz *Aufklärung und Macht. Schiller, Abel und die Illuminaten* problematisiert Wolfgang Riedel, in Auseinandersetzung mit Kant und Schiller, Zweck und Mittel der Aufklärung. Zunehmend wird der Fokus auf Schiller gerichtet und dessen geheimbündlerische Prägung auf der Hohen Karlsschule, insbesondere im Hinblick auf den den Illuminaten nahe stehenden Jacob Friedrich Abel, untersucht. Offensichtlich hatte sich

Schiller zeit seines Lebens erfolgreich Werbeversuchen der Illuminaten widersetzt, obwohl deren Ideale den seinen zum Teil nicht so fern waren. Begegnungsspuren mit den Illuminaten macht Riedel in den Fragmenten *Philosophische Briefe* und *Der Geisterseher* sowie im *Don Carlos* und in den *Carlos-Briefen* aus. Insbesondere die *Carlos-Briefe* verdeutlichen die von Schiller erkannte Problematik von Zweck und Mittel.

Der in der Rezeptionsgeschichte des *Don Carlos* kontrovers diskutierte Marquis von Posa ist es auch, der im Zentrum von Dieter Borchmeyers Aufsatz »*Marquis Posa ist die große Mode*«. *Schillers Tragödie »Don Carlos« und die Dialektik der Gesinnungsethik* steht und den endgültigen Bogen zur Weimarer Klassik schlägt. Noch stärker als bei Riedel wird hier die Frage nach der Differenz von Drama und Briefen in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Durch den Rekurs auf das Webersche Begriffspaar von »Gesinnungsethik« und »Verantwortungsethik« (S. 132) bereichert Borchmeyer die Posa-Debatte. Borchmeyer kommt so zu dem Schluß, in Posa keine Warnfigur, sondern einen tragischen Sympathieträger zu sehen.

Über einen langen, zum Teil wiederholenden Vorspann kommt Hartmut Reinhardt in seinem Aufsatz *Geheime Wege der Aufklärung. Goethe, der Illuminatenorden und das Epos-Fragment »Die Geheimnisse«* auf Goethe und dessen undurchsichtige Illuminaten-tätigkeit zu sprechen. Er widerspricht Wilsons Spionage-These und betont, daß es beim gegenwärtigen Stand der Quellenauswertung noch nicht möglich sei, Aussagen über Goethes Motivation zu treffen, ohne ins Spekulative abzugleiten. Wie Schings plädiert Reinhardt für eine neue Lesart von Goethes Werk, insbesondere der *Lehrjahre*, des *Groß-Cophta* und der *Geheimnisse*, warnt aber gleichzeitig vor zu einseitiger Geheimbundfixierung.

»Wie also«, fragt Schings in seinem Aufsatz »*Wilhelm Meister« und das Erbe der Illuminaten*«, »wenn Goethe im ›Pädagogischen praktischen Traum‹ des Abbés eigene Illuminaten-Erfahrungen [...] verarbeitet?« (S. 182). In seiner Untersuchung des Nachlebens der Illuminaten im *Wilhelm Meister* arbeitet Schings Verbindungslinien zwischen der Pädagogik der Illuminaten und jener der Turmgesellschaft heraus. Schings schließt seinen Beitrag und damit den Sammelband mit einem Plädoyer für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Illuminaten, die für ein besseres Verständnis der Weimarer Klassik unverzichtbar sei: »Will man Goethes Bildungsroman und die Weimarer ›Bildung‹ verstehen, wird man das großangelegte Projekt der illuminatorischen ›Bildung‹ nicht außer acht lassen dürfen« (S. 202 f.). In dieser Hinsicht stellt der Sammelband *Die Weimarer Klassik und ihre Geheimbünde* mit Sicherheit eine Wegmarke dar und macht neugierig auf die ›andere‹ Seite der Weimarer Klassik.

Christine Hermann

W. Daniel Wilson (Hrsg.): *Goethes Weimar und die Französische Revolution. Dokumente der Krisenjahre*. Köln, Weimar, Wien 2004, 741 S.

Seinen 1999 erschienenen Büchern *Unterirdische Gänge* und *Das Goethe-Tabu* eine Quelledition folgen zu lassen, hat W. Daniel Wilson seit langem angekündigt. Nun präsentiert er 572 Dokumente aus den Jahren 1792 und 1793, hauptsächlich aus dem Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar. Den Kern der Dokumentation bilden die Briefe, die Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit seinen Geheimen Räten während der Feldzüge gegen das revolutionäre Frankreich wechselte. Diese »Feldzugsbriefe« liefern tiefe Einblicke in die Vorgänge der obersten Regierungssphäre des Herzogtums und eine Fülle intimer Meinungsäußerungen, die sonst kaum einen schriftlichen Niederschlag zu finden pflegten. Der große historische Aussagewert dieser Quellen steht außer Zweifel. Unter den Texten befinden sich auch 45 meist briefliche Berichte über Begegnungen und Gespräche mit Goethe, die in Ernst und Renate Grumachs Edition der Begegnungen und Gespräche des

Dichters nicht enthalten sind. Die »Feldzugsbriefe« werden punktuell durch Briefe wichtiger Weimarer und Jenaer Persönlichkeiten und andere komplementäre Dokumente ergänzt, die bereits ediert sind. In einem Anhang korrigiert Wilson darüber hinaus die in Helma Dahls Edition von Goethes Amtlichen Schriften enthaltene Kommentierung von Goethes Anteil an der regierungsoffiziellen Darstellung des Auszugs der Jenaer Studenten nach Nohra im Jahr 1792. Dem Band sind eine Bibliographie sowie ein Personenregister beigegeben.

Der Leser wird Wilsons Buch dennoch nicht ohne Indignation aus der Hand legen können. Wer ein geschichtswissenschaftliches Quellenwerk erwartet hat, das einen wichtigen Archivbestand zuverlässig erschließt und historische Vorgänge nachvollziehbar macht, sieht sich enttäuscht. Wilson hat seinem Buch nicht einmal ein Verzeichnis der edierten Dokumente beigegeben. Der Leser ist gezwungen, den Band Seite für Seite durchzugehen, wenn er einen Überblick gewinnen möchte. Ein rascher Zugriff auf einzelne Dokumente ist nicht möglich. Einziges Ordnungsprinzip ist die Chronologie der zeitlichen Datierung. Die über das Personenregister mögliche Sortierung der Quellentexte nach Autoren besitzt als Erschließungshilfe nur begrenzten Wert. Die Texte firmieren sämtlich unter willkürlich gewählten Überschriften, die nicht einmal einheitlich Angaben über die Art und Provenienz der Dokumente, den Autor und die behandelten amtlichen Vorgänge liefern. Statt dessen enthalten sie summarische, meist tendenziös gefärbte Kommentare des Herausgebers. Die dürftigen, mitunter durch Fußnoten ergänzten Erläuterungen beschränken sich auf die elementaren Angaben zu Identifikation und Fundort. So lautet beispielsweise eine solche, für die Verfahrensweise Wilsons typische Überschrift *Der Revolutionsgeist in der Pfalz* (S. 476). In der Erläuterung offenbart der Herausgeber neben der Fundstelle lediglich, daß es sich um eigenhändige Notizen des Herzogs Carl August für Briefe an den preußischen Oberbefehlshaber vom 21. Dezember 1792 handle. Aus der Quelle selbst offeriert er dann ganze zwei Zeilen, in denen der Herzog schreibt, daß in dem pfälzischen Oberamt Gernsheim, wo zweihundert Mann lägen, der »RevolutionsGeist« einen Ort nach dem andern ergreife. Daß es in den linksrheinischen Territorien nach der französischen Invasion zu Sympathiebekundungen kam, ist in der Geschichtswissenschaft bereits hinlänglich dokumentiert, so daß der Fakt kaum überraschen kann. Interessanter wäre es, Genaueres über Hintergrund und Kontext dieser Notiz zu erfahren, doch es wird nicht einmal mitgeteilt, wie umfangreich die Quelle ist und was der Herzog eventuell außerdem noch notiert hat. Ähnlich das Dokument Nr. 535 (S. 671): *Unglück durch die Revolution*. Es folgt ein dreizeiliger Auszug aus einem Brief des Geheimen Rats Christian Gottlob Voigt an Carl Augusts Geheimsekretär Philipp Christian Weyland vom 23. September 1793, wo der Minister in allgemeinen Worten über die Ungunst der Zeitverhältnisse lamentiert. Dies erscheint um so belangloser, als der Band nahezu permanent mit Äußerungen Voigts über die Französische Revolution aufwartet. Auch in diesem Fall erfährt man nichts über den Anlaß und den sonstigen Inhalt des Schreibens. Weitere Beispiele dieser Art ließen sich anführen. Überwiegend enthält Wilsons Sammlung jedoch interessante und für die Beurteilung der politischen Verhältnisse in Sachsen-Weimar-Eisenach in den ersten Jahren des Revolutionskrieges wichtige Quellenbelege. Leider erschöpft sich darin der Gewinn der Lektüre. Eine zuverlässige Regestierung, die ein Bild von Dimension und Inhalt des Bestands der »Feldzugsbriefe« referieren würde, läßt der Band vermissen. Informationen zur Stellung der ausgewählten Texte in der Gesamtüberlieferung, ein Abgleich mit anderen relevanten Quellen sowie eine philologisch genaue Textkonstitution fehlen ebenfalls. Der Band unterschreitet damit die an eine professionell gemachte Quellenedition zu stellenden Erwartungen erheblich. Für den Leser ist nicht nur seine benutzerunfreundliche Gestaltung ärgerlich. Um die zu sachgerechter Quellenkritik erforderlichen Informationen zu erhalten, kommt man nicht umhin, die Originale im Archiv zu konsultieren. Was Wilson vorgelegt hat, sind Kollektaneen seiner persönlichen Quellenexzerpte – eine Art Leporello-liste, mit der die Legende von der politischen Liberalität des Weimarer Herzogtums dekonstruiert werden soll.

Die einzige Möglichkeit, die innere Logik der Quellenauswahl zu erschließen, bietet der Einleitungstext, der auf etwa siebzig Seiten die aus früheren Büchern des Herausgebers bekannten Positionen zusammenfaßt. Wilson vermittelt zunächst »Grundkenntnisse über die politischen und administrativen Zustände »im Herzen der deutschen Kultur« (S. 11), Fakten, die man sachkundiger in den Einleitungstexten und Kommentaren zu den Editionen von Goethes Amtlichen Schriften referiert findet. Danach behandelt er die »Ereignisse« der Jahre 1792/93. Gegenstand sind unter anderem die Studentenunruhen und Bestrebungen zur »Aushöhlung« der Autonomie der Universität Jena (gemeint sind die Maßnahmen gegen die Studentenorden, die Tumulte vom Juni 1792 und der Studentenauszug nach Nohra), Denunzianten und »Spione«, Truppendurchmärsche, Weimars Mitwirkung am Reichskrieg gegen Frankreich, die »Gefahr der französischen Invasion« im Herbst 1792, die politische Disziplinierung Jenaer Professoren, die »Einschüchterung« Johann Gottfried Herders und Karl Ludwig von Knebels sowie die Unruhen auf dem Lande und bei den Strumpfwirkern in Apolda. Drittens behandelt er die »Meinungen«. Darin geht es insbesondere um die Wahrnehmung und Bewertung der Revolutionsereignisse durch die Intellektuellen in Weimar und Jena und das Aufkommen des deutschen Nationalismus.

Wilson bewertet den Einfluß der französischen Revolutionsideen auf das Geschehen in Sachsen-Weimar-Eisenach ungemein hoch. Das wäre zu akzeptieren, wenn er dabei nicht mit Konjekturen argumentieren und wesentliche Fakten willkürlich ausblenden würde. Ein Beispiel dafür ist seine Analyse der »Herrschaftsmechanismen im Absolutismus« anhand des Geschehens um die von Carl August verweigerte Bestätigung des ehemaligen Weimarer Kammerpräsidenten Johann August Alexander von Kalb zum Ordinardeputierten der jenaischen Ritterschaft (S. 53 ff.). Nach Wilson eröffnet der Fall einen einzigartigen Einblick in die »Strategien des Machterhalts in einem kleinen Territorialstaat«, dessen Herrscher seinen »Ruf als aufgeklärter Fürst« nicht beschädigen lassen durfte. Carl August soll die Adelsopposition paralysiert haben, indem er die nichtadligen Ständevertreter durch die Vergabe von Titeln und Privilegien auf seine Seite zog. Wie absurd die Unterstellung ist, der Jenaer Theologe Johann Jacob Griesbach etwa sei als Deputierter der jenaischen Landschaft für das ihm gewährte Recht, die Hasen und Kaninchen in seinem Garten zu bejagen, zu politischen Konzessionen zu bewegen gewesen, nimmt Wilson nicht einmal wahr. Es ist keineswegs unerheblich, daß sämtliche Jenaer Stände in einer gemeinsamen Protestnote vom 14. Juni 1793 den Befehl des Herzogs, Kalb nicht zur Ausübung seines Mandats zuzulassen und für unbestimmte Zeit auf die Wahl eines ritterschaftlichen Ordinardeputierten zu verzichten, als Verstoß gegen die Landesverfassung feierlich und in aller Form gerügt haben. Was Voigt dem Herzog darüber berichtete, übergeht Wilson mit einer lapidaren Bemerkung (S. 623). Indem sich die Stände mit Kalb solidarisierten und von Carl August eine triftige Begründung forderten, vereitelten sie den Versuch des Geheimen Consiliums, »die Sache auf diese Art aufzuschieben und [...] Kalb privatim zu beruhigen« (vgl. S. 626 f.). Um einen Prozeß vor dem kaiserlichen Reichshofrat zu verhindern, mußte Carl August nun einlenken. In einem Reskript an die Jenaer Stände vom 31. März 1794 legte er offen, daß er Kalb 1782 wegen seiner Amtsführung als Kammerpräsident aus dem Dienst habe entlassen müssen und ihn nun nicht in einem Amt bestätigen könne, das großen Einfluß auf die Landesfinanzen habe. Außerdem mußte er sein Wahlverbot als verfassungswidrigen Eingriff in die Autonomie der Stände zurücknehmen. Auf dieses wichtige Dokument sucht man indes bei Wilson vergebens einen Hinweis. Es ist ihm lediglich eine knappe, den Leser auf das Archiv verweisende Fußnote wert, daß die Weimarer Führung den Stände protest ernst nahm und Erörterungen über die zu befürchtenden Konsequenzen anstellte (vgl. S. 54). Die offizielle, wenn auch nicht näher erläuterte Einräumung des Herzogs, Kalbs Entlassung von 1782 habe ehrenrührige Ursachen gehabt, veranlaßte die Jenaer Stände zur Wahl eines anderen Deputierten. Kalbs Klage beim Reichshofrat lief nun ins Leere. Aber das war nur ein Pyrrhussieg. Insofern als Carl August im Fall Kalb eine absolutistische

»Strategie« gegenüber den Ständen verfolgte, ist er gescheitert. Der Vorgang reduzierte sich auf ein für beide peinliches Nachspiel ihres alten persönlichen Konflikts.

Das Beispiel zeigt, wie kurzschlüssig es ist, das vielschichtige Geschehen jener Jahre so stringent und durchgängig als Reflex der französischen Revolutionereignisse interpretieren zu wollen, wie Wilson es tut. So interessant die von ihm vorgelegten Quellen auch sind, sie reichen allein nicht aus, um diese Position zu stützen. Man wird auch nach der Lektüre von Wilsons Buch zweifeln dürfen, ob das enge Zeitfenster der Jahre 1792/93 tatsächlich eine »Krise« in »Goethes Weimar« abbildet, wie es der Titel des Bandes suggeriert. Die hysterischen Berichte der Geheimen Räte über die Ausbreitung des Revolutionsgeistes und ihre Deutung der Jenaer Studentenunruhen und anderer Ereignisse als jakobinisch inspiriertes Geschehen spiegeln mehr ihre eigene Unsicherheit während der langen Abwesenheit des Herzogs als die wirkliche Lage im Land wider. Wilson muß schließlich angesichts von Vorgängen wie etwa der Bürgerpetition um die Rückkehr Carl Augusts in sein Land (S. 48 ff.) und der Spendensammlung zur Unterstützung des Reichskriegs selbst konstatieren, daß die »Begeisterung der Untertanen für revolutionäre Ideale« bei weitem nicht die Bevölkerungsmehrheit erfaßte und dort, wo sie sich zeigte, relativ rasch wieder erkalte. Es bedarf noch weiterer, solider Forschungen, um die Frage zu klären, inwieweit die unruhige innere Lage des Herzogtums 1792/93 eine Folge der wirtschaftlichen Schwierigkeiten und des Krieges oder des unmittelbaren Einflusses der Französischen Revolution war, und in welchem Maße dabei traditionale Sozialprotest- und Widerstandsformen wirklich von »revolutionären Ideen« überformt und geleitet worden sind.

Gerhard Müller

Michaela Haberkorn: *Naturhistoriker und Zeitenseher. Geologie und Poesie um 1800. Der Kreis um Abraham Gottlob Werner.* Frankfurt a.M. u.a. 2004, 335 S.

Peter Handkes »inständig« um die »Erfassung der Erdgestalt« bemühter Sorger¹ ist nur eine der jüngsten aus einer überschaubaren² Reihe literarischer Figuren, denen die Vertiefung in geologische Gestaltbildungen und erdgeschichtliche Zeiträume zum Bedürfnis der Abstandnahme gegenüber einer als schnelllebig-bedrängend oder ephemere empfundenen Gegenwartsgeschichte wird. Verfolgt man ihre Kette zurück, so führt sie über das Stifterische Lob der »Geschichte der Erde« als der »ahnungsreichsten« und »reizendsten, die es gibt«,³ auf jene »Entdeckung der Tiefenzeit«⁴ in der Geologie um 1800, der die vorliegende Studie gewidmet ist. Als Diskursgeschichte konzipiert, die die Austauschverhältnisse zwi-

1 Peter Handke: *Langsame Heimkehr*. Frankfurt a.M. 1979, S. 15 f.

2 Einiges zum Thema bietet Johannes Steinacker: *Menschliche Urgeschichte als Thema der modernen Literatur*. Frankfurt a.M. 1994; ferner Katharina Grätz: *Alte und neue Knochen in Wilhelm Raabes »Stopfkuchen«*. Zum Problem historischer Relativität und seiner narrativen Bewältigung. In: Jb. der deutschen Schillergesellschaft 42 (1998), S. 242-264; Ritchie Robertson: *Faith and fossils: Annette von Droste-Hülshoff's poem »Die Mergelgrube«*. In: *Das schwierige neunzehnte Jahrhundert*. Hrsg. von Jürgen Barkhoff u.a. Tübingen 2000, S. 345-354 (zu diesem Gedicht auch der Aufsatz von Thomas Pittrof in: Literaturwissenschaftliches Jb. der Görres-Gesellschaft 42 [2001], S. 145-173) sowie Georg Braungart (Anm. 4).

3 Adalbert Stifter: *Der Nachsommer*. München 1984, S. 291.

4 Vgl. dazu den im Literaturverzeichnis der vorliegenden Arbeit – einer Regensburger Dissertation von 2003 – zitierten Aufsatz von Georg Braungart: *Apokalypse in der Urzeit. Die Entdeckung der Tiefenzeit in der Geologie um 1800 und ihre literarischen Nachbeben*. In Ulrich G. Leinsle; Jochen Mecke (Hrsg.): *Zeit – Zeitenwechsel – Endzeit. Zeit im Wandel der Zeiten, Kulturen, Techniken und Disziplinen*. Regensburg 2000, S. 107-120.

schen literarischen und wissenschaftlichen Kulturen untersuchen möchte, behandelt sie nach einem Vorspann über zentrale Stationen der Geologiegeschichte im 18. und 19. Jahrhundert (Georges Louis Leclerc Buffon, James Hutton, Abraham Gottlob Werner, Georges Cuvier, Charles Lyell), in deren Verlauf sich diese von ihren biblischen und theologischen Ausgangsimpulsen abstößt, »Interferenzen zwischen Geologie und Poesie im Kreis um Abraham Gottlob Werner« (S. 96-299), wobei sowohl der Sache wie der additiven Darbietungsweise geschuldet ist, daß die spezifische Gruppenstruktur eines Kreises nicht hervortreten kann: In Kurzporträts und Werkreferaten vorgestellt werden Schüler Werners, die bei ihm studiert (Alexander von Humboldt, Novalis, Henrik Steffens, Gotthilf Heinrich Schubert) oder auf andere Weise von ihm gelernt und Anregungen empfangen haben (Goethe). Daß den an der Erdoberfläche hervortretenden Gebilden Zeittiefen abgelesen werden müssen, die die menschliche Einbildungskraft überschreiten, führt nicht nur auf den Begriff einer »Geschichte, in welcher die der Menschen nur ein Einschleßel ist«,⁵ und des weiteren zur Vorstellung einer Verräumlichung dieser Geschichte durch »Quellen«, die die Erde »selber wie in einem Schriftengewölbe aufbewahrt«.⁶ Sie konfrontiert auch mit dem aus dem 18. Jahrhundert ererbten Problem der Darstellbarkeit des Erhabenen, das jedoch seiner theologisch-philosophischen Vorgaben entkleidet und auf dem Weg ins 19. Jahrhundert zunehmend zu einem Darstellungsproblem naturkundlicher Prosa wird. Daneben nutzen vor allem die Romantiker den Weg in das Innere der Erde, um im »Grab der Natur« die »Tiefen unseres eigenen Geistes« (Steffens; hier S. 245-252) wiederzufinden und mit unterschiedlichen Akzentsetzungen, bei Novalis auch in Form schnellschüssiger Kombinatorik, eine tiefere Einheit von Psychischem und Physischem, Geist und Natur, Vorwelt und Gegenwart, Wissenschaft und Poesie zu postulieren, der Goethes anschauungsgesättigtes und auf eine gesetzliche Ganzheit des Empirischen zielendes Erkenntnis- und Beschreibungsverfahren deutlich zurückhaltend gegenübersteht: »Steine sind stumme Lehrer, sie machen den Betrachter stumm, und das Beste was man von ihnen lernt ist nichts mitzuteilen« (*Aus Makariens Archiv*; zit. ebd., S. 137). – Es liegt in der Natur der Sache, daß in der vorliegenden Studie weniger die konkreten wissenschaftsgeschichtlichen Befunde im Zentrum stehen als das, was Geologie in den philosophischen, wissenschaftlichen und ästhetikgeschichtlichen Kontexten ihrer Zeit jeweils zu denken gibt; das führt aber doch dazu, daß manches schon längst Bekannte referiert wird, was überdies nur am Rande mit der Geschichte der Geologie zu tun hat und allgemein zum naturkundlichen Denken etwa Goethes gehört; andererseits kann aber auf den immerhin sechzig Seiten des Kapitels zu ihm (S. 99-159) kein Begriff gegeben werden von der stupenden Fülle seiner Forschungen und Mitteilungen zur Geologie. Vor allem aber wird gerade im Hinblick darauf, daß im »Alterswerk Goethes [...] literarisches Schaffen und naturwissenschaftliches Denken nicht mehr zu trennen« sind (S. 128), zu wenig einläßlich demonstriert, welche werkinternen Strukturen, Vertextungsverfahren und Problemkonstellationen denn nun tatsächlich aus dieser neuen Diskursformation hervorgehen. Daß beispielsweise die Struktur der *Wanderjahre* »der Geologie entlehnt sei« (S. 150), bleibt eine Behauptung, deren Begründung nur mit wenigen Sätzen angetreten wird. Der mit Goethe intensiver Befasste wird sich deshalb weiterhin einerseits an die Spezialliteratur, andererseits an das Buch von Wolf von Engelhardt *Goethe im Gespräch mit der Erde. Landschaft, Gesteine, Mineralien und Erdgeschichte in seinem Leben und Werk* halten müssen, das Michaela Haberkorn noch nicht vorlag.⁷ Ein Literaturverzeichnis und ein Register, dessen erläuternde Zusätze wohl ebenfalls nicht für den Spezialisten gedacht sind – »Schiller, Friedrich von (1759-1805): Dichter« –, schließen die im übrigen materialreiche Studie ab.

Thomas Pittrof

5 Stifter (Anm. 3), S. 291.

6 Ebd.

7 Weimar 2003, 376 S.; dazu die Rezension von Manfred Wenzel in: GJb 2004, S. 361 f.

Igor J. Polianski: *Die Kunst, die Natur vorzustellen. Die Ästhetisierung der Pflanzenkunde um 1800 und Goethes Gründung des botanischen Gartens zu Jena im Spannungsfeld kunsttheoretischer und botanischer Diskussionen der Zeit*. Jena, Köln 2004, 384 S., 77 Abb.

Der Untertitel gibt dem Leser drei Eckpunkte: die Zeit um 1800, Ästhetik und Botanik. Damit ist der Inhalt aber noch längst nicht umrissen. Es geht um den Übergang von der Aufklärung zur Romantik mit ihrer besonderen Form einer romantischen Naturforschung, um den allmählichen Abschied von der Physikotheologie, um den Wandel in der Anschauung einer *Scala naturae*, um die Abkehr von den strengen Formen des französischen Gartenstils und die Hinwendung zum englischen Landschaftsgarten, in der Botanik schließlich um die Emanzipation von der Medizin und um den Widerstreit zwischen dem »künstlichen« Sexualsystem Carl von Linnés und den Versuchen eines »natürlichen« Systems von John Ray und Albrecht von Haller bis zu Antoine Laurent de Jussieu und August Johann Georg Carl Batsch sowie um die Stellung Goethes zu all dem. Zwischen diesen Ideen werden Verbindungen hergestellt, wobei die zwischen der Geschichte des Gartenstils und der Entwicklung der botanischen Systematik vielleicht die ungewöhnlichste und unbekannteste ist. Die Ästhetisierung der Botanik ist in dieser Zeit sicher ein besonderes Phänomen; sie wird durch die aufsteigende experimentelle Pflanzenphysiologie zurückgedrängt, aber noch bis heute sind Reste erhalten (man sehe sich einmal Titelblätter führender botanischer Zeitschriften an). Im übrigen war die Zeit um 1800 auch die Blütezeit großformatiger und künstlerisch hochstehender Pflanzenillustrationen; dieser Bereich wird jedoch nur am Rande behandelt.

Der Verfasser nimmt eine sehr kritische Stellung zu Linné ein, was aber nicht neu ist. Zu Recht ist Linné mehrfach als jemand apostrophiert worden, der eher eine Epoche abschließt, als eine neue begründet. Unbelegte Aussagen wie die, er sei »in seiner Jugend sogar in Mordverdacht geraten« (S. 128), können aber seinen (sicher problematischen) Charakter nicht erhellen und sind einfach ärgerlich. Es stiftet auch eher Verwirrung, wenn das Sexualsystem von Linné entgegen dem allgemeinen Sprachgebrauch als ein »Natürliches System rationalistischer Prägung« (S. 127) bezeichnet wird. Es war selbstverständlich nicht durchgängig künstlich, aber der Unterschied zu dem, was Linné selbst als *systema naturale* bezeichnet, ist nicht zu leugnen.

Man wird den Bemühungen Linnés um das natürliche System auch nicht gerecht, wenn man die Vorlesungsmitschrift von Karl Ludwig von Gieseke inhaltlich unberücksichtigt läßt, die zeigt, wie klar Linné sah, daß das Wesentliche des natürlichen Systems in der Bildung polythetischer Gruppen besteht, die nicht durch Einzelmerkmale, sondern durch Gruppen von Merkmalen bestimmt werden. Der Linné-Schüler Carl Ludwig Willdenow wird als »Eklektiker par excellence« (S. 55) bezeichnet; das entspricht sicher nicht den Leistungen des Lehrers Alexander von Humboldts.

Konkreter Hintergrund und Kern des Ganzen ist die Einrichtung eines neuen botanischen Gartens auf dem Gelände des Fürstengartens in Jena, wesentlich betrieben von Goethe und ausgeführt durch seinen »Mitstreiter« Batsch. Gegenspieler war der Professor an der Medizinischen Fakultät und Vorsteher des »Hortus medicus«, der – obwohl selbst nicht als Botaniker hervorgetreten – eifersüchtig über den Anspruch seiner Fakultät auf die Botanik wachte. Bei der wichtigen Frage, wie der von Batsch entworfene Garten in seiner Urform ausgesehen haben mag und wie weit er dessen tendenziell natürliches System widerspiegelt, gibt es eine schwerwiegende Lücke: Die Originalpläne sind verlorengegangen, und es existieren auch keine Abbildungen aus der ersten Zeit. Der Verfasser ist hier auf etwas unsichere Rekonstruktionen angewiesen. Die weitere Entwicklung des Gartens unter Franz Josef Schelver und Friedrich Siegmund Voigt, beide ausgesprochene Vertreter der romantischen Naturphilosophie, wird nur kurz behandelt.

In einer Besprechung auf einzelne Gedanken einzugehen ist kaum möglich. Die Darstellung gibt viele neue Einsichten, wobei die Person von Batsch und sein Verhältnis zu Goethe eine wichtige Rolle spielen. Batsch gehört nicht zu den Größen der Botanik, nur mit wenigen Werken hat er über Jena und Deutschland hinausgewirkt. Das wird auch daran deutlich, daß die Göttinger Bibliothek mehrere seiner Deutsch geschriebenen Werke nicht erworben hat; sie erschienen offenbar als zu populär. Von Bedeutung ist seine Darstellung des Systems in der »Tabula affinitatum regni vegetabilis« (1802) mit ihren vielfältigen netzartigen Verbindungen zwischen den Gruppen. Unklar bleibt, wieviel das System früheren Entwürfen verdankt, z. B. dem unveröffentlichten von Christian Wilhelm Büttner. Dessen Manuskript, das noch existiert, wird erwähnt; man erfährt aber nichts über den Inhalt. Batsch war zunächst den Gedanken der Physikotheologie verhaftet, zu der Goethe eine ambivalente Stellung einnahm. In der wichtigen Rolle des ästhetischen Empfindens bei der Naturbetrachtung und der Anlage des Gartens trafen sich beide.

Der Verfasser hat eine unglaublich umfangreiche zeitgenössische und moderne Literatur bewältigt, und zwar aus den Gebieten der Philosophie, Botanik, Wissenschaftsgeschichte und Geschichte der Gartentheorie. Besonders aus der neueren Literatur vermißt man aber so manche Publikation, so zur Frage der graphischen Darstellung Arbeiten von Giulio Barsanti (1992), den beiden Jenensern(!) Georg Uschmann (1967/68) und Hermann Manitz (1999) sowie speziell für die *Scala naturae* von Lia Formigari (1968) und Gerhard Wagenitz (1997).

Die zeitlich und vor allem in der Sichtweise weit ausgreifende Darstellung ist – vielleicht notwendigerweise – nicht ohne Wiederholungen und zuweilen schwierig zu lesen. Das wird verstärkt durch die Vorliebe für seltene Fremdwörter, bei denen man hin und wieder nicht sicher ist, ob dies Neuschöpfungen des Verfassers sind, wie Systemität, Konzipierung, Empirisierung, Artifizialisierung oder Interventionalismuspolitik. Ob neu oder nicht, schöne Wortbildungen sind es nicht; das gilt besonders für die »Orientiere«, die an die »Schreibe« erinnert. Hier hätte ein Lektor eingreifen sollen. Man vermißt ein Register der Personennamen, auch eine kurze Zeittafel wäre hilfreich gewesen.

Die kritischen Bemerkungen sollen aber nicht verdecken, daß ein sehr inhaltsreiches, vor allem gedankenreiches Werk vorliegt, das Anregungen zum weiteren Durchdenken und Durchforschen auf verschiedenen Gebieten gibt. Es ist in jeder Hinsicht (auch im wörtlichen Sinne) ein gewichtiger Band, der mit vielfach farbigen Abbildungen vor allem von Pflanzendarstellungen und Gartenplänen reich ausgestattet ist.

Gerhard Wagenitz

Uwe Heckmann: *Die Sammlung Boisserée. Konzeption und Rezeptionsgeschichte einer romantischen Kunstsammlung zwischen 1804 und 1827*. München 2003, 405 S.

Sulpiz Boisserée (1783-1854) war ein Kölner Kaufmannssohn, dem sich in den Jahren der Säkularisation ein neuer Investitionsmarkt auftat. Sozusagen aus der Konkursmasse des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation erwarb er seit 1804 zahlreiche Werke der altdeutschen und altniederländischen Tafelmalerei, die er zusammen mit seinem jüngeren Bruder Melchior Boisserée (1786-1851) und dem befreundeten Juristen Johann Baptist Bertram (1776-1841) zu einer Spezialsammlung von zuletzt über zweihundert Gemälden ausbaute. Anfangs stammten die Tafeln aus den niedergerissenen Kirchen Kölns, deren liturgisch funktionslos gewordene Ausstattung mitunter als Brennholz verschleudert wurde. In der Rückschau erinnert sich Boisserée, wie er beim Spazierengehen auf die golden leuchten-

den Heiligenscheine eines alten Altargemäldes aufmerksam geworden sei, das man gerade über den Neumarkt gekarrt habe. Von dem konservatorischen Eifer getrieben, »zu retten was noch zu retten war«, habe es Boisserée dem Besitzer abgekauft, einem arglosen Schuster, der froh gewesen sei, das sperrige Gemälde loszuwerden. Mit dieser Okkasion begann ein Forschungsunternehmen, das unter der Bezeichnung Sammlung Boisserée zu einem Label der romantischen Bewegung in Deutschland wurde.

Im napoleonischen Europa war aus ähnlich lokalpatriotischen Antrieben eine ganze Reihe solcher Regionalsammlungen hervorgegangen. Für Italien sei nur auf die jüngst wieder zugänglich gemachte Privatsammlung des Galgano Saracini hingewiesen, der damals Zeugnisse der Sieneser Malerei zusammentrug. In Frankreich selbst wurde das klerikale Kunstgut im ehemaligen Konvent der Petits-Augustins als eine »chose publique« geborgen und von Alexandre Lenoir zu einem öffentlichen *Musée des monuments français* gestaltet. Dieses Museum hat Boisserée aufgesucht, als er sich 1803 in Paris aufhielt. Er besichtigte die gotischen Denkmäler zusammen mit Friedrich Schlegel, der zum entscheidenden Ideengeber für Boisserées Auseinandersetzung mit einem »vaterländisch« verstandenen Mittelalter wurde. Unter diesem identitätsstiftenden Vorzeichen wurde die Sammlung als Spiegel einer »nationalcharakteristischen« Entwicklung konzipiert. Darin sind die Gemälde der Brüder Boisserée den Textsammlungen der Brüder Grimm vergleichbar oder den alten Volksliedern, die Achim von Arnim und Clemens Brentano in *Des Knaben Wunderhorn* versammelt haben.

Boisserée hat seine auf ausgedehnten Reisen in die Niederlande systematisch ausgeweitete Sammlung wissenschaftlich bearbeitet. Seine kunstgeschichtlichen Forschungen wurden getragen von dem ausgeprägten Bedürfnis, der klassizistischen Norm des Antikenideals die christlich motivierte Besinnung auf ein nationales Erbe entgegenzusetzen. Deshalb hat er seine private Initiative stets als ein Werk von öffentlichem Interesse begriffen. Es wurde ihm spätestens zuteil, als er 1810 nach Heidelberg zog, wo die galerieartig ausgestellte Bildersammlung zu einem Schauplatz der romantischen Ideenwelt wurde. Boisserée ist es 1814 gelungen, auch Goethe für die altdeutschen Gemälde zu begeistern, wiewohl sich dessen oft mißverständene Wertschätzung nicht mit den Intentionen des Ausstellers deckte. Entgegen der Vorstellung, mit der christlichen Malerei des Mittelalters ließe sich zu einer wirksamen Synthese von Kunst und Religion zurückfinden, interessierte sich Goethe allein für die historische Bedeutung der Gemälde. Die musealisierte Betrachtung eines aus der sakralen Bestimmung herausgelösten Flügelaltars bedeutete aber auch für Boisserée einen Zielkonflikt. Er versuchte ihn zu lösen, indem er den Ausstellungsraum zu einem Kultort frommer Wallfahrt überhöhte und bald für eine staatliche Institutionalisierung seiner Sammlung warb.

Mit dem Wiener Kongreß war der politische Boden für diese Transaktion bereitet. Während Metternich sein Interesse für das Kaiserhaus signalisierte und die Stadt Frankfurt mit dem Kapital des Bankiers Johann Friedrich Städel bot, entsandte Preußen 1816 seinen Kunstagenten Karl Friedrich Schinkel nach Heidelberg. Jedoch gelangte die Sammlung über eine durch den Hofrat und Bildhauer Johann Heinrich Dannecker vermittelte Kaufoption zunächst ins Königreich Württemberg. In einer Art *private partnership* präsentierten die Brüder Boisserée seit 1819 ihre Gemälde in Stuttgart. Damit war der Typus der Wanderausstellung antizipiert. Sie wurde von einem offensiven Marketing begleitet und fand großen Zulauf. Das seit 1821 herausgegebene Lithographiewerk von Johann Nepomuk Strixner sorgte für eine druckgraphische Verbreitung der Exponate. In dieser Situation trat auch das Königreich Bayern in die Verkaufsverhandlungen. Das Sammlungsprofil entsprach in ganz besonderer Weise den kunstpolitischen Ambitionen eines Monarchen, der sich für seinen mäzenatischen Auftritt unter den deutschen Künstlern in Rom einen »teutschen Rock« hatte schneiden lassen. Jetzt führte Ludwig I., König von Bayern, das Argument ins Feld, es sei doch wünschenswert, wenn die Sammlung Boisserée in katholischer Obhut bliebe. Im Jahr 1827 hat er sie dann schließlich erworben.

Gerade in München ließ sich mit der Neuerwerbung ein ohnehin beachtlicher Fundus an altdeutscher Malerei anreichern, hatte es doch schon in der 1784 eröffneten Hofgalerie einen *Altdeutschen Saal* gegeben. Für das Gründungskonzept Boisserées erwies sich solcher Vorrat allerdings als kontraproduktiv. Zwar war die Sammlung noch einmal komplett in Schleißheim zu sehen, doch mündete sie 1835 in einen übergeordneten Zusammenhang, als die Königliche Pinakothek in München eröffnet wurde. In das nach den Schulen der Länder geordnete System wurden natürlich auch herausragende Werke aus der Sammlung Boisserée eingefügt, darunter der bis heute ausgestellte Columba-Altar Rogier van der Weydens. Für den »grossen kunsthistorischen Cyklus«, wie Ludwig Schorn das Gesamtkonzept der Pinakothek nannte, war der partikuläre Anspruch einer Spezialsammlung aber irrelevant. Die Sammlung Boisserée, von der Teile bald nach Nürnberg, bald nach Bamberg kamen, ist mit wenigen Hauptwerken im Integral einer universalen Malereigeschichte aufgegangen. Die Enttäuschung über das zerstreute Lebenswerk dürfte der Verkaufserlös von 240.000 Gulden freilich aufgewogen haben. Das entsprach ungefähr der Summe, die wenig später für den Bau der Münchner Feldherrnhalle aufgewendet wurde. Heute könnte man den Betrag in schätzungsweise 6,75 Millionen Euro umrechnen. Mit solchen Rücklagen war es leicht möglich, den Posten eines *General-Conservators* der bayerischen Denkmalpflege nach nur einem Jahr zu quittieren. Sulpiz Boisserée zog es vor, sich nur noch seinen Privatforschungen, insbesondere der Geschichte des Kölner Doms, zu widmen – eine zweifellos beneidenswerte Existenz.

Uwe Heckmann hat die Geschichte der Sammlung Boisserée in einer umfänglichen Studie noch einmal nachgezeichnet. Auf Grundlage der von Hans-Joachim Weitz edierten Tagebücher wird in einem ersten Teil der Bildungshorizont Boisserées abgesteckt, vor dem das Sammlungskonzept als eine »präsentative Kunstgeschichte im Dienste der Nation« (S. 111) und als ein »Er-Lebensraum im Dienste der Religion« (S. 118) aufscheint. Am meisten stört die wiederholte Rede vom »Er-Lebensraum«, denn solcherlei interpunktierende Nachhilfe ist überflüssig; sie erzeugt eine tatsächlich neudeutsche Formulierung, wie sie mit dem Nachdruck gestikulierter Anführungszeichen auf Kirchentagen gepflegt werden mag. Die Zeitgenossen sprachen dann auch eigentlich von einer »Erweckung«, die der Präsentationsmodus der Sammlung ermöglicht habe. Davon erfährt man im zweiten Teil, der akribisch die literarische und künstlerische Rezeptionsgeschichte verfolgt. Sie blieb mit wenigen Ausnahmen offenbar auf Deutschland beschränkt, doch spiegelt sich in den umfangreich herangezogenen Dokumenten ein Richtungsstreit, in dem schnell die exemplarische Bedeutung der Sammlung als Prüfstein der Epoche erkennbar wird. Die Zeugnisse sind unter Überschriften wie *Die Sammlung als ambientaler Kontext*, *Betrachtertypen zwischen Empathie und Distanz* und *Kunstgeschichte als »Erinnerungsraum«* nach gemeinsamen Fragestellungen sortiert. So kann der Autor aus unterschiedlichen Blickwinkeln etwa die »Rhetorik der Bildbeschreibungsverfahren« (S. 203) am Beispiel der Veronika-Tafel referieren, wobei die Nostalgie oder Hartnäckigkeit verwundert, mit der ein zentraler Text wie der Aufsatz Goethes noch immer in der Hamburger Ausgabe von 1960 gelesen wird. In der Hermeneutik Heckmanns, die einen gezielten Zugriff auf die Wortführer der Debatten verwehrt, kommt manchmal aber auch die Orientierung abhanden, für die man sich zumindest ein Register wünschte. Über der mitunter mühsamen Lektüre verfällt der Leser dann auf den abschweifenden Gedanken, warum man die Sammlung Boisserée nicht einmal für eine große Romantikausstellung zu rekonstruieren versucht. Das wäre eine gewiß lohnende Alternative zu der umgreifenden Praxis, in der heutige Privatsammler auf Kosten einer eigenen Sammlungspolitik staatlich alimentiert werden.

Thomas Weidner

Wolfgang Wittkowski: *Goethe. Homo homini lupus. Homo homini deus. Über deutsche Dichtungen* 2. Frankfurt a.M. 2004, 532 S.

Der in Amerika lebende Germanist Wolfgang Wittkowski, bekannt als streitbarer Geist in der Goethe-Forschung, legt mit seinem neuen Buch eine Reihe von Einzelstudien zu unterschiedlichen Aspekten von Goethes Werk in gesammelter Form vor. Getragen wird die Unternehmung vom Selbstbewußtsein desjenigen, der sich von der Forschung in nicht angemessener Weise rezipiert und anerkannt sieht. Wittkowski knüpft an die Wiederveröffentlichung seiner eigenen älteren Arbeiten (die Entstehung der Aufsätze, die für den neuerlichen Druck überarbeitet wurden, liegt teilweise fast vierzig Jahre zurück) den nicht eben bescheidenen Anspruch, diese seien erst noch zu entdecken und hielten für die gegenwärtige Forschung ›Neues‹ bereit.

Gemeinsam ist den vorgelegten Untersuchungen die Betonung des ethischen Aspekts von Goethes Werk. Mit detailgenauen, textnahen Einzelbetrachtungen zu *Iphigenie auf Tauris*, *Egmont*, *Tasso*, *Hermann und Dorothea* und vor allem zum *Faust* sucht Wittkowski das Spannungsfeld menschlicher Handlungs- und Existenzmöglichkeiten zu skizzieren, in das Goethe seine Figuren stellte: »Goethe [...] ersetzt jene utopische, sterile, tödliche Universalharmonie durch die elektrisierende Spannung und Dynamik zwischen den Polen Gut und Böse« (S. 520). Wittkowskis Interesse gilt aber nicht allein dem ethischen Gehalt der Dichtung, sondern auch der ethischen Integrität des Dichters. Damit sieht er sich in Frontstellung zur aktuellen Goethe-Forschung, der er vorwirft, sie betreibe – dem Diktat des Zeitgeists folgend – die Verunglimpfung des Dichters.

Als symptomatisch hierfür betrachtet Wittkowski die breite Kritik am Verhalten Goethes im Fall der Johanna Catharina Höhn, die 1783 in Jena wegen Kindsmords zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. In seiner Eigenschaft als Geheimer Rat wurde Goethe ebenso wie die beiden anderen Consiliumsmitglieder zur Stellungnahme aufgefordert. Dabei stand nicht der Einzelfall zur Debatte, sondern die Frage nach einer grundsätzlichen Verwandlung der Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus. Das Consilium sprach sich einstimmig für die Beibehaltung der Todesstrafe aus. Wittkowski setzt sich vehement dagegen zur Wehr, Goethe daraus einen Vorwurf zu machen. Er wirft der Forschung (in Teilen nicht ganz zu Unrecht) die gewaltsame Verdrehung des tatsächlichen Sachverhalts vor. Verschwiegen werde, daß das Consilium sich nur deshalb gegen die grundsätzliche Abschaffung der Todesstrafe wandte, weil es die Alternative, nämlich lebenslange Haft und Folterung, für schlimmer erachtete. Verschwiegen werde auch, daß Goethe zunächst einen Aufsatz einreichte, bevor er zögernd sein Votum abgab. Dieser (nicht erhaltene Aufsatz) dürfte, so vermutet Wittkowski, ein »Zeichen« (S. 47) gewesen sein – er gelangt zu dem Schluß: »Goethe handelte im vollkommensten Einklang mit seinen Lebenszeugnissen, seiner Gretchendichtung, der *Iphigenie* und der Ode *Das Göttliche*« (S. 46). Wittkowski geht es bei seinen Darlegungen um Prinzipielles, und darin liegt das Problem: Alle Hinweise auf Inkongruenzen zwischen Werk und persönlichem Handeln Goethes erscheinen ihm als Diffamierungen; mit solchen Widersprüchen kann er sich nicht abfinden, sie würden sein Goethe-Bild aus den Angeln heben.

Wittkowskis Untersuchungen sind getragen von einer echten, ungebrochenen Goethe-Verehrung. Das ist heute ungewohnt. Und so verfällt man beinahe auch als Rezensent in moralische Kategorien und wäre geneigt, das Buch ein angestaubtes, aber rechtschaffenes Unterfangen zu nennen, wäre da nicht der befremdliche nationalistische Geist, von dem es getragen wird: Wittkowski stellt die »Verunglimpfung« der deutschen Klassiker in einen Zusammenhang mit der deutschen Nachkriegsgeschichte, die er geprägt sieht durch die »masochistische Blickverengung auf die 12 Jahre Hitlerzeit« (S. 10). Den kritischen Umgang mit dem Dichter erklärt er zum Symptom der deutschen Neurose: Jeder, der an den

Klassikern kratzt, füge dem deutschen Nationalbewußtsein einen weiteren Stoß zu – und nicht wenige Germanisten beteiligten sich daran tatkräftig und mit »schlechtverhehlter Genugtuung« (S. 45).

Indem Wittkowski »Orgien mißtrauischen Hinterfragens und haßerfüllten Entlarvens« (S. 53) beklagt und die »Hexenjagd« (S. 51) auf den großen Dichter anprangert, entwirft er ein polemisches Zerrbild der aktuellen Goethe-Forschung. Seine großangelegte Verteidigungsschlacht läuft ins Leere, weil sie kaum etwas mit der tatsächlichen wissenschaftlichen Auseinandersetzung gemein hat. Daß die Diskussion um Goethes Werk in größten Teilen nüchtern und durchaus sach- bzw. textbezogen geführt wird, scheint Wittkowski fremd zu sein. Und so dürfte auch sein Vorschlag, die »Hexenjagd« auf Goethe durch die genaue Lektüre und eingehende Auseinandersetzung mit seinen Texten zu ersetzen, nicht zur Revolution in der Forschung führen, denn auch dies wird bereits praktiziert. Wittkowskis Buch wirkt nicht nur unmodisch und »unzeitgeistgemäß«, wie vom Autor beabsichtigt, sondern verspätet: Es erscheint als letzter Ausläufer des Bebens, das ausgelöst wurde durch die Generation der 68er. Auf diesen historischen Einschnitt (der freilich auch ein Einschnitt war in der Auseinandersetzung mit den deutschen Klassikern) weist es zurück, nicht aber voraus auf eine zukünftige Goethe-Philologie.

Katharina Grätz

Detlev Kopp, Hans-Martin Kruckis (Hrsg.): *Goethe im Vormärz*. Bielefeld 2004, 446 S.

Der Vormärz umfaßt die erste Phase der postumen Wirkungsgeschichte Goethes. Darüber gibt es zahlreiche Einzel- und einige Gesamtdarstellungen. Die Hauptlinien faßt Karl Robert Mandelkow in dem entsprechenden Kapitel seines Werkes *Goethe in Deutschland* (Bd. 1, 1980) unter dem Stichwort »Im Spannungsfeld von Negation und Apotheose« zusammen (erst im Kaiserreich beginnt die Inthronisation des »Olympiers« auf breiter Front).

Das *Forum Vormärz Forschung*, das im vergangenen Jahrzehnt sehr viel für die Erforschung dieses Zeitraums getan hat, stellt sein 9. Jahrbuch 2003 unter das Schwerpunktthema *Goethe im Vormärz*. Es enthält auf knapp 300 Seiten neun Beiträge, entwirft jedoch kein neues Gesamtbild dieser Phase, denn keiner der Beiträge ist übergreifender Natur, und auch das Vorwort stellt keine Verbindungen untereinander her. Da die Mehrzahl der Beiträger anerkannte Vormärz-Spezialisten sind, ergeben sich allerdings eine Reihe von kenntnisreichen und differenzierten Einblicken in Einzelaspekte und einige neue Diskussionsansätze.

Olaf Briese analysiert die sehr differierenden »Nachrichten von Goethes Sterbestunde« (S. 19-48) als Kampf um die Deutungshoheit und zeigt die frühe Funktionalisierung des Verstorbenen für unterschiedliche kulturelle Konzepte – mit dem wachsenden Erfolg der kulturkonservativen Hagiographen. Ingeborg Rippmann, die beste Kennerin Ludwig Börnes, des wortmächtigsten Goethe-Gegners der Zeit, stellt ihren Beitrag *Goethe im Gegenlicht* (S. 49-70) unter das Börne-Wort »Ihn tadeln heißt ihn achten«. Sie zeigt Börne als ausgezeichneten Goethe-Kenner, bei dem neben den zahlreichen bekannten Ausfällen (»Zeitablehnungsgenie«) eine Reihe differenzierender, scharfsichtiger Urteile steht: »ein gottbegnadeter Geist, eine königliche Kraft, gebannt in unangemessene Verhältnisse« (S. 70). Damit rückt Börnes Haltung näher als üblich an Heines Ambiguität, die bisher öfter als die jedes anderen Vormärzautors behandelt wurde. Robert Steegers fügt dem eine weitere Facette hinzu, wenn er »Heines ›Romanzero‹ als ›Feuerwerk zur Goethefeyer‹« (eine Verszeile aus *Im Oktober* 49, den deutschen Quietismus angesichts der gescheiterten

Revolution verspottend) liest, insbesondere die intertextuellen Bezüge zum *West-östlichen Divan* überzeugend untersucht (S. 71-108). Gustav Franks Beitrag *Die »Wanderjahre« an den Grenzen einer Ästhetik des Nacheinander* (S. 109-140) behandelt die Struktur des letzten Romans, die den Zeitgenossen so fremd blieb, öffnet den Beitrag allerdings erst in den Schlußteilen hin auf die allgemeinere Romandiskussion und den von Karl Gutzkow kreierten Romantypus.

Zu den originellsten Beiträgen zählt Robert Heinrich Hiecke (1805-1861) und die *Aufnahme Goethes in den Literaturkanon der Schule* (S. 141-170). Kurt Abels skizziert die pädagogischen Ansichten, die dieser Schulmann unter anderem in seinem Werk *Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien* (1842) entwickelt, in dem er als einer der ersten die Aufnahme der Klassiker in den Deutschunterricht fordert und begründet. Hiecke, der auch Theodor Echtermeyers berühmte Gedicht-Anthologie von der 4. bis 11. Auflage herausgegeben hat, liest Goethes Werke unter dem Stichwort aus dessen Autobiographie als »weltliches Evangelium« und zeigt differenziert, auf welche Werke für welche Schulstufe sich seine Empfehlung stützt. Während diese Überlegungen im Vormärz ein überwiegend positives Echo finden, werden Goethes Texte durch die preußischen Regulative von 1854, wie die klassische Literatur überhaupt, weitgehend aus den Lehrplänen ausgeschlossen, und zwar mit den Hauptargumenten, daß ihnen »christliche Sitte«, »Patriotismus« und »sinnige Betrachtung der Natur« fehle.

Neue Materialien erschließt auch Frank Mehring mit seinen kritischen *Anmerkungen zur Goethe-Kontroverse aus deutsch-amerikanischer Perspektive 1815-1850* (S. 171-202). Er zeigt, wie Goethe in interamerikanischen Diskussionen funktionalisiert wird: Die Beschäftigung mit deutscher Literatur dient zugleich zur Absetzung von der kulturellen Dominanz der früheren englischen Kolonialherren; für amerikanische Studenten wird die deutsche Universität mit ihren »klassischen« Bildungsidealen und damit auch Goethes Gedankenwelt zu einem Vorbild; die politischen Emigranten vor und nach 1848 tragen dann die innerdeutschen Kontroversen um den politischen bzw. unpolitischen Goethe auch nach Amerika.

Die beiden letzten Beiträge befassen sich mit Musikthemen: Bettina Schlüter behandelt »Beethoven als Gegenbild Goethes« (S. 245-266), die beiden »Monumente« deutscher Kultur und die Verehrungsmechanismen. Beethoven war zwar weniger Anfeindungen ausgesetzt, wohl aber, vor allem mit seinem Spätwerk, ähnlichen Mißverständnissen; bereits beim Goethe-Jubiläum 1849 wurde die 9. Symphonie zur Goethe-Verehrung herangezogen, auch *Fidelio* diente in Weimar der höheren Ehre der Klassiker. Mehr referierend, aber informativ ist der Beitrag *Goethe und die Musik des Vormärz* von Frieder Reininghaus (S. 267-295), durchaus auch kritisch gegenüber Goethes Einstellungen und Beurteilungskompetenz (»olympische Ignoranz«).

Aus dem Rahmen fällt ein Beitrag, der sich polemisch mit der Textanordnung in Georg Büchners *Lenz* in der neuen kritischen Ausgabe auseinandersetzt (Werner Weiland, S. 203-244). Der Verfasser äußert auf über 40 Seiten seinen Unmut mehr wortreich als argumentativ und dreht damit kräftig an der von ihm beklagten »Spirale von Tücke und Stichelei« der Büchner-Editoren mit. Die im Untertitel angekündigten »Werther-Parallelen« erweisen sich als an sehr wenigen Haaren herbeigezogen. Noch der einzige konkrete Hinweis, der gleich zweimal entfaltet wird (S. 204, 223), bleibt mehr als vage: »Daß der Pfarrer [Oberlin] den unbequemen kranken Asylbewerber nicht mehr anhört, sondern abschiebt, entspricht dem bitteren Schlußsatz des Werther: ›Kein Geistlicher hat ihn begleitet.‹ Doch um Werther hatten andere getrauert, Büchners Lenz wird ungerührt verbannt« (S. 222 f.).

Von diesem Ausrutscher abgesehen, bereichern die Beiträge die Diskussion vor allem durch ihre Differenziertheit. Die meisten verzichten darauf, effektvolle Anti-Goethe-Zitate zusammenzustellen, und zeigen, daß es den hier behandelten goethekritisch eingestellten Schriftstellern (im Gegensatz etwa zu Wolfgang Menzel oder Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen) durchaus auf eine geistige Auseinandersetzung ankam, die vom Respekt ge-

genüber wesentlichen Teilen des Goetheschen Werkes getragen war. Andererseits wird klar: Man wollte Goethe nicht ohne weiteres den konservativen Hagiographen überlassen, die ihn durch die Betonung des Unpolitischen in eine Gegenstellung zu den Vormärzliberalen zu schieben versuchten. Deren Gegenstrategie – die Vereinnahmung Goethes für den »Socialismus« durch Karl Rosenkranz, Karl Grün, Ferdinand Gregorovius u. a. (insbesondere wegen der *Wanderjahre*) – wäre zu ergänzen. Eine neue Gesamtdarstellung des Themas *Goethe im Vormärz* wird in erster Linie als die Geschichte derartiger Vereinnahmungen und strategischer Urteile der verschiedenen kulturellen und politischen Fraktionen zu schreiben sein. Ein solches Werk wird aus mehreren der hier versammelten Beiträge wichtige Gedanken und Argumente entnehmen können.

Hartmut Steinecke

Franz Josef Wiegmann: *Johann Wolfgang von Goethe. Leben, Werk und Wirkungsgeschichte im Spiegelbild der Presse seit 1832*. Mit einem Vorwort von Katharina Mommsen. Bonn 2004, 409 S. (u. 7 S. Personenregister, unpaginiert). – Dem Titel ist ein Satz des Grafen Thoranc aus *Dichtung und Wahrheit* vorangestellt: »An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken, der ist für andere, nicht für mich ...«.

Seit über zwei Jahrzehnten gehört Karl Robert Mandelkows Sammlung von Dokumenten zur Wirkungsgeschichte Goethes (*Goethe im Urteil seiner Kritiker*, 4 Bde., München 1975–1984), die durch seine Darstellung *Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers* (2 Bde., München 1980–1989) ergänzt wurde, zu den Standardwerken der Goethe-Philologie; denn die Binsenweisheit ist auch keinem Literaturwissenschaftler fremd: daß Urteile über vergangene Erscheinungen (hier: über Goethe und sein Werk) um so überzeugender erscheinen (können), je gründlicher sich der Urteilende ausweist als Kenner vergangener Urteile über dieselben Erscheinungen. Mandelkow hat in seinen Bänden mehr als 300 Texte über Goethe – von Johann Gottfried Herder (1773) bis Erich Trunz (1982) – präsentiert, und zwar im wesentlichen solche, die das Goethebild der (tatsächlich oder vermeintlich) Gebildeten im Verlauf einer zweihundertjährigen Geschichte geprägt haben oder prägen sollten. (Das gilt natürlich auch von Zeugnissen aus finsternen Zeiten wie denen Hans Severus Zieglers und Baldur von Schirachs.) Alle Texte sind von Mandelkow sorgfältig kommentiert, so knapp wie möglich und so ausführlich wie nötig. Die Prinzipien des Sammelwerks (wie auch der monographischen Darstellung) schlossen die Berücksichtigung von nur für den Tag geschriebenen, also von – im Wortsinne – Journalartikeln aus. Was im Goethejahr 1849 deutsche Zeitungen über den Dichter veröffentlichten, fand mit einer Ausnahme (*Deutschland und die Goethefeier* von einem Anonymus in der Leipziger *Illustrierten Zeitung* vom 25. August 1849) keinen Einlaß in Mandelkows Werk.

Franz Josef Wiegmann, pensionierter Bundeswehroffizier und Sammler von Zeitungen aus fünf Jahrhunderten, hat in seinem hier anzuzeigenden Buch, das in fortlaufender Darstellung zu ungefähr 70 Prozent aus Zitaten besteht, u. a. etwa zwanzig in deutschen Zeitungen erschienene Goethe-Artikel des Jahres 1849 zitiert, paraphrasiert oder wenigstens erwähnt. Der Leser erfährt nun, daß im Jahr der endgültig gescheiterten Revolution manche Journalisten (unter ihnen Friedrich Engels) in der ihnen zur Verfügung stehenden Presse mit Goethe gegen die politischen Verhältnisse in Deutschland fochten, daß die Literatur der Gegenwart kritisch gemessen wurde an der vergangenen »Zeit der großen Werke« (S. 42), daß es an warnenden Stimmen vor einer Überschätzung des Olympiers nicht fehlte und daß es auch hier und da überschäumenden volksfestlichen Jubel gab. Und 100 Jahre später? Zunächst Ernst Robert Curtius' Polemik gegen die goethekritische Rede des Goe-

thepreisträgers von 1947, Karl Jaspers (diese Rede und Curtius' späte Stellungnahme vollständig in Band 4 der Sammlung Mandelkows), dann Richard Alewyns, des Remigranten, skeptische Bestandsaufnahme *Goethe als Alibi?* (abgedruckt auch bei Mandelkow), schließlich noch ein wenig Thomas Mann (auch bei Mandelkow) und etwas Goethe-Verehrung in Ostdeutschland (ohne Johannes R. Becher).

Das erste Kapitel des Buches (*Goethe und der Vormärz*, S. 15-65) zeigt, was es zu allen Zeiten gab: Goethe-Elogen und Goethe-Kritik, Großzügiges und Kleinliches, Richtiges und Falsches. Die ›Affäre‹ um das geplante Frankfurter Goethe-Denkmal, gegen das sich 1837 Karl Gutzkow vehement engagierte, wird ebenso dokumentiert (bis hin zur Aufstellung des von Ludwig Schwanthaler geschaffenen Standbilds im Jahr 1844) wie die Reaktion auf die Veröffentlichung der Gespräche Eckermanns mit Goethe, die heftige Diskussion um Xaver Marmiers Würdigung Goethes (zuerst in *La Revue des deux mondes*, dann in der *Allgemeinen Zeitung* 1840), das lebhaft erörterte Problem, ob Goethe oder Schiller der Vorzug gebühre, u. a. Friedrich Engels wußte:

So ist Göthe bald kolossal, bald kleinlich; bald trotziges, spottendes, weltverachtendes Genie, bald rücksichtsvoller, genügsamer, enger Philister. Auch Göthe war nicht im Stande, die deutsche Misere zu besiegen; im Gegenteil, sie besiegt ihn, und dieser Sieg der Misere über den größten Deutschen ist der beste Beweis dafür, daß sie »von Innen heraus« gar nicht zu überwinden ist. (*Deutsche-Brüsseler-Zeitung*, 28. November 1847; vgl. Wiegmann, S. 64)

Wie es mit ›Goethe in der deutschen Presse‹ dann weiterging nach 1849, in den Zeiten vor der Reichsgründung, dann im wilhelminischen Deutschland, in der Weimarer Republik und in der Nazi-Zeit, ernsthaft und kindisch, im Gestus der Wissenschaftlichkeit und oberflächlich plappernd, verliebt in biographische Details und dabei so oft moralisierend (diese Liebschaften!), reißerisch und flapsig, nicht zuletzt: auftrumpfend in politischer (ideologischer) Anmaßung – das liest sich alles mühelos mit gespannter Anteilnahme, kaum seltener mit Bedenken und Verdruß als mit Freude und Zustimmung. Am Ende spaziert Wiegmann dann noch durch die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und läßt abschließend Stimmen des neuen Jahrtausends zu Wort kommen, zum Beispiel den Regisseur Michael Thalheimer, der weiß, daß *Faust II* »von Liebe, Schönheit und Tat« handelt. »In einer immer sinnentleerteren Welt wird die Frage nach den großen Weltbildern zwingend« (*Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 28. März 2004; vgl. Wiegmann, S. 388).

Betrüblich ist, daß Wiegmann bei der Übertragung der gedruckten Texte in sein Opus – das »nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Monographie« erhebt (S. 11) – ziemlich viele Fehler unterlaufen sind (auch die hier zitierten Engels- und Thalheimer-Sätze sind nicht korrekt wiedergegeben). Und es ist zu wünschen, daß auch das Literaturverzeichnis (in dem mancherlei, u. a. Mandelkows Monographie, nicht genannt wird) und das Personenregister (das über das übliche Maß hinaus lücken- und fehlerhaft ist) für die nächste Auflage verbessert werden.

»Das Buch soll nicht nur eine literarisch interessierte Leserschaft erreichen, die sich besonders Goethe verbunden fühlt, sondern auch die Leser, die sich für Fragen und Probleme der deutschen Zeitungs- und Pressegeschichte, sowie die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts interessieren« (S. 13 f.). Mögen sich die Erwartungen und Wünsche des Verfassers erfüllen. Vielleicht erfreut er das Publikum bald einmal mit einem Werk *Schiller im Spiegelbild der Presse seit 1805?* An Lesern wird es nicht fehlen.

Norbert Oellers

Hans-Gerd von Seggern: *Nietzsche und die Weimarer Klassik*. Tübingen 2005, 167 S.

Die Einleitung der Arbeit verspricht Interessantes. Hans-Gerd von Seggern will die Klischees korrigieren, die mit Nietzsches Bild von den Weimarer Klassikern verbunden sind (S. 15). So erscheine Goethe überwiegend positiv, während sich mit Schiller vor allem die Vorstellung des »Moral-Trompeters« verbinde. Zentrale Themen Nietzsches sollen anhand der »werkimmanenten Genese bestimmter Metaphern und ihrer beharrlichen Modifikation und Weiterentwicklung« (S. 16) verfolgt werden. Zu den gelungenen Kapiteln gehört zweifellos das erste, in dem der Verfasser etwa die Übereinstimmungen und Differenzen zwischen Schillers Vorstellung des Chors (in der Vorrede zur *Braut von Messina*) und den entsprechenden Überlegungen in *Die Geburt der Tragödie* behandelt. Zuzustimmen ist dem Verfasser auch dort, wo er in dem Kapitel *Klassik als Kritik und Utopie* sowohl bei Schiller als auch bei Goethe Diagnosen der Moderne findet, die Nietzsche ähnlich formuliert. Allerdings läßt sich Nietzsches Unterscheidung zwischen Apollinischem und Dionysischem wohl kaum umstandslos auf die zwischen Verstand und Natur bei Schiller abbilden (vgl. S. 38 f.). Außerdem wird man zugeben müssen, daß die Parallelen zwischen Nietzsches Überlegungen und Friedrich Schlegels *Studium*-Aufsatz zweifellos größer sind als die zur Klassik. So ist es denn auch kein Wunder, daß Schlegel ebensoviel Platz eingeräumt wird wie den beiden »Klassikern« und zudem mit vollem Recht auf Friedrich Hölderlins *Hyperion* verwiesen wird (vgl. S. 31 ff. u. S. 36 f.), wohl Indizien dafür, daß Nietzsche hier nicht einfach den Weimarern folgt, sondern eine damals zeittypische Diagnose übernimmt. Wirklich überraschend ist das Resümee, in dem Thesen zusammengefaßt werden, die zu einem guten Teil allenfalls genannt, aber nicht diskutiert wurden (vgl. etwa die Hinweise auf Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Arthur Schopenhauer; S. 47).

Das nächste Kapitel (*Katharsis*) beschäftigt sich zunächst ausführlich mit der Geschichte der Katharsis-Interpretation. Nietzsche und Schiller – so die These – seien »keine bloßen Antipoden, so verschieden ihre Standpunkte auch sein mögen« (S. 57). Zwar mag die These interessant sein, daß Nietzsche »die dynamischen Aspekte seiner [Schillers] Theorie einer »energischen Schönheit« fortzuschreiben« (S. 58) versucht, doch hätte es den Leser gefreut, wenn sie auch in irgendeiner Weise hergeleitet worden wäre (allenfalls die auf Italienisch zitierte Arbeit von Giuliano Baioni gibt Fingerzeige in diese Richtung).

Nach einem kurzen Überblick über die vieldiskutierte Prometheus-Rezeption (samt der Frage nach Goethes Spinozismus) und die Prometheus-Variante in Percy Bysshe Shelleys *Frankenstein* diskutiert der Verfasser im Kapitel *Prometheus: Goethe, Shelley, Nietzsche und der neue Mensch* die Frage, ob Nietzsches Zarathustra als »moderner Prometheus« (S. 74) verstanden werden könne. Dieser Abschnitt gehört sicher – was Nietzsche betrifft – zu den ertragreichsten des Buches, aber eine von der Themenstellung doch zu erwartende Verbindung zur Weimarer Klassik wird allenfalls in Ansätzen hergestellt.

Ähnliches gilt für das Kapitel *Phänomenologie des freien Geistes*, der sich mit Nietzsches *Menschliches-Allzumenschliches* und dem Begriff des »freien Geistes« beschäftigt. Was der Verfasser da mitteilt, ist wohl nicht unbedingt neu, aber doch interessant, nur sollte denn doch der Weimarer Klassik mehr als nur eine halbe Seite gewidmet sein.

Im Kapitel *Nietzsches Zwiegespräch mit Goethe* kann der Verfasser zeigen, wie sich Nietzsche bei seinen Ausführungen über die »Revolution der Poesie« Schillerscher Wendungen bedient und welche zentrale Rolle Goethe für Nietzsches Vorstellungen vom »Dichter als Wegweiser für die Zukunft« spielt. Wenn Goethe in *Der Wanderer und sein Schatten* allerdings dafür gelobt wird, daß er die Kantischen Entgegensetzungen von Vernunft und Sinnlichkeit ablehnt (S. 102), dann ist es wahrscheinlich naheliegender, gerade im Zusammenhang der Themenstellung etwa auf Schillers *Anmut und Würde* zu rekurrieren statt auf Spinoza (ebd.).

Im Kapitel *Metaphern der Melancholie* geht der Verfasser zwar von der Figur des Euphorion aus dem *Faust II* aus, sieht sich aber dann nach anderen Bildern des Höhenflugs um. Statt Nietzsches Ausführungen zu *Faust* in den *Unzeitgemäßen Betrachtungen* hier ausführlicher zu thematisieren, sieht sich der Leser plötzlich auf Nietzsches *Albatros*-Gedicht verwiesen, das nun aber offenkundig auf Charles Baudelaire verweist. So aufschlußreich das Folgende auch bisweilen sein mag, so rätselhaft ist doch, was das alles mit dem Thema *Nietzsche und die Weimarer Klassik* zu tun haben soll.

Auch im Kapitel *Die Spur von Spinozas Affektenlehre* sind die Beziehungen zum Thema nicht immer zu sehen. Nach einer recht ausführlichen Darstellung von Nietzsches Spinoza-Begeisterung folgt ein Abschnitt über Goethes *Wahlverwandtschaften* und die *Novelle*. Wenn es da heißt, in diesen Texten ließen sich »bis in die Einzelheiten der Metaphorik hinein [...] Parallelen zu Nietzsche ausmachen« (S. 137), dann sollte man sie allerdings auch aufzeigen. Warum schließlich die Lektüre von Goethes *Wahlverwandtschaften* für eine Spinoza-Kennntnis Nietzsches vor 1881 sprechen soll und warum dies unter anderem mit dem Hinweis auf *Jenseits von Gut und Böse* von 1886 begründet wird, gehört zu den weiteren Rätseln dieses Buches (vgl. S. 141).

Den bisweilen aufschlußreichen Einzelbeobachtungen und den schönen Überschriften stehen eine wirre Gliederung und eine schwer durchschaubare Argumentation gegenüber. Wohl nicht zufällig hat der Verfasser denn auch zu seinen acht Kapiteln noch einmal sieben Thesen in einem Resümee formuliert und offenbar versucht, jedenfalls am Ende etwas Klarheit in sein Buch zu bringen.

Fred Lönker

Ernst Cassirer: *Nachgelassene Manuskripte und Texte. Bd. 11: Goethe-Vorlesungen (1940-1941)*. Hrsg. von John Michael Krois. Hamburg 2003, 480 S.

Obwohl Goethes Haltung gegenüber dem deutschen Judentum zwiespältig war, gilt er bis ins 20. Jahrhundert hinein vor allem für die assimilierten deutschen Juden als Bürge für das »wahre Deutschland« der Bildung, der Humanität und Toleranz.¹ Auch Ernst Cassirers 1940 und 1941 im schwedischen Exil gehaltene Goethe-Vorlesungen, die nun erstmals in der Nachlaß-Ausgabe von John Michael Krois publiziert und kommentiert worden sind, belegen diese Kontinuität der Goethe-Verehrung auf eindrucksvolle Weise. Es handelt sich um zwei Vorlesungsmanuskripte, die bis 1991 als verschollen galten: Cassirers auf zwei Semester hin angelegte Vorlesung *Der junge Goethe*, gehalten in Göteborg 1940 bis 1941, und die Vortragsreihe *Goethes geistige Leistung*, gehalten vor der Vetenskaps-Societeten in Lund im März 1941. Ergänzt wird dieser Abdruck der letzten größeren Arbeiten, die Cassirer in deutscher Sprache verfaßt hat, durch seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten überhaupt: zwei »studentische Referate« zum »Deutschen Ritterdrama des 18. Jahrhunderts« und zu »Gellerts Lustspieltechnik«, die er als Student der Germanistik 1893 in Heidelberg verfaßt hat.

Der Nachlaß-Band dokumentiert durch diese Zusammenstellung Cassirers nachhaltiges Interesse an der deutschen Literatur, ein Interesse, das unbeeinträchtigt von dem um 1895 in Berlin erfolgenden Wechsel von der Philologie zur Philosophie bis zu seinem Tod fortbe-

1 Vgl. Wilfried Barner: *Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer*. Göttingen 1987/1993.

steht. Dabei kommt der Auseinandersetzung mit Goethe – mit dem der junge Cassirer nicht nur eine ausgeprägte physiognomische Ähnlichkeit gehabt, sondern zu dem er auch eine Art geistige Wahlverwandtschaft verspürt haben soll² – eine ganz besondere Funktion zu. Cassirer ist als Kultur- und Wissenschaftsphilosoph nicht nur darum bemüht, Goethes naturwissenschaftliche Schriften als kulturphilosophische Beiträge auf- und auszuwerten und ihn als eigenständigen philosophischen Denker zu profilieren – etwa in *Goethe und die mathematische Physik* (1921), *Goethe und die Kantische Philosophie* (1944) –, sondern er sieht Goethe seit dem Ersten Weltkrieg (Ernst Cassirer: *Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte*, 1916) und dann erneut anlässlich des Goethe-Jahrs 1932 als Repräsentant des positiven Erbes der deutschen Aufklärung (Ernst Cassirer: *Goethes Idee der Bildung und Erziehung* und *Goethe und die geschichtliche Welt*, 1932).

Diese politisch-humanistische Intention zeichnet auch die vorliegenden Goethe-Vorlesungen aus, um die Cassirer von der schwedischen Universität Göteborg gebeten wurde, nachdem der deutsche Lektor »nationalsozialistischer Tendenzen wegen entlassen« (S. 386) worden war. Anders als in den früheren Schriften zu Goethe spricht Cassirer hier weder als Philosoph noch als Philologe, sondern als enthusiastischer »Goethe-Liebhaber« (S. 8), wobei der wiederum von Goethe geborgte Begriff des Liebhabers seinen unsystematischen und undogmatischen Zugang zum Gegenstand bezeichnen soll. Mit einer biographische und geistesgeschichtliche Aspekte verknüpfenden Methode (S. 14), die die positivistisch-biographische Goethe-Philologie ebenso hinter sich lassen will wie die auf Details versessene philologische Spezialforschung – »ein Turm zu Babel [...]!« (S. 9) –, stellt Cassirer in lockerer Reihung Goethes Werke aus der Zeit zwischen 1770 und 1775 vor. Schwerpunkte bilden neben der Lyrik und den *Leiden des jungen Werther* die Dramen *Die Mitschuldigen*, der *Götz von Berlichingen* und der *Urfaust*. Dabei bemüht sich Cassirer in den geistes- wie in den literaturgeschichtlichen Passagen um eine Einbettung des Goetheschen Œuvres in einen internationalen, weltliterarischen Kontext, der insbesondere komparatistische Aspekte (Henrik Ibsen, S. 114 f.; Georg Brandes, S. 249) und den wechselseitigen skandinavisch-deutschen Kulturtransfer, etwa den Einfluß Emanuel Svedenborgs auf Goethe (S. 80), berücksichtigt.

Wie aber hat man sich, abgesehen von diesen naheliegenden Konzessionen an das schwedische Publikum, die Vermittlung der Goetheschen Gedankenwelt zu einer Zeit vorzustellen, in der die, wie Thomas Mann an Cassirer im September 1939 schreibt, »schändliche Mißgeburt« Hitler³ den deutschen Humanismus ad absurdum führt?

Cassirer richtet den Fokus seiner Darstellung auf Goethes Freiheitsbewußtsein (S. 170), sein Votum für Menschenrechte (S. 89), Weltbürgertum (S. 195) und Individualismus (S. 216), wobei er sich direkter politischer Kommentare und aktualisierender Bezugnahmen enthält. Seine unmittelbare Betroffenheit schlägt sich nur an einer einzigen Stelle am Ende der Göteborg-Vorlesung explizit nieder, wenn Cassirer den Hinweis auf Goethes Beschäftigung mit der altpersischen Religion im Rahmen des *West-östlichen Divans* zum Anlaß nimmt, die dualistische Weltsicht Zoroasters auf das aktuelle Geschehen zu projizieren: »Niemals haben wir so deutlich gefühlt, daß unsere gesamte Kultur noch mitten in jener Zeit steht, die der alte persische Glaube die ›Kampfzeit‹ nannte. Und das Dunkel um uns wird bisweilen so undurchdringlich und lastet so schwer auf uns, daß wir oft am Sieg des Lichts verzweifeln möchten« (S. 230). Die Auseinandersetzung mit Goethe übernimmt für Cassirer nicht nur wie für zahlreiche andere Intellektuelle in den 1930er und 1940er Jahren Trost- und Kompensationsfunktion, sie dient Cassirer auch zur Begründung seines vehe-

2 So die Mitteilung bei Toni Cassirer: *Mein Leben mit Ernst Cassirer*. Hildesheim 1981, S. 86.

3 *Wirbel der Ereignisse. Unbekannte Briefe Thomas Manns an Ernst Cassirer über Goethe und den Krieg*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.11.1996, Beilage ›Bilder und Zeiten‹, S. B2.

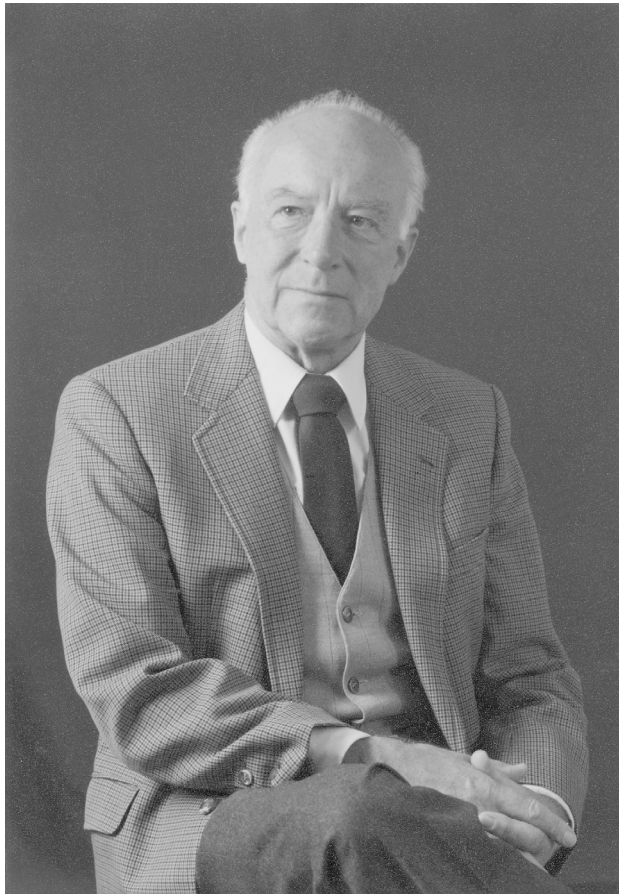
menten Optimismus, der sich zu keinem Zeitpunkt in die so zeittypischen zivilisationskritischen und kulturpessimistischen Töne flüchtet. Cassirer schöpft aus »Goethes geistigem Lebenswerk [...] immer wieder aufs neue die Zuversicht [...], daß das, was Goethe uns gegeben hat, nicht verloren sein kann. Das Licht, das von ihm ausstrahlt, kann und wird nicht verlöschen« (S. 230 f.).

Im Zeichen dieses nicht ohne Pathos präsentierten optimistischen Lebensmutes steht auch die vielleicht beeindruckendste Passage der Goethe-Vorlesungen, in der augenfällig wird, daß sie Teil seiner humanistischen Selbstverständigung sind. Im Zusammenhang der Interpretation des *Werther* als »Dichtung des *Weltschmerzes*« (S. 145) grenzt Cassirer Goethe entschieden von anderen europäischen Weltschmerz dichtern, Byron, Baudelaire und Leopardi, ab. In Goethes Dichtung manifestiere sich kein »*Lebensüberdruß*«, sondern ein Leiden »an der *Fülle* des Lebens« (S. 146), dem Goethe weder mit einem naiven »Optimismus« noch mit einem profanen »*Genuss* des Lebens«, sondern mit »*Schaffensfreude*« (S. 147) und dem Glauben an Vernunft und Wissenschaft begegnet sei: »Bei Goethe herrscht stets, auch noch im tiefsten und schwersten Leid, das Gefühl der Weltbejahung und der Lebensbejahung« (S. 150). Diese Aussagen, die Cassirer ebenso gut über sich selbst hätte treffen können, machen deutlich, daß der vorliegende Nachlaß-Band, nicht zuletzt durch seine reichhaltige Kommentierung, zwar auch ein fachhistorisches Interesse am Goethebild der 1940er Jahre bedienen kann, vor allem aber für die Cassirerforschung von zentraler Bedeutung ist.

Andrea Albrecht

AUS DEM LEBEN DER GOETHE-GESELLSCHAFT

In memoriam



Prof. Dr. Günther Debon
13. Mai 1921 – 1. Dezember 2005

Vita mutatur, non tollitur.

Günther Debon, geboren am 13. Mai 1921 in München, langjähriges Mitglied der Goethe-Gesellschaft, verstarb am 1. Dezember 2005 in Neckargemünd, betrauert von seiner Familie und seinen Schülerinnen und Schülern, denen der akademische Lehrer, seine freundliche

Menschlichkeit, seine pädagogische Überzeugungskraft und nicht zuletzt sein Humor unvergessen bleiben werden.

Nach der Schulzeit in Hannover, nach Kriegsdienst und Gefangenschaft in England, in der er schon im Lager Chinesisch lernte, studierte Günther Debon seit 1948 Sinologie, Japanologie und Sanskrit in München. Auf die Promotion im Jahre 1953 folgten Jahre der Lehrtätigkeit an der Universität Köln, an der er sich 1959 habilitierte. Seit 1968, dem Jahr seiner Berufung auf den Lehrstuhl für Sinologie der Universität Heidelberg, von dem er dann 1986 emeritiert wurde, lebte er in Neckargemünd.

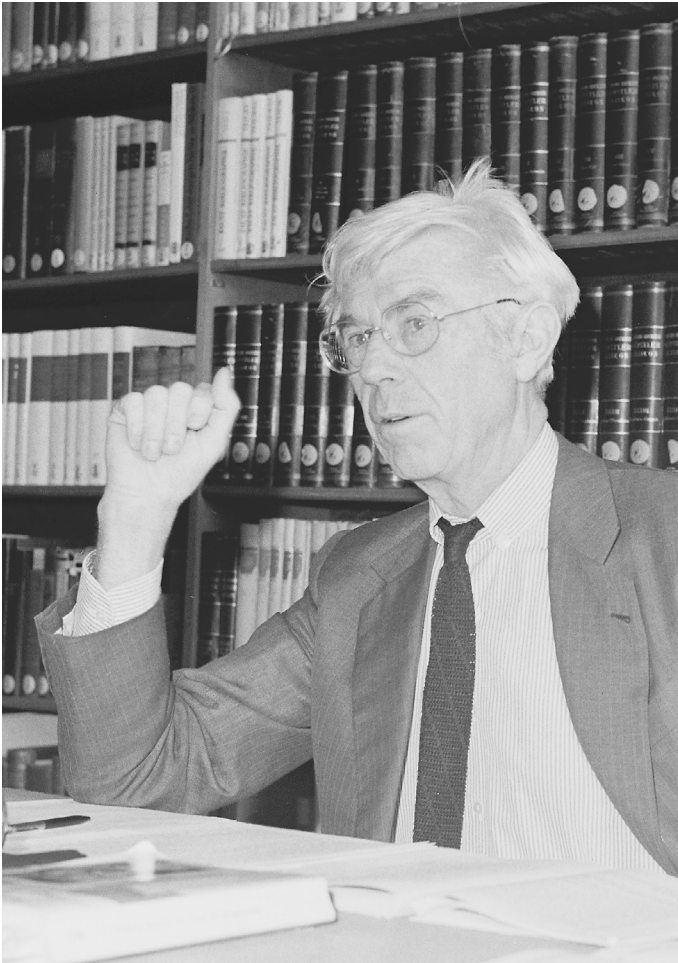
Bereits als Student wandte sich Günther Debon der chinesischen Literatur, vor allem aber der klassischen Dichtung Chinas zu, der neben der chinesischen Geistesgeschichte das besondere Interesse des Gelehrten galt. In vielen mustergültigen und überzeugenden Übersetzungen, mit denen er die von Erwin von Zach, Richard Wilhelm und Vincenz Hundhausen eröffnete Reihe der Übertragungen chinesischer Lyrik bis in unsere Gegenwart fortschrieb, hat er immer wieder den Versuch unternommen, die chinesische Dichtung den deutschen Lesern zu erschließen.¹

Vor allem nach seiner Emeritierung galt Günther Debons besondere Aufmerksamkeit Goethe. Aus der Fülle seiner Publikationen zur Goethe-Forschung seien hier nur die Beiträge zum Goethe-Jahrbuch sowie ein (an entlegenem Ort erschienener, den Goethe-Freund aber sicherlich interessierender) Beitrag über die lateinische Übersetzung von Goethes *Hermann und Dorothea* durch Benjamin Gottlob Fischer aus dem Jahre 1822 hervorgehoben.²

Mein alter Lehrer, der Bewunderer von Buddha, Goethe und Schopenhauer, ist tot – ich kann es immer noch nicht recht fassen, daß er, den ich mehr als vierzig Jahre gekannt und geschätzt habe, der mich den Blick nach Osten gelehrt hat, nicht mehr unter uns ist. Mit Matthias Claudius kann ich deshalb nur schreiben: »Ach, sie haben einen guten Mann begraben; und mir war er mehr«!

Lutz Bieg

- 1 Vgl. dazu die Festschrift für Günther Debon: *Ganz allmählich. Aufsätze zur ostasiatischen Literatur, insbesondere zur chinesischen Lyrik*. Heidelberg 1986, S. 27-32, und Lutz Bieg: *Chinesische Lyrik, östliche und westliche Literaturwissenschaft und Sekundensätze aus Neckargemünd. Günther Debon zum 80. Geburtstag am 13. Mai 2001* sowie Veröffentlichungen von Günther Debon. In: Hefte für ostasiatische Literatur 30 (2001), S. 9-21.
- 2 Siehe dazu folgende Beiträge von Günther Debon im Goethe-Jahrbuch: *Die Frauen im »Buch der Liebe«*, GJb 1984, S. 234-243; *»Nur nicht mit Creuzer und Schorn!« Zur Datierung einer »Invective«*, GJb 1997, S. 335-340; *Goethes Berührungen mit China*, GJb 2000, S. 46-55; Rez. zu Wuneng Yang: *Goethe in China (1889-1999)*. Gede zai Zhongguo [in chinesischer Schrift]. Frankfurt a.M. 2000, 185 S., GJb 2001, S. 412-414; *Das »Augenglas der Liebe«*. Zum »Westöstlichen Divan«, VIII, 41, GJb 2004, S. 304-307, sowie *Arminius et Theodora [Hermann und Dorothea]*, in: *Mentis amore ligati. Lateinische Freundschaftsdichtung und Dichterfreundschaft in Mittelalter und Neuzeit. Festgabe für Reinhard Düchting zum 65. Geburtstag*, Heidelberg 2001, S. 71-79.



Prof. Dr. Arthur Henkel

13. März 1915 – 4. Oktober 2005

Im Jahre 1915 geboren, gehörte Arthur Henkel der Generation an, deren frühe Lebensstationen im Schatten der großen deutschen Katastrophen standen. Erst die Fünfzigerjahre eröffneten die Bahn, auf der sich nach den geschichtlichen Brüchen, Bedrohungen und Zwangslagen ein freies Dasein verwirklichen konnte. Obwohl noch manchen Einschränkungen der Nachkriegsjahre unterworfen, gewann Arthur Henkels wissenschaftliche und berufliche Existenz in dieser Zeit ihre klare Perspektive. Eine wahrhaft europäische Bildung zeichnete ihn aus, er lebte in der Literatur und pflegte eine weltoffene Belesenheit. Als Wissenschaftler verstand er es, an die wache Einzelbeobachtung sogleich die prägnante Reflexion anzuschließen. Er wußte anzudeuten und anzuregen. Eine eigene Kunst des Fragens bildete er aus. Gelehrt, doch ohne gelehrte Pedanterie, mit einer oftmals essayisti-

schen Eleganz, in der er an seinen Lehrer Max Kommerell erinnerte, souverän pointierend, ein Meister des treffsicheren Aperçus, vermochte er aus dem Buchstaben den Geist lebendig zu vergegenwärtigen. Schlank wie seine Erscheinung war, federnd rasch wie der Aufschlag im Tennisspiel, das er liebte, sind Form und Duktus seiner Schriften.

1941 promovierte Arthur Henkel in Graz mit der Arbeit *Die spekulative Musikan-schauung des Novalis*. Nachdem er 1943 bis 1944 durch die Deutsche Akademie München auf ein Lektorat für deutsche Sprache nach Paris verpflichtet worden war, folgten Jahre in Marburg, wo er sich 1952 mit einer Studie über Goethes *Wanderjahre* habilitierte: Er wählte das zentrale Thema der Entsagung als Titel seines Buches, das erstmals 1954, in einer zweiten Auflage 1964 erschien. Für lange Zeit blieb es, neben dem Kommentar von Erich Trunz in der Hamburger Ausgabe, ein Markstein auf dem Weg zur Erschließung dieses komplexen Alterswerks. Mit seiner zahlreichen Familie hatte Arthur Henkel schwierige Jahre zu durchkämpfen, bis ihn 1958 der Ruf auf den Heidelberger Lehrstuhl erreichte. Als er im Jahr 1980 emeritiert wurde, konnte er auf ein intensives und weithin anerkanntes Wirken als Hochschullehrer zurückblicken. Die Lehre und die lebendige gemeinsame Arbeit mit den Studenten galten ihm selbst immer als das Wichtigste. Daß er seine *Goethe-Erfahrungen (Kleine Schriften 1, 1982)* mit der Widmung versah: »Seinen klugen Studenten der Universitäten Marburg, Göttingen und Heidelberg – ihr dankbarer Lehrer«, bringt dies zum Ausdruck.

Mitglied der Goethe-Gesellschaft war Arthur Henkel seit 1958. 1959 lehnte er einen Ruf auf die »Goetheprofessur« in Frankfurt und die Berufung zum Direktor des Freien Deutschen Hochstifts ab, für das er sich noch später sehr einsetzte. Er blieb Heidelberg treu. Als Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften wirkte er seit 1965 einflußreich und mit inspirierender Energie. Von 1962 bis 1984 war er Mitherausgeber der Zeitschrift *Euphorion*. Wie sehr er Goethe zu seinem Leitstern machte, zeigen seine gehaltreiche, die Forschung vorantreibende Antrittsvorlesung über *Wandriers Sturmlied* und seine Aufsätze zu *Iphigenie*, zu den *Lehrjahren*, zum *Faust II*, um nur einige zu nennen. Auch wenn die Hamann-Philologie, insbesondere die siebenbändige Brief-Edition, sowie die Emblematik sich zu eigenen bedeutenden Forschungsfeldern Arthur Henkels entwickelten, trat neben Goethe noch Kleist. Ob er seine *Erwägungen zur Szene II, 5 in Kleists »Amphitryon«* oder eine Abhandlung *Traum und Gesetz in Kleists »Prinz Friedrich von Homburg«* oder über *Penthesilea* schrieb, immer spürte man, daß Kleist, über den er als Interpret so Erhellendes zu sagen wußte, auf ihn eine tiefe Faszination ausübte.

Arthur Henkel war ein Mann der alten, hohen Schule. Als unverwechselbare Persönlichkeit verkörperte er geistigen Anspruch und Stil bis zuletzt. Nach schwerer Krankheit starb er, neunzigjährig, im Oktober 2005.

Jochen Schmidt

Bericht über die 79. Hauptversammlung vom 18. bis 21. Mai 2005: Goethes Schiller – Schillers Goethe

Programm und Ablauf

18. Mai 2005

9.00 – 18.15 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«

Symposium junger Goetheforscher

(Konzeption und Leitung: Dr. Thorsten Valk, Freiburg i. Br., Dr. Wolf Gerhard Schmidt, Eichstätt) mit folgenden Vorträgen:

Dr. Marie Christin Wilm (Berlin): »Um nichts gebessert nach Hause«? Goethes Beitrag zum tragödientheoretischen Diskurs um 1800. – Karin Vorderstemann (Freiburg i. Br.): Gefühlskalter Gegner und empfindsamer Freund. Die Albert-Figur in der sentimentalischen Werther-Lyrik des späten 18. Jahrhunderts. – Hanna Stegbauer (Göttingen): Die Reise nach Thule. Felix Mendelssohns Goethebild als Schlüssel zum Verständnis der »Italienischen Reise«. – Gundula Ehrhardt (Berlin): »Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Notwendigen«. Goethes Spinoza-Rezeption in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«. – Dr. Stefan Keppler (Würzburg): Im Bann der Melusine. Goethes Mythologieauffassung unter dem Einfluß seines Mittelalterbildes. – Dr. Carsten Rohde (Berlin): »Andenken der Vergangenheit«. Goethes autobiographisches Schreiben nach dem Epochenbruch von 1806.

17.30 – 18.30 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«

Filmvorführung »Zwischen Straßburg und Tartu«

Im September 2004 fand in Riga und Liepaja eine Begegnung der Schülerbühne des Dresdener Vitzthum-Gymnasiums mit zwei lettischen Schülertheatern statt. Das Projekt wurde geleitet durch die Vorstandsmitglieder der Goethe-Gesellschaft, Frau Dr. Gundega Griņuma (Riga) und Herrn Dr. Jürgen Klose (Dresden). Im September 2005 wurde das Projekt unter gleichem Namen in Dresden fortgesetzt.

20.00 – 23.00 Uhr, Hotel Kaiserin Augusta

Begegnungstreffen

für Studierende und junge Wissenschaftler mit Diskussionsrunde zu Goethes Anteil an Schillers »Tell« – Eindrücke von der Aufführung des Deutschen Nationaltheaters am Vierwaldstättersee. Mitwirkende: Barbara Piatti (Basel), Stephan Märki (Intendant des Deutschen Nationaltheaters Weimar), Prof. Terence James Reed (Oxford), Prof. Dr. László Tarnói (Budapest). Moderation: Dr. habil. Jochen Golz (Präsident der Goethe-Gesellschaft).

19. Mai 2005

10.00 – 12.00 Uhr, Deutsches Nationaltheater Weimar

Eröffnungsveranstaltung

Die musikalische Einführung übernahm das Liszt-Trio Weimar: Andreas Lehmann (Violine), Tim Stolzenburg (Violoncello) und Christian Wilm Müller (Klavier) mit Ludwig van Beethoven, Trio V, op. 70 Nr. 1, D-Dur, 1. Satz: Allegro vivace con brio.

Begrüßung durch den Präsidenten der Goethe-Gesellschaft Dr. habil. Jochen Golz; Grußworte des Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen Dieter Althaus und des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar Dr. Volkhardt Germer.

Eröffnungsvortrag: Prof. Dr. Rüdiger Safranski: »daß es, dem Vortreflichen gegenüber keine Freyheit giebt als die Liebe«. Über die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe (siehe S. 25-35).

Verleihung der Goethe-Medaille an Prof. Dr. Hans-Jürgen Schings (Berlin) (siehe S. 435 ff.).

14.00 – 17.30 Uhr, diverse Orte

Wissenschaftliche Konferenz zum Thema »Goethes Schiller – Schillers Goethe«: 14.00 – 15.30 Uhr Arbeitsgruppen A – D (A: Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Freundschaft und Monument, B: »... eine Annäherung, die nicht erfolgte«? Die schwierigen Anfänge eines Dichterbundes, C: Goethes klassische Lyrik als Dialog mit Schiller – eine Diskussion der »Episteln« und anderer Texte, D: Wie politisch darf ein Dichter sein? Goethes »Unterhaltungen« als kritische Replik auf Schillers »Horen«-Ankündigung) und 16.00 – 17.30 Uhr Arbeitsgruppen E – H (E: Schillers Anteil an »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, F: Die »Xenien« – Klassizismus und Autorschaft, G: Balladen Goethes und Schillers, H: Goethes Anteil an Schillers »Wallenstein«).

19.00 – 22.30 Uhr, Goethe- und Schiller-Archiv

Begegnungstreffen des Vorstands der Goethe-Gesellschaft und der Vorsitzenden ausländischer Goethe-Gesellschaften

mit Führung durch die Ausstellung »Glückliches Ereignis. Briefe, Werkmanuskripte und persönliche Dokumente zur Dichterfreundschaft von Schiller und Goethe«, einer Lesung aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe und anschließendem geselligen Beisammensein in der Petersen-Bibliothek.

19.30 – 22.30 Uhr, Deutsches Nationaltheater Weimar

Friedrich Schiller: Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel (Regie: Grażyna Kania).

Im Anschluß an die Aufführung fand für die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft ein Gespräch über die Inszenierung statt.

20. Mai 2005

9.00 – 12.30 Uhr, diverse Orte

Wissenschaftliche Konferenz zum Thema »Goethes Schiller – Schillers Goethe«: 9.00 – 10.30 Uhr Arbeitsgruppen I – M (I: Umstrittene Freiheit. Zu den Tragödientheorien Goethes und Schillers, K: Goethe – Schiller – Iffland: Schillers »Egmont«-Bearbeitung im theatralischen Kontext, L: Schillers Rezeption von Goethes »Iphigenie«, M: Weimarer Nachbarschaften. Goethe, Schiller – und die anderen) und 11.00 – 12.30 Uhr Arbeitsgruppen N – Q (N: »Lieben Sie mich, es ist nicht einseitig«. Die Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe, O: Verklärung mit Vorbehalten: Goethes Gedenken an Schiller, P: Goethe und Schiller im Urteil Heines und seiner Zeitgenossen (1830-1850), Q: »Zutrauliche Teilhabe« – Goethe und Schiller in der Essayistik Thomas Manns).

14.00 – 19.15 Uhr, Weimarahalle

Ordentliche Mitgliederversammlung

- Eröffnung und Begrüßung
- Beschlußfassung über die Versammlungsordnung (siehe S. 425 f.)
- Feststellung der Tagesordnung
- Verleihung von Ehrenmitgliedschaften (siehe S. 438-444)
- Beschlußfassung über die neue Satzung (siehe S. 419-423)
Die bisherige Wahlordnung wurde an die neue Satzung angepaßt (siehe S. 424).
- Tätigkeitsbericht des Präsidenten (siehe S. 404-413)
- Geschäftsbericht des Schatzmeisters (siehe S. 414 ff.)

- Bericht der Kassenprüfer (siehe S. 417 f.)
- Aussprache zu den Berichten
- Beschlußfassung über den Kooperationsvertrag zwischen Goethe-Gesellschaft und Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen (siehe S. 427-434)
- Antrag auf Entlastung des Vorstands
- Antrag auf Entlastung der Kassenprüfer
- Verschiedenes.

20.30 – 0.00 Uhr, Goethe-Nationalmuseum

Geselliger Abend in Haus und Garten des Goethe-Nationalmuseums mit Möglichkeit zum Rundgang durch Goethes Wohnhaus, mit Musik und gastronomischer Betreuung.

21. Mai 2005

9.00 – 11.00 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«

Berichte über den Gesprächsverlauf in den 16 Arbeitsgruppen.

13.00 – 21.00 Uhr

Exkursion nach Bad Lauchstädt

(Konzeption und Leitung der Exkursion: Ministerialrat a.D. Dr. Wolfgang Müller, Ilmenau):

Busfahrt nach Bad Lauchstädt. – Kaffeetrinken in den Kuranlagen. – Goethe-Theater Bad Lauchstädt: »Denn er ist unser«. Klaus Maria Brandauer rezitiert Balladen von Friedrich Schiller, u.a. das Melodram »Die Glocke«. – Vortrag im Goethe-Theater über das Theater und den Kurpark. – Abendimbiß in den Kuranlagen. – Rückfahrt nach Weimar.

Tätigkeitsbericht des Präsidenten

Verehrte Mitglieder der Goethe-Gesellschaft,

im Zeichen von Goethes »Geistesantipoden« Schiller haben wir uns im Schillerjahr 2005 zusammengefunden, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, ob wir damit in Konkurrenz zu den Schiller-Festlichkeiten treten könnten. Solche Überlegungen, so fern sie uns heute liegen mögen, sind in der Vergangenheit im Vorfeld der Schiller-Jubiläen von 1955 und 1959 im Vorstand unserer Gesellschaft durchaus laut geworden. Damals sind sie schließlich abgewiesen worden, und 2003, als der Vorstand das Leitthema für die 79. Hauptversammlung 2005 beschloß, spielten solche Gedanken nur insofern eine Rolle, als wir uns bewußt zum »Konkurrenz«-Verhältnis bekannt und dieses, natürlich von Goethe her, thematisiert haben: *Goethes Schiller – Schillers Goethe*.

Daß in diesem Jahr Schiller im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht, ist in jedem Falle buchenswert, und bemerkenswert ist, daß schon 2004 und dann in den ersten Wochen des Jahres 2005 eine Reihe von Büchern zum Schiller-Jubiläum erschienen ist – im Goethejahr 1999 waren derlei akademische Festouvertüren nicht auf der Tagesordnung. Konzise, mit geistiger Verve geschriebene Bücher, wie sie aus der Feder von Norbert Oellers, Kurt Wölfel oder Rüdiger Safranski vorliegen – man wünscht sie sich auch für Goethe. Und es sollte nicht erst ein rundes Goethe-Jubiläum herannahen, bis auch Leben und Werk unseres Namenspatrons wieder einmal in einer Ausstellung zur Erscheinung kommen. Nachdrücklich seien die Schiller-Ausstellungen des Jahres 2005 ihrer Aufmerksamkeit empfohlen, die Marbacher zu Leben und Werk mit dem Titel *Götterpläne & Mäusegeschäfte – Schiller 1759-1805*, die Weimarer im Zeichen von *Die Wahrheit hält Gericht – Schillers Helden heute* und die Schiller-Präsentation im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt. Bis zum Samstag, dem 21. Mai 2005, zeigt das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar unter dem Titel *Glückliches Ereignis* 45 Briefe aus der Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe, dazu kostbare Zeugnisse aus den Werkstattdebatten beider Dichter.

Es liegt nahe, in solchem Zusammenhang einmal einen vergleichenden Blick auf eine unserer Schwestergesellschaften, die Schiller-Gesellschaft, zu werfen. An Jahren sind wir der Schiller-Gesellschaft weit voraus, auch wenn man konzidiert, daß der 1895 gegründete Schwäbische Schillerverein in gewisser Weise Gesellschaftscharakter besaß – der Name selbst wurde erst 1946 gewählt. Die Goethe-Gesellschaft blickt in diesem Jahr auf 120 Jahre ihres Wirkens zurück. Was die Mitgliederzahl betrifft, unterscheiden wir uns wenig voneinander. Unsere Gesellschaft besitzt einen konstanten Bestand von etwa 3800 Mitgliedern; das ist in Zeiten wie den unseren eine gute Bilanz. Natürliche Abgänge, Austritte und Neuzugänge halten sich in etwa die Waage.

Die Goethe-Gesellschaft kann gewiß keine allein jugendbewegte Vereinigung sein, doch müssen wir darauf sehen, daß die Balance zwischen jungen und älteren Mitgliedern stimmt. Die beste Werbung stellt immer noch das Wirken der Gesellschaft selbst dar. Eine Hauptversammlung auf hohem wissenschaftlichem und kulturellem Niveau, ein die Forschung und Rezeption prägendes Goethe-Jahrbuch, das zugleich über die zahlreichen Aktivitäten im In- und Ausland informiert, die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses durch Stipendien, Symposien und Kurse, die Pflege vielfältiger Kontakte zu unseren Mitgliedern in nunmehr 55 Ländern der Welt, zu unseren 58 Ortsvereinigungen in Deutschland und den derzeit 36 ausländischen Goethe-Gesellschaften, unsere gemeinsam mit dem Weimarer Goethe-Institut allmonatlich veranstaltete Vortragsreihe zur deutschen Klassik, eine sachkundige Beantwortung unterschiedlichster Anfragen zu Goethes Leben und Werk, die Bände unserer Reihe *Schriften der Goethe-Gesellschaft* – deren jüngster Band die von Wolf von Engelhardt betreute Faksimileausgabe des Goetheschen Handexemplars von Fichtes Entwurf zur *Wissenschaftslehre* ist –, dies sind nur einige unserer Werbeträger. Sie

können im Gespräch vermittelt und mit der Empfehlung verbunden werden, Mitglied der Goethe-Gesellschaft in Weimar zu werden. Im persönlichen Engagement liegt die größte Anziehungskraft. Darum unser Wunsch und unsere Bitte an Sie: Werben Sie neue Mitglieder, sprechen Sie mit Freunden und Bekannten. Zugleich bitten wir Sie, wenn möglich, Patenschaften für Mitglieder aus Osteuropa und den Ländern des Kaukasus zu übernehmen.

Noch einmal sei ein Blick auf die Deutsche Schillergesellschaft geworfen, die nicht nur an Schiller interessierte Menschen vereinigt, wie wir ein Jahrbuch und Schriftenreihen herausgibt, sondern zugleich auch Eigentümerin des Marbacher Archivs und Museums ist. Hier nun liegt ein grundsätzlicher Unterschied zur Goethe-Gesellschaft, die sich von Anfang an zwar als ideelle und materielle Förderinstitution für die Pflege und Erforschung von Goethes Werk in Weimar verstanden hat, jedoch ein Interesse am Eigentum an den Goethe-Stätten nicht besessen hat. Zudem waren durch das Testament des letzten Goethe-Enkels, Walther Wolfgang von Goethe, klare Entscheidungen getroffen worden. Er hatte Goethes handschriftlichen Nachlaß in den persönlichen Besitz der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach übergehen lassen, das Goethe-Haus am Frauenplan hingegen dem Staat Sachsen-Weimar anvertraut. Die Gründung der Goethe-Gesellschaft am 20. Juni 1885 ist in diesem Zusammenhang zu sehen, und im Großherzogspaar, dem Schirmherrn Carl Alexander und seiner Gemahlin Sophie, besaß sie Persönlichkeiten, denen die materielle Fürsorge für Goethe-Archiv und Goethe-Haus ein Herzensanliegen war. So konnte sich die Goethe-Gesellschaft als Institution verstehen, die nicht als Eigentümerin auftreten mußte, sondern im Bedarfsfall helfend einspringen konnte. Und solche Fälle traten des öfteren ein, z. B. als Goethes Briefe an Charlotte von Stein von deren Nachkommen zum Verkauf angeboten wurden. Dank eines Spendenaufrufs der Goethe-Gesellschaft kamen 70.000 Reichsmark zusammen – ein Teil der Summe kam aus der Goethe-Gesellschaft selbst –, die als Kaufpreis ausreichten, so daß am 28. Juni 1896, dem Tag der Einweihung des Goethe- und Schiller-Archivs, dieser kostbare Schatz sozusagen als Morgengabe überreicht werden konnte. Stets waren es die Verantwortung für das im Goethe- und Schiller-Archiv und im Goethe-Nationalmuseum aufbewahrte Kulturgut und der Grundsatz, in Notsituationen helfen zu müssen, welche die Goethe-Gesellschaft bei ihrem mäzenatischen Handeln für Weimar geleitet haben.

Eine solche Situation entstand erneut nach dem Ersten Weltkrieg, als der Staat Sachsen-Weimar zu existieren aufgehört hatte. In der Auseinandersetzung zwischen dem Fürstenhaus und dem Land Thüringen wurde Einigung darüber erzielt, wie die Archive, Museen und Gedenkstätten des ehemaligen Großherzogtums künftig verwaltet und finanziert werden sollten. Als ein unerledigter Fall erwiesen sich bei diesen Verhandlungen die Dornburger Schlösser, und für deren Erhalt und museale Nutzung übernahm die Goethe-Gesellschaft die Verantwortung – nicht um damit ein Besitztum zu erlangen, sondern aus der Sorge um einen möglichen Verfall dieses kostbaren Ensembles. Darum beschloß der Vorstand damals die Einrichtung eines eigenen Kuratoriums, das die Aufgabe hatte, ›Drittmittel‹ einzuwerben und eben nicht das Konto der Gesellschaft zu belasten. Es findet sich daher der ausdrückliche Passus im entsprechenden Vertrag, daß sich die Goethe-Gesellschaft vorbehalte, die Schlösser zurückzugeben, wenn sie eines Tages außerstande sein sollte, sie zu erhalten.

Die Umstände, die im Jahre 1954 den Verzicht der Goethe-Gesellschaft auf die Dornburger Schlösser herbeiführten, hat der Jurist Prof. Dr. Udo Ebert in seinem *Gutachten über die eigentums- und vermögensrechtlichen Verhältnisse der Dornburger Schlösser* (GJb 2004, S. 381-425) mit großer Klarheit und Überzeugungskraft dargestellt. Er hat das Gutachten als Teil seiner ehrenamtlichen Aufgaben im Vorstand begriffen – dies soll nicht unerwähnt bleiben. Nach Auffassung des Vorstands sind damit Rechtsfragen geklärt. Die Goethe-Gesellschaft hat keinen Restitutionsanspruch auf die Dornburger Schlösser erlangt, und gesetzt, ein solcher wäre einmal entstanden, dann wäre der Anspruch seit 1992 erloschen.

So wichtig die Klärung der rechtlichen Verhältnisse ist, so wichtig, wenn nicht wichtiger, ist die Antwort auf jene Frage, die die Goethe-Gesellschaft 1923 geleitet hat und Goethe-Freunde wirklich bewegen muß: Was ist das Beste für die Dornburger Schlösser? Die Antwort kann für den Vorstand nur lauten: eine museale Nutzung des Rokokoschlusses, eine teils museale, teils kommerzielle Nutzung im Renaissanceschloß und im oberhalb davon liegenden Gebäude. Aus dieser Erwägung heraus hatte die Goethe-Gesellschaft, der Not gehorchend, 1923 die Unterhaltung der Schlösser übernommen, aus der gleichen Überlegung heraus hat aber der Vorstand 1954 auch seine Entscheidung getroffen: Ihm ging es um den baulichen Zustand der Schlösser, um den Erhalt der Gedenkstätten, und weil er einsehen mußte, daß nur die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten (NFG) dafür Mittel bereitzustellen in der Lage waren, konnte er sich selbst aus der Verantwortung entlassen.

Heute befinden sich die Dornburger Schlösser in der Obhut der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen (SWKK) als der Nachfolge-Institution der NFG. Jährlich werden für die Dornburger Schlösser beträchtliche Summen für Restaurierung und Instandsetzung aufgewendet. Die Goethe-Gesellschaft wird mit – gemessen am Bauetat für Dornburg – bescheidenen Mitteln von der Bundesregierung projektgebunden gefördert, und es ist auszuschließen, daß die Goethe-Gesellschaft je den Förderstatus der SWKK erlangen könnte. Im übrigen stellt nach Meinung des Vorstands die jetzige museale Nutzung der Dornburger Schlösser die denkbar beste Variante dar. Warum soll dieses Kleinod oberhalb der Saale ohne Not anderen Zwecken dienstbar gemacht werden? Wer immer sich mit dem Gedanken beschäftigt, die Dornburger Schlösser, sollten sie etwa der Goethe-Gesellschaft von der SWKK zur Verfügung gestellt werden, anders zu nutzen, der möge klar und deutlich sagen, daß er auch die nötigen Mittel zur Verfügung stellt, ja unsere Gesellschaft hätte ein Recht darauf, von diesem Mitglied eine Ausfallbürgschaft zu erwarten.

Seit ihrer Gründung hat die Goethe-Gesellschaft das Goethe-Nationalmuseum und das Goethe- und Schiller-Archiv gefördert. Teils trat sie als Initiatorin von größeren Ankäufen auf und steuerte häufig selbst Teilbeträge dazu bei, teils finanzierte sie aus gesellschaftseigenen Mitteln den Ankauf von Kunstwerken und Archivalien für die Weimarer Institutionen oder vermittelte Spenden oder Schenkungen einzelner Mitglieder. Überdies baute die Goethe-Gesellschaft eine eigene Bibliothek auf, die im Goethe- und Schiller-Archiv aufgestellt wurde und bis heute der Goethe-Forschung zur Verfügung steht. Dieser Schatz an Archivalien, Kunstwerken und Büchern war immer dazu bestimmt, die Attraktivität Weimars als Ort der Sammlung und der Forschung zu erhöhen.

Das Jahr 1954 stellte für dieses Eigentum der Goethe-Gesellschaft insofern eine Zäsur dar, als damals die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft vom Direktor der NFG aus dem Goethe- und Schiller-Archiv ins Stadtschloß gebracht wurde und fortan den Bestandskern der sog. Zentralbibliothek der deutschen Klassik bildete, ohne daß die Eigentumsfrage zwischen Goethe-Gesellschaft und NFG geregelt worden wäre. Das heißt, diese Bibliothek ist ohne jeden Zweifel als Eigentum unserer Gesellschaft anzusehen. In gleicher Weise trifft dies für die Bibliothek des früheren Präsidenten Prof. Dr. Julius Petersen zu, die dieser der Goethe-Gesellschaft testamentarisch vermacht hatte.

Betrachtet man diese Eigentumsverhältnisse im einzelnen, so stellt sich eine Vielzahl von Fragen. Im Jahre 2002 hatte darum der Vorstand Dr. Willi Höfig mit Gutachten zum Eigentum der Goethe-Gesellschaft an Büchern, Archivalien und Kunstwerken beauftragt. Die Gutachten von Dr. Höfig stellen eine sehr verlässliche Arbeitsgrundlage dar, insbesondere darum, weil er sämtliche vorhandenen Erwerbungsakten ausgewertet und unsichere Fälle markiert hat. Nur in relativ wenigen Fällen hat die Goethe-Gesellschaft selbst einen Eigentumsvorbehalt aktenkundig werden lassen. Als unnötig erwies sich dies in Fällen, wo eindeutig eine Schenkung seitens der Goethe-Gesellschaft vorlag, aber auch dort, wo Geschenke einzelner Mitglieder weitergeleitet wurden oder die Goethe-Gesellschaft nur als Mitfinanzierer auftrat. Ein zusätzliches Problem ergibt sich daraus, daß die Erwerbungs-

akten in Weimar in nicht wenigen Fällen keine eindeutigen Auskünfte enthalten. Wenn, um ein Beispiel zu geben, in den Akten des Goethe-Nationalmuseums der Ankauf von sechs Büchern aus Goethes Bibliothek verzeichnet ist, dann kann zur Stunde niemand sagen, um welche Bücher es sich im einzelnen handelt.

Es kann aus Sicht des Vorstands kein Zweifel bestehen, daß der Reichtum an ›Verlassenschaften‹ unserer Gesellschaft Weimar auf Dauer erhalten bleiben muß. Damit erfüllen wir den Auftrag, den frühere Generationen in der Gesellschaft uns erteilt haben. Diesem Zweck dient der Vertragsentwurf zwischen Goethe-Gesellschaft und SWKK, über den wir heute beschließen wollen und der für unser Kulturgut die Form der Dauerleihe vorsieht. Anlagen des Vertragsentwurfs bilden auch Aufstellungen jener Einzelpositionen an Kunstwerken und Archivalien sowie jener Signaturgruppen der Bibliothek, die dank der Ermittlungen von Dr. Höfig als unser Eigentum sicher nachgewiesen werden konnten. Für die gesondert festgelegten unsicheren Fälle kann hälftiges Miteigentum vereinbart werden – unbeschadet der Tatsache, daß der Vertrag die Möglichkeit vorsieht, dann nachträglich sichere Eigentumszuweisungen vorzunehmen, wenn neue Aktenfunde für Klarstellung sorgen. All dies schließt ein, daß die SWKK für unser Eigentum die Verpflichtung eingeht, es zu verwalten und zu erschließen, im Bedarfsfall zu restaurieren und zugänglich zu machen – Aufgaben, die unsere Gesellschaft niemals übernehmen könnte, weil sie das dafür notwendige Personal nicht bezahlen kann. Und: Die Goethe-Gesellschaft könnte aus ihrem Eigentum auch keinen Gewinn an Ausleihgebühren oder ähnlichem ziehen, weil Ausleihen im nationalen und internationalen Leihverkehr in der Regel kostenfrei erfolgen.

Hier kann nur sehr allgemein skizziert werden, welche Verdienste sich die Goethe-Gesellschaft um die klassischen Stätten in Weimar, um die Sammlung und Erschließung der Bestände erworben hat. Dieses historische Verdienst hat sie in Zeitläuften erworben, da die Gesellschaft für einen armen Staat subsidiär einspringen mußte. Sie wurde dieser Aufgabe ledig, als eine Einrichtung wie die NFG geschaffen wurde – der damalige Präsident Prof. Dr. Andreas B. Wachsmuth hat dies klar erkannt. Und wenngleich die SWKK gegenwärtig öffentlich erklären muß, unterfinanziert zu sein, so heißt das nicht, daß unsere Gesellschaft in einer Notsituation helfend beispringen müßte. Die Restaurierung der Dornburger Schlösser z.B. ist finanziell gesichert, und auch die laufenden Unterhaltskosten für die Schlösser, die so leicht unterschätzt werden, sind im Etat der SWKK ausgewiesen.

Ungeachtet dessen kann die Goethe-Gesellschaft erwarten, daß ihre großen historischen Verdienste im Vertrag mit der SWKK angemessen berücksichtigt werden. Zugleich ist zu bedenken, daß billigerweise nicht mehr von der SWKK erwartet werden kann, als sie aufgrund der eigenen rechtlichen und finanziellen Situation zu leisten imstande ist. Daß Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft in alle Museen und Dauerausstellungen der SWKK freier Eintritt gewährt wird – für Sonderausstellungen ist der ermäßigte Eintrittspreis zu entrichten –, ist als Leistung zu verbuchen. Zudem gewährt die SWKK auch all jenen, die sich als Mitglied einer Ortsvereinigung ausweisen können, den ermäßigten Eintritt in die Museen und Dauerausstellungen, für Sonderausstellungen ist der Regelsatz zu entrichten. Zugesichert wird weiterhin durch die SWKK die kostenfreie Unterbringung unserer Geschäftsstelle im Parterregeschoß des neuen Bibliotheksquartiers Markt 15. Im Augenblick werden diese Räume von Herrn Dr. Michael Knoche und seinem Sekretariat sowie vom stellvertretenden Direktor Dr. Jürgen Weber genutzt. Da das Stammgebäude der Bibliothek nach der Restaurierung von Herbst 2007 an wieder Dienstsitz des Direktors sein wird, stehen uns von da an die Räume kostenfrei zur Verfügung. Bis dahin sind wir für die bislang von uns als Geschäftsstelle genutzten Räumlichkeiten im Stadtschloß zur Mietzahlung an die SWKK verpflichtet, weil diese selbst Kulturmiete an den ›Schloßherrn‹, die Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten, zahlen muß und diese Miete anteilig auf uns umlegt. Eingeräumt werden nach Vertragsunterzeichnung ein mietfreier Gebrauch von Räumlichkeiten in den Dornburger Schlössern nach Absprache und 10 % des Weindeputats der SWKK, soweit diese kostenlos ein Deputat des im Areal der Dornburger Schlösser ange-

bauten Weines erhält. Gewährt werden soll – im Rahmen der Möglichkeiten – räumliche, logistische und personelle Unterstützung bei der Durchführung der Hauptversammlungen. Manch einem mag das wenig erscheinen. Er möge sich aber vor Augen führen, daß die SWKK rigiden Sparzwängen ausgesetzt ist und damit den Spielraum ihres Handelns nur begrenzt nach eigenem Ermessen erweitern kann.

Ein weiteres Dokument, unsere neue Satzung, wurde soeben zur Beschlußfassung vorgelegt. Der Weg dahin sei hier mit wenigen Worten nachgezeichnet: Für den 13. März 2004 hatten wir Mitglieder, die an Satzungsfragen interessiert waren, zu einer Beratung nach Weimar eingeladen. Was wir erlebten, war eine konstruktive Debatte, deren Ergebnisse in die weitere Arbeit am Satzungstext eingegangen sind. Die dann zustande gekommene Fassung, in die auch Hinweise des Finanzamts und des Registergerichts Eingang fanden, ist allen Mitgliedern von unserer Geschäftsstelle mit den Hauptversammlungsunterlagen zugesandt worden, verbunden mit der Bitte um weitere Hinweise zum Abschlußtermin 15. Februar 2005. Der danach abschließend revidierte Satzungsentwurf ist auf der Internetpräsentation unserer Gesellschaft veröffentlicht worden, und gegen Erstattung der Portogebühr hat die Geschäftsstelle interessierten Mitgliedern auch die Druckfassung zugesandt. Wir haben, das läßt das hier skizzierte Procedere erkennen, unseren Mitgliedern einen breiten Mitgestaltungsspielraum eröffnet, und dieses Angebot ist auch aufgenommen worden. Die heutige Aussprache gab noch einmal Gelegenheit zu Fragen und Anregungen. Bei 0 Gegenstimmen und 3 Enthaltungen haben soeben 227 Mitglieder die ab 1. Januar 2006 geltende Satzung verabschiedet. Wir haben damit ein Kapitel der Diskussionen und der internen Selbstverständigung abgeschlossen und können uns nun den Aufgaben zuwenden, die jenseits aller notwendigen inneren Debatten angepackt werden müssen. Danken möchte ich der Satzungskommission unseres Vorstands – Herrn Dr. Manfred Osten, Herrn Prof. Dr. Udo Ebert und Herrn RA Johannes Kippenberg –, die sich mit Sachverstand und Engagement der Satzung angenommen hat, und danken möchte ich unserer Geschäftsstelle, der all dies – und die Satzung beschäftigt uns seit dem Jahr 2000 – ein enormes zusätzliches Arbeitspensum aufgebürdet hat.

Unsere Gesellschaft wurde vor 120 Jahren gegründet. Auf einer festlichen Veranstaltung am 28. August 2005 werden wir im Goethe- und Schiller-Archiv an dieses Ereignis erinnern. Unter den Gesellschaften, die sich zu Ehren eines deutschen Dichters in Deutschland konstituiert haben, ist die Goethe-Gesellschaft die älteste und traditionsreichste. Nur die Shakespeare-Gesellschaft und der Wiener Goethe-Verein sind im Gründungsdatum vorangegangen. Diese über ein Jahrhundert währende Tradition läßt uns, mit Goethe zu reden, »in sich getrost« (WA II, 1, S. 375) sein, sollte aber auch Anlaß geben, sich der eigenen Geschichte kritisch zu versichern. Geschichtliche Vorgänge zu rekonstruieren heißt nicht, im moralischen Bewußtsein dessen, der es so herrlich weit gebracht hat, das Vergangene anzuklagen, sondern die Geschichte aus ihren objektiven Bedingungen heraus zu erklären, dabei auch den Mut zur Wertung zu besitzen – aus den eigenen Erfahrungen, aus eigenen Lebenssituationen heraus, die einen Zugang zum Verstehen des Vergangenen öffnen können. Die Referate jenes Kolloquiums, das im März 2002 zur Geschichte der Goethe-Gesellschaft stattgefunden hat, liegen zum 120jährigen Gründungsjubiläum in Buchform vor: *Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland* (hrsg. von Jochen Golz u. Justus H. Ulbricht, Böhlau-Verlag Köln, Weimar, Wien 2005, 217 S.). Was Ihnen dort entgegentritt, ist eine Zwischenbilanz. Die ältere Geschichte unserer Gesellschaft, die zu guten Teilen eine Geschichte ihrer Präsidenten ist, ist in einer Reihe von Beiträgen dokumentiert, und es wird darin auch sichtbar, daß sich in der Geschichte der Goethe-Gesellschaft die Goethe-Rezeption in der Gesamtgesellschaft widerspiegelt. Außerdem gibt es bereits in mehreren Sammelbänden, die im Rahmen eines Projekts der SWKK entstanden sind, Studien zur neueren Geschichte der Goethe-Gesellschaft. Drei Beiträge zur Geschichte unserer Gesellschaft nach 1945 sind eigens für unseren Kolloquiumsband geschrieben worden, doch insgesamt

ist die Geschichte der Goethe-Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg noch genauer zu erforschen. Hier können die Beiträge unseres Bandes nur einen ersten Ansatz liefern, zumal dieses Kapitel unserer Geschichte eingehender Aktenstudien bedarf, wie sie nur im Rahmen drittmittelfinanzierter Forschungsprojekte zu leisten sind.

Soviel aber kann theseenhaft gesagt werden: Die Geschichte der Goethe-Gesellschaft erweist sich als Reflex der neueren deutschen Geschichte mit all ihren Verhängnissen und mit all ihrer Zuversicht, und die früher gern gebrauchte Formel, daß die Goethe-Gesellschaft eine Vereinigung fern der Tagespolitik sei, hat sich stets als Schutzbehauptung im guten wie im weniger guten Sinn erwiesen, je nachdem, in welchem politischen Kontext sie zur Anwendung kam. Im geteilten Deutschland hat nicht zuletzt diese These, die Präsident Wachsmuth geschickt mit dem übernationalen Rang Goethes zu verbinden wußte, das Überleben der Goethe-Gesellschaft garantiert, die ungeachtet ihrer offiziellen Internationalität im Kern ein Forum deutsch-deutscher Begegnungen geblieben war. Dieser Doppelcharakter eröffnete unserer Gesellschaft nach 1990 neue Wirkungsmöglichkeiten, die unter der Präsidentschaft von Prof. Dr. Werner Keller sehr bewußt ausgebaut wurden.

An die Stelle der politisch deklarierten trat eine wirkliche Internationalität unserer Gesellschaft. Das von Werner Keller begründete Stipendiatenprogramm – begründet und bis heute fortgeführt mit Mitgliederspenden und Zuwendungen Dritter – gibt jungen Wissenschaftlern insbesondere aus Osteuropa, dem Kaukasus und Asien die Chance, in Weimar oder Düsseldorf, Freiburg oder Berlin und anderen Universitätsstädten ihren Goethe-Studien unter wissenschaftlicher Beratung nachzugehen. Sie verlassen uns als Botschafter Goethes in ihren Heimatländern – die Wirkung, die von solchen Aufenthalten ausgeht, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Man lese im Goethe-Jahrbuch 2004, was unser chinesischer Stipendiat Guanghai Mo über seinen Weimar-Aufenthalt im Jahr 2004 geschrieben hat. 2004 förderte die Goethe-Gesellschaft dreizehn Wissenschaftler mit einem Stipendium, 2005 fördert sie weitere neun Wissenschaftler. Unser Dank an Fördergeber für das Stipendiatenprogramm gilt dem Stiftungsfonds Deutsche Bank im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e.V. und der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Unser Dank gilt zugleich Prof. Dr. Werner Keller für sein selbstloses Wirken bei der finanziellen Absicherung des Stipendiatenprogramms und jenen Mitgliedern, die eigens für unser Stipendiatenprogramm spenden.

In Deutschland entstanden durch die politische Vereinigung veränderte Rahmenbedingungen für die Ortsvereinigungen in den neuen Bundesländern. Denn in der DDR haben die Ortsvereinigungen nur unter dem Dach des Kulturbundes ihre Arbeit fortführen können. Zwar gelang es nicht wenigen, gegenüber strikten kulturpolitischen Vorgaben eine gewisse Programmsouveränität zu behaupten – man lese in unserem Kolloquiumsband den Beitrag von Prof. Dr. Günter Jäckel *Die Ortsvereinigung Dresden zwischen 1962 und heute. Ein Erfahrungsbericht* –, doch in der Regel verband sich damit eine Abhängigkeit vom Kulturbund, denn Referenten z.B. wurden in jedem Fall aus dem Etat des Kulturbunds finanziert. Nach 1990 versiegte diese Quelle; neue Wege mußten beschritten werden, um die jeweilige Ortsvereinigung finanzieren zu können. Hinzu kam, daß manche Ortsvereinigungen auch im Hinblick auf Vorsitzende und Vorstände Krisensymptome zeigten, einige ihre Tätigkeit einstellen mußten. Hier war ideelle und materielle Aufbauarbeit zu leisten, waren Verbindungen zwischen Ortsvereinigungen in den alten und den neuen Bundesländern in die Wege zu leiten, und dieser Aufgaben hat sich Prof. Dr. Werner Keller ebenfalls tatkräftig angenommen. Wir besitzen heute Abstand genug, um die damaligen Schwierigkeiten objektiver wahrnehmen und zugleich das Geleistete dankbar anerkennen zu können. Das damals Geleistete ist Teil unserer Geschichte geworden, die eines Tages auch Teil einer allgemeinen Historiographie werden wird.

Geschichtliches Herangehen bedeutet, den heutigen Tag, mit Heine zu reden, als Resultat des Gestrigen zu begreifen, aus Geschichte und Vorgeschichte Lehren für die Zukunft abzuleiten. Eine solche Maxime des Handelns kann sich mit dem Bewußtsein verbinden, in

Goethes Leben und Werk den Gegenstand einer Beschäftigung von dauernder Aktualität zu besitzen. Unser Vertrauen in die Substanz von Goethes Lebensleistung findet immer wieder Bestätigung, auch wenn die Presse sich der törichtsten Behauptung öffnet, man solle die Goethe-Institute umbenennen, oder der Vorwurf nicht verstummen will, Goethe habe das Todesurteil für eine Kindsmörderin unterzeichnet. Nur durch geduldige Aufklärungsarbeit, wie sie beispielhaft geleistet ist in der Dokumentation »*Das Kind in meinem Leib*«. *Sittlichkeitsdelikte und Kindsmord in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August. Eine Quellenedition 1777-1786* von Prof. Dr. Volker Wahl und Dr. René Jacques Baerlocher (Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger Weimar 2004, 516 S.), kann man einer solchen Verfälschung des Tatsächlichen entgegentreten. Es hat mich besonders gefreut, daß in der Eröffnungsveranstaltung unserer Hauptversammlung Prof. Dr. Hans-Jürgen Schings, ausgezeichnet mit der Goethe-Medaille, so eindrucksvoll den Wert dieser Dokumentation herausgehoben hat.

Gleichzeitig müssen wir auch Sorge dafür tragen, daß das Bild der Goethe-Gesellschaft in der Öffentlichkeit nicht durch unnötige Querelen beschädigt wird. Hier haben wir nicht nur eine Verantwortung gegenüber uns selbst, sondern auch unserem Namenspatron gegenüber, der unter Wahrheitsliebe verstand, daß man das Rechte und Tüchtige aufzufinden und zu schätzen wisse. Der Vorstand hat die Debatten um das Eigentum der Gesellschaft und um die Satzungsrevision sehr ernst genommen und hat einerseits gutachterliche Ermittlungen veranlaßt, andererseits dem Mitwirkungsrecht der Mitglieder Raum gegeben. Es ist jetzt an der Zeit, eine Übereinkunft zu erzielen, die eine gute Basis darstellt für unsere künftige Arbeit. Die Goethe-Gesellschaft soll das bleiben, was sie immer war: eine internationale Vereinigung interessierter, gebildeter Goethe-Freunde, die in der Beschäftigung mit Goethes universaler Persönlichkeit Freude und Gewinn empfangen, die darüber hinaus sich der Goetheschen Maxime verpflichtet zeigen, in der Forderung des Tages Humanität und Toleranz zu verwirklichen. Innerhalb und außerhalb unserer Gesellschaft liegen genügend Aufgaben bereit. Dazu einige Stichworte:

1. In der Anstrengung, neue Mitglieder zu gewinnen, dürfen wir nicht nachlassen. Die persönliche Beispielwirkung und die der Goethe-Gesellschaft insgesamt sind die besten Werbeträger. Jedes neue Mitglied stärkt zudem das Finanzaufkommen unserer Gesellschaft. Gerade Mitglieder, die öffentlich wirksam werden – vornehmlich im Bereich der Schulen und Hochschulen –, sollten ihren Einfluß geltend machen. Unsere Gesellschaft eröffnet z. B. jungen Menschen, insbesondere Schülern für gute Leistungen, die Chance einer Auszeichnungsmitgliedschaft, d. h. einer beitragsfreien Mitgliedschaft für drei Jahre. Wenn Sie Schüler mit einer solchen Mitgliedschaft auszeichnen möchten, setzen Sie sich bitte mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung, die gern alles Weitere veranlaßt.

An dieser Stelle mag auch der rechte Ort sein, um jener Mitglieder zu gedenken, die seit der letzten Hauptversammlung von uns gegangen sind. Die Persönlichkeiten, die ich stellvertretend nenne, sollen den Verlust in Erinnerung rufen, den wir mit dem Hingang der Genannten und vieler anderer zu beklagen haben. Ich nenne Prof. Effi Biedrzyński, die souveräne, geistvolle Herrscherin im Reich der Klassik, Prof. Dr. Jörn Göres, Vorstandsmitglied, Vizepräsident und Präsident der Goethe-Gesellschaft, und ich nenne Prof. Dr. h. c. Heinz Friedrich, den großartigen Verleger, Festredner unserer Hauptversammlung 2001, für den Goethe die geistige Lebensmitte bedeutete.

2. Zur Realisierung unserer vielfältigen Aufgaben sind wir auf die Spendenbereitschaft unserer Mitglieder angewiesen, zumal auch die schwierige Situation der öffentlichen Haushalte uns stärker auf die eigenen Kräfte verweist. Versichern kann ich Ihnen, daß bei der täglichen Geschäftsführung in unserer Geschäftsstelle strenge Sparsamkeit ein Grundprinzip der Arbeit ist. Und oft ist es beachtlich, wie versucht wird, durch ein beträchtliches Maß an persönlicher Hingabe und Idealismus fehlende Mittel auszugleichen. Wir sind, um inhaltliche Grundaufgaben unserer Gesellschaft umzusetzen, auf

Ihre Spendenbereitschaft angewiesen. Herzlich danken wir daher für all Ihre Spenden, mit denen Sie die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft gefördert haben. Wir bitten Sie zugleich, in Ihrer Spendenbereitschaft nicht nachzulassen.

Daß Sie auch bereit sind, in außergewöhnlichen Situationen rasch und großzügig zu reagieren, hat die Spendenbereitschaft anlässlich der Brandkatastrophe in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek bewiesen. Auch dafür danken wir den Mitgliedern und Ortsvereinigungen herzlich.

3. Muttergesellschaft und Ortsvereinigungen stehen in einem guten und produktiven Verhältnis zueinander. Großartige, das gemeinsame Anliegen beflügelnde Erlebnisse sind immer wieder die Jahrestagungen der Ortsvereinigungen. Den Vorständen in Güstrow und München sei für die vorzügliche Ausrichtung der Treffen 2004 und 2005 herzlich gedankt.

Von der Ortsvereinigung Chemnitz ist die Initiative zu einer Ausstellung über die Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft und das Zusammenwirken mit der Weimarer Goethe-Gesellschaft ausgegangen: *120 Jahre Goethe-Gesellschaft in Weimar – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor*. Es ist unserer Geschäftsstelle gelungen, die Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten (ALG) für eine finanzielle Förderung dieses Projekts in Höhe von 5000,- Euro zu gewinnen, so daß die Ausstellung am 29. August 2005 im Städtischen Museum Marienbad im Rahmen der dortigen Goethe-Woche eröffnet werden kann. Sie soll 2006 in Chemnitz und Weimar und danach möglichst noch in weiteren Städten gezeigt werden. Siegfried Arlt und Dr. Helga Bonitz, dem Vorsitzenden und der Geschäftsführerin der Goethe-Gesellschaft Chemnitz, danken wir für Idee, Konzeption und Umsetzung der Ausstellung.

Von der Ortsvereinigung München ist die Initiative ausgegangen, in Augsburg eine neue Ortsvereinigung zu gründen, die mittlerweile auf gutem Wege ist. Hans Brendel, dem tatkräftigen Münchner Geschäftsführer, danken wir für seinen Gründerfleiß.

Vom 25. bis 28. Mai 2006 lädt die Muttergesellschaft die Ortsvereinigungen zur Jahrestagung nach Weimar ein und verbindet damit eine Konferenz ehemaliger Stipendiaten, die aktuelle Forschungsergebnisse vorstellen werden. Den Anlaß dafür gibt ein Jubiläum: Der 200. Stipendiat seit Aufnahme des Stipendiatenprogramms 1993 wird erwartet.

4. Ein weiteres Stichwort: internationale Verbindungen. Es ist erfreulich, daß sich die Kontakte zwischen deutschen Ortsvereinigungen und ausländischen Goethe-Gesellschaften stetig entwickeln. Zu langjährigen und bewährten Verbindungen wie denen zwischen Wetzlar und Tambow, Ulm und den Donauregionen, Hamburg und Prag, Heidelberg und St. Petersburg sind neue getreten, so z. B. die zwischen Chemnitz und Marienbad, wo – dank des Engagements von Siegfried Arlt und Dr. Helga Bonitz – vom 4. bis 11. September 2004 eine Goethe-Woche gemeinsam gestaltet werden konnte und wo eine weitere Goethe-Woche vom 28. August bis 3. September 2005 stattfindet.

Wetzlar und Tambow sind seit zehn Jahren in freundschaftlichem Austausch. In dieser Zeit haben sich mehr als 50 Studenten und Doktoranden aus Tambow in Wetzlar aufgehalten. Dahinter steht eine große Leistung, für die wir danken: Prof. Dr. Lili Kaufmann, Germanistikprofessorin in Tambow, und den Goethe-Freunden in Wetzlar: Angelika Kunkel, der Wetzlar verbundenen Cornelia Kühn-Leitz und dem Wetzlarer Vorstand um seinen Vorsitzenden Dr. Manfred Wenzel.

Unter ihrer engagierten Vorsitzenden Ursula Heldmann hat die Ortsvereinigung Ulm und Neu-Ulm vielfältige Kontakte in die Donauregionen, nach Tschechien und Polen geschaffen. Dafür möchten wir herzlich danken.

Ein weiteres Beispiel internationaler Zusammenarbeit: Unsere Vorstandsmitglieder Dr. Gundega Grinuma aus Riga und Dr. Jürgen Klose aus Dresden haben in Dresden und Riga das Stück *Der neue Menoza* von Jakob Michael Reinhold Lenz in der Büh-

nenfassung von Christoph Hein mit Schülern zur Aufführung gebracht. Hinter diesem nüchternen Satz verbirgt sich eine große organisatorische und künstlerische Leistung, für die wir beiden Initiatoren herzlich danken. Die Förderer des Projekts sind in den Dank eingeschlossen. Hartnäckigkeit und Leidenschaft für die Sache haben dieses kleine Wunder zustande gebracht – ein Beweis dafür, daß originelle Konzepte, sind sie erst einmal geboren, auch in die Tat umgesetzt werden können.

5. Von den Vorstandsmitgliedern Prof. Dr. Werner Frick und Prof. Terence James Reed ging die Idee aus, einen Goethe-Sommerkurs für Studenten durchzuführen. Er findet statt vom 13. bis 27. August 2005 in der Europäischen Jugendbildungs- und -begegnungsstätte Weimar; sein Thema: *Geistesantipoden? Goethe, Schiller und die europäischen Wirkungen der Weimarer Klassik*. Beide werden gemeinsam mit Mitarbeitern unentgeltlich unterrichten. Unser Vorstandsmitglied Dr. Wolfgang Müller hat sich dabei als unermüdlicher und unentbehrlicher Mitstreiter und Einwerber finanzieller wie personeller Unterstützung erwiesen. Unser Dank für die Förderung des Projekts gilt der Sparkassenkulturstiftung Hessen-Thüringen und den Herren Dr. Dirk Ippen (Gräfenfing), Alfried Holle (Düsseldorf) und Prof. Dr. h. c. Lothar Späth (Leonberg). Wir danken weiterhin dem Evangelischen Studienwerk Villigst, das begabten Studenten die Kursteilnahme durch ein Stipendium ermöglicht. Es ist zugleich unsere Absicht, im Jahr 2006 einen weiteren Goethe-Sommerkurs zu organisieren.

Unmittelbar vor diesem Kurs, vom 3. bis 10. August 2005, findet in Weimar eine Sommerschule für Schüler aus Deutschland und Polen statt; ihr Thema: *Atem der Freiheit – Friedrich Schiller*. An dieser Sommerschule ist die Goethe-Gesellschaft ebenfalls organisatorisch und inhaltlich mitbeteiligt.

Da Nachwuchsarbeit ein Zentrum unserer Tätigkeit bilden sollte, haben wir hier zwei Initiativen vor uns, denen Kontinuität zu wünschen ist.

Wenn ich Ihnen jetzt einige Projekte der letzten zwei Jahre, den Zeitraum, über den hier zu berichten ist, ausführlicher vorgestellt habe, einige leider nur skizzieren konnte, möchte ich folgendes festhalten:

Die Geschäftsführung einer großen literarischen Gesellschaft wie der unseren ist ohne eine intakte Geschäftsstelle mit hochmotivierten, effizient und ideenreich tätigen Mitarbeiterinnen nicht denkbar. Inhaltlich wie organisatorisch ist unsere Geschäftsstelle Tag für Tag das eigentliche Zentrum, über das unser Gesellschaftsleben bewegt und in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Der Dank des Vorstands für eine vorzügliche Geschäftsführung im zurückliegenden Berichtszeitraum gilt daher der Geschäftsstellenleiterin Dr. Petra Oberhauser, ebenso Cornelia Jahn sowie weiterhin Marlene von Zweidorff, die auch nach ihrer Pensionierung im Jahr 2003 in Phasen großer Arbeitsfülle gern zur Verfügung stand. Allein bei der Vorbereitung der 79. Hauptversammlung hat unsere Geschäftsstelle wieder ein Meisterstück geleistet – der Erfolg der letzten Tage hat es gezeigt.

Dies ist mir ein willkommener Anlaß zu einem ersten kurzen Resümee: Rund 700 Mitglieder aus 20 Ländern sind zur 79. Hauptversammlung nach Weimar gekommen.

Den Auftakt bildete am 18. Mai 2005 das nunmehr 3. Symposium junger Goetheforscher, für das sich acht junge Wissenschaftler qualifizieren konnten. Für Konzeption und Leitung des Symposiums danken wir Dr. Thorsten Valk und Dr. Wolf Gerhard Schmidt. Etliche Mitglieder, mit denen ich bereits sprechen konnte, waren tief beeindruckt von den Referaten der jungen Goetheforscher.

Bereits hinter uns liegt auch die wissenschaftliche Konferenz der 79. Hauptversammlung: *Goethes Schiller – Schillers Goethe*. In 16 Arbeitsgruppen wurde das Thema entfaltet, wobei insgesamt 46 Referenten, Korreferenten und Diskussionsleiter aus 18 Ländern die Arbeitsgruppen im Team ausgestalteten. Alle Referate werden im Goethe-Jahrbuch 2005 gedruckt vorliegen. Ich pflege das Goethe-Jahrbuch gelegentlich als das geistige Band

unserer Gesellschaft zu bezeichnen – und das ist es in einer Gesellschaft mit 3800 Mitgliedern in 55 Ländern der Welt tatsächlich. Auf mehr als 500 Seiten bietet es neue Erkenntnisse zu Goethes Leben und Werk dar, rezensiert wichtige Neuerscheinungen und berichtet über die Tätigkeit der Weimarer Goethe-Gesellschaft sowie die der Goethe-Gesellschaften im In- und Ausland. Ich danke meinen Mitherausgebern Dr. Edith Zehm und Werner Frick für die im zurückliegenden Berichtszeitraum geleistete Arbeit, und ich danke für die Redaktion der Bände Dr. Petra Oberhauser. Für die finanzielle Förderung dieses für die Forschung und unsere Verständigung so grundlegenden wie unentbehrlichen Werkes danke ich herzlich der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

An dieser Stelle spreche ich den Dank unseres Vorstands auch an weitere Fördergeber aus, die eine qualitätvolle 79. Hauptversammlung mit internationaler Beteiligung – so z. B. auch die Einladung von 15 Vorsitzenden ausländischer Goethe-Gesellschaften mit jeweils 2 bis 3 Studenten bzw. jungen Wissenschaftlern – erst ermöglicht haben. Unser Dank gilt der Jubiläumsstiftung der Credit Suisse Group, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Marga und Kurt Möllgaard Stiftung im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e. V., dem Freistaat Thüringen, dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, der Firma Lötfolien GmbH Stuttgart und der Sparkasse Mittelthüringen. Herzlich danken wir dem Deutschen Nationaltheater Weimar, das uns durch entgegenkommende Konditionen ermöglicht hat, unsere festliche Eröffnungsveranstaltung an diesem traditionsreichen Ort durchzuführen.

Mit alledem ist in Stichworten angedeutet, wo unsere künftigen inhaltlichen Aufgaben liegen, und ich bin mir gewiß, daß unsere Gesellschaft genügend Kraft besitzt, um sie Schritt für Schritt zu lösen.

Orientieren wir uns an Goethe, der einmal sinngemäß sagte, jeder besitze Stärke genug, das zu tun, wovon er überzeugt sei. Der Gegenstand, dem wir uns zuwenden, lohnt all diese Anstrengungen. Lassen Sie uns dabei gemeinsam zusammenwirken. Bringen Sie Ihre guten Ideen ein – zur tätigen Förderung der Goethe-Gesellschaft, deren Zielen wir verbunden sind und bleiben.

Jochen Golz

Geschäftsbericht des Schatzmeisters für die Jahre 2003 und 2004

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Mitglieder!

Meinen ersten Bericht als Schatzmeister möchte ich Ihnen nicht vortragen, ohne auch ›Butter bei die Fische‹ zu liefern in Form eines Ihnen vorliegenden Papiers, das einige Zahlen enthält. Anhand dieser Zahlen möchte ich erläutern, wie es um Ihr Geld in der Kasse unserer Goethe-Gesellschaft steht, und so bitte ich Sie, das Papier jetzt zur Hand zu nehmen.

Zu Beginn möchte ich Ihr Augenmerk auf die Überschrift lenken, die von den »Finanzen« spricht und damit anderes Vermögen ausklammert. Ich habe heute später noch die Aufgabe, zu den Dornburger Schlössern und zu Büchern, Handschriften und musealen Gegenständen zu sprechen, und ich hoffe, nach dieser Hauptversammlung auch verantwortlich für Verzeichnisse unseres Sachvermögens zu sein, aber zunächst seien an dieser Stelle nur die Finanzen erörtert. Zur besseren Erkennbarkeit von Entwicklungen über die Jahre hin habe ich die Zahlen für 2000 und 2001, in Euro umgerechnet, dargestellt.

Ein erster wichtiger Posten der Einnahmen und der Ausgaben betrifft das Stipendiatenprogramm. Dessen Ausgaben wurden und werden gegenfinanziert vor allem durch Spenden unserer Mitglieder, für deren Einwerbung wir insbesondere unserem Ehrenpräsidenten, Herrn Professor Keller, danken, ferner durch eine Zuwendung der Kulturstiftung der Deutschen Bank und durch projektgebundene Zuschüsse des Bundes. Diese Summen sind an ihren Zweck gebunden, und diesen Zweck verwirklichen wir gern, wenngleich längerfristig über die bestmögliche Betreuung von Stipendiaten und die Finanzierung des Stipendiatenprogramms nachgedacht werden muß.

Als Annex zu den Stipendiaten sei sogleich auch auf die Unterstützung der in- und ausländischen Goethe-Gesellschaften hingewiesen. Während bezüglich der inländischen Ortsvereinigungen die Unterstützungen notgedrungen fast eingestellt werden mußten – betroffen sind vor allem die Vereinigungen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR –, schwankt die Höhe der Unterstützung der ausländischen Goethe-Gesellschaften. Bekanntlich hat dies vor zwei Jahren zu Irritationen geführt, aber es sei Ihnen an dieser Stelle nochmals gesagt, daß wir diese Ausgaben nach Maßgabe unserer realen Finanzsituation einrichten müssen. Auch hier sind wir an von Spendern vorgegebene Zwecke gebunden, und ich meine auch, daß angesichts der Höhe unserer anderen Ausgaben die Zuwendungen an die ausländischen Gesellschaften vertretbar und begründet sind. Auch persönlich befürworte ich diese Unterstützungen.

Ein hoher Ausgabenposten sind die Gehälter. Unsere seit dem Jahr 2004 nur noch zwei festangestellten Mitarbeiterinnen in der Geschäftsstelle sind jedoch für die umfangreiche Geschäftsführung unserer Gesellschaft unverzichtbar. Vor dem Hintergrund der momentan angespannten Finanzlage hatte der Vorstand das Angebot der Mitarbeiterinnen dankbar akzeptiert, die Geschäfte ohne Wiederbesetzung der durch die Pensionierung von Frau von Zweidorff freigewordenen Stelle weiterzuführen. Das entlastet seit 2004 unsere Kasse, aber die Arbeit wurde für die zwei verbleibenden Mitarbeiterinnen dadurch nicht einfacher. Frau von Zweidorffs Engagement in unserer Geschäftsstelle wird vermißt, und ich möchte nicht versäumen, Frau von Zweidorff an dieser Stelle herzlich für die langjährigen und in stets zuvorkommender Freundlichkeit geleisteten Dienste unser aller anerkennenden Dank auszusprechen.

Nächster großer Ausgabenpunkt ist das Goethe-Jahrbuch. Seine Finanzierung durch öffentliche Zuwendungen ging in den letzten Jahren kontinuierlich zurück, und wir müssen künftig über andere Finanzierungsquellen nachdenken. Auch hier ist ein Apropos anzumerken: Das Finanzamt monierte einen Gegenleistungscharakter von Mitgliedsbeitrag

und Bezugsrecht unseres Jahrbuchs. Wir haben deshalb diesen Leistungsanspruch aus dem Entwurf unserer neuen Satzung herausgenommen. Nach Annahme der neuen Satzung werden wir uns über die zukünftige Ausgestaltung des Bezugs unseres Jahrbuchs Gedanken machen müssen.

Schließlich fallen alle zwei Jahre die Kosten unserer Hauptversammlung an. Die Hauptversammlung von 2001 verursachte die gleichen Kosten wie jene von 1999, nur daß gleichzeitig die Börse krachte, die Staatsschulden prekär deutlich und die öffentlichen Zuwendungen an unsere Goethe-Gesellschaft drastisch zurückgefahren wurden. Dadurch entstand, bezogen auf das Gesamtjahr, eine Lücke von rund 130.000 DM, in dieser Dramatik zuvor nicht absehbar. Mein Vorgänger im Schatzmeisteramt, Dr. Hans Peter Linss, trat sofort kräftig auf die Bremse, aber für die nächste Hauptversammlung 2003, bei der die Ausgaben gegenüber 2001 um ein Drittel vermindert wurden, gingen dann neben den öffentlichen nun auch die privaten Zuwendungen vor allem von Stiftungen deutlich zurück. Daraus und aus den damals noch drei Gehältern in der Geschäftsstelle resultierte nochmals ein Rückgang des Bestandes um rund 38.000 Euro. In dieser Lage habe ich 2003 das Schatzmeisteramt übernommen. Die in der Mitgliederversammlung im Juni 2003 beschlossene Erhöhung der Mitgliedsbeiträge zum 1. Januar 2004 spülte etwas mehr Mittel in unsere Kasse, und zugleich schrumpften ab 2004, wie schon berichtet, die Personalausgaben.

Soweit habe ich nun die Entwicklung der vergangenen Jahre dargestellt. Wenden wir uns der Aussicht für die Zukunft zu. Hier ist wohl die allgemeine Einschätzung am Platze, daß wir nicht so schnell mit einer boomenden Wirtschaft im Land rechnen können. Um wieder mehr große und kleine Zuwendungen zu bekommen, reicht deshalb der gebetsmühlenartige Hinweis des Schatzmeisters nicht aus, alle Mitglieder möchten bitte die Einrichtung eines Dauerauftrags für den Mitgliedsbeitrag vornehmen. Vielmehr müssen wir öffentlichkeitswirksame Dinge tun, die unsere Kreditwürdigkeit steigern, die Anlaß geben dafür, daß Entscheidungsträger uns mehr noch als bisher unterstützen.

Zur ›psychologischen Kriegsführung‹ gehört dabei zunächst, daß wir unsere Vergangenheit ordnen und die Zeitungen endlich berichten können, daß die Goethe-Gesellschaft mit der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen ins reine kommt und wir heute grünes Licht schaffen für die gegenseitige Verständigung. Den dazu vorbereiteten Vertrag werden wir später in dieser Versammlung diskutieren können, doch sei hier schon gesagt, daß wir uns aus Gründen unseres Ansehens in der Öffentlichkeit interne Streitereien schlichtweg nicht mehr leisten können.

Zweitens muß das Stipendiatenprogramm noch deutlicher akzentuiert und in der Öffentlichkeit publik gemacht werden.

Drittens gab es jüngst nicht nur einen deutsch-lettischen Schüleraustausch im Rahmen von Schultheater-Tourneen, sondern wir haben für dieses Jahr erstmals eine Goethe-Sommerschule für Schüler und – in alleiniger Verantwortung unserer Gesellschaft – einen Goethe-Sommerkurs für Studenten in Weimar vorbereitet, deren Bilanz in meinem nächsten Bericht in zwei Jahren wiedergegeben werden wird. Die Einnahmen unserer Gesellschaft, wie sie in der Ihnen vorliegenden Übersicht niedergelegt sind, werden dafür nicht verwendet, aber Ihr Schatzmeister war nicht untätig. Schon im Sommer 2003 fuhr ich nach Oxford und besuchte Herrn Professor Reed in seinem beeindruckenden Queen's College, um die Idee des Sommerkurses mit ihm zu diskutieren. Später habe ich etwas Geld aufgetrieben zur Unterstützung bedürftiger Sommerkurs-Teilnehmer, so daß sich der Lehrgang ganz unabhängig von unseren gesellschaftseigenen Einnahmen finanziert. Dank sei aber weniger mir als den wissenschaftlichen Leitern Professor Reed und Professor Frick samt ihren Assistenten ausgesprochen, die allesamt auf ein Entgelt für ihre Tätigkeit verzichten, sowie Herrn Dr. Wolfgang Müller, der hier vor Ort in vielen kleinen und großen Gesprächen die Rahmenbedingungen für die Begegnung junger Studenten und Schüler im Zeichen Goethes schuf.

Meine Damen und Herren, was wir jetzt brauchen, ist ein *Ad-acta*-Legen der Vergangenheit mit ihren schwärenden Problemen und ein Aufbruch zu neuen Zielen. Wir haben gestern alle hören können, daß der Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, Herr Dieter Althaus, nicht nur seine Goethe-Stipendiaten in der Staatskanzlei empfangen, sondern bei unserer Eröffnungsfeier im Deutschen Nationaltheater ausdrücklich auch unsere Sommerkurse für Schüler und Studenten erwähnt hat. Und wenn Sie, liebe Mitglieder, hier mitwirken und nach dieser Pfingsttagung wie die Jünger Jesu zu Pfingsten aus dieser Versammlung hinausgehen in alle Welt und Ihren Freunden und Verwandten erzählen, daß ein ›Ruck‹ durch unsere Goethe-Gesellschaft gegangen ist, dann, ja dann zahlt das bisher vielleicht frustrierte Mitglied wieder freudiger seinen Mitgliedsbeitrag, und man spendet mit größerer Freigiebigkeit. Dann wird auch die öffentliche Hand uns wieder besser wahrnehmen und uns noch besser unterstützen.

Glauben Sie mir etwa nicht? Schauen Sie sich doch das Börsengeschehen an: Alle Aktienkurse werden erheblich von der Psychologie mitbestimmt. Warum sollte es bei uns in der Goethe-Gesellschaft anders sein? Vielen Dank!

Johannes Kippenberg

Finanzen der Goethe-Gesellschaft in gerundeten Zahlen

(alle Zahlen in Tausend Euro)

Einnahmen	2000	2001	2002	2003	2004
Mitgliedsbeiträge	95	92	83	83	112
Einzelspenden	51	43	42	67	52
Spenden f. Stipendiaten	51	54	55	79	63
Großspenden		76	2	76	3
Bundeszuschüsse	102	64	63	39	53
Einnahmen Hauptvers.		30		22	
Sonstiges	37	10	5	6	9
Gesamt	336	369	250	372	292

Ausgaben	2000	2001	2002	2003	2004
Stipendiatenprogramm	64	69	59	54	56
inländ. Vereinigungen	8	6	6	1	1
ausländ. Vereinigungen	8	7	11	17	11
Personal	130	116	123	123	99
Büro- und Druckkosten	28	32	19	30	27
davon Porto	7	13	5	13	8
und Telefon	2	2	2	2	2
und Internet	6	1	2	1	1
Vorstandssitzungen	2	1	7	3	6
sonst. Reisekosten	10	3	0,2	0,6	1
Goethe-Jahrbuch	38	33	40	27	34
Schriftenreihe	11	8	8	–	–
Ausgaben Hauptvers.	–	178	–	120	–
Sonstiges	30	48	15	1	21
Gesamt	319	477	288	377	256
Geldvermögen (Jahresende 1999: 278)	295	187	149	144	180

Weimar, den 20. Mai 2005

Johannes Kippenberg
Schatzmeister

Bericht der Kassenprüfer für die Geschäftsjahre 2003 und 2004

Bei Georg Christoph Lichtenberg heißt es: »In der deutschen Sprache reimt sich Geld auf Welt; es ist kaum möglich, daß es einen vernünftigeren Reim gebe«.

Dieses Zitat trifft natürlich auch mehr oder weniger auf unsere international agierende literarische Gesellschaft zu. In den Zeiten immer geringer werdender Zuschüsse und Zuwendungen muß man auf die Finanzen ein besonderes Augenmerk haben und diese natürlich auch kontrollieren und prüfen.

Für die Geschäftsjahre 2003 und 2004 haben mein Kollege Volkmar Birkholz und ich die entsprechenden Prüfungen vorgenommen. Die einzelnen Prüfberichte möchte ich an dieser Stelle zusammenfassend darlegen.

Insgesamt ist es erfreulich, Ihnen berichten zu dürfen, daß die beiden Kassenprüfer der buchhalterischen Arbeit unserer Geschäftsstelle ein großes Lob aussprechen. Für beide Jahre haben wir stichprobenartig die Geschäftsvorfälle mit den zugehörigen Belegen verglichen und überprüft, dergleichen die Bewegungen auf den Kontokorrentkonten mit der Fortschreibung der betreffenden Posten in der Buchhaltung. Die Überprüfung des Kassenbestandes mit den Unterlagen der Buchhaltung ergab in keinem der beiden Jahre irgendeine Differenz. Das betrifft auch die Kassenbestände.

Korrekt fanden wir die ausgestellten Spendenquittungen und die Aufbewahrung jeweils einer Kopie in der Geschäftsstelle.

Überhaupt fanden wir die Finanzunterlagen korrekt, übersichtlich und nachvollziehbar nach Sachgebieten abgelegt und geordnet.

Natürlich interessieren sich die Kassenprüfer nicht nur für die Verwaltung der Finanzen, sondern auch für deren Entwicklung. So war eine gewisse Rückläufigkeit der beantragten Bundeszuweisungen festzustellen: Im Finanzjahr 2000 waren das 200.000 DM, 2001 nur noch 130.000 DM, 2002 dann 63.000 € und für das Jahr 2003 gar 21.000 €. Für das Jahr 2004 betrug die Bundeszuweisung dann allerdings 53.300 €, da der Bund sich erstmalig an der Förderung des Stipendiatenprogramms der Goethe-Gesellschaft mitbeteiligte.

Leider gingen auch die Mitgliedsbeiträge zurück, von rund 1000 Mitgliedern fehlten z. B. Mitte 2004 die längst fälligen Jahresmitgliedsbeiträge. Hier ist die Selbstdisziplin jedes einzelnen Mitglieds gefragt.

Aus rückläufigen Zuwendungen und Mitgliedsbeiträgen resultiert naturgemäß ein langsamer Rückgang des Bankguthabens.

Auf die zahlreichen Beantragungen von Zuschüssen für Projekte unserer Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. haben wir Kassenprüfer keinen Einfluß, an die Mitglieder ergeht jedoch die dringende Bitte, Mitgliedsbeiträge zu Beginn des Jahres per Dauerauftrag zu überweisen und es auch an einer entsprechenden Spende nicht fehlen zu lassen. Zumindest Beiträge und Spenden müssen für unsere Geschäftsstelle planbar und eine verlässliche Konstante sein.

Durch ein verantwortliches Verhalten sollten wir uns einen finanziellen Spielraum schaffen, auch mit dem Ziel, Rücklagen bilden zu können!

Einsparpotentiale waren in diesen beiden Jahren nicht festzustellen. Die Gesamtsituation hat dazu geführt, daß unsere Gesellschaft mit dem minimalen Finanzhaushalt dennoch Erstaunliches leistete.

Die Kassenprüfer, mein Kollege Volkmar Birkholz und ich, werden die finanzielle Situation unserer Gesellschaft ständig hinterfragen. Bei allem Sparwillen und auch bei allen Sparzwängen dürfen wir aber nie vergessen, für wen wir da sind und welchen Auftrag wir übernommen haben.

Den vorgetragenen Bericht der Kassenprüfer für die Geschäftsjahre 2003 und 2004 darf ich mit einem Goethe-Zitat aus den *Schriften zur Kunst* abschließen:

Wahrhaft nützlichcs Prüfen, gerechtes Würdigen wird nie, wofern nicht besondere Zwecke solches erheischen, bei den Fehlern verweilen, doch dieselben nicht übersehen; das Verdienstliche aber, erscheine dasselbe in welcher Gestalt es wolle, anerkennen [...].

Ekkehard Taubner / Volkmar Birkholz

Satzung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.

§ 1

Name, Rechtsform, Sitz, Geschäftsjahr

- (1) Der am 20. Juni 1885 gegründeten »Goethe-Gesellschaft in Weimar« wurden am 1. Juli 1885 die Rechte einer juristischen Person verliehen. Die Goethe-Gesellschaft ist beim Amtsgericht Weimar in das Vereinsregister eingetragen. Ihr Name ist »Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.«.
- (2) Die Goethe-Gesellschaft hat ihren Sitz in Weimar.
- (3) Geschäftsjahr der Goethe-Gesellschaft ist das Kalenderjahr.

§ 2

Zweck der Goethe-Gesellschaft

- (1) Zweck der Goethe-Gesellschaft ist die Förderung von Wissenschaft und Forschung sowie von Kunst und Kultur mit dem Ziel, zur vertieften Kenntnis Goethes, seines Umfeldes und seiner Bedeutung für die Gegenwart beizutragen und der ihm gewidmeten Forschung Anregungen zu geben.
- (2) Der Zweck der Goethe-Gesellschaft wird insbesondere verwirklicht durch wissenschaftliche Veranstaltungen und Veröffentlichungen, vor allem durch Herausgabe eines Jahrbuchs und der Schriften der Goethe-Gesellschaft, sowie durch geeignete Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses im In- und Ausland.
- (3) Die Goethe-Gesellschaft entspricht in ihrem internationalen Charakter dem welt-offenen Denken Goethes und seiner Idee der Weltliteratur. Sie verfolgt ihren Zweck neutral und unabhängig und pflegt die Zusammenarbeit mit in- und ausländischen Goethe-Vereinigungen.

§ 3

Gemeinnützigkeit

- (1) Die Goethe-Gesellschaft verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts »Steuerbegünstigte Zwecke« der Abgabenordnung.
- (2) Die Goethe-Gesellschaft ist selbstlos tätig und verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.
- (3) Mittel der Goethe-Gesellschaft dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Zuwendungen aus den Mitteln der Goethe-Gesellschaft. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Goethe-Gesellschaft fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.
- (4) Bei Auflösung oder Aufhebung der Goethe-Gesellschaft oder bei Wegfall ihres bisherigen Zwecks fällt das Vermögen der Goethe-Gesellschaft an den Freistaat Thüringen, der es unmittelbar und ausschließlich für gemeinnützige Zwecke im Sinne des Vereinszweckes zu verwenden hat.

§ 4

Erwerb der Mitgliedschaft

- (1) Mitglied der Goethe-Gesellschaft kann jede natürliche Person, jede Personengesellschaft und jede juristische Person werden.
- (2) Die Mitgliedschaft wird erworben durch schriftliche Beitrittserklärung an die Geschäftsstelle und durch Zahlung des festgesetzten Beitrags für das laufende Jahr.

- (3) Gegen eine Ablehnung der Aufnahme in die Goethe-Gesellschaft durch den Präsidenten*, die ohne Angabe von Gründen möglich ist, kann der Antragsteller innerhalb eines Monats nach Zugang der Ablehnungserklärung eine schriftliche Beschwerde beim Vorstand einlegen. Über die Beschwerde entscheidet die nächste Mitgliederversammlung.

§ 5

Beendigung der Mitgliedschaft

- (1) Die Mitgliedschaft endet:
- a) durch den Tod des Mitglieds, durch die Auflösung der juristischen Person oder der Personengesellschaft
 - b) durch Austritt
 - c) durch Streichung von der Mitgliederliste
 - d) durch Ausschluß aus der Goethe-Gesellschaft.
- (2) Der Austritt setzt eine an die Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft gerichtete, schriftliche Erklärung voraus. Er ist nur mit einer Frist von drei Monaten zum Ende eines Kalenderjahres möglich.
- (3) Durch Beschluß des Vorstandes kann ein Mitglied von der Mitgliederliste gestrichen werden, wenn es mit der Zahlung von zwei Jahresbeiträgen im Rückstand ist und trotz zweimaliger Mahnung und angedrohter Streichung seinen Mitgliedsbeitrag nicht entrichtet hat. Die Streichung ist erst zulässig, wenn seit Absendung des zweiten Mahnschreibens mit darin angedrohter Streichung von der Mitgliederliste drei Monate vergangen sind und der Beitragsrückstand nicht beglichen ist. Der Beschluß über die Streichung ist dem Mitglied schriftlich mitzuteilen.
- (4) Ein Mitglied, das in grober Weise gegen die Interessen der Goethe-Gesellschaft verstößt, kann mit jeweiliger Dreiviertelmehrheit vom Vorstand und dem Beirat (kumulativ) aus der Goethe-Gesellschaft ausgeschlossen werden. Vor der Beschlußfassung ist dem Mitglied unter Wahrung einer angemessenen Frist Gelegenheit zur persönlichen mündlichen oder schriftlichen Stellungnahme zu geben. Der Beschluß über einen Ausschluß ist vom Präsidenten zu begründen und dem Mitglied mit eingeschriebenem Brief bekannt zu machen.
- (5) Gegen den Ausschluß kann das ausgeschlossene Mitglied innerhalb eines Monats nach Zugang des Bescheides eine schriftliche Beschwerde beim Vorstand einlegen. Über die Beschwerde entscheidet die nächste Mitgliederversammlung.

§ 6

Mitgliedsbeiträge

- (1) Von den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft werden Jahresbeiträge erhoben. Die Höhe der Mitgliedsbeiträge beschließt die Mitgliederversammlung. Der Mitgliedsbeitrag ist bis zum 31. März des jeweiligen Jahres zu entrichten.
- (2) Schüler und Studenten sowie die Ehegatten von Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft zahlen die Hälfte des Jahresbeitrags.
- (3) Mitgliedern, die aufgrund ihrer sozialen Situation nicht in der Lage sind, den Mitgliedsbeitrag aufzubringen, kann der Mitgliedsbeitrag ganz oder teilweise erlassen werden.

§ 7

Organe der Goethe-Gesellschaft

Organe der Goethe-Gesellschaft sind

- a) die Mitgliederversammlung
- b) der Vorstand.

* Die in der Satzung verwendeten maskulinen Funktionsbezeichnungen gelten in gleicher Weise auch in der femininen Form.

§ 8

Mitgliederversammlung

- (1) In der Mitgliederversammlung hat jedes Mitglied eine Stimme. Dies schließt nicht aus, daß ein Mitglied, das auch der gesetzliche Vertreter eines Mitglieds der Goethe-Gesellschaft ist, in beiden Eigenschaften abstimmt.
- (2) Die Mitgliederversammlung soll im Abstand von zwei Jahren in Weimar stattfinden. Sie wird vom Präsidenten, bei dessen Verhinderung vom Vizepräsidenten, unter Einhaltung einer Frist von drei Monaten und mit Angabe der Tagesordnung einberufen und geleitet. Das Nähere regelt eine Versammlungsordnung.
- (3) Die Mitgliederversammlung hat insbesondere die folgenden Aufgaben:
 - a) Genehmigung der Tagesordnung der Mitgliederversammlung
 - b) Wahl der Mitglieder des Vorstands
 - c) Berufung der Mitglieder des Beirats
 - d) Wahl von zwei Rechnungsprüfern, jeweils für die Dauer von vier Geschäftsjahren
 - e) Festsetzung der Mitgliedsbeiträge
 - f) Entgegennahme der Berichte des Präsidenten, des Schatzmeisters, eines Vertreters des Beirates und der Rechnungsprüfer
 - g) Entlastung des Vorstands.
- (4) Über den Verlauf der Mitgliederversammlung ist ein Protokoll zu führen, das die Beschlüsse im Wortlaut festhält. Es ist vom Versammlungsleiter und vom Schriftführer zu unterzeichnen. Die Beschlüsse sind im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft zu veröffentlichen.

§ 9

Außerordentliche Mitgliederversammlung

- (1) Eine außerordentliche Mitgliederversammlung ist vom Vorstand einzuberufen, wenn einhundert oder ein Zehntel der Mitglieder dies mit schriftlicher Begründung beantragen. Der Präsident ist verpflichtet, die Versammlung im Einvernehmen mit dem Vorstand innerhalb von zwei Monaten nach Eingang des Antrags mit einer Frist von vier Wochen und unter Angabe der Tagesordnung einzuberufen.
- (2) Außerordentliche Mitgliederversammlungen sind auch auf Verlangen des Vorstands vom Präsidenten mit einer Frist von vier Wochen unter Angabe der Tagesordnung einzuberufen.
- (3) Außerordentliche Mitgliederversammlungen können auch außerhalb von Weimar stattfinden.
- (4) Für die Anfertigung und Unterzeichnung des Protokolls gelten die Bestimmungen des § 8 Absatz 4 dieser Satzung entsprechend.

§ 10

Vorstand

- (1) Der Vorstand besteht aus neun Personen, von denen zwei Ausländer sein sollen. Eine Person soll die inländischen Vereinigungen repräsentieren.
- (2) Die Mitglieder des Vorstands sind ehrenamtlich für die Goethe-Gesellschaft tätig. Sie haben Anspruch auf Ersatz der ihnen bei ihrer Tätigkeit entstandenen Aufwendungen.
- (3) Die Mitglieder des Vorstands werden von der Mitgliederversammlung einzeln für die Dauer von vier Jahren gewählt.
- (4) Die Mitgliedschaft im Vorstand ist in der Regel auf zwei Amtsperioden begrenzt.
- (5) Der Vorstand wählt aus seiner Mitte den Präsidenten, den Vizepräsidenten und den Schatzmeister. Entweder der Präsident oder der Vizepräsident soll in Weimar oder dessen Umgebung wohnen.

- (6) Der Präsident oder der Vizepräsident vertreten die Goethe-Gesellschaft einzeln. Der Vizepräsident soll die Geschäfte nur führen, wenn der Präsident verhindert oder er von diesem mit der Vertretung ausdrücklich beauftragt worden ist.
- (7) Scheidet ein Mitglied des Vorstandes vorzeitig aus, so kann sich dieser durch Zuwahl bis zur nächsten Mitgliederversammlung ergänzen.
- (8) Über den Verlauf von Vorstandssitzungen ist ein Protokoll zu führen, das die Beschlüsse im Wortlaut festhält.
- (9) Der Vorstand gibt sich eine Geschäftsordnung.

§ 11

Aufgaben des Vorstands

- (1) Der Vorstand faßt die maßgebenden Beschlüsse, sofern sie nicht nach Gesetz und dieser Satzung anderen Organen zugewiesen sind. Er hat insbesondere folgende Aufgaben:
 - a) Erstellung des Jahresprogramms
 - b) Erstellung des Haushaltsplanes bis zum Ende der ersten drei Monate eines jeden Kalenderjahres
 - c) Leitung der laufenden Geschäfte der Goethe-Gesellschaft
 - d) Wahrnehmung der Öffentlichkeitsarbeit.
- (2) Der Vorstand führt die Aufsicht über die Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

§ 12

Beirat

- (1) Der Beirat berät und unterstützt den Vorstand im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen und dieser Satzung. Er besteht aus fünf in- und ausländischen Mitgliedern der Gesellschaft. Dem Beirat sollen Personen mit besonderer fachlicher, politischer oder wirtschaftlicher Kompetenz und Erfahrung im Hinblick auf die Erfüllung des Zwecks der Goethe-Gesellschaft angehören. Aufgaben des Beirates sind insbesondere
 - a) Empfehlungen für die Erfüllung des Zwecks der Goethe-Gesellschaft
 - b) Stellungnahme zum Haushaltsplan, zur Jahresrechnung und zum Tätigkeitsbericht
 - c) Empfehlungen zur Bestellung von Vorstandsmitgliedern.
- (2) Die Mitglieder des Beirates werden auf Vorschlag des Vorstandes von der Mitgliederversammlung für die Dauer von vier Jahren mit einfacher Mehrheit berufen.
- (3) Über den Verlauf von Beiratssitzungen ist ein Protokoll zu führen, das die Beschlüsse im Wortlaut festhält.
- (4) Der Beirat gibt sich eine Geschäftsordnung.

§ 13

In- und ausländische Goethe-Vereinigungen

- (1) Die in- und ausländischen Vereinigungen tragen zur Verbreitung der Ziele der Goethe-Gesellschaft bei. Sie sind in Abstimmung mit dem Vorstand der Goethe-Gesellschaft tätig.
- (2) Die Gründung einer solchen Vereinigung soll mit dem Vorstand abgestimmt werden.
- (3) Die in- und ausländischen Vereinigungen tragen die Kosten ihrer Verwaltung. Sie berichten dem Vorstand der Goethe-Gesellschaft jährlich über ihre Tätigkeit.
- (4) Die Mitglieder einer in- oder ausländischen Vereinigung sollen möglichst auch der Goethe-Gesellschaft in Weimar angehören. Den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft in Weimar wird empfohlen, wenn möglich, auch Mitglied der Vereinigung ihres Wohnorts zu sein, sofern es eine solche gibt.

§ 14 Geschäftsstelle

- (1) Die Geschäftsstelle in Weimar führt die laufenden Geschäfte der Goethe-Gesellschaft.
- (2) Die Geschäftsstelle ist im Auftrag des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft tätig.
- (3) Das Nähere regelt der Vorstand in einer Geschäftsordnung.

§ 15 Ehrungen

- (1) Aufgrund besonderer Verdienste um die Goethe-Gesellschaft können nach Beschluß des Vorstandes vom Präsidenten natürliche Personen zu Ehrenmitgliedern ernannt werden. Die Ehrungen sind öffentlich vorzunehmen.
- (2) Aufgrund besonderer Verdienste um die Erforschung und Vermittlung von Leben, Werk und Wirken Goethes kann Persönlichkeiten des Inlands und des Auslands nach Beschluß des Vorstandes durch den Präsidenten die Goethe-Medaille der Goethe-Gesellschaft verliehen werden. Die Ehrung ist öffentlich vorzunehmen.

§ 16 Mehrheiten

- (1) Die Organe der Goethe-Gesellschaft beschließen mit einfacher Mehrheit, soweit diese Satzung nichts anderes vorsieht.
Bei Stimmengleichheit gelten Anträge als abgelehnt.
- (2) Satzungsänderungen bedürfen einer Mehrheit von zwei Dritteln der anwesenden Mitglieder der Mitgliederversammlung. Für den Beschluß über die Auflösung der Goethe-Gesellschaft ist eine Mehrheit von drei Vierteln der anwesenden Mitglieder der Mitgliederversammlung erforderlich.
- (3) Stimmenthaltungen und ungültige Stimmen werden bei Abstimmungen nicht mitgezählt.
- (4) Mitgliederversammlungen sind beschlußfähig, solange noch mehr als die Hälfte der zunächst erschienenen Mitglieder anwesend ist. Der Sitzungsleiter hat eingangs der Sitzung auf die Existenz dieses Quorums hinzuweisen.
- (5) Die Mitgliederversammlung verabschiedet auf Vorschlag des Vorstandes eine Wahlordnung, in der die Einzelheiten der Wahlverfahren für die Wahlen des Vorstandes und des Beirates geregelt sind. Die Wahlordnung ist Bestandteil der Satzung.

§ 17 Auflösung der Gesellschaft

- (1) Wird die Goethe-Gesellschaft aufgelöst, so haben die Mitglieder keinen Anspruch auf das Vermögen der Gesellschaft oder auf Rückerstattung von Beiträgen und Spenden. Gemäß § 3 Absatz 4 der Satzung ist das Vermögen unentgeltlich auf den Freistaat Thüringen zu übertragen. Eine Verwendung des Vermögens im Sinne der Ziele der Goethe-Gesellschaft ist im Übereignungsvertrag vorzusehen.
- (2) Die Auflösung der Goethe-Gesellschaft kann nur von einer zu diesem Zweck einberufenen außerordentlichen Mitgliederversammlung beschlossen werden.

§ 18 Übergangsregelung

- (1) Diese Satzung tritt am 1. Januar des Jahres 2006 in Kraft.
- (2) Der Vorstand arbeitet in seiner bisherigen Besetzung bis zur nächsten Neuwahl weiter.

Weimar, 20. Mai 2005

Beschlossen in der Mitgliederversammlung
am 20. Mai 2005 im Rahmen der
79. Hauptversammlung.

Wahlordnung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.

Die Grundzüge des Wahlverfahrens sind in § 16 der Satzung (Mehrheiten) geregelt. Die Wahlordnung legt die in die Zuständigkeit des Wahlleiters gehörenden Tätigkeiten fest.

- (1) Die Durchführung der Wahlen zum Vorstand und zum Beirat obliegt dem Wahlleiter, dem ein Wahlausschuß zur Seite steht.
- (2) Der Wahlausschuß besteht aus vier Mitgliedern, die im Auftrag des Wahlleiters handeln.
- (3) Wahlausschuß und Wahlleiter werden vom Vorstand vorgeschlagen und von der Mitgliederversammlung bestimmt.
- (4) Der Wahlleiter und die Mitglieder des Wahlausschusses dürfen weder dem bisherigen Vorstand noch dem bisherigen Beirat angehören und auch nicht für den neuen Vorstand bzw. den neuen Beirat kandidieren.
- (5) Der Wahlleiter erläutert die vom Vorstand vorgeschlagenen Listen für die Vorstands- bzw. Beiratswahl. Bei den von den Mitgliedern vorgeschlagenen ist zu kennzeichnen, von wem sie vorgeschlagen sind (§ 16, Abs. 2). Er stellt die Vorgeschlagenen in der Reihenfolge vor, in der sie auf den Vorschlagslisten aufgeführt sind.
- (6) Wahlberechtigt sind die Mitglieder, sofern sie anwesend sind. Stimmübertragung oder Briefwahl sind nicht zulässig.
- (7) Auf dem Stimmzettel ist mit dem Namen der Wohnort anzugeben, bei ausländischen Mitgliedern auch das Land. Bei den von den Mitgliedern vorgeschlagenen ist zu vermerken: »Mitgliedervorschlag«.
- (8) Die Mitglieder des Wahlausschusses sammeln die Stimmzettel ein und nehmen unter Aufsicht des Wahlleiters die Auszählung vor.
- (9) Der Wahlleiter teilt die Ergebnisse der Wahlen im Einvernehmen mit dem Präsidenten mit.
- (10) Über die Wahlvorgänge ist ein Protokoll anzufertigen und vom Wahlleiter zu unterzeichnen.
- (11) Diese Wahlordnung tritt zusammen mit der neuen Satzung am 1.1.2006 in Kraft.

Weimar, 20. Mai 2005

Beschlossen in der Mitgliederversammlung
am 20. Mai 2005 im Rahmen der
79. Hauptversammlung.

Versammlungsordnung für Mitgliederversammlungen der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.

§ 1

Einberufung

- (1) Der Anlaß zur Einberufung einer Mitgliederversammlung und die hierbei zu beachtenden Fristen richten sich nach der Satzung.
- (2) Die (vorläufige) Tagesordnung stellt der Präsident im Benehmen mit dem Vizepräsidenten auf. Schriftlichen Anträgen der Mitglieder auf Aufnahme von Beratungsgegenständen in die Tagesordnung ist zu entsprechen, wenn die Anträge spätestens vier Wochen vor der Versammlung bei der Geschäftsstelle eingehen.
- (3) Die Benachrichtigung der Mitglieder und die Einberufung einer Mitgliederversammlung obliegt dem Präsidenten, bei dessen Verhinderung dem Vizepräsidenten.

§ 2

Leitung

Die Mitgliederversammlung wird vom Präsidenten, bei dessen Verhinderung vom Vizepräsidenten geleitet.

§ 3

Teilnahme

Die Mitgliederversammlung ist nicht öffentlich. Über die Zulassung von Gästen entscheidet der Leiter. Hierüber unterrichtet er eingangs die Mitgliederversammlung.

§ 4

Änderung der Reihenfolge der Tagesordnung

Die Mitgliederversammlung kann mit einfacher Mehrheit die Reihenfolge der Tagesordnung ändern.

§ 5

Eröffnung der Aussprache; Verbindung von Beratungsgegenständen

- (1) Der Leiter eröffnet für jeden Beratungsgegenstand, der auf der Tagesordnung steht, die Aussprache.
- (2) Er kann zwei (oder mehrere) Gegenstände zusammenfassen, sofern zwischen ihnen ein Sachzusammenhang besteht.

§ 6

Begrenzung der Redezeit

In den Aussprachen darf der einzelne Redner jeweils 5 Minuten nicht überschreiten. Der Leiter bestimmt das Ende der Rednerliste oder Debatte, es sei denn, daß die Mitgliederversammlung die Fortsetzung des Meinungsaustausches beschließt.

§ 7

Abstimmung

- (1) Über jeden Gegenstand entscheidet die Mitgliederversammlung gesondert. Liegt mehr als ein Antrag vor, beschließt sie zuerst über den weitestgehenden. Bei Zweifeln, welcher Antrag der weitestgehende sei, entscheidet sie hierüber ohne Aussprache zuerst.
- (2) Abgestimmt wird durch Handzeichen. Bei Unklarheiten läßt der Leiter nochmals abstimmen – entweder wieder durch Handzeichen oder nach seinem Gutdünken anders (zum Beispiel durch Aufstehen oder Sitzenbleiben). Bei Abstimmungen über Personen ist geheim abzustimmen, sofern die Mitgliederversammlung dies mit einfacher Mehrheit beschließt.
- (3) Die Mehrheiten nach § 17 der Satzung errechnen sich nach den abgegebenen gültigen Ja- und Neinstimmen – ohne ungültige Stimmen und ohne Enthaltungen.
- (4) Bei Gegenständen, die eine Stimmenauszählung erfordern, verkündet der Leiter das Ergebnis der Auszählung. Der Gegenstand ist damit erledigt und neuer Beratung in dieser Mitgliederversammlung nicht zugänglich.

§ 8

Überleitung und Ergänzung

- (1) Die Abstimmung über diesen Entwurf einer Versammlungsordnung erfolgt auf der Grundlage der z. Zt. gültigen Satzung. Tritt eine neue Satzung in Kraft, gelten alle satzungsbezogenen Bestimmungen der Versammlungsordnung als übergeleitet.
- (2) Alle auf männliche Personen bezogenen Bestimmungen der Versammlungsordnung gelten auch in der weiblichen Form.

§ 9

Inkrafttreten

Diese Versammlungsordnung tritt mit der Annahme durch die Mitgliederversammlung in Kraft.

Weimar, 20. Mai 2005

Beschlossen in der Mitgliederversammlung
am 20. Mai 2005 im Rahmen der
79. Hauptversammlung.

Vertragsentwurf zwischen der Goethe-Gesellschaft in Weimar und der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen

Nachfolgender Vertragsentwurf wurde in der Mitgliederversammlung am 20. Mai 2005 im Rahmen der 79. Hauptversammlung beschlossen.

Vertragsentwurf

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.
(im folgenden mit GG abgekürzt)
und die Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen
(im folgenden mit SWKK abgekürzt)

- in dem gemeinsamen Willen,
- zum Wohle der Kulturstätten in Weimar und insbesondere zur gemeinsamen Förderung des Andenkens an Goethe und sein Umfeld sowie allgemein zur Förderung der Forschung und Bildung weiterhin gedeihlich zusammenzuarbeiten,
 - die während des vierzigjährigen Bestehens der DDR und während der anschließenden Zeit entstandenen offenen Fragen zu regeln,
- schließen nach Zustimmung
sowohl der Mitgliederversammlung der GG am [Datum]
als auch des Stiftungsrates der SWKK am [Datum] diesen

Vertrag

ARTIKEL 1: LEIHGABE AN DIE HERZOGIN ANNA AMALIA BIBLIOTHEK

§ 1

Leihgabe

Die GG überlässt der Herzogin Anna Amalia Bibliothek der SWKK (im folgenden HAAB abgekürzt) ihre Bibliothek als Leihgabe auf unbestimmte Zeit (Dauerleihgabe).

§ 2

Umfang

Auf der Grundlage des Gutachtens von Dr. Willi Höfig vom Dezember 2001 (Anlage 1)¹ wird eine Kommission, bestehend aus Prof. Dr. Volkmar Hansen, Dr. Michael Knoche und Dr. Konrad Marwinski, den Bestand der Bücher der GG, der sich in der HAAB befindet, einvernehmlich festlegen. Die dabei festgelegte Bestandsliste wird als Anlage 2² ein Teil dieses Vertrages. Spätere Änderungen bleiben einvernehmlich vorbehalten.

§ 3

Registratur

Die Bücher der GG werden in den Katalogen der HAAB als Eigentum der GG registriert und als solche kenntlich und auffindbar sein.

§ 4**Neu eingehende Bücher der GG**

Soweit die GG ihre neu eingehenden Bücher nicht anders verwenden möchte, wird sie sie der HAAB übergeben. Zwischen GG und HAAB wird einvernehmlich entschieden, welche Bücher gemäß §§ 1 und 3 leihweise übernommen und welche zum Tausch freigegeben werden; die Tauschexemplare werden Eigentum der HAAB.

§ 5**Benutzung der Leihgabe**

Die Bücher der GG in der HAAB sind der Öffentlichkeit nach den Bestimmungen der Benutzerordnung der HAAB in Weimar zugänglich. Die HAAB kann die Bücher insgesamt oder in Teilen nach Maßgabe der Grundsätze, die sie auf ihre eigenen Bestände anwendet, für temporäre Ausstellungen an Dritte ausleihen. In den Publikationen von Dritten ist auf das Eigentum der GG hinzuweisen.

§ 6**Verwaltung und Aufwendungen**

Die HAAB verwaltet die Bücher der GG, nimmt ihre inhaltliche Erschließung vor und restauriert sie wie ihre eigenen Bestände. Die GG verzichtet auf eine geschlossene Aufstellung und auf eine Präsenzaufstellung in der HAAB. Die GG bemüht sich entsprechend ihren Möglichkeiten, die HAAB bei der Restaurierung ihrer Bücher zu unterstützen. Bei einer Kündigung des Dauerleihvertrages seitens der GG hat die GG die der SWKK entstandenen notwendigen Restaurierungskosten zu ersetzen.

§ 7**Veröffentlichungen**

Die SWKK weist in eigenen Publikationen, in denen auf die Bücher der GG insgesamt oder in Teilen Bezug genommen wird, auf das Eigentum der GG hin. Die SWKK übermittelt von jeder eigenen Publikation, in der zu einem maßgeblichen Anteil Bücher der GG Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sind, der GG kostenlos zwei Exemplare.

§ 8**Auskunftserteilung**

Die HAAB wird Anfragen seitens der Geschäftsstelle der GG, deren Beantwortung einen begrenzten Aufwand nicht übersteigt, kostenfrei beantworten.

§ 9**Abstimmung von Einzelfragen**

Einzelfragen zur Verwaltung der Leihgabe, z. B. hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Auswertung, sowie Fragen besonderer Erwerbungen werden seitens der HAAB mit dem Präsidenten der GG oder einem von ihm benannten Vertreter abgestimmt.

§ 10**Haftung**

Die Leihnehmerin übernimmt die Sorgfaltsverpflichtung, die sie in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt. Sie haftet nicht für Wertminderungen, die durch den vertragsgemäßen Gebrauch der Leihgabe entstehen, verpflichtet sich jedoch, den Gebrauchswert der Leihgabe nach Maßgabe bibliothekarischer Sorgfalt zu erhalten. Besondere Schäden hat sie der GG unverzüglich anzuzeigen.

§ 11

Kündigung

Mit Vertragsunterzeichnung kommt der Dauerleihvertrag für eine Laufzeit von 20 Jahren zustande. Er verlängert sich für eine weitere Laufzeit von 20 Jahren, wenn nicht 2 Jahre vor Ablauf der Leihfrist gekündigt worden ist. Innerhalb der Leihfrist kann der Vertrag nur aus wichtigem Grund gekündigt werden.

§ 12

Vorkaufsrecht

Für den Fall einer Veräußerung der Leihgabe oder von Teilen davon durch die GG steht der HAAB ein Vorkaufsrecht gemäß BGB zu. Das Vorkaufsrecht ist spätestens sechs Monate nach der schriftlichen Mitteilung des Verkaufs durch den Direktor der HAAB auszuüben.

ARTIKEL 2: LEIHGABE AN DAS GOETHE- UND SCHILLER-ARCHIV

§ 1

Leihgabe

Die GG überlässt der SWKK ihre sich bereits im Goethe- und Schiller-Archiv (im folgenden GSA abgekürzt) befindenden Autografen zur Aufbewahrung und Verwaltung im GSA als Leihgabe auf unbestimmte Zeit (Dauerleihgabe).

§ 2

Umfang

Auf der Grundlage des Gutachtens von Dr. Willi Höfig vom Dezember 2002 (Anlage 3)³ wird eine Kommission, bestehend aus Dr. Jochen Golz und Prof. Dr. Volkmars Hansen, den Umfang der Autografen der GG in den heutigen Beständen des GSA einvernehmlich festlegen. Die dabei festgelegte Bestandsliste wird als Anlage 4⁴ ein Teil dieses Vertrages. Spätere Änderungen bleiben einvernehmlich vorbehalten.

§ 3

Neuzugänge

Die GG darf neuerworbene Autografen ebenfalls als Leihgaben im GSA archivieren lassen.

§ 4

Archivhaltung

(1) Das GSA archiviert, katalogisiert und restauriert die Leihgaben wie ihre eigenen Autografen, macht sie aber als Eigentum der GG kenntlich und als solches auffindbar. Das GSA kann Maßnahmen zur Sicherung und Erhaltung der Autografen vornehmen, insbesondere sie ganz oder teilweise vorübergehend verlagern oder sie verfilmen. Einzelfragen zur Verwaltung der Autografen, z.B. hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Auswertung und besonderer Erwerbungen, werden seitens des GSA mit dem Präsidenten der GG oder einem von ihm benannten Vertreter abgestimmt. Das GSA ist berechtigt, die Autografen zu ordnen und Findmittel (z.B. Repertorien) herzustellen. Eine Kopie der Findmittel erhält die GG unentgeltlich ausgehändigt.

(2) Der Präsident und der Vizepräsident der GG können sich von der Unversehrtheit und dem Ordnungszustand der Archivbestände der GG jederzeit durch Augenschein überzeugen.

§ 5**Veröffentlichungen**

Eine Veröffentlichung von Abbildungen der Autografen oder deren Inventare bedarf der Einwilligung der GG. Die SWKK übermittelt von jeder eigenen Publikation, in der zu einem maßgeblichen Anteil Autografen der GG Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sind, der GG kostenlos zwei Exemplare.

§ 6**Benutzung der Leihgaben**

(1) Die Autografen der GG im GSA sind der Öffentlichkeit nach der Benutzerordnung des GSA zugänglich. Werden Gebühren und Auslagen erhoben, so stehen sie dem GSA zu. Anfragen seitens der Geschäftsstelle der GG, deren Beantwortung einen begrenzten Aufwand nicht übersteigt, wird das GSA kostenfrei beantworten.

(2) Die Versendung von Leihgaben sowie von deren Reproduktionen und ihre Verwendung zu Ausstellungszwecken bedarf der Einwilligung der GG.

(3) Die GG kann einzelne ihrer Leihgaben zur eigenen Nutzung oder zur Verleihung an Dritte vorübergehend entnehmen.

§ 7**Haftung**

Die Leihnehmerin übernimmt die Sorgfaltsverpflichtung, die sie in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt. Besondere Schäden hat sie der GG anzuzeigen.

§ 8**Kündigung**

(1) Mit Vertragsunterzeichnung kommt der Dauerleihvertrag für eine Laufzeit von 20 Jahren zustande. Er verlängert sich für eine weitere Laufzeit von 20 Jahren, wenn nicht 2 Jahre vor Ablauf der Leihfrist gekündigt worden ist. Innerhalb der Leihfrist kann der Vertrag nur aus wichtigem Grund gekündigt werden.

(2) Die während der Vertragsdauer hergestellten Findmittel, Filme usw. verbleiben beim GSA und stehen nach Maßgabe des § 5 weiterhin für die Benützung zur Verfügung.

§ 9**Vorkaufsrecht**

(1) Die GG verpflichtet sich, ihre Autografen einem Dritten nur mit der Maßgabe zu übereignen, dass dieser in die Rechte und Pflichten aus diesem Vertrag eintritt.

(2) Für den Fall einer Veräußerung der Autografen oder von Teilen davon durch die GG steht dem GSA ein Vorkaufsrecht gemäß BGB zu. Das Vorkaufsrecht ist spätestens sechs Monate nach der schriftlichen Mitteilung des Verkaufs durch den Direktor des GSA auszuüben.

**ARTIKEL 3: LEIHGABE VON MUSEALEN GEGENSTÄNDEN
AN DIE DIREKTION MUSEEN, INSBESONDERE AN DIE ABTEILUNG
GOETHE-NATIONALMUSEUM**

§ 1**Leihgabe**

Die GG überlässt der SWKK ihre sich bereits im Goethe-Nationalmuseum (im folgenden GNM abgekürzt) befindenden musealen Gegenstände zur Aufbewahrung und Ausstellung im GNM als Leihgabe auf unbestimmte Zeit (Dauerleihgabe).

§ 2

Umfang

Auf der Grundlage des Gutachtens von Dr. Willi Höfig vom Dezember 2002 (Anlage 3) wird eine Kommission, bestehend aus Dr. Jochen Golz, Prof. Dr. Volkmar Hansen und dem Direktor der Museen, den Umfang der musealen Gegenstände der GG in den heutigen Beständen des GNM einvernehmlich festlegen. Die dabei festgelegte Bestandsliste wird als Anlage 5⁵ ein Teil dieses Vertrages. Spätere Änderungen bleiben einvernehmlich vorbehalten.

§ 3

Neuzugänge

Die GG darf neuerworbene museale Gegenstände einvernehmlich ebenfalls als Leihgaben im GNM aufbewahren und ausstellen lassen.

§ 4

Verwaltung und Aufbewahrung

(1) Die Direktion Museen inventarisiert, katalogisiert und betreut die Leihgaben konservatorisch wie ihre eigenen musealen Gegenstände. Die Direktion Museen veranlasst die zum Schutz der Leihgaben erforderlichen Vorsichts- und Sicherungsmaßnahmen und gewährleistet, dass bei Magazinierung, Nutzung und Ausstellung der Leihgaben die anerkannten Grenzwerte für Temperatur, Luftfeuchtigkeit sowie sichtbares und ultraviolettes Licht jederzeit eingehalten werden. Die Direktion Museen macht die Leihgaben an geeigneter Stelle als Eigentum der GG kenntlich und als solches auffindbar. Einzelfragen zur Verwaltung der musealen Gegenstände, z.B. hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Auswertung, sowie Fragen besonderer Erwerbungen werden seitens der Direktion Museen mit dem Präsidenten der GG oder einem von ihm benannten Vertreter abgestimmt.

(2) Die Leihnehmerin ist nicht berechtigt, ohne vorherige Zustimmung der GG Reproduktionen anzufertigen, Veränderungen wie beispielsweise Restaurierungen, Instandsetzungen oder Aufarbeitungen vorzunehmen oder Zubehör der ausgeliehenen Gegenstände (wie z.B. Rahmen oder Sockel) zu entfernen oder abzuändern.

(3) Die Direktion Museen ist berechtigt, die musealen Gegenstände zu ordnen und Findmittel (z.B. Repertorien) herzustellen. Eine Kopie der Findmittel erhält die GG unentgeltlich ausgehändigt.

(4) Der Präsident und der Vizepräsident der GG können sich von der Unversehrtheit und dem Ordnungszustand der Leihgaben der GG jederzeit durch Augenschein überzeugen. Anfragen seitens der Geschäftsstelle der GG, deren Beantwortung einen begrenzten Aufwand nicht übersteigt, wird das GNM kostenlos beantworten.

§ 5

Ausstellung

(1) Die GG ist sich bewusst, dass nicht alle entliehenen musealen Gegenstände permanent im GNM der Öffentlichkeit gezeigt werden können.

(2) Die Versendung von musealen Gegenständen der GG und ihre Ausstellung an drittem Ort oder durch Dritte bedarf der Einwilligung der GG.

(3) Die GG kann einzelne ihrer musealen Gegenstände zu eigenen Ausstellungszwecken oder zur Verleihung an Dritte vorübergehend und nach vorheriger Absprache entnehmen.

§ 6

Veröffentlichungen

Von den überlassenen Gegenständen dürfen Reproduktionen und Abbildungen aller Art nur mit Genehmigung der GG angefertigt werden. Ausgenommen sind Abbildungen zum Zwecke der Information für und über das GNM, insbesondere für Kataloge. Die SWKK übermittelt von jeder eigenen Publikation, in der zu einem maßgeblichen Anteil die entliehenen Objekte Gegenstand der Forschung sind, der GG kostenlos zwei Exemplare.

§ 7

Haftung

Die Leihnehmerin übernimmt die Sorgfaltsverpflichtung, die sie in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt. Besondere Schäden hat sie der GG anzuzeigen.

§ 8

Kündigung

(1) Mit Vertragsunterzeichnung kommt der Dauerleihvertrag für eine Laufzeit von 20 Jahren zustande. Er verlängert sich für eine weitere Laufzeit von 20 Jahren, wenn nicht 2 Jahre vor Ablauf der Leihfrist gekündigt worden ist. Innerhalb der Leihfrist kann der Vertrag nur aus wichtigem Grund gekündigt werden.

(2) Die während der Vertragsdauer hergestellten Findmittel, Filme usw. verbleiben bei der Direktion Museen, Abteilung GNM, und stehen weiterhin für die Benützung zu wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung.

§ 9

Vorkaufsrecht

(1) Die GG verpflichtet sich, die musealen Gegenstände einem Dritten nur mit der Maßgabe zu übereignen, dass dieser in die Rechte und Pflichten aus diesem Vertrag eintritt.

(2) Für den Fall einer Veräußerung der musealen Gegenstände oder von Teilen davon durch die GG steht der Direktion Museen ein Vorkaufsrecht gemäß BGB zu. Das Vorkaufsrecht ist spätestens sechs Monate nach der schriftlichen Mitteilung des Verkaufs durch den Direktor der Direktion Museen auszuüben.

ARTIKEL 4: SONSTIGE ZUSAMMENARBEIT MIT DEM GSA

§ 1

Archivierung der Akten der GG

Das GSA übernimmt die Archivierung der Akten der GG analog den Vereinbarungen nach Artikel 2 und gemäß dem Dauerleihvertrag vom 18.05.1996. Zur kostenlosen Einsichtnahme sind die Geschäftsstelle der GG sowie alle Mitglieder der GG berechtigt, sofern sie ein Beglaubigungsschreiben der Geschäftsstelle der GG vorlegen.

§ 2

Nutzung des Nordsaales im GSA

Die GG kann den Nordsaal zu den üblichen Tageszeiten und nach Abstimmung auch abends für ihre Zwecke kostenlos nutzen. Die GG kann dort dauerhaft ihre Petersen-Bibliothek (Anlage 5 als Bestandteil dieses Vertrages) einstellen. Die Bücher der Petersen-Bibliothek werden unter GG/P-Signaturen im alphabetischen Katalog der HAAB auffindbar gemacht und sind als Präsenzbestand der Öffentlichkeit, insbesondere den Mitgliedern der GG, im Nordsaal zugänglich. Sie werden durch den Benutzerdienst des GSA zu dessen üblichen Öffnungszeiten vorgelegt.

ARTIKEL 5: DORNBURGER SCHLÖSSER

§ 1

Gestaltung und Erhaltung

Eingedenk des früheren Eigentums der GG an dem Dornburger Areal mit Stomannschem Haus, Rokoko-Schlösslein, Ersatzbau an der Stelle des Töpferschen Hauses, Park und

Weinberg (Gemarkung: Dornburg, Flur: 1, Flurstück: 1042) gewährt die SWKK der GG die Möglichkeit des kostenfreien Gebrauchs der zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten in den genannten Liegenschaften nach vorheriger Absprache. Des weiteren ist die SWKK dem Vertreter der GG im Stiftungsrat der SWKK hinsichtlich Fragen der Gestaltung und Erhaltung der Dornburger Schlösser zu besonderem Entgegenkommen verpflichtet.

§ 2

Weindeputat

Soweit die SWKK kostenlos ein jährliches Deputat des im Areal der Dornburger Schlösser angebauten Weines erhält, kehrt sie hiervon jährlich 10 % an die GG aus.

ARTIKEL 6: EINTRITT ZU EINRICHTUNGEN DER SWKK

§ 1

Mitglieder der GG

Eingedenk der Verdienste, die sich die GG um den Erhalt der klassischen Stätten sowie die Erwerbung von Bibliotheks-, Museums- und Archivgut für diese Stätten erworben hat, wird den Mitgliedern der GG für alle Museen und für die Dauerausstellungen der SWKK gegen Vorlage der Mitgliedskarte freier Eintritt gewährt. Im Fall eines kontingentierten Zutritts werden die freien Eintrittskarten nach Maßgabe der Möglichkeiten ausgegeben. Für den Eintritt zu Sonderausstellungen zahlen Mitglieder der GG den ermäßigten Preis.

§ 2

Mitglieder der Ortsvereinigungen

Mitglieder der Ortsvereinigungen der GG zahlen für die Dauerausstellungen der SWKK gegen Vorlage der Mitgliedskarte den halben Preis. Für Sonderausstellungen wird der Regelsatz entrichtet.

ARTIKEL 7: GESCHÄFTSSTELLENUNTERBRINGUNG

Nach Wiedereröffnung des Stammgebäudes der HAAB werden der GG im Roten Schloß angemessene Räume für ihre Geschäftsstelle mietfrei zur Verfügung gestellt.

ARTIKEL 8: UNTERSTÜTZUNGEN DURCH DIE SWKK

Die SWKK unterstützt die GG im Rahmen ihrer Möglichkeiten durch Bereitstellung von Datenmaterial, das der Bibliographie für das Jahrbuch der GG zugrunde liegt. Die SWKK stellt für das Jahrbuch und die Schriftenreihe der GG Fotoarbeiten kostenlos zur Verfügung, wenn sie diese in ihren eigenen Werkstätten anfertigen kann. Für weitere Publikationsvorhaben werden eigene Absprachen getroffen.

Sie unterstützt die GG räumlich, logistisch und personell im Rahmen ihrer Möglichkeiten bei der Durchführung ihrer Hauptversammlungen in Weimar.

ARTIKEL 9: ABSCHLUSSBESTIMMUNGEN

Vor einer Auflösung der GG wird diese bestrebt sein, den leihnehmenden Einrichtungen das Eigentum an den Dauerleihgaben zu verschaffen.

Sollten einzelne Klauseln dieses Vertrages unwirksam sein oder werden, so werden die Vertragspartner bestrebt sein, sie durch neue Vereinbarungen zu ersetzen, die dem Geist und Inhalt der jetzigen Vereinbarungen möglichst entsprechen. Die Wirksamkeit der anderen Vertragsbestimmungen bleibt davon unberührt.

Ergänzungen und Änderungen des Vertrages bedürfen der Schriftform.

Die GG und die SWKK sowie die Zuwendungsgeber der SWKK erhalten je eine Ausfertigung des Vertrages.

Erfüllungsort und Gerichtsstand ist für beide Vertragspartner Weimar.

Weimar, den [Datum]
für die GG [der Präsident]

Weimar, den [Datum]
für die SWKK [der Präsident]

- 1 *Die vergessene Bibliothek. Überprüfung des Bestandes der Bibliothek der Goethe-Gesellschaft sowie der Petersen-Bibliothek und der jeweiligen Eigentumsverhältnisse.*
- 2 *Bibliothek der Goethe-Gesellschaft (heutige Signaturengruppen) in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek.*
- 3 *Schenkungen und Dauerleihgaben, die durch Zuwendungen bzw. Vermittlungen der Goethe-Gesellschaft in die Bestände des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe- und Schiller-Archivs gelangt sind.*
- 4 *Deposita der Goethe-Gesellschaft im Goethe- und Schiller-Archiv.*
- 5 *Deposita der Goethe-Gesellschaft im Goethe-Nationalmuseum.*

Nachtrag: Wir bitten um Verständnis, daß wir die Anlagen aufgrund ihres Umfangs nicht im Goethe-Jahrbuch abdrucken können.

Ehrung mit der Goldenen Goethe-Medaille

Laudatio auf Herrn Professor Dr. Hans-Jürgen Schings (Berlin)

Sehr verehrter, lieber Herr Schings, Ihr Forscherleben hat nicht mit Goethe angefangen. Es begann mit einer Doktorarbeit über Andreas Gryphius. Noch heute, nach vierzig Jahren, ist sie ein unübertroffenes Standardwerk. Auch Ihre darauf folgenden Abhandlungen zur Barockliteratur waren bahnbrechend. Sie gehören zum bleibenden Bestand. Vom 17. schritten Sie fort ins 18. Jahrhundert mit einem großen, tiefeingreifenden Buch zum Thema *Melancholie und Aufklärung* und einem kleineren, aber ebenfalls wirkungsreichen Werk über die literarische Thematisierung des Mitleids seit Lessing. Zwar folgten nicht wenige Publikationen zu anderen Bereichen. Im Hinblick auf unser diesjähriges Tagungsthema nenne ich nur Ihr Schiller-Buch. Unter dem Titel *Die Brüder des Marquis Posa* erschloß es Schillers literarische Auseinandersetzung mit den Illuminaten auf der Grundlage umfassender und tiefschürfender historischer Quellenstudien. Doch schon lange waren Sie inzwischen auf Goethes Spur. Ihre Beschäftigung mit Goethe erstreckte sich über ein ganzes Spektrum von Werken und Problemen, klar aber zeichnete sich ein zentrales Feld ab – *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Zu Goethes Roman haben Sie Analysen beige-steuert, die der Forschung nicht nur wesentliche neue Perspektiven eröffneten. Sie stellten sie auf eine neue Basis. Die Fülle der Erkenntnisse schoß zusammen in Ihrer intensiv kommentierten Edition der *Lehrjahre*. Sie erschien im Rahmen der Münchner Ausgabe von Goethes *Sämtlichen Werken* und gilt zu Recht als Meilenstein der Goethe-Forschung.

Was Ihre gesamte wissenschaftliche Arbeit auszeichnet, macht auch den im vollen Sinne des Wortes fundamentalen Wert Ihrer Goethe-Studien aus: erstens die historische, insbesondere traditionsgeschichtliche Tiefenschärfe, zweitens ein faszinierender intertextueller Überblick, der es ermöglichte, Themen, Motive und Gestalten in oftmals überraschenden Zusammenhängen neu zu verstehen, drittens ein anthropologisches Sensorium, mit dem Sie über die Goethe-Forschung hinaus zum Wegbereiter für eine ganze Forschergeneration wurden. Mit Ihren anthropologischen Fragestellungen und Forschungsunternehmungen gelang es Ihnen aber auch in besonderer Weise, die geistige Sphäre Goethes eindrucksvoll zu vergegenwärtigen.

Sehr verehrter Herr Schings, daß Sie trotz eines langjährigen und enorm zeitaufwendigen Engagements als Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft und als Mitglied der Senatskommission der DFG für germanistische Forschung in wissenschaftlichen Publikationen und akademischer Lehre so Außerordentliches geleistet haben, erfüllt alle, die Ihr Wirken über die Jahre hinweg verfolgen konnten, mit großer Bewunderung. Daß dieses Wirken, dem Sie noch eine zehnjährige Tätigkeit als Vorstandsmitglied unserer Goethe-Gesellschaft abgewannen, in besonderem Maße Goethe galt und sich zugleich mit wichtigen Schiller-Studien verband, prädestiniert Sie geradezu für die Verleihung der Goldenen Goethe-Medaille in diesem Jahr, in dem wir Goethe und Schiller gemeinsam hier in Weimar feiern.

Jochen Schmidt

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 79. Hauptversammlung
Herrn Professor Dr. Hans-Jürgen Schings,
dem herausragenden Forscher und maßstabsetzenden
Wissenschaftler, der zur Erschließung von Goethes Werk
Wesentliches beigetragen hat, die
Goldene Goethe-Medaille.

Rede von Herrn Prof. Dr. Hans-Jürgen Schings beim Empfang der Goethe-Medaille

Dies ist ein großer Augenblick für mich, der mich sehr dankbar stimmt. Danken möchte ich dem Vorstand der Goethe-Gesellschaft, ihrem Präsidenten Jochen Golz und ihrem Ehrenpräsidenten Werner Keller – sie haben mir eine Auszeichnung zuerkannt, die mich schlichthin glücklich macht. Danken möchte ich dem Laudator, meinem Kollegen Jochen Schmidt – er hat alles getan, um die Disproportionen zwischen Auszeichnung und Ausgezeichnetem in eine freundliche Beleuchtung zu rücken. Kann man sich auch bei Goethe bedanken? Irgendwie habe ich den Eindruck, daß das Gefühl des Dankes ihn nicht ganz übergehen darf.

Daß ein Literaturwissenschaftler sich mit Goethe beschäftigt, gehört, normalerweise, zu seiner Profession und ist noch kein Verdienst. Allerdings kam mir das lange Zeit geradezu wie eine Anmaßung vor, und so habe ich mich eigentlich erst spät auf Goethe eingelassen. Sieht man einmal davon ab, daß ich bereits, zwölfjährig und ganz gut im Deutschunterricht, einen großen Goethe-Auftritt hatte – zu Goethes 200. Geburtstag durfte ich in einer riesigen Aula das *Hochzeitlied* deklamieren, was ich schmetternd tat. Aber für den Lesehunger der 50er Jahre spielte Goethe keine Rolle. Unsere Deutschlehrer und literarischen Stichwortgeber hatten wohl alle Jaspers gelesen, und der hatte ja Goethe für ein wenig zu hell befunden, näher bei Homer als bei unserer Gegenwart, ungeeignet für existenzphilosophische, abgrundnahe, grenzsituative oder auch christliche Exerzitien, also für den letzten Ernst. Und wir waren durchweg sehr ernst. Als Primaner habe ich *Wilhelm Meisters Lehrjahre* gelesen – ich war befremdet und gelangweilt.

Doch die Zeit Goethes sollte noch kommen. Und just der *Wilhelm Meister* war es, der mich zuerst und dann auf Dauer anzog. Sollte ich sagen, worauf diese Anziehungskraft beruht, kommt mir zunächst eine Äußerung Zelters in den Sinn. Goethes treuem Berliner fallen gewisse Sinfonien Haydns ein – ebenso wohltuend, »wohlthätig« verhalte es sich mit der Wirkung von Goethes Prosa. Das Wohlbefinden, das sich da des Lesers bemächtigt – und Schiller ist ein weiterer Zeuge dafür –, beruht, wie ich sagen möchte, auf dem Element des Wohlwollens, aus dem der Roman lebt, und dies von Grund auf. »[...] die Atmosphäre des Wohlwollens und der Güte durchdringt alles, was er sagt«, auch das steht übrigens schon bei Jaspers. Und auf niemanden trifft das so zu wie auf den bescheidenen Helden Wilhelm Meister. Wohlwollen begleitet ihn durch seine Welt, steuert sein Suchen und Finden, leitet ihn zum Glück. Aber er ist auch danach, ein Wohlgeratener – »gleichsam das erste, großgeborne Kind der Schöpfung«, gutmütig, ohne jeden Arg. Antizipierend trägt er deshalb die Welt in sich, »die stille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unsers Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde«. Was für ein unerhörter Satz – ein wohlwollender Satz eben.

»Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nie zu Rande«, sagt Goethe und meint natürlich auch das Umgekehrte. Wohlwollen – das ist ein guter Wegweiser zu Goethe. In den *Noten* zum *Divan* heißt es: »Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges hülfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies«. Ich neige dazu, Goethe-Darstellungen daran zu messen, ob sie einen angemessenen Ort für dieses Wohlwollen haben. (Besonders gut schneidet da Georg Simmel ab. Ohne das Wort zu benutzen, macht er doch die Sache zum Angelpunkt der Goetheschen Existenz, nennt er, der kühle Großstadtphilosoph, sie »das unsäglich Tröstende und Erhebende der Erscheinung Goethe«.) Dieses Wohlwollen von Grund auf kommt dem gleich, was Goethe Apercü nannte, ein »Erfinden, Entdecken im höheren

Sinne«, von dem er gesagt hat, es sei »eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt«.

Doch wo Wohlwollen ist, stellt sich auch Mißwollen ein. Schwerlich kommt es von ungefähr, daß Goethe, der Wohlwollende, auch das Gegenwort »Mißwollen« geprägt hat, und mit ihm dann auch die Wörter »Mißreden« oder »Mißblicken«. »Schweige, schweige! / Mißblickende, Mißredende du!«, hält der Chor des Helena-Aktes Phorkyas/Mephisto entgegen. 1830 schreibt Goethe: »Guter Wille ist die beste Augensalbe, Mißwollen ist eine falsche Brille, welche die Gegenstände entstellt und die Sehkraft verdirbt«. Ein regelrechtes »Organ des Mißwollens« statuiert er, das sich in ein »krankhaftes Geschwür« umwandeln könne, »alle guten Säfte aufzehrend und ansteckend«. Wer in Wilhelm Meister den Wohlwollend-Gutmütigen erkannt hat, dem kann nicht entgehen, daß Faust den genauen Gegenpart ausbildet – daß er als großer und von Grund auf Mißwollender beginnt und als ewig Unbefriedigter endet. Vielleicht liegt darin seine Modernität.

Mißwollen – ein weites Feld tut sich da auf, übrigens auch in der gegenwärtigen Goethe-Kritik. Nichts ist doch verwunderlicher als die mißwollende Leichtgläubigkeit, mit der Teile der Öffentlichkeit (bis hin zu einem Bundespräsidenten) sich dem periodisch gegen Goethe ausbrechenden Mißwollen überlassen. Mit schriller Stimme hängt man dann Goethe möglichst gleich Mord und Totschlag an. In den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts galt er auf einmal als Mitschuldiger an einem freimaurerischen Mordkomplott, dem Schiller zum Opfer gefallen sei. Ebenfalls schon damals und jetzt wieder wird er uns (im Verein mit manchen anderen Infamien) als Schreibtischtäter hingestellt, der im Fall einer Schicksalsgenossin nachträglich auch das Todesurteil für die Kindsmörderin Gretchen unterzeichnet habe. Wie seinerzeit Max Hecker, so haben jetzt Volker Wahl und René Jacques Baerlocher eine umfangreiche Dokumentation vorgelegt, um dem Spuk zu begegnen. Doch, so muß man fragen, woher dieser Hang zum Mißwollen? Man sollte ihm kühl begegnen, er verdient jedes Mißtrauen.

Ich danke Ihnen, den Wohlwollenden.

Verleihung der Ehrenmitgliedschaft

Laudatio auf Herrn Dr. René Jacques Baerlocher (Basel/Schweiz)

»Goethe ist ja kein Lesevergnügen, sondern recht eigentlich eine Lebensaufgabe, nutzbringend gerade darum, weil er keine Rezepte liefert, sondern immer neue Fragen aufgibt. Gerade die Widersprüche und die – scheinbar – dunklen Flecken, die wir dabei wahrnehmen, machen das Faszinosum Goethe aus, erklären seine Fortwirkung und Aktualität und machen aus der Statue, aus dem Denkmal einen lebendigen Menschen, der uns heute etwas angeht«.

Die eben gehörten Sätze, meine Damen und Herren, sind eine schöne Bestätigung der aufklärerischen Weisheit, daß der Stil der Mensch sei, und sie bezeugen die Einheit von Charakter, Bildung und Sprachgebung in einer Persönlichkeit, die wir heute ehren wollen. Mein Zitat, auch diese Aufklärung sei Ihnen gegeben, findet sich am Schluß einer Rede, die am 25. September 2004 im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar bei der Vorstellung der Quellendokumentation *»Das Kind in meinem Leib«*. *Sittlichkeitsdelikte und Kindsmord in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August* gehalten wurde und die wir Ihnen hier in Sonderdrucken zugänglich gemacht haben. Der Redner war, nun ist es heraus, der Mitherausgeber des Buches, Herr Dr. René Jacques Baerlocher aus Basel.

Jurist ist Herr Dr. Baerlocher im Brotberuf gewesen, betraut mit wichtigen Missionen im Dienst schweizerischer Banken, von denen er aber nur höchst andeutungsweise und nicht ohne Schalk in den Augenwinkeln zu erzählen pflegt. Doch mit dieser Profession, die allein ein Menschenleben ausfüllen könnte, wäre Herr Dr. Baerlocher nur höchst unzureichend beschrieben. Sie haben es den Eingangssätzen wohl angemerkt: So wahrhaftig kann nur ein Mensch über Goethe reden, dem dessen Leben und Werk von früh an zum ständigen Begleiter geworden ist. Jedes meiner Gespräche mit unserem baldigen Ehrenmitglied legt für mich staunend und bewundernd neue Facetten seiner umfassenden Bildung frei. Daß Herr Dr. Baerlocher ein großartiger Anwalt und Kenner von Goethes Farbenlehre ist und die darin beschriebenen Experimente originell und schöpferisch nachzugestalten vermag, wußte ich längst. Doch wie überrascht war ich, als er mich eines Tages in seine Interessen an philosophischen Problemen der modernen Naturwissenschaften einweihte; jüngst berichtete er in einem Brief von einem Schweizer Kolloquium über Goethe und die Bibel, wißbegierig, leidenschaftlich in seinem Erkennen. Wiederum ein scheinbar anderer Baerlocher tritt uns in der erwähnten Quellendokumentation entgegen, denn deren so erhellender, um »optimale Versachlichung der Probleme« (wiederum ein Redezitat) bemühter Kommentar konnte nur von einem exzellenten Kenner der Rechtsgeschichte geschrieben werden. Seine Neigung, seine Liebe gehört nicht zuletzt Goethes Nachkommen, der Enkelgeneration zumal, und dort insbesondere Walther Wolfgang von Goethe, für den er vor Jahren im Goethe- und Schiller-Archiv eine schöne Ausstellung – zum Teil mit Leihgaben aus eigenem Besitz – vorbereitet hatte und dem auch gegenwärtig sein Forscherinteresse gilt. Zudem verbindet sich das Interesse des Forschers mit der noblen Haltung eines wahrhaft großherzigen Mäzens, dem unsere Gesellschaft so manche Zuwendung zu verdanken hat und der auch das Goethe- und Schiller-Archiv reich bedacht hat. Das klassische Weimar ist ihm zu großem Dank verpflichtet.

Es gehört zu den vornehmen und liebenswürdigen Zügen von René Jacques Baerlocher, daß er von all diesen Tugenden kein Aufhebens zu machen pflegt, es zumeist bei höchst sparsamen Andeutungen bewenden läßt. So ist auch sein Wirken in der Goethe-Gesellschaft ein eher stilles, der Goetheschen Maxime folgend: »Was fruchtbar ist, allein ist wahr« (WA I, 3, S. 83).

Von 1995 bis 2003 gehörte Herr Dr. Baerlocher dem Vorstand unserer Gesellschaft an, zählte aber weitaus länger schon zu jenen Persönlichkeiten, die, »obgleich aus ziemlicher

Ferne« (SNA 27, S. 25), der Goethe-Gesellschaft ihren Rat und ihren Beistand liehen. So kann er mit Fug und Recht ein Zeuge wichtiger Ereignisse der Gesellschaftsgeschichte genannt werden, und wer immer die jüngere Geschichte unserer Gesellschaft zu schreiben gedenkt, wird sein Wissen, seine Urteilskraft nicht entbehren können.

Mir ist, ich gestehe es gern und spreche zugleich für den Vorstand unserer Gesellschaft, René Jacques Baerlocher als kluger Ratgeber und hilfsbereiter Förderer unendlich wertvoll. Sein Rat war und ist gespeist aus großer, an Goethe gereifter Lebenserfahrung, aus einer vieljährigen Berufspraxis, in der ihm nichts Menschliches fremd geblieben ist, und aus einer profunden Bildung. All dies aber besäße nicht seinen vollen Wert, wenn sich ihm nicht eine menschliche Lauterkeit zugesellte, von der alle, die Herrn Dr. Baerlocher kennen und lieben, bereitwillig Zeugnis ablegen können.

René Jacques Baerlocher gehört zu den Gründervätern der Schweizer Goethe-Gesellschaft, und so war es beinahe absehbar – verschwiegen sei es beileibe nicht –, daß diese uns in der Verleihung ihrer Ehrenmitgliedschaft um eine etwas größere Nasenlänge vorausgegangen ist. Indem wir ihn heute auszeichnen, ehren wir in ihm auch einen geistigen Brückenbauer zwischen den Goethe-Freunden in der Schweiz und in Deutschland.

Am Ende darf ich, lieber Herr Dr. Baerlocher, die Hoffnung und den Wunsch aussprechen, daß die Kräfte Ihres Geistes und Ihres Körpers Ihnen lange noch ein glückhaftes Leben im Zeichen Goethes ermöglichen mögen. Schließen aber will ich mit Versen aus Goethes 1825 entstandenem freimaurerischen *Zwischengesang*, die so recht in das Zentrum Ihrer Existenz führen:

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Gesinnung die beständige
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.
(WA I, 3, S. 68)

Jochen Golz

*Laudatio auf Herrn Dr. Karl Peter Gregori (Aue/Bad Schlema)**

Die deutsche Bevölkerung, das hat sich derweil herumgesprochen, altert demographisch. Die Älteren sehen sich aufgefordert, nach dem Ende des Arbeitslebens ehrenamtlich aktiv zu werden. Dieser aktuellen Debatte läßt sich entgegenstellen: Die vorhandene Breite des sozialen Lebens in den Kirchen, beim Sport, in der Kultur wäre undenkbar, wenn es nicht schon eine Generation gäbe, die einer solchen Aufforderung gar nicht bedurft hat, ihrem Imperativ des Hindurchführens gefolgt ist. Ein tapferes Nicht-Aufgeben, obwohl der Weg in die deutsche Katastrophe ihr persönliches Schicksal ist, gehört zu den Kennzeichen dieser Generation.

Zu ihr gehört Karl Peter Gregori, der 1921 auf dem großväterlichen Bauernhof im Böhmerwald, in Seewiesen, als Posthumus des im Forst verunglückten Vaters geboren worden

* Herr Dr. Karl Peter Gregori verstarb am 26. März 2006.

ist. Sorgfältig erzogen, schließt er eine kaufmännische Lehre schon nach 23 Monaten ab, wird von der ausbildenden Firma übernommen, ehe er im Herbst 1940 eingezogen wird. An der Ostfront, vor Leningrad, Anfang 1942 schwer verwundet, wird er in verschiedenen Lazaretten ärztlich versorgt. Im Juli 1942 wird er aus der Wehrmacht entlassen, befreit von dem Eid auf den Führer. Körperlich sind Folgen der Kriegsversehrung bis zur Gegenwart als Schwerbehinderung für ihn allgegenwärtig.

Im Krieg, und damit beginnt sein berufspädagogischer Werdegang, wird er zunächst als Hilfslehrer eingesetzt, ehe er in Posen ein Studium als Technischer Lehrer abschließen kann. Nach Kriegsende gelingt die Familiengründung im Thüringischen, in Suhl und Meiningen; aus der Ehe gehen eine Tochter Ulrike und ein Sohn Michael hervor. Von 1954 bis 1977 kann er im Ingenieurschulbereich unterrichten. Sein Interesse an Psychologie führt zu einem über Jahre konsequent verfolgten Studium der klinischen und pädagogischen Psychologie an den Universitäten Jena, Berlin und Leipzig, führt 1972 zu einer Dissertation an der Pädagogischen Hochschule Potsdam, die Konvergenzen zwischen Schulunterricht und wissenschaftlicher Methodik herausarbeitet, um bessere Eingangsqualifikationen für ein Ingenieurschulstudium bereitzustellen. Nach dem Tod seiner Frau ins westliche Erzgebirge übersiedelnd, hat er bis 1991 in der Neurologischen Klinik in Aue seine psychodiagnostischen Einsichten für den Patienten einsetzen können.

1986 – das ist das Jahr der Übernahme eines neuen Ehrenamts. Während der Kindheit und Jugend hat Dr. Gregori das lyrische Werk Goethes – noch selbstverständlich – in der Schule kennengelernt, in den siebziger Jahren, während der Zeit in Magdeburg, als er Mitglied einer an Toleranz orientierten Blockpartei ist und der Stadtverordnetenversammlung angehört, ist er der dortigen Ortsvereinigung beigetreten. In dem Prozeß der sich vertiefenden Goethe-Kenntnis haben ihn besonders Jörn Göres und Karl-Heinz Hahn dazu ermuntert, sich mit der inneren und äußeren Konstitution, Goethes Habitus und Seelenleben, zu beschäftigen. Weil er in Goethe eine Verkörperung höchster Menschlichkeit sieht, versucht er seit 1981 Freunde zu gewinnen, hat zusammen mit Manfred Blechschmidt am 9. September 1983 die Ortsvereinigung Aue der Goethe-Gesellschaft im Rahmen des Kulturbunds gegründet, 1986 den Vorsitz übernommen. Im Zentrum steht, wie aus der Broschüre zum 20jährigen Jubiläum der Ortsvereinigung und den Berichten im Goethe-Jahrbuch hervorgeht, eine rege Vortragstätigkeit von gut vierzig Rednern. Ein natürlicher Schwerpunkt sind Goethes geognostische Beobachtungen in Schneeberg und Freiberg, seine Studien zum Bergbau also, obwohl die ganze Breite des Werks vertreten ist. Seine eigenen Goethe-Vorträge, bald zwanzig, gehen einerseits von dem monumentalen Bild aus, das der Däne Georg Brandes entwickelt hat, andererseits von Sigmund Freuds Blick auf die innere, auch in den Beziehungen zu den geliebten Frauen zum Ausdruck kommende, nicht ungefährdete Persönlichkeit des Dichters. Sein letzter Vortrag ist Carl Gustav Carus gewidmet, dem Maler, dem Goethefreund und dem Leibarzt sächsischer Könige. Er liegt gedruckt vor und läßt die Richtung erkennen, die Dr. Gregori der Ortsvereinigung gegeben hat. Seit 2003 trägt die Stadtbibliothek Aue auf seine Anregung hin den Namen Goethes.

Die Ehrung Dr. Karl Peter Gregoris gilt dem ehrenamtlichen Wirken in der Ortsvereinigung Aue, zugleich aber einer ganzen Generation, deren Lebensmut Deutschland durch die Wiederherstellung der Verbindung zur in Goethe verkörperten deutschen Klassik erneuert hat.

Volkmar Hansen

Laudatio auf Herrn Professor Dr. Klaus Hufeland (Essen)

Eine Laudatio auf Prof. Dr. Klaus Hufeland, eine Ehrung für seine Verdienste um die Goethe-Gesellschaft Essen, fällt mir, der ich ihm in seinem Amt als Vorsitzender nachfolgen darf, leicht: Vielfältig sind die Verdienste, die er sich erworben hat, die Goethe-Gesellschaft Essen ist – trotz, wenn ich das anmerken darf, ihres hohen Durchschnittsalters – lebendig und gekennzeichnet von einem guten Geist der Geselligkeit.

Das war nicht immer so. Und deshalb war der Zufall, der Herrn Prof. Dr. Hufeland zur Goethe-Gesellschaft führte, ein Glücksfall, für die Ortsvereinigung Essen möglicherweise die Rettung. Sehr lose nur war anfangs der Kontakt des Ehepaars Hufeland zur Essener Gesellschaft; Frau Karin Hufeland hatte mit einem Zelter-Liederabend das Leben der Ortsvereinigung bereichert – und sich bereden lassen, dieser beizutreten. Zu diesem Zeitpunkt lag die Ortsvereinigung buchstäblich am Boden: Die Mitgliederzahlen waren rückläufig, die Vortragsabende schlecht besucht, das Veranstaltungsprogramm richtete sich an eine kleine Klientel wissenschaftlich interessierter Spezialisten. Der heute zu Ehrende, Prof. Dr. Klaus Hufeland, fand sich nur gelegentlich bei den Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft ein. Als aber der vorletzte Vorsitzende, Dr. Hans Schneider, wegen einer schweren Erkrankung die Organisation der Gesellschaft nicht mehr leisten konnte, erreichte die Hufelands die überraschende Nachricht, sie »müßten jetzt die Goethe-Gesellschaft machen«. Was als vorübergehende Krankheitsvertretung geplant war, wurde, wegen des plötzlichen Todes von Herrn Dr. Schneider, zum Dauerzustand, der neunzehn Jahre, von 1985 bis zum Dezember 2004 anhalten sollte. Prof. Dr. Klaus Hufeland, als Mediävist nur ferne mit Goethe bekannt, geschweige denn näher vertraut, mußte unmittelbar die gesamte Ortsvereinigung übernehmen – und das hieß in Essen: neben der Programmplanung auch die Geschäftsstellendienste wie Postwesen, Rechnungsbücher u. v. a. m.

Dieses sein Engagement sollte zum großen Nutzen der Essener Ortsvereinigung werden: Eine neue, für erweiterte Interessentengruppen geöffnete Programmplanung ermöglichte neuen Zulauf zu den Abendveranstaltungen und eine Steigerung der Mitgliederzahlen. Geselligkeit auch über die Abendveranstaltungen hinaus wurde zum Kennzeichen des Gesellschaftslebens – wichtigstes Element darin waren wohl die Exkursionen, die die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, oft über zwei Tage hin, unternahmen, etwa über Bingen nach Frankfurt, nach Wetzlar, in den Rheingau oder auch in Johann Peter Eckermanns Geburtsstadt Winsen an der Luhe. Dieser gesellige Geist ist es, der die Goethe-Gesellschaft Essen auszeichnet – und, das muß hier einfach notiert werden, er ist nicht allein das Verdienst von Herrn Hufeland, sondern zu einem großen Anteil auch der seiner Frau Karin.

Herr Hufeland ist Mediävist. Nichtsdestoweniger hat er, gewiß motiviert durch sein Amt, in auswärtigen Goethe-Gesellschaften selber Vorträge gehalten zu Goethes Werk und damit dessen Lebendigerhaltung und Bewahrung betrieben. Sein Lieblingsgedicht ist *Der Zauberlehrling*. – Die Goethe-Gesellschaft in Weimar verleiht Herrn Prof. Dr. Klaus Hufeland, dem Philologen und Mediävisten, dem Goethe-Freunde aus Interesse und Zuneigung, ihre Ehrenmitgliedschaft für seine Verdienste um die Ortsvereinigung Essen, die er mit großer Nachhaltigkeit mit neuem Leben erfüllt hat. Herr Hufeland, auch wenn Sie kein Zauberlehrling sind, vielleicht eher in vielem der Meister – ich wünsche mir, daß ich die guten Geister, die Sie riefen, nicht mehr los werde.

Benedikt Jeßing

Laudatio auf Herrn Professor Dr. Mirko Krivokapić (Belgrad/Serbien)

Wer in Ost- und Südosteuropa den ernsten Mut und die Tatkraft aufbringt, eine Goethe-Gesellschaft zu gründen und zu leiten, verdient fast im vorhinein unsere Achtung für seine selbstvergessene Arbeit – und die nötige pekuniäre Hilfe zu seiner Selbsthilfe. Wir ahnen, wir wissen, wie schwer es ist, über die Grenzen der Sprache und Nation hinweg eine literarische Gesellschaft lebendig und zugleich niveauvoll zu erhalten. Die jeweiligen Tätigkeitsberichte können dafür nur dürftige Fakten liefern; dem Leser ist aufgetragen, sich aus Andeutungen ein wirklichkeitsnahes Bild mit vorgegebenem düsteren Hintergrund zusammenzusetzen – mit finsterem Hintergrund, denn der Alltag in einigen Staaten Ost- und Südosteuropas ist nach wie vor sehr bitter. Von Ideologien und Despoten lange unterdrückt, mußten die Menschen mehrerer Staaten auch noch im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts von trügerischen Hoffnungen leben. Es ist gut, daß äußere Not die innere Sehnsucht nach Sinn und auch nach Trost in der Dichtkunst wecken und sogar steigern kann, daß die gemeinsame Reflexion über anspruchsvolle Texte der mentalen Verwirrung durch anspruchlose Medien zu widerstehen vermag.

Natürlich hoffen wir in Weimar – mit einem selbstkritischen Lächeln sei's vermerkt –, daß Goethes frühe Würdigung serbischer Gedichte die heutige Arbeit an seinen Texten in Belgrad erleichtert. Herders *Stimmen der Völker in Liedern* (1778; so der spätere Titel) präsentierten erstmals die fast unbekannten Volksliteraturen Ost- und Südosteuropas und erwarben ihnen die verdiente europaweite Anerkennung. Goethe war mit der Nachdichtung einer französischen Übersetzung vertreten, einer Elegie sui generis im Balladenton, der die Kenner der serbischen Sprachgeschichte bis zum heutigen Tag eine »geniale Intuition« bescheinigen. *Der Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga* (HA 1, S. 82) geht wortlos gegen den Zwang verhängnisvoller Sitten und gegen die Vormundschaft anmaßender Männer an, die Leiden und Sterben – die Tragödie einer »edlen« Frau und Mutter – bedingten. Fünfzig Jahre später, 1825, erschien Goethes Aufsatz *Serbische Lieder*, der darlegt, wie die Völker damals vornehmlich durch ihre Literaturen einander kennen, verstehen und achten lernten und ein gut Teil der eigenen Bildung dem wechselseitigen Austausch verdankten. »Unter fremder Tracht«, so Goethe, wiederhole sich »das allgemein Menschliche« in den jeweiligen »Nationalgedichten« (HA 12, S. 328). Unsere Folgerung: Die Teilhabe am »allgemein Menschlichen« verhilft – und nötigt – zur Teilnahme am Mitmenschlichen. Diesem stillen Gebot folgten wir im Jubiläumsjahr 1999: Wie dankbar waren wir damals, daß wir Studenten aus zwanzig Staaten – auch aus dem verfeindeten Albanien und Serbien – nach Weimar bitten konnten. An einem Tisch nahmen die Studiosi aus Belgrad und Tirana gemeinsam Platz, eben zu der Zeit, da wir erfahren mußten, daß die Nato Angriffe auf Belgrad flog: Für das Unrecht der Funktionärsclique hatte das Volk zu büßen.

Aber damit haben wir zeitlich vorgegriffen, um die Zeitknappheit einer Laudatio zu überlisten. Es mag sein, daß Herders, daß Goethes Engagement für das Weltliterarische in der Volkspoesie die Gründung einer Goethe-Gesellschaft im Belgrad des Jahres 1922 anregte. Doch der Wahn des Krieges setzte sich im neuentfachten Wahn des Nationalismus allenthalben in Europa fort. Nach wenigen Monaten gab die Gesellschaft ihre Arbeit auf. »Die Politik ist das Schicksal«, so Goethe, Napoleon zitierend, zu Eckermann (Anfang März 1832).

Das Ende der europäischen Teilung markierte einen Neubeginn als wundersame Chance, doch erst im Goethe-Jahrbuch 1997 (S. 12) ist angemerkt, daß wir die anwesenden Kongreßteilnehmer aus Belgrad baten, das Unbegreifliche, das Unverzeihliche, das nach dem 6. April 1941 geschah, zu verzeihen. »Uns trennt die Geschichte«, so wurde damals gesagt, »aber uns verbindet der Wille zur Aussöhnung«. Dieser Gemeinsamkeit galt die zielbewußte Arbeit in der Zwischenzeit. Ergreifend in der Erinnerung, daß Professor Krivokapić während der politischen Demonstrationen im Dezember 1996 mit Gleichgesinnten – wie Professor Babić und Professor Mojašević, von Professor Ehrlich beraten und ermutigt – die

serbische Goethe-Gesellschaft gründete; beeindruckend, daß in der Zwischenzeit ein bedeutender Teil der vierzehnbändigen Goethe-Ausgabe publiziert wurde – neu übersetzt von dem hochgeachteten Kollegen und Freund, Professor Branimir Živojinović, meist mit Nachwort, Anmerkungen und Kommentar von Herrn Krivokapić versehen. Geldmangel ist es, auch die Armut des Verlags, die die Drucklegungen verzögern. Und dennoch die kürzlich erschienene Bibliographie *Goethe bei den Serben und Montenegrinern*! Diese dokumentiert minutiös die so lebendige wie vielfältige Aufnahme Goethes über die Exzesse der Zeit hinweg und belegt zudem den Sammel-, den Bienenfleiß der heutigen Bearbeiter, die den Reichtum der übersetzten Titel für die Nachwelt bewahren.

Die Bescheidenheit des Geehrten legt – ohne Worte – uns nahe, auf ihn als Person erst gegen Ende einzugehen. Die Not des Krieges und der frühe Tod der Eltern prägten die Entwicklung des Gymnasiasten; die Deutschlehrerin verstand es, ihre Schüler noch nach 1945 für diese Sprache zu begeistern. Der hohe Selbstanspruch des Studenten bewährte sich in der Wahl des wahrlich »überquellenden« Dissertationsthemas, dem Element des Wassers in Goethes Werk gewidmet. Mythen, Metaphern, wissenschaftliche Erörterungen waren aufzuarbeiten, der kastalische Quell und der Lethetrunk, Howards Wolkenformen wie die vielen Aggregatzustände im Kreislauf des Wassers dichtungsnah zu deuten. Auch in der Abfolge der späteren, nicht auf die Klassik eingegrenzten Veröffentlichungen bildeten Goethe-Studien die Mitte der wissenschaftlichen Bemühungen.

Verehrter Herr Krivokapić, wir gratulieren zur geglückten Personalunion des Lehrers und des Gelehrten, des Herausgebers und des Leiters der serbischen Goethe-Gesellschaft. Fröhlich nehmen wir es an, daß der Widerschein der Ehrung für Sie andere Goethe-Gesellschaften mitschmückt. Wir danken für Ihr Leben, das in schweren Zeiten Kollegen, Freunden und Schülern zur Orientierung diente – auch durch Ihre Treue zur Heimat.

Zum guten Beschluß ein herzliches Glückauf! Ihnen und Ihren Belgrader Mitgliedern – und zudem allen Donau-Anrainern wie Bratislava und Budapest, die von Ulm aus, von Frau Ursula Heldmann klug und zart inspiriert, institutionelle Kontakte in freundschaftliche Beziehungen zu verwandeln verstanden, so daß Claudio Magris, unser großer Kollege, in Bälde gehalten sein wird, seine Donau-Biographie mit einem rühmenden Postskriptum zu versehen.

Zur Pflege des Individuell-Konkreten berufen, arbeiten Sie wie wir illusionslos, doch beharrlich am Fundament der kulturellen Einheit Europas. Nach den Bruderkriegen des letzten Jahrhunderts wissen wir, daß der angemessene Gebrauch der Freiheit in der gemeinsamen Anstrengung für den Frieden besteht – und in der Hilfsbereitschaft, jener dogmenfreien »Weltfrömmigkeit«, die die *Wanderjahre* (HA 8, S. 243) entschieden anmahnen: Nicht nur dem Nebenmenschen, auch dem Fremden, dem »Fernsten«, haben wir beizustehen, als sei er unser »Nächster«.

Werner Keller

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
 verleiht anlässlich ihrer 79. Hauptversammlung
Herrn Dr. René Jacques Baerlocher,
 dem tätigen Förderer der Goetheforschung
 und einer humanen Gesinnung,
 dem klugen Ratgeber unserer Gesellschaft,
 für sein selbstloses Wirken im Dienste Goethes
 in Dankbarkeit
 die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
 verleiht anlässlich ihrer 79. Hauptversammlung
Herrn Dr. Karl Peter Gregori,
 dem Mitbegründer und langjährigen
 Vorsitzenden der Goethe-Gesellschaft Aue,
 dem aus der Vermittlung der deutschen Klassik
 in seelischer Bedrohtheit
 lebensstärkende Kraft zuteil wurde,
 in Dankbarkeit
 die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
 verleiht anlässlich ihrer 79. Hauptversammlung
Herrn Professor Dr. Klaus Hufeland,
 dem verdienstvollen Mittelalterspezialisten
 und erfolgreichen akademischen Lehrer,
 für seine großen Verdienste,
 die er in 19 Jahren
 als Vorsitzender der Ortsvereinigung Essen
 erworben hat,
 in dankbarer Anerkennung
 die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
 verleiht anlässlich ihrer 79. Hauptversammlung
Herrn Professor Dr. Mirko Krivokapić,
 dem vorbildlich wirkenden Belgrader Germanisten
 und Gründer der serbischen Goethe-Gesellschaft,
 dem Goethe-Übersetzer und
 Editor einer beeindruckenden Goethe-Ausgabe,
 dem Staats- und Weltbürger in Personalunion,
 in hoher Anerkennung seines humanen Engagements
 die Würde eines Ehrenmitglieds.

Bericht über das 3. Symposium junger Goetheforscher am 18. Mai 2005 in Weimar

Ist Goethes Darstellung der alten Reichsstadt Frankfurt, die seine Erinnerungen *Aus meinem Leben* eröffnet, als Beschwörung einer goldenen Vergangenheit zu verstehen oder eher als ironischer Abgesang auf ein veraltetes Gemeinwesen? Die erste These vertrat Carsten Rohde im ersten Vortrag des Symposiums junger Goetheforscher, bei dem zum nunmehr dritten Male junge Nachwuchswissenschaftler Ergebnisse ihrer Dissertationen in halbstündigen Vorträgen zur Diskussion stellten. Rohde arbeitete am Beispiel der autobiographischen Schriften das zunehmende Bemühen des alten Goethe heraus, an das »alte Wahre« (*Vermächtnis*) kultureller Traditionen zu erinnern und es neugestaltet weiterzugeben: ein zugleich konservatives und innovatives Arbeitsprojekt. Die zweite These wurde in der Diskussion formuliert, an der sich auch diesmal viele gestandene Wissenschaftler lebhaft beteiligten. Rohdes Grundthese fand großen Anklang, stellte doch die Bemühung um das »alte Wahre« ein zentrales Motiv dieser Tagung dar, die im übrigen thematisch vom »mittleren« und »alten« Goethe dominiert wurde.

Vom alten Goethe – nämlich aus der *Nachlese zu Aristoteles' Poetik* von 1827 – stammt Goethes Relativierung der Katharsis-Konzeption, die Marie-Christin Wilm zu erhellen suchte. Ihrer Meinung nach stellt Goethe nicht die Wirkung von Tragödien überhaupt in Frage, sondern lediglich eine simple moralische Besserung aufgrund von »Furcht und Mitleid«. Durchaus aber könne eine Tragödie Gefühle auslösen, die zu »Existenzerweiterung und Welterkenntnis« führten. Dieses Erlebnis »ästhetischer Freiheit« stehe in einem dialektischen Verhältnis zur nur im Scheitern realisierbaren Freiheit des tragischen Helden. Daß diese Thesen, gewonnen aus einer beeindruckenden Zusammenschau Goethescher Äußerungen seit 1771, mindestens so viele Fragen aufwerfen, wie sie beantworten, spricht nicht gegen sie, sondern liegt in der Natur der Sache, der weiter nachzugröbeln man am Freitagmorgen Gelegenheit hatte: in Peter-André Alts Vortrag über die Tragödientheorien Goethes und Schillers im Rahmen der Konferenz *Goethes Schiller – Schillers Goethe* (Dokumentation in diesem Band).

Ein Werk des *jungen* Goethe thematisierte Karin Vorderstemann, allerdings aus rezeptionsästhetischer Sicht: Es ging um »sentimentale« Rollengedichte, welche die im *Werther*-Roman höchst ambivalente Figur des Albert auf eine Deutung festzulegen suchten: zumeist auf den »gefühlskalten Gegner«, doch mitunter auch auf den »empfindsamen Freund«. Die Interpretationen der Gedichte waren so unstrittig, daß es in der Diskussion vor allem wieder um den Charakter der Figur im *Roman* ging.

1830 wurde der alte Goethe von einem 21jährigen besucht: Felix Mendelssohn auf dem Weg nach Italien. Die irritierende Tatsache, daß dessen 4. Symphonie – angesichts des ersten Satzes mit Recht »Italienische« genannt – im zweiten Satz Carl Friedrich Zelters Vertonung des *Königs in Thule* zitiert, erklärte Hanna Stegbauer einleuchtend aus dieser Begegnung, dem anschließenden mißglückten Versuch des jungen Touristen, sich den befremdenden Süden nach Goethes Muster »nordisch« anzuverwandeln, und schließlich aus seiner Identifikation des sterbenden Königs mit Goethe, der wie Mendelssohns Lehrer Zelter während der Entstehung der Symphonie gestorben war.

Daß noch der alte Goethe stark unter dem Einfluß Spinozas stand, war die Hauptthese von Gundula Ehrhardt. Sie stellte sich damit gegen die gängige Verabsolutierung der Rezeptionsphasen 1773 und 1784/85, wies auf den nachhaltigen Einfluß von Herders Spinoza-Interpretation hin und widmete sich insbesondere der, wie sie nachwies, »spinozistisch« geprägten Pädagogik der *Wanderjahre* – all dies in einer angesichts des komplexen Themas beeindruckend luziden Sprache.

Steffan Davies aus Oxford unterzog Schillers *Egmont*-Bearbeitung von 1796 einer gründlichen Analyse und konnte plausibel machen, daß seine Änderungen – Streichung von Nebenfiguren und für die Haupthandlung unwichtigen historischen Tatsachen, Vertiefung der Psychologie und Motivierung – für Goethe zwar stellenweise schmerzhaft waren, insgesamt aber auch seinen eigenen ›klassischer‹ werdenden Überzeugungen entsprachen. So sei Schillers beherzte dramaturgische Hilfestellung keineswegs ein Umweg, sondern eine wichtige Station auf dem Weg zur gemeinsamen Arbeit gewesen – eine These, die übrigens aus theatergeschichtlicher Perspektive durch Lesley Sharpes Vortrag in der Konferenz *Goethes Schiller – Schillers Goethe* bestätigt wurde (Dokumentation in diesem Band).

Wie ›neu‹, d.h., wie ›aufgeklärt‹ ist *Die neue Melusine* des alten Goethe? So ließe sich die Frage formulieren, anhand derer Stefan Keppler exemplarisch Goethes Verhältnis zur ›nordische[n] Mythologie‹ (FA I, 14, S. 583) des Mittelalters untersuchte. Goethe bekundete zwar Abscheu für »das häßliche Teufels- und Hexenwesen« aus »düstern ängstlichen Zeitläufen« (WA IV, 21, S. 395) und ironisierte entsprechend den Stoff des alten Volksbuches in der *Wanderjahre*-Version. Keppler lenkte jedoch den Blick auf die Rolle des Politischen in Goethes Märchen, auf das Motiv des Kästchens, das auch ein zentrales Symbol der *Wanderjahre* ist, und nicht zuletzt auf weitere Anspielungen im Erzählwerk und wies schlüssig nach, daß Goethe den Melusinenfluch – anders als den Tantalidenfluch in der *Iphigenie* – nicht wirklich zu bändigen vermochte: Der Fluch verweist unterschwellig ebenso auf Werthers Disposition zum Suizid wie auf die scheiternde Beziehung von Hersilie und Felix.

Angesichts einer solchen Fülle spannender und überzeugender Thesen aus poetologischer, hermeneutischer, rezeptionsästhetischer, musikwissenschaftlich-komparatistischer, philosophie- und motivgeschichtlicher Sicht kann man die selbstbewußte Einschätzung von Dr. Thorsten Valk, das bisher von ihm geleitete Symposium befinde sich seit 2001 »in einer kontinuierlichen Aufwärtsbewegung«, nur bestätigen. Bekräftigt wird diese Einschätzung auch durch das Presse-Echo, die stetig steigenden Bewerberzahlen und die Nachahmung des Modells durch andere literarische Gesellschaften. Ein wenig überraschend war nun, daß der ausgesprochen jugendlich wirkende Valk nach der Devise, »Ehrenämter dürfen nicht als Pfründe betrachtet, sondern müssen beizeiten an Nachrückende weitergegeben werden«, die Leitung Dr. Wolf Gerhard Schmidt anvertraut. Der Nachrückende war bei der letzten Tagung mit einem Vortrag über Ossian und *Götz von Berlichingen* aufgefallen, hat sich inzwischen durch seine brillante mehrbändige Studie zur deutschen Ossian-Rezeption einen Namen gemacht und bereits bei der Mitorganisation dieser Tagung ›zupackende Managerqualitäten‹ bewiesen. Er bekundete die Absicht, an den bewährten Prinzipien des Symposiums festzuhalten: Internationalität, Perspektivenvielfalt und die Verbindung von hohem wissenschaftlichem Niveau mit klarer Sprache. So verbindet sich mit dem Dank an Thorsten Valk die Vorfreude auf neue Interpretationen des ›alten Wahren‹ zum Auftakt der 80. Hauptversammlung 2007.

Rüdiger Singer

Bericht über den Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 13. bis 27. August 2005 in Weimar

Vom 13. bis 27. August 2005 fand in Weimar, am klassischen Ort, erstmals auf Einladung der Goethe-Gesellschaft ein internationaler Sommerkurs für Studenten statt, der sich im Schiller-Jahr dem Thema »*Geistesantipoden*«? *Goethe, Schiller und die europäischen Wirkungen der ›Weimarer Klassik‹* widmete. Unter der Leitung von Prof. Terence James Reed (Oxford) und Prof. Dr. Werner Frick (Freiburg i. Br.), unterstützt durch Dr. Gesa von Essen und Olav Krämer, MA (beide Freiburg i. Br.) sowie organisatorisch begleitet durch Dr. Wolfgang Müller (Ilmenau), richtete sich der Goethe-Sommerkurs an Studierende aus dem In- und Ausland, Germanisten und Literaturwissenschaftler ebenso wie Vertreter anderer Fachrichtungen. Die aus einer Fülle von Bewerbern ausgewählte Gruppe von insgesamt 21 Teilnehmern, darunter acht Stipendiaten des Evangelischen Studienwerks Villigst, war denn auch erfreulich gemischt: Zu Studierenden und Doktoranden verschiedener deutscher Universitäten (Berlin, Eichstätt, Freiburg i. Br., Göttingen, Heidelberg, Konstanz, München, Tübingen) kamen Teilnehmer aus Bloomington, Cambridge, Chicago, Krakau, Mailand und Seoul; neben zahlreichen Germanistik-Studenten, von denen sich viele in ihren wissenschaftlichen Arbeiten mit Goethe und Schiller befaßten, nahmen auch Juristen, Musikwissenschaftler, Komparatisten und Altphilologen teil. Als Tagungsort diente zwei (leider nur wenig sommerliche) August-Wochen lang die Europäische Jugendbildungs- und -begegnungsstätte (EJBW) am Rande des Ilm-Parks, die das Kursangebot der Goethe-Gesellschaft mit großer Gastfreundschaft in das Programm ihrer mittlerweile 6. Weimarer Sommerkurse aufgenommen hatte. Bei gemeinsamen Vortragsveranstaltungen (u. a. mit dem Präsidenten der Klassik Stiftung Weimar, Herrn Hellmut Seemann), Wanderungen und Sportnachmittagen wie bei den geselligen Mahlzeiten in der ausgezeichneten Mensa boten sich viele Gelegenheiten, um auch die in- und ausländischen Teilnehmer der anderen Kurse kennenzulernen. Vor allem der Eröffnungsabend mit internationalem Buffet (zusammengestellt aus Mitbringseln der Teilnehmer), das Grillfest und der Lagerfeuerabend mit Volksliedern aus – unter anderem – Rußland, Polen, Korea, dem Senegal und Deutschland sowie mit einem Rap aus Griechenland werden allen in lebendiger Erinnerung bleiben. So fand der bald allseits so genannte »Goethe-Kurs«, der sich unter den verschiedenen sommerlichen Bildungsangeboten der weitaus größten Nachfrage erfreute, in den schönen Räumen der EJBW und in der umgebenden Parkflur ideale äußere Bedingungen vor, unter denen kosmopolitisch-ferialer Lebensalltag, anregendes Diskussionsklima und entspannte abendliche Geselligkeit vortrefflich harmonierten.

Das anspruchsvolle Programm des Goethe-Sommerkurses, auf das sich die Teilnehmer mit einem vorab versandten Reader vorbereitet hatten, setzte sich aus drei verschiedenen Komponenten zusammen: Ein erster, wissenschaftlicher Hauptteil führte in intensiver Lektüre und Diskussion und häufig in konzentrierter Kleingruppenarbeit mit den Kursleitern in die zentralen Dokumente und repräsentativen Schlüsseltexte der Weimarer Klassik ein und ließ das Arbeitsbündnis Goethes und Schillers in seinem ganzen Facettenreichtum sichtbar werden. Der Bogen dieser *tour d'horizon* spannte sich von Schillers diplomatischer Annäherung an den großen Antipoden im Geburtstagsbrief des Sommers 1794 bis zu Goethes Nachrufen auf den toten Freund, und er umfaßte das »commercium« der beiden ungleichen Klassiker in seinem gesamten Spektrum von der förderlichen Kritik in Werkstattgesprächen (beispielsweise dem Briefwechsel über entstehende Werke wie Goethes *Wilhelm Meister*-Roman und das Versepos *Hermann und Dorothea* oder Schillers *Wallenstein*-Trilogie) über die Ausarbeitung einer gemeinsamen, in publizistischen Fehden offensiv verfochtenen literaturpolitischen, ästhetischen und poetologischen »Weimarer Position bis hin zu parallelen oder konkurrierenden Versuchen auf diversen literarischen

Feldern wie etwa dem Lehrgedicht, der Ballade, dem Epigramm oder der modernen Tragödie nach antiken Modellen und ihrer dramaturgischen Umsetzung auf dem von beiden Dichtern geleiteten Weimarer Theater. Eine maßgebliche Intensivierung und Vertiefung erfuhren diese Lektüren und Analysen durch das zweite Element des Kurses, das aus Exkursionen zu den ›Erinnerungsorten‹ der Weimarer Klassik und einer unmittelbaren Fühlungnahme mit dem *genius loci* bestand: Dazu gehörten Besuche der Schlösser und Parks der Umgebung, des kurz zuvor eingeweihten großartigen Erweiterungsbaus der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, der Weimarer Dichterwohnhäuser und des Goethe- und Schiller-Archivs, in dessen Arbeit sein Direktor, Herr Dr. Jochen Golz, einen umfassenden Einblick gewährte. Hinzu kamen Ausflüge nach Jena, Erfurt, Naumburg und zu den Dornburger Schlössern, die den Kulturraum Thüringen in seiner reizvollen Vielfalt näherbrachten, sowie eine Exkursion ins Konzentrationslager Buchenwald, die an die dunklen Seiten deutscher Geschichte und Kultur erinnerte. Eine dritte und letzte Sektion des Kurses war für frei-kreative Eigeninitiativen auf den Spuren des Rahmenthemas vorgesehen und bot Raum für originelle, ›heutige‹ Reaktionen der Kursteilnehmer auf ihre Begegnung mit dem *locus classicus* Weimar. So präsentierten die Teilnehmer in der Abschlusssitzung ihre ganz individuellen Annäherungen an die Weimarer Klassik in Form schöpferischer Fort-, Um- oder Neudichtungen: Dargeboten wurden unter anderem mehrere *Weimarer Elegien* (als Repliken auf Goethes erotisch hochgespannte *Römische Elegien*), erfrischend respektlose Parodien Schillerscher Balladen, eine fulminante Verballhornung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller sowie, von vier Teilnehmern als bravouröser Sketch in Szene gesetzt, eine Weimarer Theaterprobe der *Jungfrau von Orleans*, in der Goethe in breitestem Frankfurterisch die Beherzigung seiner *Regeln für Schauspieler* einzuklagen versuchte, wobei ihm ein hoffnungslos schwäbelnder Schiller so nachdrücklich wie erfolglos sekundierte.

Etwas von diesem engagierten und inspirierten Gespräch über Goethe und die Welt spiegelt in vielstimmiger Resonanz die umfangreiche Text-Bild-Dokumentation des Sommerkurses wider, die durch die großzügige mäzenatische Unterstützung von Herrn Alfried Holle (Düsseldorf) ermöglicht wurde und über die Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft bezogen werden kann. Die (teils darstellenden, teils poetisch-kreativen, durchweg sehr persönlich gehaltenen) Beiträge wurden größtenteils von den Teilnehmern selbst verfaßt; aus ihnen spricht noch im Nachklang zweierlei: die beglückende Empfindung, einer produktiven, menschlich wie fachlich bereichernden Gemeinschaft angehört zu haben, und der uneigennützig Wunsch, auch anderen ähnliche Erfahrungen zuteil werden zu lassen. Nach der Goetheschen Maxime »Ist fortzusetzen« findet daher der nächste internationale Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft unter der Leitung von Prof. Terence James Reed und Prof. Dr. Werner Frick vom 12. bis 26. August 2006 in Weimar statt. Er trägt den Titel *Welt-Poesie: Goethes Lyrik im Dialog der Zeiten und Kulturen*. Nähere Informationen sind zu finden unter <www.sommerkurse-weimar.de>.

Gesa von Essen

Rede des Präsidenten anlässlich der Festveranstaltung zum 120jährigen Gründungsjubiläum der Goethe-Gesellschaft am 28. August 2005 im Goethe- und Schiller-Archiv

Meine sehr verehrten Damen und Herren oder, wenn Ihnen diese Anrede noch zeitgemäß erscheint, hochverehrliche Festversammlung, seien Sie alle hier im Goethe- und Schiller-Archiv herzlich willkommen.

Versammelt haben wir uns im Zeichen kalendarischen Gedenkens, denn, so leitete schon Hans Henny Jahnn 1932 seine Goethe-Rede ein, nur das System unserer Zeitrechnung gibt uns Anlaß, Goethe (und ich füge hinzu: auch die Gründung seiner Gesellschaft) wiederkehrend in Erinnerung zu rufen.¹ Diese Gründung ereignete sich am 20. und 21. Juni 1885 in Weimar, vor 120 Jahren also. Indem wir dieses Jubiläum feiern, begehen wir einen kleinen Konventionsbruch, denn im allgemeinen schreiben uns die Regeln des Kalenderfetischismus wenigstens den 25-Jahre-Rhythmus als Gedenkzäsuren vor. Nehmen Sie es bitte als Zeichen sowohl von Selbstbewußtsein als auch von kritischem Reflexionsvermögen, wenn wir dennoch zu einer kleinen Feier eingeladen haben.

Bedenkt man es recht, so standen für den Ort dieser Veranstaltung eigentlich nur zwei Schauplätze zur Entscheidung, der Festsaal des Goethe-Nationalmuseums oder das Goethe- und Schiller-Archiv. Wenn die Wahl auf das Archiv fiel, dann aus mehreren Gründen:

Das Goethe- und Schiller-Archiv gehört zu jenen Weimarer Institutionen, denen von Anbeginn das mäzenatische Handeln der Goethe-Gesellschaft zugewandt war, seine Direktoren nahmen in der Gesellschaft stets führende Positionen ein, und heute verwahrt es auch das historische Archiv der Goethe-Gesellschaft. So stellt das prachtvolle Gebäude für die Goethe-Gesellschaft im Sinne von Pierre Nora eine »lieu de mémoire« dar.²

Doch es sind weitere Gründe namhaft zu machen, und sie reichen zurück in die Lebensgeschichte Goethes selbst. Davon zu sprechen, daß Goethe seinen Nachruhm zu Lebzeiten bewußt inszeniert habe, mag übertrieben sein; die Verehrung, die ihm weltweit entgegengebracht wurde und die Angehörige zahlreicher europäischer Nationen und selbst Nordamerikaner ins Haus am Frauenplan pilgern ließ, konnte und wollte Goethe nicht herabstimmen, auch wenn er 1824 anmerkte, man solle den Zeugnissen der Wohlwollenden, wie sie von Karl August Varnhagen von Ense 1823 in Buchform gesammelt und dem Dichter zum 74. Geburtstag überreicht worden waren, auch einmal die Zeugnisse der Mißwollenden entgegenstellen.³ Er selbst hat zu Lebzeiten seinen Nachlaß für eine Ausgabe letzter Hand geordnet, er hat sein Wohnhaus und seine Sammlungen zu einem Denkmal seiner selbst gestaltet, und er hat auch im Privaten weitschauende Vorsorge getroffen.

Seine Weimarer Getreuen aber – den Kanzler von Müller, Johann Heinrich Meyer, Eckermann, Riemer, Soret – ließ er im März 1832 zunächst orientierungslos zurück. Für sie wurde die Erinnerung an den großen Toten zu einem Mittelpunkt ihrer Existenz, und sehr bald dachten sie darüber nach, wie man dem Erinnerungswillen eine organisatorische Form geben könne. 1834 dann beauftragte die Weimarer Großherzogin Maria Pawlowna Karl August Varnhagen von Ense, den man den Statthalter Goethes auf Erden nannte, ein

1 Vgl. Hans Henny Jahnn: *Aufgabe des Dichters in dieser Zeit. Vortrag zur Goethefeier der Hamburger Bühne*. In: *Hans Henny Jahnn. Eine Auswahl aus seinem Werk*. Mit einer Einführung hrsg. von Walter Muschg. Olten, Freiburg i. Br. 1959, S. 552-562; hier S. 552.

2 Vgl. Pierre Nora: *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Berlin 1990, S. 7.

3 Vgl. Goethes Aufsatz *Für die Mißwollenden. Vorschlag* (WA I, 42.2, S. 59 f.).

Memorandum zur Gründung einer Goethe-Vereinigung zu entwerfen, das der höchsten politischen Instanz, dem österreichischen Staatskanzler Fürst Metternich, vorgelegt werden sollte.⁴ In Varnhagens Überlegungen mischten sich elitäre und demokratische Gedanken. Auf der einen Seite sollte intellektuelle und soziale Exklusivität herrschen; nach dem Vorbild einer Akademie sollten Persönlichkeiten von Rang in ein Gremium berufen werden, das sich Goethe-Verehrung zum Ziel setzte. Gleichwohl sollte der freiwillige Zutritt für jedermann, wie er in Vereinen praktiziert wurde, nicht gänzlich ausgeschlossen werden. Doch Varnhagens zwiespältigem Konzept war ohnehin keine reale Erfüllung beschieden, denn Metternich witterte in dem liberalen Varnhagen einen heimlichen Aufrührer, einen Sympathisanten des Jungen Deutschlands, und sein Arm reichte weit; auf einen politischen Konflikt wollte man es in Sachsen-Weimar nicht ankommen lassen.

Als das Goethejahr 1849 herannahte, erlebte die bürgerliche Gedenkkultur eine erste Blüte. Zur Vorbereitung der Festlichkeiten zu Goethes 100. Geburtstag entstanden in zahlreichen deutschen Städten Goethe-Vereine, die sich nach dem Jubeljahr meist wieder auflösten. Insofern blieb dieses Goethe-Gedenken zunächst ›ein Zwischenfall ohne Folgen‹. Während Goethe in den Feiern des Jahres 1849 noch als Mahner zu Ordnung und Besonnenheit, als nationale Leit- und Orientierungsgestalt angerufen wurde, verblaßte sein Ruhm bald neben dem Schillers, dem nunmehr eine nationalpatriotische Führungsrolle zukam. Unter diesem Zeichen vollzogen sich die Schillerfestlichkeiten des Jahres 1859, die wirkungsmächtigsten Dichterfeiern, die Deutschland je erlebt hat.

Goethes Stunde schlug erst wieder im wilhelminischen Zeitalter, da man die Einheit von Geist und Macht erreicht glaubte, Goethe, den Herrscher im Reich des Geistes, dem Machtpolitiker Bismarck an die Seite stellen wollte. Die Kanonisierung und Glorifizierung Goethes zum Olympier hat recht eigentlich in jener Epoche ihre Wurzeln. Damit war der Boden bereitet für eine heroisierende Goetheverehrung, die geradenwegs in die Gründung der Goethe-Gesellschaft mündete.

Die Gründung selbst aber hatte einen durchaus aktuellen Anlaß. Am 15. April 1885 starb der letzte Enkel des Dichters, Walther Wolfgang von Goethe. Gemeinsam mit seinem drei Jahre zuvor verstorbenen Bruder Wolfgang Maximilian hatte er das Erbe des Großvaters verwaltet. Beiden kommt das Verdienst zu, das Vorhandene sorgfältig bewahrt zu haben, freilich mit der für eine hochmotivierte wissenschaftliche und kulturelle Öffentlichkeit schmerzlichen Konsequenz, eine Benutzung von Goethes Nachlaß und Goethes Sammlungen nicht zuzulassen. So sah diese Öffentlichkeit der Eröffnung des Testaments des letzten Goethe-Enkels mit begreiflicher Spannung entgegen.

Sein Inhalt, hinreichend bekannt, sei in aller Knappheit wiedergegeben: Das Haus am Frauenplan, mit Goethes Sammlungen zu Kunst und Naturwissenschaft, ging in das Eigentum des Staates Sachsen-Weimar und Eisenach über, Goethes handschriftlicher Nachlaß fiel an die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar und Eisenach. Seine Schenkung an die Großherzogin verstand Walther Wolfgang als Ausdruck »tief empfundenen, weil tief begründeten Vertrauens«.⁵ Zeit seines Lebens hat der Goethe-Enkel in freundschaftlicher Verbindung mit Großherzogin Sophie und ihrem Gemahl Carl Alexander, Gefährte Walther Wolfgangs aus Kindertagen, gestanden. Walther Wolfgangs Entscheidung, den Nachlaß des Großvaters der Großherzogin Sophie zu schenken, muß auch vor dem Hintergrund der Tatsache gesehen werden, daß Künstlernachlässe bis dahin sich stets in Privathand

4 Vgl. Jochen Golz: *Gesellschaften vor der Gesellschaft – frühe Formen der Goethe-Pflege*. In: *Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland*. Hrsg. von Jochen Golz u. Justus H. Ulbricht. Köln, Weimar, Wien 2005, S. 81-92.

5 Zit. nach: *Das Goethe- und Schiller-Archiv. Beiträge aus dem ältesten deutschen Literaturarchiv 1896-1996*. Hrsg. von Jochen Golz. Köln, Weimar, Wien 1996, S. 14.

befunden und noch keine archivische Heimstatt gefunden hatten; im Lichte dieser Tatsache kommt der Eigentumsübertragung doppeltes Gewicht zu.

Rasch, besonnen und energisch handelte das Großherzogspaar. Aus einem vordem streng abgeschirmten Privathaus des Dichters wurde 1885 unter der Schirmherrschaft von Carl Alexander das öffentlich zugängliche Goethe-Nationalmuseum, und Goethes handschriftlicher Nachlaß fand nach dem Willen der Großherzogin Aufnahme im Residenzschloß in einem Goethe-Archiv und stand fortan der Wissenschaft zur Verfügung. Seit 1889, als Schillers Nachlaß hinzugestiftet wurde, trägt es den Namen Goethe- und Schiller-Archiv.

Der nunmehr eröffnete Zugang zu den klassischen Schätzen mobilisierte die Öffentlichkeit. Schon vor der Beisetzung Walther Wolfgang von Goethes am 18. April 1885 fanden Gespräche zur Gründung einer Goethe-Gesellschaft statt. Am 3. Mai 1885 legte Großherzogin Sophie erste Gedanken zur wissenschaftlichen Erschließung des Goethe-Nachlasses in einer Niederschrift dar, in der sie das »Vertrauen« des Enkels zur Richtschnur ihres künftigen Handelns erklärte. Ihr wird der Satz zugeschrieben: »Ich habe geerbt, und Deutschland und die Welt sollen mit mir erben«. Die weitreichenden Pläne der Großherzogin waren nur gemeinschaftlich von den »hervorragendsten Goethekennern und Gelehrten«⁶ auszuführen, und als eine Gelehrtenvereinigung war die Goethe-Gesellschaft zunächst auch gedacht. Im Mai 1885 konstituierte sich ein Gründungskomitee, das am 9. Juni 1885 mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit trat:

Mit dem Erlöschen des Goethe'schen Geschlechts und dem Uebergang des Goethe-Archivs in den Besitz Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Grossherzogin von Sachsen, der Sammlungen Goethe's in den des Weimarischen Staats ist der Augenblick gekommen, einen längst gefassten Plan zur Ausführung zu bringen: den Plan der Bildung einer in Weimar zu errichtenden

Goethe-Gesellschaft

zur Pflege der mit dem Namen Goethe verknüpften Litteratur des 18. und 19. Jahrhunderts und Vereinigung der auf diesem Gebiete sich rege bethätigenden lebensvollen Forschung. Für die Wirksamkeit der Gesellschaft bietet sich in der Veranstaltung von jährlichen Zusammenkünften zum Meinungsaustausch der Mitglieder, vor Allem in der Veranstaltung grösserer Publikationen, die auf Goethe und sein Wirken in der obengenannten Litteraturperiode Bezug haben, und in der Fortführung des Goethe-Jahrbuchs ein weites Feld für fruchtbringende Thätigkeit auf lange Zeit.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um die Bildung dieser Goethe-Gesellschaft vorzubereiten, für deren Organisation sich in den Statuten der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft ein geeignetes Vorbild bietet, und fordern alle diejenigen Förderer und Freunde deutschen Geisteslebens, die bereit sind, sich an der gemeinsamen Arbeit im Zeichen Goethe's zu betheiligen, auf, in der konstituierenden Versammlung zu erscheinen, für welche Weimar, und da manche Punkte einer beschleunigten Beschlussfassung bedürfen, die Tage des

20. und 21. Juni

bestimmt sind.⁷

Die »Förderer und Freunde deutschen Geisteslebens«, und es waren zahlreiche hervorragende Köpfe darunter, zögerten nicht, sich am 20. und 21. Juni 1885 in Weimar einzufinden. Die Gründung wurde mit allem Gepränge bürgerlich-aristokratischer Festkultur begangen. Schirmherr der Gesellschaft wurde Großherzog Carl Alexander. Wenige Tage später, am 1. Juli 1885, richtete der neugewählte Vorstand der Goethe-Gesellschaft einen

6 IA-GSA-Altbestand.

7 GSA 149/18.

Aufruf »An alle Verehrer Goethes«, der als Separatdruck verbreitet wurde und in zahlreichen Tageszeitungen erschien. Darin heißt es:

Mit dem neuen deutschen Reich ist die Zeit einer großen nationalen und politischen Denkart gekommen, für welche jene Vorurtheile und Befangenheiten nicht mehr sind, die in vergangenen Jahrzehnten die richtige Erkenntniss und Würdigung Goethes bei Vielen gehemmt haben. Ein großes nationales Reich weiß den größten seiner Dichter in seinem vollen Werthe zu schätzen. Die Begründung und Erhaltung der politischen Größe unseres Volkes geht Hand in Hand mit der Pflege und Förderung seiner idealen Güter.

[...] Das Goethe-Archiv wird mit einer *Goethe-Bibliothek* verknüpft und so geordnet und geleitet werden, daß beide wissenschaftlichen Studien zur Erforschung Goethes und seiner Zeit dienen. In gleicher Absicht wird man aus den nachgelassenen Sammlungen Goethes in seinem Hause zu Weimar ein *Goethe-Museum* einrichten. Auf diese Art werden sich, wie nie bisher, eine Reihe von Bedingungen vereinigen, um in *Weimar* so gründliche, vollständige und anschauungsvolle Goethestudien zu ermöglichen, wie an keinem anderen Orte der Welt. Weimar war die Goethestadt und wird es von neuem.

Darum heißt unsere Vereinigung die Goethe-Gesellschaft in *Weimar*. Die Mitglieder derselben sind zunächst berufen, die Zwecke dieser neuen Goethe-Akademie zu fördern und selbst der Förderungen, die sie bietet, in erster Linie theilhaftig zu werden. Sie haben die Pflicht, einen jährlichen Beitrag von zehn Mark zu zahlen und dafür das Recht der Stimmgebung in der Generalversammlung, die jährlich in Weimar stattfindet; sie erhalten das Goethe-Jahrbuch unentgeltlich und für einen ermäßigten Preis die Schriften der Goethe-Gesellschaft.

Diese unsere Einladung ergeht an alle Verehrer des Dichters, gelehrte wie ungelehrte; sie ist von allen Parteistimmungen und Streitfragen, welcher Art sie auch seien, so unabhängig, wie die Verehrung und Liebe, welche Goethe uns einflößt.⁸

In mehrfacher Hinsicht verdient dieses Dokument unser Interesse: als Ausweis eines wilhelminischen Gründerpathos, als sehr bewußte Kundgabe künftigen mäzenatischen Handelns und nicht zuletzt als Zeichen für einen Gesinnungswandel. Nicht mehr eine elitäre Gelehrtenakademie sollte entstehen, sondern eine Vereinigung, die »gelehrten wie ungelehrten« Verehrern des Dichters offenstand. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Man mag geneigt sein, das Pathos des Aufrufs zu belächeln, in dem sich gewiß der Herren eigner Geist zu erkennen gibt. Gleichwohl bleibt festzuhalten, daß es der Goethe-Gesellschaft mit ihrem mäzenatischen Handeln für Weimar ernst war und daß Goethe-Nationalmuseum und Goethe- und Schiller-Archiv reichen Gewinn davon empfangen. Die Jahre bis 1914 waren gute, ich bin geneigt zu sagen: waren die besten Jahre für die Bestandsvermehrung beider Häuser.

Voran ging das Großherzogspaar. Carl Alexander, der das Testament des Goethe-Enkels ebenfalls als persönliche Verpflichtung verstand, widmete sich der Einrichtung des Goethe-Nationalmuseums und sorgte dafür, daß Nachlässe der Großherzoglichen Bibliothek den Weg ins Archiv fanden; Sophie finanzierte aus ihrer Schatulle Ankäufe für das Archiv, z. B. den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Doch nicht nur das. Auf etwa 400.000 Reichsmark beliefen sich die Kosten für den Bau des Archivgebäudes, die Sophie aus ihrem Privatvermögen bestritt und gegen die sich die 27.297 Reichsmark gering ausnehmen, die die Goethe-Gesellschaft 1892 aus Anlaß der Goldenen Hochzeit des Großherzogspaares für den Bau des Archivs zusammengebracht hatte. Zu Recht mit dem Namen der Großherzogin verbunden ist die Weimarer oder Sophienausgabe, an deren Konzeption sie beteiligt war und deren Druck sie mit Zuschüssen befördert hat.

Die Goethe-Gesellschaft stand nicht zurück. Sie gab 1892 den Anstoß zum Bau des Goethe- und Schiller-Archivs, und bei dessen Eröffnung am 28. Juni 1896 wurden dem Direktor Prof. Dr. Bernhard Suphan, gewissermaßen als Morgengabe, Goethes Briefe an Charlotte von Stein dargebracht – in sieben stattlichen Bänden, für deren Erwerbung die Goethe-Gesellschaft ein Konsortium von Sponsoren verpflichtet und sich selbst mit 15.000 Reichsmark an der Kaufsumme von 70.000 Reichsmark beteiligt hatte. 1906 konnte in einer vergleichbaren Aktion das Hamburger Theatermanuskript von Schillers *Don Karlos* für Weimar erworben werden. Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Für mich stellt auch die Schenkung des Nachlasses von Georg Büchner im Jahre 1924 durch den Insel-Verleger Prof. Dr. Anton Kippenberg mäzenatisches Handeln aus dem Geist der Goethe-Gesellschaft dar. Anton Kippenberg hat die Goethe-Gesellschaft über zwanzig Jahre lang im Verwaltungsausschuß des Goethe- und Schiller-Archivs vertreten. Für das Goethe-Nationalmuseum erwarb die Goethe-Gesellschaft das Goethe-Porträt von Heinrich Christoph Kolbe – nicht gerechnet die Schenkungen, die dem Goethe-Nationalmuseum über viele Jahre hin durch Mitglieder der Goethe-Gesellschaft zuteil wurden. Unter der Präsidentschaft von Prof. Dr. Erich Schmidt setzte die Gesellschaft dem Museum eine jährliche Zuwendung von 600 Reichsmark aus.

Die im Gründungsaufwurf benannte Verknüpfung von Goethe-Archiv und Goethe-Bibliothek wurde mit aller Energie ins Werk gesetzt. Teils durch Stiftungen von Privatsammlern, teils durch Erwerbungen aus Gesellschaftsmitteln entstand eine Fachbibliothek, die am Ende des Zweiten Weltkriegs etwa 35.000 Bände umfaßte und danach durch testamentarische Verfügung des früheren Präsidenten Prof. Dr. Julius Petersen noch einmal um etwa 8000 Bände anwuchs; dieser hatte seine literaturwissenschaftliche Bibliothek der Goethe-Gesellschaft gestiftet mit der ausdrücklichen Maßgabe, sie im Goethe- und Schiller-Archiv aufzustellen.

Es ist eine beeindruckende Bilanz, die für die frühen Jahrzehnte der Goethe-Gesellschaft gezogen werden kann. Damals vor allem hat sie sich große Verdienste um das klassische Weimar erworben. Mit einiger Wehmut blickt man auf jene Zeit zurück, in der ein ebenso vermögendes wie kunstsinniges Bürgertum im Verein mit dem Großherzogspaar den kulturellen Glanz und Reichtum Weimars so erstaunlich vermehrt hat, und wünscht sie wiederum herbei, wohl wissend, daß man nicht zweimal in denselben goldhaltigen Fluß steigen kann.

Für die Goethe-Gesellschaft brachen nach dem Ersten Weltkrieg schwierige Zeiten an. Zusehends waren ihrem mäzenatischen Handeln engere Grenzen gesetzt. Als sie sich 1923 entschloß, die Dornburger Schlösser in ihre Obhut zu nehmen, geschah dies im Wissen darum, hier in einer Notlage beispringen zu müssen, und mit der ausdrücklichen Verpflichtung, sich dieses Eigentums wieder zu begeben, wenn sich die Gesellschaft zur Unterhaltung der Schlösser außerstande sehen sollte. Auch der Zuschuß zum Jahresetat des Goethe- und Schiller-Archivs, den die Goethe-Gesellschaft von 1924 bis 1947 aufbrachte – weitere Zuschüsse gaben die großherzogliche Schatzkammer und das Land Thüringen –, mußte stets mühsam zusammengetragen werden.

Zu den äußeren Schwierigkeiten gesellten sich innere. Die Bindung an Weimar, so segensreich sie für die Weimarer Institute und die dort etablierte Goethe-Forschung war, wurde andernorts nicht ohne Widerspruch wahrgenommen. Widerstand regte sich auch gegen den kulturkonservativen Geist von Weimar. Widerspruch kam z.B. aus München, wo sich 1917 die erste Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft gründete. Solche Tendenzen zum Separatismus nahm der Weimarer Vorstand mit Skepsis und Mißtrauen wahr, doch mußte er diese Entwicklung *nolens volens* akzeptieren und sich darauf einrichten. Nach dem Ersten Weltkrieg verband sich das Beharren auf dem ›Geist von Weimar‹ mit einer nationalkonservativen Haltung des Präsidenten und einer Mehrheit des Vorstandes. Symptomatisch dafür sind die oft zitierten Schlußsätze aus der Rede des Präsidenten Prof. Dr. Gustav Roethe zur Gedächtnisfeier von 1924:

Wenn die Goethe-Gesellschaft den 200. Geburtstag unseres größten Dichters und Weisen begehen darf, möge es dann anders aussehen in Deutschland, ein hellerer Himmel unserem Volke leuchten! möge dann vor allem wieder der aufwärts ringende Geist durch unser Volk gehen, der der Erlösung und Zukunft sicher ist, weil er immer strebend sich bemüht! Dazu braucht's den Willen der Selbsterfüllung, den stolzen Mut und die treue Arbeit, die uns Goethe vorbildlich zeigt. »Mache dir selber Bahn!« Die Bahn, die uns Goethe weist, das ist deutsche Bahn. Goethe, wir grüßen Dich, wir danken Dir, Du unser Freund, unser Held, unser Führer!⁹

Zu Recht hat Ehrhard Bahr in dem jetzt vorliegenden Sammelband zur Geschichte der Goethe-Gesellschaft festgehalten, daß »Roethes Vokabular [...] aus einer Mischung von Kulturprotestantismus, preußischem Militarismus und nationalem Messianismus«¹⁰ bestanden habe.

Erklärbar sind solche Äußerungen einerseits aus einer Ablehnung der Weimarer Republik, andererseits aus einer Aversion gegenüber der kulturellen Moderne. Charakteristisch ist die Metapher von der »Bastion Goethe« (im engeren Sinne für das Goethe- und Schiller-Archiv gebraucht), hinter die man sich vor den Unbilden der Gegenwart zurückziehen wollte. Zusehends problematisch wurde das Verhältnis zu zeitgenössischen Autoren. Während 1910 noch Schriftsteller wie Friedrich Spielhagen oder Marie von Ebner-Eschenbach – beide zwar betagt, aber nicht eben konservativ zu nennen – zu Ehrenmitgliedern ernannt wurden, konnte nach 1918 allenfalls noch Friedrich Lienhard eine gewisse literarische Prominenz für sich beanspruchen. Ricarda Huch gehörte in den 20er Jahren nur kurze Zeit dem Vorstand an. Daß die Zuwahl von Thomas Mann in den Vorstand 1928/29 scheiterte, gehört nicht zu den Ruhmesblättern der Goethe-Gesellschaft.¹¹

Vor 1933 und auch danach suchten die Repräsentanten der Gesellschaft den Kompromiß mit den politisch Herrschenden, nicht zuletzt in der Hoffnung, in ihnen Verbündete bei der Bewahrung und Rettung humaner Werte zu finden. Daß solche Hoffnungen sich bald als trügerische Illusion erwiesen, lehrt die Geschichte der Goethe-Gesellschaft zwischen 1933 und 1945. Die Gesellschaft bot ein zwiespältiges Bild. 1934 erklärte ihr Präsident Prof. Dr. Julius Petersen, die Goethe-Gesellschaft marschiere »im Aufbruch der Nation«¹² mit, und 1935, im Jahr des 50jährigen Bestehens der Gesellschaft, war in Petersens Festansprache der nachmals vielzitierte Satz zu vernehmen:

Wie [Goethe] im Frühjahr 1813 Lützowschen Jägern, die in den Freiheitskampf zogen, an der Elbe die Waffen segnete, so würde er auch den schwarzen Gesellen und den braunen Kameraden, die 120 Jahre später für die innere Befreiung Deutschlands sich zu opfern bereit waren, seinen Gruß nicht versagt haben.¹³

Selbst wenn man konzediert, daß Petersen diesen Satz letztlich zum Schutz der Goethe-Gesellschaft formuliert haben könnte, so bleibt er doch ein unrühmliches Beispiel geistiger »Selbstnazifizierung«, zumal die Goethe-Gesellschaft vorher Gleichschaltung und Führerprinzip hatte abwehren können und ihre Position auch international relativ gesichert war, zu einer so deutlichen Anbiederung folglich kein Grund bestand. Doch die semantische Affinität des nationalkonservativen Bürgers Julius Petersen zum Naziregime spiegelt nur

9 GJb 1925, S. 29.

10 Ehrhard Bahr: *Julius Petersen und die Goethe-Gesellschaft in Weimar zwischen 1926 und 1938*. In: *Goethe in Gesellschaft* (Anm. 4), S. 137-150; hier S. 139.

11 Vgl. dazu Karl-Heinz Hahn: *Versäumte Gelegenheit. Thomas Mann kandidiert für den Vorstand der Goethe-Gesellschaft in Weimar*. In: ders.: *»Dann ist Vergangenheit beständig ...«*. *Goethe-Studien*. Hrsg. von Jochen Golz u. Werner Keller. Weimar 2001, S. 199-203.

12 GJb 1934, S. 266.

13 GJb 1935, S. 23.

die eine Seite seiner Persönlichkeit wider. Ihm ist zugute zu halten, daß er nach 1933 jüdischen Schülern wie Richard Samuel und Richard Alewyn den Weg ins Exil ebnete und seine in Deutschland verbliebenen jüdischen Mitarbeiter so lange abschirmte, wie es ihm überhaupt möglich war: Charlotte Jolles und Eduard Berend haben davon Zeugnis abgelegt. Nach Petersens Tod erschien in der amerikanischen Fachzeitschrift *The German Quarterly* ein nobler Nachruf aus der Feder von Richard Alewyn, in dem es hieß:

[Petersen] hatte mit dem Irrtum vieler Konservativen geglaubt, die nationalsozialistische Revolution begrüßen zu können. Das bewahrte ihn nicht davor, mitansehen zu müssen, wie alles, wofür er gelebt hatte, zerstört, und er selbst von Jüngeren an die Seite gedrängt wurde. Als Mensch hat er auch in dieser Zeit nicht versagt. Viele seiner verfolgten Freunde und Schüler wissen von einer unveränderten Hilfsbereitschaft zu zeugen.¹⁴

Dem sofortigen Ausschluß ihrer jüdischen Mitglieder hatte sich die Goethe-Gesellschaft 1933 widersetzen können. Sie trennte sich offiziell erst von ihnen, als die politischen Verhältnisse eine solche Maßnahme erzwangen; die Gesellschaft hätte sonst ihre Tätigkeit einstellen müssen. Gerade das jüdische Bürgertum, seit Gründung der Goethe-Gesellschaft in ihr stark repräsentiert, hatte seine Treue zu Goethe stets als Synonym für das eigene Deutschtum verstanden.

Die Hinwendung zu Goethe blieb für die Mitglieder der Gesellschaft Trost und humaner Fluchtpunkt auch in barbarischer Zeit, zumal die Nazis mit Goethe im Grunde nicht viel anzufangen wußten und insgeheim zynisch auf das ›Aussterben‹ der Gesellschaft hofften. Doch auch Gegnern des Naziregimes, gefangen und gequält in Zuchthäusern und Konzentrationslagern, konnte Goethe Orientierung und inneren Halt geben. Ich denke an Nico Rosts Bericht *Goethe in Dachau*, ich denke an die Bücher von Jorge Semprun, in denen der quälende Widerspruch von Weimar und Buchenwald immer wieder heraufgerufen wird.

Gewiß ist es auch dem übernationalen, menschheitlichen Rang Goethes, seiner unangefochtenen Stellung als einem Repräsentanten von Humanität schlechthin zuzuschreiben, daß sich die Goethe-Gesellschaft 1945 gegenüber der sowjetischen Besatzungsmacht auf den Geist eines politikfernen Humanismus in ihren Reihen berufen und noch im selben Jahr ihre Wiederzulassung erreichen konnte. So nahm sie alsbald ihre Tätigkeit wieder auf in einem Land, das materiell und geistig verwüstet und politisch gespalten war.

In der Geschichte der Goethe-Gesellschaft hatten die turnusmäßig stattfindenden Hauptversammlungen stets eine große Rolle gespielt. Die sich dort manifestierende Goethe-Verehrung bildete ein starkes geistiges Band. Die letzte Hauptversammlung in der Verantwortung des 1938 gewählten Präsidenten Prof. Dr. Anton Kippenberg war 1939 einberufen worden. In den Kriegsjahren verlagerte sich das geistige Leben der Gesellschaft in die Ortsvereinigungen, die, einstmals von Weimar aus beargwöhnt, jetzt Raum für eine gewisse ideelle Selbständigkeit boten.

Wie stellte sich nun die Situation nach 1945 dar? Sitz der Gesellschaft blieb das ›ostzonale‹ Weimar. An diesem Status haben alle Präsidenten der Nachkriegszeit gegen Widerstände aus Ost und West unbeirrbar festgehalten. Doch damit lud sich die Gesellschaft eine politische Hypothek auf, denn ihr vordringliches Anliegen, sobald es ging, eine Hauptversammlung nach Weimar einzuberufen, konnte nur im Einverständnis mit den politischen Repräsentanten in der sogenannten Ostzone, später in der DDR, verwirklicht werden. Hier aber waren erhebliche Widerstände zu überwinden. Während in den ›Westzonen‹ die Ortsvereinigungen sehr bald ihre Tätigkeit wieder aufnehmen konnten, sahen sich die ›ostzonalen‹ Ortsvereinigungen einer politischen Obrigkeit gegenüber, die bürgerliche Vereine

mit grundsätzlichem Mißtrauen betrachtete, sie darum gar nicht erst zuließ und die Ortsvereinigungen einem Kontrollorgan unterstellen wollte. Das Walter Ulbricht zugeschriebene Diktum »Es muß alles demokratisch aussehen, aber wir müssen das Ganze fest in der Hand behalten« ist auch hier in Erinnerung zu rufen. Als Dachorganisation stand der 1945 gegründete Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands zur Verfügung. Den Ortsvereinigungen blieb keine andere Wahl, als sich nach und nach dem Kulturbund anzugliedern, denn nur so waren Räume für ein Vortragsprogramm oder Honorare für Referenten zu bekommen. Daß sich damit auch inhaltliche Abhängigkeiten verbanden, ist unschwer einzusehen, wenngleich in nicht wenigen Fällen die Ortsvereinigungen gewisse geistige Eigeninteressen – in den Jahren des Niedergangs der DDR dann erheblich stärker – durchsetzen konnten.

Doch der politische Ehrgeiz der Verantwortlichen im Kulturbund, in zentralen Verwaltungen und im Apparat der Staatspartei reichte weiter. Der Vorstand der Goethe-Gesellschaft, in den Augen der DDR-Funktionäre eine Agentur bürgerlicher Ideologie, sollte, soweit es ging (nach Möglichkeit paritätisch), mit marxistischen Kulturpolitikern und Wissenschaftlern besetzt werden. Die Situation spitzte sich Anfang der 50er Jahre zu, als von Seiten der DDR ein Vorstandsmandat für Johannes R. Becher gefordert wurde. Solche Verhandlungen mußte Prof. Dr. Andreas Bruno Wachsmuth, Nachfolger des 1950 verstorbenen Anton Kippenberg im Amt des Präsidenten, führen, und er führte sie souverän, listig und mit großem strategischen Geschick. Es gelang ihm, die Unabhängigkeit des Vorstands zu bewahren, mißliebige Kandidaten abzuwehren und auch die Herausgeberschaft des Jahrbuchs beim Präsidenten zu belassen.

Gleichwohl ging es nicht ohne Kompromisse ab. Gegen die Zuwahl von Prof. Helmut Holtzhauer, dem Direktor der 1953 gegründeten Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (NFG), der 1971 Wachsmuths Nachfolger werden sollte und dieses Amt bis zu seinem Tode 1973 innehatte, war schwerlich Einspruch zu erheben, zumal sich für Wachsmuth damit die Hoffnung verband, in Holtzhauer einen zugänglichen Partner gewinnen zu können. Wachsmuth konnte aber nicht verhindern, daß Holtzhauer sein Weimarer Klassik-Imperium auch auf Kosten der Goethe-Gesellschaft errichtete und 1953/54 handstreichartig die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft seiner gerade konstituierten Zentralbibliothek der deutschen Klassik einverleibte. Einer Eigentumsübertragung der Dornburger Schlösser an die NFG hingegen konnten Wachsmuth und der Vorstand darum zustimmen, weil die Goethe-Gesellschaft sich außerstande sah, die Schlösser weiter zu unterhalten, und deren Zukunft unter dem neuen Eigentümer gesichert schien. Vorher schon hatte die Goethe-Gesellschaft Konflikte wie z.B. den um die Zusammensetzung des Vorstands für sich entscheiden und die eigene Position ausbauen können. 1954 fand erstmals nach dem Zweiten Weltkrieg wieder eine Hauptversammlung in Weimar statt.

In ihrem Kern war und blieb die Goethe-Gesellschaft eine bildungsbürgerliche Vereinigung mit Mitgliedern vor allem aus beiden deutschen Staaten, die in ihrem Wirken zwangsläufig in die Ost-West-Konfrontation hineingestellt war. Jede Hauptversammlung stellte eine neue Belastungs- und Bewährungsprobe dar, weil die DDR, auf deren Territorium Weimar nun einmal lag, die Versammlungen der Gesellschaft in ihrem Sinne steuern und instrumentalisieren wollte. Wachsmuth indes konnte sich einer großen Zustimmung der Mitglieder (und zwar in Ost wie in West) sicher sein, wenn er 1958 den politikfernen Geist der Gesellschaft gerade mit Bezug auf die jüngste Vergangenheit beschwor. So erklärte er:

Bald nach 1933 mußte die Goethe-Gesellschaft feststellen, wie unbeliebt Goethe bei den Machthabern war. Sie ließ es an mutvollen Bemühungen nicht fehlen, gegen die niederträchtigsten Schmähungen und Verdächtigungen Goethes aufzutreten. Aber warum fand sie sich dann auch noch bereit, wo sie doch wußte, wie unerwünscht sie war, den Tribut an offiziellen Huldigungen des Regimes, entgegen der eigenen Überzeugung so-

gar noch schriftlich und gedruckt aufzubringen. Man sieht hieraus, wo eine literarische Gesellschaft leicht hingerät, wenn sie die Grenzen ihrer Aufgabe nicht streng genug innehält.¹⁵

Listenreich und diplomatisch geschickt verfolgte Wachsmuth eine Doppelstrategie, indem er einerseits den Charakter der Goethe-Gesellschaft als eine jenseits aller Politik der Humanität verpflichtete Institution heraushob, andererseits aber historische Selbstkritik übte und seinen Gegnern damit den Wind aus den Segeln nahm.

Zwei Dinge kamen ihm dabei zugute: der politische Wille der DDR, die Existenz der Gesellschaft im Sinne des eigenen internationalen Renommées nicht leichtfertig aufs Spiel zu setzen, und eine mangelnde Koordinierung in den zentralen Bürokrationen der DDR, aus der Wachsmuth diplomatisches Kapital schlagen konnte. Für die Mitglieder waren die Hauptversammlungen Gelegenheit zum geistigen Austausch; sie boten Anlaß, zwanglos miteinander ins Gespräch zu kommen und Freundschaften zu schließen, und sie waren für die DDR-Bürger zusätzlich ein Fenster in die andere Welt.

1967 jedoch war die Existenz der Gesellschaft ernsthaft bedroht. Die DDR nahm die Bildung einer Großen Koalition in der Bundesrepublik zum Anlaß, der Strategie einer nationalen Vereinigung im Zeichen des Sozialismus endgültig abzusagen, und verfügte den Rückzug aus 148 gesamtdeutschen wissenschaftlichen und kulturellen Gesellschaften. Unangetastet blieben zunächst die Goethe-Gesellschaft und die Neue Bach-Gesellschaft – beide hatten ihren Sitz in der DDR. Parteiapparat und Kulturbund sahen nunmehr den Zeitpunkt gekommen, ihre Lieblingsidee von einer Goethe-Gesellschaft in der DDR zu verwirklichen; sie gewannen dafür zwar die Zustimmung der obersten Partei-Instanzen, zogen sich aber den Zorn von Holtzhauer und Vorstandsparteisekretär Prof. Dr. Wilhelm Girnus zu, die beide eine internationale Gesellschaft favorisierten. Da nun aber ohne Holtzhauer keine DDR-Gesellschaft gegründet werden konnte und die DDR außenpolitischen Ärger vermeiden wollte, korrigierte das Politbüro der SED seinen Kurs, legitimierte die Internationalisierung der Goethe-Gesellschaft und ließ auch für das Frühjahr 1967 – spät, aber nicht zu spät – eine Hauptversammlung zu. Allen Beteiligten mußte im Grunde klar sein, daß eine veränderte Zusammensetzung im Vorstand als direkte Folge der Internationalisierung zwar nach außen hin ein Signal setzen, den gesamtdeutschen Charakter der Gesellschaft aber im wesentlichen unversehrt lassen würde. Seit ihrer Gründung hatte die Gesellschaft ohnehin nicht wenige Mitglieder im Ausland besessen; die Internationalisierung brachte keinen nennenswerten Zuwachs. Doch mit dem internationalen Status konnte die Gesellschaft leben, konnte sie sich unter der Präsidentschaft von Karl-Heinz Hahn seit 1973 in der Periode des Verfalls und des Zusammenbruchs des ›realen Sozialismus‹ als kulturelle und kulturpolitische Instanz nach allen Richtungen hin behaupten.

Nach 1990 hat sich die nominelle Internationalität der Goethe-Gesellschaft unter der Präsidentschaft von Prof. Dr. Werner Keller in eine reale und wahrhaftige verwandeln können. Erst dann konnten zahlreiche neue europäische und außereuropäische Goethe-Gesellschaften entstehen, deren Zahl inzwischen auf 36 angewachsen ist, konnten in Gestalt des Stipendiatenprogramms jungen Wissenschaftlern vornehmlich aus Osteuropa, aus Rußland, dem Kaukasus und aus Asien großzügige Fördermöglichkeiten eröffnet werden, nahm die Goethe-Gesellschaft in freier Selbstbestimmung ihre soziale und politische Verantwortung wahr. Den Goethe-Gesellschaften in den neuen Bundesländern, 1990 aus der finanziellen, in der Regel auch inhaltlichen Abhängigkeit vom Kulturbund entlassen, mußte der Start in ein freies Vereinsleben ermöglicht werden. All dies sind Aufgaben, die seither das Profil unserer Gesellschaft mitgeprägt haben.

Die Goethe-Gesellschaft heute? In 55 Staaten dieser Erde besitzt sie Mitglieder, insgesamt etwa 3800, gemeinsam verbunden in ihrer Zuneigung zu Goethe. Das Wort Ver-

ehrung, das in vergangenen Jahrhunderten (im 19. und auch noch weit hinein im 20.) die Gesinnung der Mitglieder bezeichnen mochte, es will mir heute nur schwer über die Lippen, denn allzu leicht zieht es das Argument herbei, Angehörige literarischer Gesellschaften seien blinde Anbeter der jeweiligen Gründerfigur, ihre Verehrung sei weithin unkritisch, sei Denkmalskult, im Fall Goethes anbetende Verklärung des Olympiers aus Weimar.

Liebe und Verehrung, im rechten Sinne gebraucht, sind für mich auch heute Goethes Persönlichkeit gegenüber angebracht. Dankbar zudem sollten wir dafür sein, dem Leben und Tätigsein Goethes nachspüren zu können, teilzuhaben an einem Werk, das den ganzen Spielraum des Menschlichen umgreift und dazu herausfordert, den eigenen Standort am Beispiel seines exemplarisch gelebten Lebens stets aufs neue zu überprüfen. Daß sich dabei Goethes Lebensleistung jeweils in neuen geschichtlichen Verhältnissen behaupten kann, beruht in meinem Verständnis auf einer kritischen Haltung zu ihm, Kritik im Sinne von produktiver Gedankenarbeit verstanden. Zuneigung und Kritik schließen sich nicht aus, sind einander bedingende Momente in einer polaren Einheit und Voraussetzung für wahrhaftige Lebendigkeit und Aktualität Goethes. »Man halte sich«, so lautet meine Lieblingsmaxime aus Goethes Aufsatz *Ein Wort für junge Dichter*, »an's fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren« (WA I, 42.2, S. 108).

Die Hauptversammlung 2007 wird unter dem Thema *Goethe und die Natur* stehen, weil wir überzeugt sind, daß unsere Gegenwart, in der wir der Gewalt des Natursubjekts mehr denn je ausgeliefert sind, von Goethes ganzheitlichem Naturdenken lernen kann, so sie denn noch zu lernen bereit ist.

Es ist unser satzungsgemäßer Auftrag – damals wie heute –, für die Pflege und Verbreitung von Goethes Werk einzutreten und die Goethe-Forschung zu fördern. Diesem Ziel dienen unsere Hauptversammlungen, dienen unser Jahrbuch und unsere Schriftenreihe. Es war eine gute Entscheidung, daß die Gesellschaft bei ihrer Gründung einer Gelehrtenakademie abgeschworen und sich *allen* Verehrern Goethes geöffnet hat. Die Goethe-Gesellschaft war eine bildungsbürgerliche Vereinigung, und sie ist es im Kern heute noch. Aus den Studien von Georg Bollenbeck¹⁶ und anderen wissen wir, daß das Bildungsbürgertum seine einstmals kulturdominierende Rolle längst verloren hat; glücklicherweise aber hat es nicht aufgehört zu existieren. Gesagt ist damit nicht, daß Bildung allein den Zugang zu Goethe möglich machen kann. Die Größe seines Werkes liegt für mich darin, daß jeder für Kunst aufgeschlossene Mensch, unabhängig von Herkunft und Bildung, von seiner Beschäftigung mit Goethe Genuß und geistigen Gewinn empfangen kann; Bildung kann und soll diesen Genuß reicher machen.

Leicht ist zu belegen, daß die Goethe-Gesellschaft bei ihrer Gründung und lange danach noch im kulturellen Leben eine Präzeptorrolle eingenommen hat. Von dieser Rolle ist wenig geblieben. Freilich schwingt in den Wünschen mancher Mitglieder noch heute die Hoffnung mit, die Goethe-Gesellschaft könne vernehmbarer ihre Stimme erheben, sie solle sich für »mehr Goethe« in der Schule und auf der Bühne einsetzen, solle das Regietheater »zur Ordnung rufen« oder gegen »die Verwüstung« der deutschen Sprache angehen. Nachvollziehbare Forderungen gewiß, doch steht es der Goethe-Gesellschaft nicht zu, im Spiel gesellschaftlicher Kräfte *ex cathedra* zu reden und in solchem Sinne politisch zu agieren, noch dazu in einer verwalteten Welt, in der auch kleine kulturpolitische Entscheidungen den Weg über zahlreiche Hürden nehmen müssen.

Gleichwohl soll sie im Konzert der kulturellen Stimmen ihren Part übernehmen. Sie muß sich vernehmlich für Goethe einsetzen, soll dann ihre Stimme erheben, wenn – wie

16 Vgl. z.B. Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*. Frankfurt a.M., Leipzig 1994.

geschehen – törichte politische Vorwürfe gegen Goethe erhoben werden oder die falsche Behauptung unermüdlich wiederholt wird, Goethe habe eigenhändig ein Todesurteil gegen eine Kindsmörderin unterzeichnet.

Literarische Gesellschaften sind im allgemeinen keine jugendbewegten Vereinigungen. Um so wichtiger ist es, die Mitgliederbewegung im Fluß zu halten. Die Goethe-Gesellschaft steht jungen Menschen offen, und sie finden in ihr Raum zur Betätigung. Vom 13. bis 27. August 2005 fand in der Europäischen Jugendbildungs- und -begegnungsstätte Weimar (EJBW) der erste Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft statt, in dem 22 begabte und hochmotivierte Studenten aus dem In- und Ausland unter der Leitung unserer Vorstandsmitglieder Prof. Terence James Reed und Prof. Dr. Werner Frick über die »Geistesantipoden« Goethe und Schiller und die europäischen Wirkungen der Weimarer Klassik diskutierten. Vorausgegangen war eine Goethe-Sommerschule für polnische und deutsche Schüler, veranstaltet von der EJBW und der Goethe-Gesellschaft. Über beiden Kursen steht nach dem Willen der Verantwortlichen, zu denen ich neben den genannten Professoren unbedingt auch unser Vorstandsmitglied Dr. Wolfgang Müller hinzunehmen muß, die Goethesche Maxime »Ist fortzusetzen«. Im Jahr 2006 können wir bereits den 200. Stipendiaten der Goethe-Gesellschaft seit Aufnahme eines Stipendiatenprogramms im Jahr 1993 empfangen. Wir werden dieses Ereignis im Mai 2006 mit einer Konferenz ehemaliger Stipendiaten verbinden. Zeitgleich laden wir die Vorstände aller deutschen Ortsvereinigungen zu ihrer Jahrestagung nach Weimar ein, um bleibende Kontakte zwischen Mitgliedern des In- und Auslandes zu stiften. Seit 2001 wird unsere Hauptversammlung jeweils von einem Kolloquium junger Goetheforscher eröffnet, dessen wissenschaftlicher Ertrag im Jahrbuch unserer Gesellschaft publiziert wird. Es gehört überdies zu den erfreulichen Erfahrungen der Jahrbuchherausgeber, daß Goethe das Interesse der Wissenschaft unverändert auf sich zieht.

Alle zwei Jahre in der Woche nach Pfingsten finden sich unsere Mitglieder in Weimar zusammen. In der Zeit dazwischen knüpfen u. a. unzählige Briefe, die unsere Geschäftsstelle und ich mit Mitgliedern wechseln, das Goethe-Jahrbuch, Publikationen in der Reihe »Schriften der Goethe-Gesellschaft« oder eine mit dem Weimarer Goethe-Institut gemeinsam veranstaltete Vortragsreihe zur Weimarer Klassik das geistige Band zwischen den Goethe-Freunden. Doch »des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig« (WA I, 15.1, S. 5) – erlauben Sie mir diese leicht sinnabwandelnde *Faust*-Anleihe – insbesondere in den deutschen Ortsvereinigungen unserer Gesellschaft, 58 an der Zahl. Eine 59. Gründung in Augsburg steht unmittelbar bevor, deren Spiritus rector, Hans Brendel aus München, sei für die Mühen der Vorbereitung herzlich gedankt. Vorbei ist die Zeit, da wechselseitige Skepsis, wenn nicht gar Rivalität im Verhältnis von Weimarer Muttergesellschaft und den Ortstöchtern wahrzunehmen war. Heute finden wir uns zusammengehörig im Zeichen Goethes und freuen uns über jedes Mitglied, das der eine dem anderen zuführt.

Der Puls aber, um im medizinischen Bilde zu bleiben, hat den Herzschlag zur Voraussetzung, er ist dessen wahrnehmbarer Vollzug. Es mag erlaubt sein, als Herz der Gesellschaft ihr von Weimar ausstrahlendes Wirken zu definieren. Einst hat es im Zeichen eines fruchtbringenden Mäzenatentums für die klassischen Stätten gestanden. Doch schon Präsident Wachsmuth hatte erkannt, daß es solchen Mäzenatentums nicht mehr bedurfte in einer politischen Situation, da der Staat (in diesem Falle die DDR) Verantwortung für das klassische Weimar übernahm. Seit 1990 haben die Zuwendungsgeber genannten politischen Instanzen diese Aufgabe übernommen. Am Tatbestand selbst hat sich also grundsätzlich wenig geändert, wenngleich zur Zeit angesichts leerer Staatskassen der Ruf nach Mäzenatentum und Sponsoring allenthalben laut wird. Goethe-Gesellschaft und Klassik Stiftung Weimar schicken sich gegenwärtig an, ihr partnerschaftliches Verhältnis in Vertragsform verbindlich auszugestalten. Die Goethe-Gesellschaft bringt ihr Eigentum an Büchern, Archivalien und Kunstgegenständen als Dauerleihgabe in die Stiftung ein, und sie erfährt im Gegenzug Hilfe und Unterstützung. So möge es lange bleiben.

Am Ende meiner Rede sind mir Worte des Dankes ein Bedürfnis: ein Dank an all jene Mitglieder in Deutschland und der Welt, durch deren Engagement eine Gesellschaft wie die unsere erst fruchtbar und lebendig wirken kann, ein Dank an die Mitglieder des Vorstands, die gerade in jüngster Zeit ihren Willen zu impulsgebender Gemeinsamkeit bewiesen haben, und mein herzlicher Dank im besonderen für die vorzügliche Geschäftsführung in unserer Geschäftsstelle an Frau Dr. Petra Oberhauser, die Leiterin, und Frau Cornelia Jahn, unsere Buchhalterin.

»Was fruchtbar ist, allein ist wahr« (WA I, 3, S. 83) – unter diese Zeile aus Goethes Gedicht *Vermächtnis* seien meine Bemerkungen gestellt, sie möge der Goethe-Gesellschaft auch künftig vorausleuchten.

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar anlässlich der Festveranstaltung zum 120jährigen Gründungsjubiläum der Goethe-Gesellschaft am 28. August 2005 im Goethe- und Schiller-Archiv

Sehr geehrter Prinz von Sachsen-Weimar-Eisenach,
sehr geehrte Ministerialrätin Frau Harjes-Ecker,
sehr geehrter Präsident der Klassik Stiftung Weimar, Herr Seemann,
sehr geehrter Präsident der Goethe-Gesellschaft, Herr Dr. Golz,
liebe Goethe-Freunde aus nah und fern,
vor allem begrüße ich die Vertreter der Ortsvereinigungen aus ganz Deutschland herzlich,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Was wäre Weimar ohne seine literarischen Vereine und Gesellschaften? Ob Goethe-Gesellschaft oder Schillerstiftung, ob Deutsche Shakespeare-Gesellschaft oder Deutsche Dante-Gesellschaft (heute vertreten durch die Deutsch-Italienische Gesellschaft in Thüringen) – sie alle haben Weimar mit zu dem gemacht, was es heute ist: eine Kulturstadt von europäischem, ja von Weltrang. Wenn sich unsere Stadt seit 1998 mit ihren klassischen Stätten auf der Welterbeliste der UNESCO wiederfindet und seit 2001 mit dem Goetheschen Nachlaß im »Memory of the World« verzeichnet ist – dann haben auch sie einen großen Anteil daran.

Die Goethe-Gesellschaft ist zwar nicht die älteste literarische Vereinigung in Weimar, aber mit Sicherheit die bedeutendste. Sie hat heute 3800 Mitglieder in 55 Ländern. Hinzu kommen 58 Ortsvereinigungen in Deutschland mit insgesamt rund 7000 Mitgliedern und 36 ausländische Goethe-Gesellschaften.

Schon kurz nach ihrer Gründung im Jahre 1885 zählte die Gesellschaft mehr als 1100 Mitglieder aus den unterschiedlichsten Ländern. Auch wenn es sich dabei zumeist um gebürtige Deutsche handelte, die ihren Wohnsitz in einem fremden Land hatten, so ist ein solcher Ausstrahlungsradius für eine noch so junge Vereinigung doch erstaunlich. Dieser internationale Charakter prägt die Gesellschaft bis heute und hat auch dazu geführt, daß sie als einzige Vereinigung die deutsche Trennung ungeteilt überstanden hat. Es war ein politisches Ereignis ersten Ranges, als es Präsident Andreas B. Wachsmuth 1954 gelang, die erste Hauptversammlung seit 1939 wieder nach Weimar einzuberufen. Seither treffen sich aller zwei Jahre Goethe-Freunde aus nah und fern in unserer Stadt – eine Kontinuität, zu der man nur gratulieren kann!

Die Goethe-Gesellschaft hat sich Weltoffenheit auf ihre Fahnen geschrieben, ganz im Geiste Goethes, der am 14. März 1830 gegenüber Eckermann äußerte: Es gibt eine Stufe der Kultur, wo man »über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet«. Wie lebendig dieser Geist in der Gesellschaft heute ist, das können viele Zeugnisse belegen. Besonders beeindruckend ist das vorwiegend privat finanzierte Stipendiatenprogramm, mit dessen Hilfe seit 1993 schon viele junge Wissenschaftler aus Süd- und Osteuropa für jeweils drei Monate nach Weimar gekommen sind. Im Jahre 2006 wird bereits der 200. Stipendiat erwartet. Wie ich weiß, veranstaltet die Goethe-Gesellschaft aus diesem Anlaß vom 25. bis 28. Mai 2006 in Weimar eine Stipendiatenkonferenz, verbunden mit der Jahrestagung der deutschen Ortsvereinigungen, zu der ich auch die Vertreter aller deutschen Ortsvereinigungen in Weimar begrüßen kann – worauf ich mich schon freue.

Mit dem Stipendiatenprogramm leistet die Goethe-Gesellschaft eine nicht hoch genug zu schätzende Unterstützung für den Erhalt germanistischer Forschung in Osteuropa und

nicht zuletzt ganz praktische Hilfe für jeden einzelnen Stipendiaten. Ich lese interessiert die Berichte dieser jungen Leute im Goethe-Jahrbuch und freue mich über deren frischen, jugendlichen Blick auf Weimar. Denn genau das hat unsere Stadt dringend nötig.

»Was du ererbt von deinen Vätern hast, / Erwirb es, um es zu besitzen«. Mit diesem schönen Goethe-Wort wirbt die Goethe-Gesellschaft heute. Ein Erbe, genauer gesagt, das Testament des letzten Goethe-Enkels stand schließlich auch an der Wiege der Gesellschaft. Mit diesem Testament, das Goethes Erbe dem Großherzogtum vermachte, begann ein neues Kapitel in der Kulturgeschichte der Stadt Weimar – und Deutschlands. Denn durch seine Bestimmungen waren die Voraussetzungen geschaffen für die Gründung eines Goethe-Nationalmuseums und eines Goethe-Archivs, aus dem sich das Goethe- und Schiller-Archiv entwickelte.

Dieses Haus, in dem wir ja nicht zufällig die heutige Jubiläumsfeier begehen, verdankt der Goethe-Gesellschaft viel: Sie bezahlte bis 1945 einen erklecklichen Teil der laufenden Kosten und legte mit vielen Neuerwerbungen für Archiv, Bibliothek und Museum den Grund für die heute weltberühmten Sammlungen.

»Was du ererbt von deinen Vätern hast, / Erwirb es, um es zu besitzen«. Dieses Motto, meine sehr geehrten Damen und Herren, ist heute aber vor allem in Hinblick auf das geistige Werk Goethes eine Richtschnur für die Wirksamkeit der Goethe-Gesellschaft. Sie sorgt unermüdlich für die Erforschung von Goethes Leben und Werk sowie für die Förderung seiner Rezeption in der Öffentlichkeit: durch Vorträge und Tagungen, Publikationen und die Verleihung der Goldenen Goethe-Medaillen an inzwischen schon 51 verdiente Goethe-Forscher.

Vor allem die aller zwei Jahre stattfindenden Hauptversammlungen sind ein kulturelles Highlight in Weimar. Die bisher erschienenen 121 Jahrbücher, die sich wie ein »Who is who?« der Goethe-Forschung lesen, bereiten nicht nur die Ergebnisse dieser Tagungen auf. Sie sind auch ein lebendiges Spiegelbild der Arbeit der Goethe-Gesellschaft, die auf vielfältige Weise mit der Stadt und ihren Institutionen verbunden ist. Weimar wäre sehr viel ärmer ohne sie.

Die Stadt Weimar kann sich glücklich schätzen, eine solche Gesellschaft in ihren Mauern zu beherbergen. Ich hoffe, daß auf die bisherigen 120 Jahre erfolgreichen Wirkens noch viele weitere folgen!

Und ich wünsche Ihnen Erfolg bei den sicher nicht leichter werdenden Bemühungen, Goethes Werk zu erschließen und die großen Ideen der klassischen deutschen Literatur an die nächsten Generationen zu vermitteln.

»Was ist ein klassischer Text?«, fragte 1999 Gerhard Kaiser und schickt uns mit seiner Antwort auf eine lebenslange und immer wieder lohnende Erkundungsreise: Ein klassischer Text ist »eine potentielle Energie, die uns zum Zeitsprung einlädt, den er uns vornimmt. Goethe müßte uns standhalten? Wir müssen ihm standhalten – auch im 250. Jahre nach seiner Geburt«. Dem ist auch zu Goethes 256. Geburtstag nichts hinzuzufügen.

Volkhardt Germer

Rede des Vorsitzenden der Goethe-Gesellschaft Chemnitz Siegfried Arlt anläßlich der Eröffnung der Ausstellung »120 Jahre Goethe-Gesellschaft – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor« am 29. August 2005 im Städtischen Museum Marienbad

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

gern erinnere ich mich eines Ausspruchs, der im Rahmen der Goethe-Woche 2004 hier in Marienbad die Runde machte: »Nun haben wir zwei Gesellschaften, eine Chopin-Gesellschaft und eine Goethe-Gesellschaft – und beide haben kein Geld!« Das, meine Damen und Herren, passiert nun mal in der besten Gesellschaft! Aber das allein ist noch kein Malheur, es ist eher ein Zeichen unserer Zeit. Bleiben wir also bei der alten Spruchweisheit: »Kommt Zeit, kommt Rat«, und mit dem Rat – kommt auch das Geld.

Wie man aber ohne viel Geld – und das ist die Kunst – etwas Großartiges zustande bringen kann, das haben Sie selbst durch die eigene Tat bewiesen. Das Chopin-Festival ist einzigartig, und die Goethe-Wochen in Marienbad erfreuen sich größter Beliebtheit! Das offene Geheimnis für diesen Erfolg liegt bei Ihnen, bei unserem Publikum, bei unseren Gästen und nicht zuletzt bei denen, die sich durch immer neue Ideen auszeichnen.

Unter dem Strich heißt das: »Es gibt nichts Gutes, außer man tut es!« Als zu alledem der Direktor des Hauses, Herr Ing. Jaromír Bartoš, anregte, uns selbst, also die deutschen Goethe-Gesellschaften, einmal in einer kleinen Ausstellung vorzustellen, war sich keiner der Beteiligten darüber im klaren, was das bedeutet. Unsere ersten Überlegungen pendelten zwischen »geht nicht« und »Weltausstellung«. Geht nicht – gibt's nicht, Weltausstellung ist zu teuer – also mußte ein Konzept her, das uns zeigt, wie es geht.

Da die Gründung einer Goethe-Gesellschaft in Marienbad im September 2003 kein Geheimnis geblieben war und sich zahlreiche Persönlichkeiten aus unseren Reihen spontan bereit erklärt hatten, die junge Gesellschaft zu unterstützen, war eigentlich der Weg gewiesen.

Einmal im Jahr treffen sich die Vorstände der deutschen Goethe-Gesellschaften zu ihrer Jahresarbeitstagung. Und so schien 2004 in der Ernst-Barlach-Stadt Güstrow, also in Mecklenburg-Vorpommern, die beste Gelegenheit zu sein, dieses Forum aufzurufen, das geplante Projekt zu unterstützen. Der Widerhall war groß, und wir sahen uns ermuntert, weiterzumachen.

Der äußere Anlaß, so sagten wir uns, könnte das 120jährige Jubiläum der Goethe-Gesellschaft in Weimar sein, um die sich ja bekanntlich die anderen deutschen Goethe-Gesellschaften wie Töchter um die eigene Mutter scharen. Zumal die »alte Dame« die »ewige Jugend« gepachtet zu haben scheint und »Schwestern« in aller Welt besitzt, lag der Gedanke nahe, gemeinsam die Aufgabe zu lösen.

»Es geschehe also«, sagte der Präsident und vertraute unserem gemeinsamen Tun. Die rührige Frau Dr. Oberhauser, ihres Zeichens Leiterin der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft in Weimar, inspirierte die Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten in Berlin, und so erfuhr das vorgelegte Konzept bald schon bereitwillige Zustimmung und Unterstützung durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Nun gingen bei uns Briefe, Päckchen und Pakete ein, mittels derer die 58 deutschen Goethe-Gesellschaften zu Wort kommen sollten. Also doch eine »Weltausstellung«? Ja –

und nein. Der Geist, der aus ihr spricht, macht wohl dem »Weltbewohner« Goethe alle Ehre; der räumliche Umfang entspricht mehr dem Gleichnis Albrecht Dürers, der dem Wassertropfen zubilligte, daß sich in ihm eine ganze Welt spiegeln könne.

Kommen wir nun zu dem, was Ihnen die Ausstellung zeigt, in der sich Erbe und Gegenwart aufs schönste vermählen oder, besser gesagt, sich das eine im anderen wiederfindet.

Der erste Teil der Exposition zeigt, wie die Erben gehandelt haben. Sie, die Enkel Goethes, haben den ihnen überkommenen Nachlaß, für den unsere Zeit das Wort »Weltkulturerbe« geprägt hat, gesichert, gepflegt und erhalten. Oder, um mit den Worten des Großherzogs zu sprechen: »[...] sie wußten ihrem Leben den glanzvollsten Schluß zu geben, den man sich nur erdenken konnte, denn sie vermachten ihren Besitz der gebildeten Welt«.

Alma, die Jüngste, starb als erste, Wolfgang ging zwei Jahre vor seinem Bruder Walther von dieser Welt, und Walther von Goethe schrieb kurz vor seinem Tod 1885 die letzte Fassung des Testaments. Diesem Testament zufolge fiel der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar und Eisenach der handschriftliche Nachlaß Goethes zu und dem Staat die anderen »Verlassenschaften«. Dieses Testament ist in faksimilierter, handschriftlicher Fassung in der ersten Vitrine unserer Exposition zu sehen.

Noch im selben Jahr, also 1885, wurde unter dem Patronat des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar und Eisenach die Goethe-Gesellschaft in Weimar gegründet. Belegt wird dieser Akt durch das erste Statut der Gesellschaft, angenommen auf der ersten Generalversammlung am 20. und 21. Juni 1885, auf der auch Dr. Eduard Simson, seines Zeichens Präsident des Reichsgerichts zu Leipzig, zum ersten Präsidenten der Goethe-Gesellschaft in Weimar gewählt wurde. Damit waren die Grundlagen und Voraussetzungen für das segensreiche Wirken dieser größten deutschen Literaturgesellschaft geschaffen.

Die Vitrinen 2 und 3 geben Einblick in die wissenschaftlichen Publikationsorgane der Goethe-Gesellschaft. Zu sehen ist das erste Goethe-Jahrbuch aus dem Jahre 1880, herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Geiger, erschienen in Frankfurt am Main, und das erste Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft aus dem Jahre 1914, herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Die Schriften der Goethe-Gesellschaft ergänzen diesen Teil, der mit Dokumenten zu dem von Prof. Dr. Werner Keller im Jahre 1993 begründeten Stipendiatenprogramm beschlossen wird.

Der zweite Teil weitet den Blick auf das, was wir hier und heute Erbpflege nennen, auf die Wirksamkeit der, nach Weimarer Vorbild, seit 1917 in Deutschland entstandenen Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft. Sie haben heute insgesamt etwa 7000 Mitglieder, wobei die Kasseler Goethe-Gesellschaft, die größte unter ihnen, allein etwa 1000 Mitglieder zählt. Die oft wechselvolle Geschichte der einzelnen Gesellschaften steht in engem Zusammenhang mit ihrem natürlichen Wirkungsumfeld, in jedem Falle aber mit der Regsamkeit der Vorstände, insbesondere der Vorsitzenden selbst. Selten wird die Rolle der Persönlichkeit, wie in der Geschichte überhaupt, so deutlich wie gerade hier.

Dabei konfrontieren wir den Besucher der Ausstellung nach einem kartographischen Überblick, der die Standorte innerhalb Deutschlands verdeutlicht, mit einem Zeitsprung aus der Goethe-Zeit in die unmittelbare Gegenwart und zeigen multimedial über eine DVD-Projektion das Jahresprogramm aller deutschen Goethe-Gesellschaften für das Jahr 2005. Das sind rund 750 Veranstaltungen! Es sind dies wissenschaftliche Vorträge, Lesungen, musikalisch-literarische Veranstaltungen, Konzerte, Ausstellungen und nicht zuletzt die sich allorts großen Zuspruchs erfreuenden Exkursionen »Auf Goethes Spuren ...«. Letztere sind Bildungsreisen, die unsere Gesellschaften auch in die nordböhmisches Bäder führen. Das legendäre Marienbad ist dabei ein Muß – denn wer verbindet mit diesem wohl lieblichsten aller Kurbäder nicht auch eines der berühmtesten Werke der Weltliteratur – die *Marienbader Elegie*.

Das alles enthält unser Blick auf den Alltag der deutschen Goethe-Gesellschaften – der Blick auf ein facettenreiches Spektrum der Erbpflege. Das ist zugleich auch Erneuerung im besten Sinne, mit einem ganz auf unsere Gegenwart bezogenen sinnstiftenden Inhalt.

An dieser Stelle gestatten Sie mir bitte, daß ich bei all der Fülle auch manche Einschränkung, besser noch: manch notwendige Konzentration hervorhebe. Für die Autoren der Ausstellung war es eine große Herausforderung, den Gesamtstoff so zu bündeln, daß ein authentisches Bild entsteht. Das heißt aber nicht, daß ein vollständiges Abbild geschaffen werden konnte. Das Vollständigkeitsprinzip mußte zugunsten verallgemeinerbarer Beispiele, aber auch zugunsten der Faßlichkeit des Ganzen außer Kraft gesetzt werden. Ich bitte also um Verständnis und um Nachsicht, wenn der eine oder andere, wenn das eine oder andere Ereignis keine oder nur geringe Erwähnung finden konnte.

Wichtig dagegen fanden wir, zu zeigen, daß in ganz unterschiedlicher Form in den Gesellschaften Publikationen entstanden sind, die nicht selten das Ergebnis eigener Forschungen, die Aufarbeitung der eigenen Geschichte oder die Ergebnisse wissenschaftlicher Symposien spiegeln. Hierfür stehen schöne Beispiele aus Kassel, Wetzlar, Hamburg, Hannover, Eisenach, Aue, Gunzenhausen, Berlin, Kiel, Wuppertal, Darmstadt, Erfurt, Heidelberg, Bamberg, Bonn, Rosenheim und Chemnitz, um nur einige zu nennen. Gern hätten wir diese umfassender und damit noch wirkungsvoller präsentiert; der Platzmangel an diesem Ort möge als Erklärung gelten. Bei aller räumlichen Beschränkung haben wir es uns aber nicht nehmen lassen, sogar ein Minikino einzurichten. Gezeigt wird ein Streifen, der von einer ungewöhnlichen Theaterarbeit Dresdner Gymnasiasten berichtet: *Zwischen Straßburg und Tartu*.

Der Umgang mit Literatur und manchem, was mit ihr zusammenhängt, wird somit auf vielfältige Weise lebendig. Entscheidend ist, daß diese Art von Begegnung auf solchem Wege, anders als auf herkömmliche Art, Herz und Verstand erreicht, anregt, über das eine oder andere nachzudenken, und der Seele Nahrung gibt.

Erbauung ist es, was unsere Mitglieder und Gäste erwartet, um geistige Bereicherung zu erfahren, um schließlich dem eigenen Leben einen tieferen Sinn zu geben. Diesem Geist entspringt auch das Bedürfnis, für andere soziale Mitverantwortung zu übernehmen. Patenschaften untereinander, wie wir sie von Kassel und Chemnitz kennen, sind das eine, länderübergreifende Patenschaften wie beispielsweise die von Wetzlar und Tambow, von Hamburg und Prag, von Chemnitz und Marienbad sind das andere. Immer aber schließt diese Haltung die Mitsorge für das Wohl des anderen ein.

Gestatten Sie deshalb, daß ich am Ende meiner Ausführungen eben zu diesem Goetheschen Geist und seinen Wirkungen Prof. Dr. Werner Keller zitiere: »Wer lebendig ist, entdeckt das Lebendige in ihm, wer sich in ihn vertieft, vertieft die Einsicht ins eigene Leben, wer auf Sinn in der Not verstörender Tage angewiesen ist, tut gut daran, sich mit Goethes Lebensliebe zu stärken«. – Denn »der reflektierte Umgang mit Goethe kann ein Leben erfüllen. Seine Anweisung, wonach jedes Denken vom Tun ergänzt werden müsse, hält dazu an, das Gewußte als das Gelebte mitzuteilen«.

Da das Gelebte auch das Geleistete einschließt, ist es mir an dieser Stelle ein besonderes Bedürfnis, allen die am Zustandekommen dieser Ausstellung mitgewirkt haben, Dank zu sagen. Zu danken ist den fleißigen Mitarbeitern dieses Hauses, seinem Direktor, Herrn Ing. Jaromír Bartoš, dem umsichtigen Wirken der Mitarbeiterinnen der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft in Weimar, allen voran Frau Dr. Petra Oberhauser, der Klassik Stiftung Weimar und dem Goethe- und Schiller-Archiv. Besonderer Dank gilt den Vorständen deutscher Gesellschaften, ohne die eine solche Exposition gar nicht denkbar ist. Großen Dank sage ich der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten e. V. Berlin, Frau Christiane Kussin, wie der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der Staatsministerin beim Bundeskanzler, Frau Dr. Christina Weiss, für die finanzielle Förderung dieses Projekts. Herrn Gregor Kühnert, Dresden, danke ich für die multimediale Aufarbeitung der Jahresprogramme 2005, Frau Dr. Silke Gester und inlingua Chemnitz für die Übersetzungen. Ich danke der Druckerei Willy Gröer, Chemnitz/Rabenstein, und dem Digital-Color-Service Chemnitz für Satz, Gestaltung und Organisation in der Ausführung und Umsetzung unserer Gestaltungsentwürfe. Ein ganz herzliches

Dankeschön richte ich an Frau Dagmar Ernstova vom Goethe-Haus Marienbad sowie – an vornehmster Stelle – an meine tatkräftige und unermüdliche Mitgestalterin dieser Ausstellung, die Geschäftsführerin der Goethe-Gesellschaft Chemnitz, Frau Dr. med. Helga Bonitz.

Bevor wir jedoch die Ausstellung für eröffnet erklären, darf ich mich einer der angenehmsten Pflichten entledigen. Der Ehrenpräsident der Goethe-Gesellschaft in Weimar, Herr Prof. Dr. Werner Keller, hat aus diesem Anlaß der Bibliothek des Hauses, das den Namen »Goethe-Haus« trägt, die neueste Ausgabe des Goethe-Handbuchs gestiftet, die ich damit dem Direktor des Museums, Herrn Jaromír Bartoš, übereignen darf.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und erkläre hiermit die Ausstellung *120 Jahre Goethe-Gesellschaft in Weimar – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor* für eröffnet.

Siegfried Arlt

Rede der Geschäftsführerin der Goethe-Gesellschaft Chemnitz Dr. Helga Bonitz anläßlich der Eröffnung der Ausstellung »120 Jahre Goethe-Gesellschaft – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor« am 29. August 2005 im Städtischen Museum Marienbad

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

im Namen des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft in Weimar wie in meinem eigenen Namen heiße ich Sie anläßlich der Ausstellungseröffnung *120 Jahre Goethe-Gesellschaft in Weimar – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor* herzlich willkommen!

Ich freue mich, unter den Ehrengästen des heutigen Abends den Oberbürgermeister der Stadt Marienbad, Herrn Dr. Nossek, und seine Frau Gemahlin sowie weitere offizielle Persönlichkeiten der Stadt Marienbad begrüßen zu dürfen.

Mein herzlicher Willkommensgruß gilt dem Präsidenten der Goethe-Gesellschaft Prag, Herrn Dr. Milan Tvrdík.

Ich heiße die Damen und Herren Vorsitzenden sowie weitere Vertreter deutscher Goethe-Gesellschaften willkommen und freue mich, die Repräsentantin der Goethe-Gesellschaft in Weimar, Frau Dr. Petra Oberhauser, begrüßen zu dürfen.

Es ist mir eine ganz besondere Ehre und Freude, am heutigen Abend den Schöpfer des Marienbader Goethe-Denkmal, den Bildhauer Vítězslav Eibl, begrüßen zu dürfen.

Meine Damen und Herren, liebe Goethefreunde,

120 Jahre Goethe-Gesellschaft in Weimar – das ist lebendige Geschichte und Legende zugleich. Verbindet sich doch damit der Mythos deutscher Klassik, der als geglückter Teil deutscher Kultur Bestandteil der Weltkultur geworden ist. Diese Vereinigung ist heute mit etwa 3800 Mitgliedern weltweit, im engsten Verbund mit ihren Töchtern in rund 40 Ländern der Erde und ihren Abkömmlingen in nahezu 60 deutschen Städten, die größte deutsche Literaturgesellschaft. Zu Recht darf sie sich deshalb international nennen.

Dem Wirken dieser großen Goethefamilie eine Ausstellung zu widmen geht auf eine Anregung des Direktors dieses Hauses, Herrn Jaromír Bartoš, zurück. Wochen angestrengter Arbeit liegen hinter uns, so wie es einem jeden geht, der eine neugierige und festliche Gästeschar empfängt. Und trotzdem: Bei aller Mühe hat es uns unendlich viel Freude bereitet und persönliche Bereicherung gebracht. Schließlich kann nur das gut gelingen, was man mit ganzem Herzen tut.

Heute nun ist es soweit. Die Anstrengungen sind vergessen, alle sind froh gestimmt und wollen sehen, was entstanden ist. Ich hoffe, daß wir Ihren hohen Erwartungen gerecht werden, wünsche uns allen einen erbaulichen und unterhaltsamen Abend und in den nächsten Wochen möglichst vielen Besuchern ein nachhaltiges Erlebnis.

In weiser Voraussicht hat Goethe offenbar geahnt, daß ihm seine Verehrer dereinst eine Ausstellung widmen werden. Nur so ist erklärlich, was er in den *Wanderjahren* in Versform vorausempfand:

Der Gedanke, das Entwerfen,
Das Gestalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre schärfen,
Und am Ende sei's genug!

Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.

Helga Bonitz

Stipendiatenprogramm im Jahr 2005

Folgenden Damen und Herren konnte die Goethe-Gesellschaft im Jahr 2005 ein – zumeist dreimonatiges – Stipendium gewähren:

Dr. Woo-Ho Cho (Korea): *Die Kulturpolitik in Goethes Weimarer Zeit*

Prof. Dr. Eduardo Gómez (Kolumbien): *Goethes Roman »Die Leiden des jungen Werther« – Arbeit an einer literarisch-historischen Einführung in das Werk*

Prof. Dr. Nanuli Kakauridse (Georgien): *Goethe und Schiller – die schwierigen Anfänge eines Dichterbundes*

Tatjana Kortowenkowa (Rußland): *Das sprachliche Weltbild in Goethes Roman »Die Leiden des jungen Werther«*

Anna Maria Król (Polen): *Goethes »Faust I« in polnischen Übersetzungen – eine vergleichende Analyse polnischer Übersetzungen der Jahre 1914 bis 1999*

Prof. Dr. Irina Lagutina (Rußland): *»Kanzler Friedrich von Müller. Unterhaltungen mit Goethe« – Arbeit an einer russischen kommentierten Ausgabe des Werks*

Esmira Mamedowa (Aserbaidshan): *Orientalische Motive in Goethes literarischem Werk – dargestellt am »West-östlichen Divan«*

Dr. Olga Martynowa (Rußland): *Goethes frühe Dramen – eine Untersuchung zum Einfluß englischer, italienischer und französischer Dramatiker auf Goethes Werk*

Ágnes Simon-Szabó (Ungarn): *Der Goethekult der ungarischen Intelligenz im 18. und 19. Jahrhundert.*

Dank für Zuwendungen im Jahr 2005

Für die Förderung von Projekten der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2005 gilt unser herzlicher Dank dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Aus Bundesmitteln mitfinanziert wurden das Goethe-Jahrbuch, das Stipendiatenprogramm, die gemeinsam mit dem Weimarer Goethe-Institut veranstaltete Vortragsreihe zur deutschen Klassik und eine Lesung anlässlich unserer Festveranstaltung zum 120jährigen Bestehen der Goethe-Gesellschaft.

Für die Unterstützung der 79. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft vom 18. bis 21. Mai 2005 in Weimar danken wir sehr herzlich:

- der Jubiläumsstiftung der Credit Suisse Group, Zürich
- der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bonn
- der Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e. V., Essen
- dem Freistaat Thüringen
- dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, Bonn
- der Firma Lötfolien GmbH Stuttgart und
- der Sparkasse Mittelthüringen.

Für die Unterstützung der Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften vom 25. bis 28. Mai 2006 in Weimar mit ihrer Konferenz *Goetheforschung im internationalen Kontext – ein Dialog der Kulturen* gilt unser herzlicher Dank:

- der FAZIT-Stiftung, Gemeinnützige Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt a. M.
- Herrn Michael Braun, Sindelfingen, und der Braun Lötfolien GmbH, Nellingen
- der Deutschen Post AG, Bonn
- dem Freistaat Thüringen
- der Stadt Weimar
- der Klassik Stiftung Weimar
- dem InterCity Hotel, Erfurt
- dem Hotel »Anna Amalia«, Weimar
- den Stadtwerken Weimar
- RA Alfred Kattenbeck und RA Ingo Weber, Kanzlei Kattenbeck & Weber, Weimar
- dem Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums, Weimar
- dem Hotel & Gasthaus »Zur Sonne« GmbH, Weimar, und
- Herrn Bernd Kemter, Gera.

Es ist uns ein Bedürfnis, all jenen Mitgliedern, die im Jahr 2005 durch eine größere oder kleinere Spende die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft unterstützt haben, unseren herzlichen Dank auszusprechen. Für eine jeweils großzügige Förderung des Stipendiatenprogramms danken wir besonders Frau Monika Quiring, Bonn, und Herrn Prof. Dr. Werner Keller, Köln. Herrn Professor Keller sei an dieser Stelle zugleich für die Förderung ausländischer Goethe-Gesellschaften gedankt.

Nachfolgend möchten wir namentlich jenen Damen und Herren danken, die der Goethe-Gesellschaft eine Spende ab 50 Euro zuteil werden ließen:

Klaus Dieter Affeldt, Berlin
Martina Allisat, Köln
Prof. Dr. Hans-Werner Altmann, Würzburg
Karin Ammer, Hamburg
Prof. Dr. Klaus Andrä, Halle (Saale)
Helga Andreas, Köln

Prof. Dr. Heinrich Arnold, Ilmenau
Dr. Eberhard Auras, Essen
Elsbeth Ax-Goecke, Bad Soden
Prof. Dr. Dietrich Babel, Marburg
Karl-Heinz Backes, Bremen
Dr. René Jacques Baerlocher, Basel

- Tilla Baerwolff, Hamburg
 Prof. Dr. Edward Batley, London
 Edwin Baumann, Lahr
 Dr. Ulrich Baur, Neuss
 Paul Bellebaum, Bochum
 Klaus Bellin, Grünheide
 Dr. Roland Bellstedt, Bremen
 Dr. Hartmut Berwald, Ostbevern
 Ingrid Biberacher, Nürnberg
 Gabriele Bloess, Kerpen
 Heinz-Peter Bovier-Bolle, Wolfenbüttel
 Renate Brasch, Berlin
 Michael Braun-Huster, Sindelfingen
 Dr. Angela Braunschweig-Rüter, Köln
 Jörg Brena, Bad Krozingen
 Jörg Bruckmann, Sulzbach
 Annelore Brückmann, Remagen-Oberwinter
 Hedda Buckendahl, Recklinghausen
 Hans-Jürgen Bultmann, Berlin
 Gudrun Burgemeister, Neustadt
 Elfriede Böhm, Glindow
 Rolf Bönker, Fröndenberg-Ardey
 Prof. Dr. Karl-Dieter Bunting, Essen
 Winy Clemens, Gauting
 Willfried Denker, Halstenbek
 Hartmut Deutelmöser, Ahrensburg
 Deutsche Kreditbank AG, Berlin
 Gisela Dobbelsstein-Krings, Herzogenrath
 Hilmar Dreßler, Leipzig
 Erika Drössler, Bad Harzburg
 Dr. Hannelore Dunker-Rothhahn, Frankfurt a. M.
 Dieter Eckart, Heusenstamm
 Prof. Dr. Manfred Eckstein, Schleiz
 Prof. Dr. Karl Eibl, Gröbenzell
 Reinhold Eichinger, Düsseldorf
 Dr. Peter Eilert, München
 Gisela Einem-Siebers, Kleve
 Gerd Ellenbeck, Schalksmühle
 Dr. Gerd Evers, Bergisch Gladbach
 Ullrich Felchner, Gütersloh
 Dr. Karl-Heinz Fiebler, Berlin
 Dr. Florian Fischer, Jena
 Dr. Peter Fischer, Grünwald
 Dr. Hans-Ulrich Foertsch, Marl
 Dr. Joachim Franke, Wiederitzsch
 Bernd Frilling, Vechta
 Dr. Erwin Fuchs, Jülich
 Carola Fuhrmann, Bremen
 Prof. Dr. Helmut Fuhrmann, Guxhagen
 Dr. Ingrid Garske, Köln
 Herbert Gerhards, Geilenkirchen
 Renate Gesigora-Semrau, Köln
 Hans-Dieter Göbel, Dillenburg
 Goethe-Gesellschaft Vest, Recklinghausen
 Hannelore Götte, Kassel
 Helga Gravemann, Münster
 Dr. Karl Peter Gregori, Bad Schlema
 Prof. Dr. Dietrich Grohnert, Erfurt
 Dr. Renate Grumach, Berlin
 Dr. Volker Güldener, Oberursel
 Prof. Dr. Claus Günzler, Waldbronn
 Dr. Heinrich Halm, Bonn
 Prof. Dr. Eberhard Haufe, Weimar
 Arthur Haug, München
 Ulrich von Heinz, Berlin
 Prof. Dr. Peter Hellmich, Tübingen
 Dr. Klaus Herold, Chemnitz
 Traudl Herrhausen, Bad Homburg
 Antje Hofmann, Mittweida
 Alfried Holle, Düsseldorf
 Erika Hollenberg, Magdeburg
 Maren Hünninger, Gerabrunn
 Dr. Rainer Hultzsich, Jena
 Henriette Huster, Sindelfingen
 Dr. Dirk Ippen, Gräfelfing
 Dr. Michael Jaeger, Berlin
 Wolfgang Jehser, Rotenbek
 Martin Jensen, Lübeck
 Dr. Benedikt Jeßing, Essen
 Dr. Ursula John-Grafe, Steinbach i. W.
 Ulrich Jordan, Dortmund
 Prof. Dr. Gerhard R. Kaiser, Jena
 Wilhelm Kaltenborn, Berlin
 Siegfried Karnath, Hamburg
 Margot Kellinghusen, Hamburg
 Dr. Wolf-Dieter Kempf, Iphofen
 Joachim Kersten, Hamburg
 Jörg Kiefer, Frankfurt a. M.
 Dr. Ilse Kirn, Stuttgart
 Dr. Eckhard Klapp, Pullach
 Eva Klare, Münster
 Eckart Knop, Essen
 Prof. Dr. Hans Kock, Kiel
 Wolf-Dietrich Köster, Dortmund
 Günther Kohl, Mainz-Kostheim
 Consuela Kothe, Düsseldorf
 Gabriele Kralinski, Weimar
 Ulrich Kübler, Schnaitsee
 Andreas Kühnel, Schwabach
 Cornelia Kühn-Leitz, Hannover
 Prof. Dr. Dorothea Kuhn, Weimar
 Ines Labahn, Breisach
 Dr. Rudolf Lange, Ronnenberg

- Manfred Liphardt, Steinheim a. d. Murr
 Eva Lohse, Hamburg
 Nikolaus Lohse, Berlin
 Ulrich Lübeck, Hamburg
 Dr. Gertrude Lückerath, Köln
 Hedwig Lüderitz, Bonn
 Prof. Dr. Wolfgang Lücke, Pulsnitz
 Marie-Luise Lüpke, Zeuthen
 Gabriele Malsch, Dußlingen
 Ute Mayer, Holzkirchen
 Wilhelm Mayer, Kronach
 Dr. Ulf Rüdiger Meinel, Mühlenbeck
 Christoph Mertens, Pulheim
 Peter Meuer, Hannover
 Dr. Heinrich F. Meyer, Krefeld
 Herbert Meyer, Weimar
 Horst Meyer, Bremen
 Helmut Moers, Freiburg i. Br.
 Prof. Dr. Irmgard Müller,
 Witten-Rüdinghausen
 Dr. Ursula Nelle, Hamburg
 Dr. Klaus Nerenz, Göttingen
 Helga Nündel, Roetgen
 Horst Obluda, Haltern
 Marlies Oster, Coswig
 Prof. Dr. Ulrich Ott, Öhningen
 Holger Paul, Mannheim
 Dr. Alfons Pausch, Nürnberg
 Dr. Ursula Penndorf, Augsburg
 Ilse Alice Pfau, Bonn
 Dr. Georg Pilz, Dobel
 Prof. Dr. Jürgen Potel, Hannover
 Idl Raetz, Konstanz
 Ingrid Rathgeber, Staufenberg-Spee
 Jürgen Reichart, Köln
 Dr. Alexander Reitelmann, Meckenheim
 Edzard Reuter, Stuttgart
 Hannelore Rhinow, Berlin
 Prof. Dr. Karl Richter, St. Ingbert
 Margot Richter, Dortmund
 Ursula Richter, Karlsruhe
 Dr. Hans Otto Rollwagen, Oberbiberg
 Dr. Reiner Rudolph, Berlin
 Dr. Gisela Sachse, Wiesbaden
 Dr. Wolfgang Saile, Konstanz
 Heinrich van de Sandt, Düsseldorf
 Vera Sasse, Waldkraiburg
 Barbara Schaefer, Kassel
 Dr. Ulrich Schaefer, Berlin
 Emil Schill, Syke
 Dr. Rosemarie Schillemeit, Braunschweig
 Prof. Dr. Jochen Schmidt, Bad Wurzach
 Gisela Schröder, Fischbek
 Prof. Dr. Klaus Schröter, Hamburg
 Christina Schultheiß, Pillingsdorf
 Prof. Dr. Ernst Schulz, Würzburg
 Susanne Schunck, Marburg
 Dr. Heinz Seeger, Düren
 Dorothea Senf, Weimar
 Inge Seyffart, München
 Dr. Sabine Solf, Wolfenbüttel
 Prof. Dr. h. c. Lothar Späth, Leonberg
 Dr. Walter Spelsberg, Remscheid
 Holger Spies, Frankfurt a. M.
 Dr. Kurt Steenbuck, Recklinghausen
 Klaus-Dieter Stoll, Bornheim
 Ursula Stutzki, Münster
 Dr. Vera Tabel, Kirchheimbolanden
 Elisabeth Theisen, München
 Dr. Harald Thulin, Werdau
 Joachim Toepffer, Bielefeld
 Klaus Tschanter, Künzelsau
 Renate Vieweg, Wolfsburg
 Marie-Louise Vulpus, Berg
 Anne-Luise Wagner, Bad Salzuflen
 Hildegard Weiffert, Aumühle
 Dr. Ulrike Weintraud, Hamburg
 Prof. Dr. Wolfgang Weise, Magdeburg
 Helmut Weiser, Düsseldorf
 Wolfgang Werlich, Eschwege
 Siegfried Werner, Sanitz
 Dr. Helga Wichmann-Zemke, Osterholz-
 Scharmbeck
 Prof. Dr. Gottfried Willems, Jena
 Helmut Winckler, Dresden
 Dr. Barthold Witte, Bonn
 Ruth Wünsche, Bad Breisig
 Dr. Traugott Wulfhorst, Kassel
 Dr. Regina Wuthe-Klinkenstein,
 Dedeleben
 Rudolf Ziegler, Köln
 Ilse Zimmermann, Hannover.

Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2004

Aachen

Vorsitzende: Renate Schmidt, Dorfstr. 5, 54597 Merlscheid; stellv. Vorsitzender: Dieter Jansen, Neustr. 2, 52066 Aachen; stellv. Vorsitzende seit April 2004: Rosmarie Seiz, Altdorfstr. 17, 52066 Aachen. – Prof. Dr. Dieter Breuer (Aachen): *Goethe und Heinse in Italien*. – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *Weimars »besonder Loos«*. *Zur Selbstinszenierung Weimars durch die eintreffenden Wieland, Goethe und Herder 1772-1777*. – Rosemarie Wilsing (Aachen): *Kleiner Spaziergang durch die Kulturgeschichte des Weins*. – Prof. Dr. Albrecht Goebel (Koblenz): *Goethe und Schubert. Zur Geschichte eines persönlichen und künstlerischen Mißverständnisses* (mit Tonbeispielen). – Dr. Werner Frizen (Köln): *Die Menschwerdung Goethes in Thomas Manns Roman »Lotte in Weimar«*. – Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal): *Die Märchen der Brüder Grimm. Ihre Quellen und ihre Bearbeitung* (gemeinsamer Abend mit dem Förderverein der Öffentlichen Bibliothek). – Ulrich Ritter (Berlin, München), Tamar Kawtiaschwili (Weimar, Tbilissi): *Goethes Geliebte. Ein »Spiel vom Blatt« von Glück, Lust und Fluchten des Dichters in seinen Versen, Briefen, Tage- und anderen Büchern* (Feier zu Goethes Geburtstag). – Peter-Klein-Literaturforum, Goethe-Gesellschaft: *Lyrikgipfel* (anlässlich der Aachener Literaturtage). – PD Dr. Bettina Plett (Köln): *»begleitet von einem wahren Elendsgefühl über die eigene Mediokrität«*. *Theodor Fontane als Leser Goethes*. – Prof. Dr. Hans Otto Horch (Aachen): *Lessings »Nathan der Weise«* (gemeinsamer Abend mit dem Förderverein der Öffentlichen Bibliothek).

Altenburg

Vorsitzende: Adelheid Friedrich, Zeitzer Str. 68 a, 04600 Altenburg; stellv. Vorsitzender: Friedrich Krause, Friedrich-Ebert-Str. 28 a, 04600 Altenburg. – Bärbel Berkholz, Wolfgang Lindner (Altenburg):

»Zwischen Frühling und Herbst«. *Lyrik der Erika von Watzdorf-Bachoff*. – Jutta Penndorf (Altenburg): *Bernhard von Lindenau (1779-1854)*. *Gelehrter, Staatsmann, Sammler, Menschenfreund, Förderer der Schönen Künste*. – Prof. Dr. Heinz Gockel (Bamberg): *»Bruchstücke einer großen Poetologie«*. *Zur Goethe-Lyrik*. – Prof. Dr. Horst Nalewski (Leipzig): *Aus Anlaß der Goethe-Lebendmaske 1807 von C. G. Weißer. Ein Ausflug in die Physiognomie*. – Dr. Hubert Amft (Weimar): *Ein Leben im Schatten der Titanen Goethe und Napoleon. Jenny von Pappenheim*. – Exkursion nach Weimar. – Dr. Michael Engelhard (Bonn): *Orpheus, Michelangelo und Goethe*. – Dr. Christa Grimm (Altenburg): *Das Hotel in der Literatur*. – Prof. Dr. Bernd Leistner (Chemnitz): *»Zu des einzigen Tages Feste schmückt euch alle, windet Kränze«*. *Goethe als Gelegenheitsdichter*. – Adelheid Friedrich (Altenburg): *Jahresausklang*.

Aue

Vorsitzender: Dr. Karl Peter Gregori, Auer Str. 79, 08301 Schlema; Vorsitzender seit Januar 2005: Konrad Barth, Richard-Friedrich-Str. 3, 08301 Bad Schlema; stellv. Vorsitzender seit Januar 2005: OStR Erhard Schlame, Von-Bach-Str. 7, 09366 Stollberg. – Dr. habil. Günter Adler (Zwickau): *Das deutsche Panier. Tiefe Wurzeln des Nationalismus in der Literatur*. – Eberhard Herold (Crimmitschau): *Gedanken und Bilder zu Goethes wissenschaftlicher Beschäftigung mit Pflanzen. Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu verdeutlichen* (Dia-Vortrag). – Dr. Bernd Legler (Chemnitz): *Brechts Ansichten über Goethe / Ge-teh und sein Werk. Zwischen Achtung und Verachtung*. – OStR Erhard Schlame (Stollberg): *»Ein Mann wie Lessing täte uns not«*. *Gotthold Ephraim Lessing als bedeutender Wegbereiter der deutschen Klassik*. – Studienreise nach Kamenz (Besuch des Lessing-Museums). – OStR Dr. Hans-Jürgen Lorenz (Oldenburg): *Goethes*

Statthalter in England Thomas Carlyle. – Wolfram Auerbach (Stollberg): »*Rußland lesen und hören*«. Lew Tolstoi. – Dr. habil. Erhard Naake (Weimar): *Der Kampf um das Erbe der Klassik. Zur geistigen Situation in Weimar am Anfang des 20. Jahrhunderts*. – Dr. habil. Dietmar Schubert (Zwickau): »*Schläft ein Lied in allen Dingen*«. *Das poetische Vermächtnis Joseph von Eichendorffs und dessen Beziehungen zu Goethe*. – Doz. Lieselotte Grabaum (Zwickau): *Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit*. – Dr. Karl Peter Gregori (Schlema): *Goethe als Patient aus der Sicht des »heilkundigen« Dichters*. – Dr. Karl Peter Gregori (Bad Schlema): *Goethes Krankheiten und die Periodizität seines Schaffens*.

Auerbach

Vorsitzender: Ekkehard Taubner, Falkenstein Str. 6, 08239 Bergen. – Erich Reyer (Falkenstein): *Künstlerinnen der Goethezeit*. – Dr. habil. Günter Adler (Zwickau): *Zwischen Tat und Untat, Illusion und Vision. Goethes »Faust« im Zwielficht*. – Günter Gerstmann (Jena): »*Mit Italien lebte ich jahrelang unter einem Dach*«. *Zu Hanns Cibulkas Aufzeichnungen über Sizilien und Italien*. – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Verlobungen und Verlobte in Goethes Leben und Werk*. – Dr. Jens-Fietje Dwers (Jena): *Der Jenaer Goethe*. – Dr. habil. Dietmar Schubert (Zwickau): »*Schläft ein Lied in allen Dingen*«. *Zum poetischen Vermächtnis Joseph von Eichendorffs*. – Dr. Angelika Reimann (Jena): »*Wie herrlich leuchtet mir die Natur*«. *Goethe als Naturlyriker*. – Prof. Dr. Horst Nalewski (Leipzig): *Rainer Maria Rilke. Das unverwechselbare Gedicht* (Lesung und Vortrag). – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Auerbach: *Vermischtes zur Weihnachtszeit*.

Augsburg

In Augsburg wurde am 13. Oktober 2005 eine Goethe-Gesellschaft gegründet. – Vorsitzender: Prof. Dr. Theo Stammen, Josef-Priller-Str. 43, 86159 Augsburg; stellv. Vor-

sitzender: Dr. Wolfgang Pollert, Prof.-Messerschmitt-Str. 30 b, 86159 Augsburg.

Bad Harzburg

Vorsitzender: Dr. Eberhard Völker, Eichendorffstr. 46, 38667 Bad Harzburg; Geschäftsführerin: Annette Rühm, Buchhandlung Gericke, Herzog-Wilhelm-Str. 8, 38667 Bad Harzburg. – Prof. Dr. Jürgen Stenzel (Hamburg): *Lessings Anfänge. Aus der Werkstatt eines Herausgebers*. – Dr. Egon Freitag (Weimar): *Licht, Liebe, Leben. Lebensstationen des Johann Gottfried Herder*. – Dagmar von Gersdorff (Berlin): »*Marianne von Willemer und Goethe*« (Buchpräsentation). – Dr. Christel Hartinger (Leipzig): *Brecht im lyrischen Dialog mit anderen Dichtern*. – Prof. Dr. Werner Frick (Göttingen): »*Und sehe, daß wir nichts wissen können*«. *Poetische Wissenschaftsskepsis bei Goethe, Kleist und Büchner*. – Prof. Dr. Rudolf Drux (Köln): »*Aber abseits, wer ist's?*« *Goethes »Harzreise im Winter« und die Alt-Rhapsodie von Brahms*. – Prof. Dr. Wilfried Barner (Göttingen): *Die Gruppe 47 in heutiger Sicht*. – Rudolf Grabow (Göttingen): *Theodor Fontane »Heiligabend«* (Lesung aus dem Roman *Vor dem Sturm*). – *Faust-Aufführung im Staatstheater Braunschweig* (Exkursion und Gesprächsabend). – Auf Goethes Spuren in die böhmischen Bäder (Vorbereitungsabend und Exkursion). – Dr. Eberhard Völker (Bad Harzburg): *Christa Wolfs neues Buch »Ein Tag im Jahr«* (Lese- und Gesprächsabend).

Bamberg

Vorsitzender: Dr. Michael Stark, Postfach 110240, 96030 Bamberg; Vorsitzende seit Januar 2006: Dr. Julia Schöll, Universität Bamberg, An der Universität 5, 96045 Bamberg; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Heinz Gockel, Wildensorger Str. 42, 96049 Bamberg. – Ulla Konold (Nürnberg): »*O Lieb, o Liebe, so golden schön*«. *Goethe und seine Christiane* (Rezitation). – Prof. Dr. Dr. Jürgen Jacobs (Köln): »*Wiedergeburt in Rom*«. *Goethes »Italienische*

Reise« als autobiographische Schrift (Vortrag in Verbindung mit dem Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft der Otto-Friedrich-Universität Bamberg). – Hilmar Dreßler (Leipzig): *Die Goethe-Vertoner Reichardt und Zelter*. – Dr. Karin Dengler-Schreiber (Bamberg): *Bamberg um 1800*. – *Auf Goethes und Schillers Spuren in Marbach, Ludwigsburg, Maulbronn und Knittlingen* (Studienfahrt mit der Goethe-Gesellschaft Nürnberg). – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): »Herrlich ist der Orient übers Mittelmeer gedungen«. *Weltliteratur im »West-östlichen Divan«*. – Peter Braun (Bamberg): »Wenn mir doch Gott so ein Weib beschenken wollte«. *Corona Schröter, Porträt einer starken Frau* (Lesung mit Gesang). – Martin Neubauer (Bamberg): »Goethe spricht in den Phonographen«. *Grotesken von Mynona u. a.* (Rezitation).

Bergisch Gladbach

Vorsitzende: Juliette Eckel, Genkeler Str. 53, 58540 Meinerzhagen; stellv. Vorsitzende: Renate Arnold, Eschenbroichstr. 38, 51469 Bergisch Gladbach; stellv. Vorsitzender seit April 2005: Dr. Hans-Jürgen Schulte, Kalmüntener Str. 38, 51467 Bergisch Gladbach. – *Bergische Literaturtage*, 17.1.-1.2.2004. – – Dr. Thomas Maier (Kleve): *Vom Umgang mit Kunst. Hermeneutische Schnipsel zu einem ästhetischen Evergreen*. – Prof. Dr. Knut-Olaf Haustein (Erfurt): *Goethe und sein musikalisches Umfeld* (Musik: Kammerorchester Bensberg, Leitung: Kurt Neuheuser). – *Goethes »Wahlverwandschaften«* (Theaterfahrt nach Bochum). – Prof. Dr. Ekkehard Schulz: *Das Schmauchlümmele-Problem bei Goethe und heute*. – Thomas Böhm (Köln): *Ein knittiger Knigge für Leser. Über moralische und andere Probleme rund ums Buch*. – – *Bergisch Gladbach liest ein Buch*, 2.10.-5.10.2004. – – »Löblich ist ein tolles Streben« (historischer Spaziergang auf dem Friedhof Melaten). – Prof. Reiner Sörries (Kassel): »Ich sterbe nicht. Ich gehe nur ein in die Unendlichkeit« (E. E. Schmitt). *Über den Umgang mit dem Tod*. – Dr. Bernd

Mahl (Tübingen): *Goethe und das Geld*. – Molières »Menschenfeind« (Theaterfahrt nach Bochum). – »Als ob die Liebe etwas mit dem Verstand zu tun hätte!« *Goethe und die Frauen* (literarisch-musikalische Soiree mit dem Ensemble *Litera Ton*, Bonn). – – *Literarischer Salon*: Liane Dirks: *Vier Arten, meinen Vater zu beerdigen*. – Tilmann Röhrig: *Wir sind das Salz von Florenz*. – J. M. Coetzee: *Schande*. – Benjamin Lebert: *Der Vogel ist ein Rabe*. – Cécile Wajsbrot: *Mann und Frau, den Mond betrachtend*. – Peter Esterhazy: *Eine Frau*. – Thomas Bernhard: *Der Atem*. – Italo Calvino: *Wenn ein Reisender in einer Winternacht*. – Andrej Kurkow: *Picknick auf dem Eis*. – Jenny Erpenbeck: *Geschichte vom alten Kind*. – – *Fünf Bensberger Literaturgespräche* mit Monika Lenz-Reichwein und Juliette Eckel.

Berlin

Vorsitzende: Beate Schubert, Fischottersteig 7, 14195 Berlin; stellv. Vorsitzender: Hans-Hellmut Allers, Beethovenstr. 6, 16548 Glienicke. – Prof. Dr. Werner Busch (Berlin): *Goethe und die Künste*. – Hans-Hellmut Allers (Berlin): »Erlaubt ist, was gefällt«. *Der Dramatiker und Theaterleiter Goethe*. – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): »vielleicht die kultivierteste Frau in Europa«. *Die Malerin Angelika Kauffmann*. – Dr. h.c. Michael Engelhard (Bonn): »nichts Höheres, nichts Vollkommeneres!« *Goethe und Palladio*. – Gottfried Eberle (Berlin): »Symbolik fürs Ohr«. *Goethe und die Musik*. – Prof. Dr. Ernst Osterkamp (Berlin): *Goethe als Leser Johann Joachim Winckelmanns*. – Exkursion zum Winckelmann-Museum nach Stendal. – Dr. Jochen Klauß (Weimar): »Wenn er stirbt, so verlier ich einen Schatz, den wiederzufinden ich fürs ganze Leben verzeifle!« *Johann Heinrich Meyer, Goethes Künstlerfreund*. – *Auf Goethes Spuren in die Schweiz* (Goethes Geburtstag auf dem Rütli und Besuch der Freilichtaufführung *Wilhelm Tell*; Leitung der Exkursion: Monika Schopf-Beige). – Hans-Wolfgang Kendzia (Berlin): *Goethes Porträtisten und*

sein Verhältnis zu ihnen. – Prof. Dr. Helmut Börsch-Supan (Berlin): »Mögen wechselseitige Zeugnisse dieses glückliche Verhältnis immerfort beleben«. *Goethe und Schinkel*. – Prof. Dr. Norbert Miller (Berlin): *Der Dichter, ein Landschaftsmaler*. – Dr. Manfred Koltes (Weimar): *Das Verhältnis der Gebrüder Boisserée zu Goethe im Spiegel ihrer Korrespondenz*.

Bonn

Vorsitzender: Prof. Dr. Norbert Oellers, Rüngsdorfer Str. 11, 53173 Bonn; Vorsitzender seit März 2005: Andreas Loesch, Kulturamt der Stadt Bonn, Kurfürstenallee 2-3, 53177 Bonn; stellv. Vorsitzende: Cornelia Kothe, Dellweg 23, 53177 Bonn. – Dr. Ekkehard Eickhoff (Bonn): *Literatur, Politik und Karneval. Goethe in Venedig. – Schillers »Jungfrau von Orleans«* (Theaterbesuch in den Kammerspielen Bonn-Bad Godesberg). – PD Dr. Roland Reuß (Heidelberg): *Kleist und Goethe*. – Exkursion zum Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt a.M. – Dr. Astrid Tschense (Heidelberg): *Schubert und Goethe* (Vortrag), mit Dorothea Craxton, Sopran, Ingeborg Gäb, Klavier. – Doris Meyer (Rezitation), Brunhilde Holderbach (Blockflöte), Michael Spengler (Viola da Gamba): »Als ob die Liebe etwas mit dem Verstand zu tun hätte!« *Goethe und die Frauen* (literarisch-musikalische Soiree). – Dr. Friedemann Spicker (Königswinter): *Goethe und der deutsche Aphorismus im 20. Jahrhundert*. – Führung durch Beethovenhaus und -archiv und Vortrag von Dr. Ilona Schmiel: *Das Beethovenfest 2004. – Heinrich von Kleists »Amphitryon«* (Theaterbesuch in den Kammerspielen Bonn-Bad Godesberg). – Prof. Dr. Rolf-Dietrich Keil (Meckenheim): *Goethe und der griechische Freiheitskampf 1821-1829*. – Prof. Dr. Heiko Uecker (Bonn): *Georg Brandes und Johann Wolfgang Goethe*.

Bremen

Vorsitzender: Prof. Dr. Gert Sautermeister, Hans-Thoma-Str. 22, 28209 Bremen; stellv. Vorsitzender: Klaus Ehlert, Dimhausen 7,

27211 Bassum; stellv. Vorsitzender seit April 2005: Herbert von der Heide, Buchenstr. 11, 28844 Weye. – Prof. Dr. Dieter Richter (Bremen): *Goethe und Neapel*. – Prof. Dr. Joachim Dyck (Oldenburg), Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Lyrisches Duett* (Lesereihe). – Klaus Ehlert: *Goethe als Briefschreiber, Teil 2*. – Prof. Dr. Hans Kloft (Bremen): *Goethe, Rom und die Antike*. – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Wie liest Heine Goethe?* – Norbert Kentrup spricht und spielt unter dem Thema *Shakespeare, Lehrmeister Goethes?* – Prof. Dr. Thomas Metscher (Bremen): *Goethes »Faust« als Welttheater*. – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft stellen Bücher vor, die sich nicht nur für die eigene Lektüre, sondern auch als Weihnachtsgeschenke eignen könnten.

Chemnitz

Vorsitzender: Siegfried Arlt, Hüttenberg 13, 09120 Chemnitz; Geschäftsführerin: Dr. Helga Bonitz, Heinrich-Beck-Str. 47, 09112 Chemnitz. – Agimar Junghans (Chemnitz): *Erinnerungen an Exkursionen »Auf Goethes Spuren«* (Filmabend). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Goethe und sein fürstlicher Mäzen*. – »So sei begrüßt vieltausendmal« (Konzert mit Schülern der Städtischen Musikschule Chemnitz). – Doz. Lieselotte Grabau (Zwickau): *Goethe und die Musik*. – Gertrud Aepfler (Apolda): *Der Garten am Goethe-Haus. Seine Entwicklung über zwei Jahrhunderte. – Auf den Spuren von Wilhelm Ostwald, dem ersten sächsischen Nobelpreisträger 1909* (Exkursion). – Thomas Rosenlöcher (Beerwalde): »Das Eisen blitzen sehen« oder: *Warum ich immer wieder Mörike lese. – Auf Goethes Spuren nach Franzensbad, Marienbad, Karlsbad und Teplitz* (Exkursion). – Dr. Hans Jochen Marquardt (Halle): *Heinrich von Kleist. Nation und Vaterland*. – Dr. habil. Günter Adler (Zwickau): *Tagträume und Nachtgedanken. Heinrich Heine, ein Dichter in der Zeitenwende*. – Hilmar Dreßler (Leipzig): *Wilhelm Ostwald und Goethe. Zum Verhältnis von Kunst und Wissenschaft*. –

Puschkin-Club Chemnitz und Goethe-Gesellschaft: *Russischer Winter. Lyrik und Romanzen bei Kerzenschein* (Rezitation: Dr. Helga Bonitz, Siegfried Arlt; Gesang: Olga Schajewitsch, Galina Lunewa; Flöte und Klavier: Markus und Tatjana Funk).

Darmstadt

Vorsitzender: Dr. Fritz Ebner, Frankfurter Landstr. 18, 64291 Darmstadt; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Matthias Luserke-Jaqui, Großenstein 8, 66869 Kusel. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): »*Erhabenes verehrend, Schönes genießend, Gutes wirkend*«. *Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach*. – Prof. Dr. Karl Richter (St. Ingbert): *Die Liebenden und das Gesetz der Natur. Naturwissenschaftliche Voraussetzungen der Liebeslyrik in Goethes »West-östlichem Divan«*. – Prof. Dr. Ariane Martin (Mainz): *Auf den Spuren des jungen Goethe. Anfänge des Kulturtourismus im 18. und 19. Jahrhundert*. – Prof. Dr. Matthias Luserke-Jaqui (Kusel): *Mörike liest Goethe*. – Schiller-Nationalmuseum / Deutsches Literaturarchiv (Marbach): *Mörike und die Künste* (Exkursion). – Dr. Fritz Ebner (Darmstadt): *Dichtung und Wahrheit. Liebende in der damaligen Zeit*. – Collegium Cantorum (Darmstadt): »*Ein Stündlein wohl vor Tag*«. Zum 200. Geburtstag von Mörike (literarisch-musikalische Soiree). – Dr. Manfred Wenzel (Gießen): »*Kein kranker Mensch genießt die Welt*«. *Goethe und die Medizin*.

Dessau

Vorsitzender: Eberhard Schmidt, Lindenstr. 129, 06847 Dessau. – Eberhard Schmidt: *Bettina von Arnim. Eine Romantikerin zwischen Sehnsucht und Erfüllung*. – Eberhard Schmidt: *Goethes geplatzte Verlobung 1775*. – Ders.: *Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Eine überragende Frauengestalt zur Zeit Goethes*. – Ders.: *Goethes Aufstieg und Krise in Weimar*. – Klaus Fickenscher (Des-

sau): *Eine Entdeckungstour durch den Fläming*. – Ursula Heldmann (Ulm): *Eduard Mörike. Annäherungen an Leben und Werk eines der größten Lyriker unserer Literatur*. – Werner Berghoff (Dessau): *August von Goethes Italienreise*. – Joachim Specht (Dessau): »*Ein Lob vom großen Morgen-Stern*« (Schriftstellerforum).

Dresden

Vorsitzender: Dr. Jürgen Klose, Döbraer Straße 46, 01189 Dresden; stellv. Vorsitzender: Dr. Wolfgang Bunzel, Hiltensperger Str. 52, 80796 München; stellv. Vorsitzende seit November 2004: Dr. Brigitte Umbreit, Heideweg 22c, 01744 Dippoldiswalde. – Hans-Jürgen Sarfert (Dresden): *Novalis in Dresden*. – Dr. Günter Klieme (Dresden): *Auf den Pfaden der Romantiker in die Sächsische Schweiz*. – Prof. Dr. Lothar Ehrlich (Weimar): *Goethe in der DDR*. – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): *Goethes Dialoge mit der islamischen Welt*. – Dr. Christine Schrader (Erfurt): »*Sie wollen Aufklärung bewirken, sehen Sie selbst ganz klar?*« *Adolph Freiherr von Knigge zwischen Geheimbund und Öffentlichkeit*. – Prof. Dr. Günter Jäkel (Dresden): »*Ich entschied mich dafür, Dresden ohne Aufenthalt zu besuchen*«. *Dichter in Dresden (1700-1850)*. – Dr. Gotthard Erler (Berlin): »*Das Herz bleibt immer jung*«. *Eine Biographie der Emilie Fontane* (Autorenlesung) – Dr. Ute Baum (Dresden): *Die Gestalt Goethes im Werk von Peter Hacks*. – Schülerbühne des Vitzthum-Gymnasiums (Dresden): Jakob Michael Reinhold Lenz / Christoph Hein: *Der neue Menoza oder Geschichte des kumbanischen Prinzen Tandi*, Regie: Gerd Häntsch und Dr. Jürgen Klose (Theateraufführung). – Prof. Dr. Anneliese Klingenberg (Weimar): *Karl Philipp Moritz (1756-1793). Schriftsteller und Freund Goethes sowie Englischlehrer Carl Augusts*. – Prof. Dr. Horst Nalewski (Leipzig): »*Die Begegnung in Weimar*«. *Adam Mickiewicz bei Goethe. Nach der Novelle von Louis Füllberg*.

Eisenach

Vorsitzender: Volkmar Schumann, Am Wartenberg 28, 99817 Eisenach; Vorsitzende seit Januar 2005: Dr. Barbara Schwarz, Sophienstr. 12, 99817 Eisenach; stellv. Vorsitzender: Gerhard Lorenz, Am Hängetal 5, 99817 Eisenach. – Sybil Gräfin Schönfeldt (Hamburg): »gestern aß ich bei Goethe«. – Dr. Nikolaus Gatter (Köln): *Briefe Alexander von Humboldts an Varnhagen von Ense*. – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): *Angelika Kauffmann, Goethes Freundin in Rom*. – Ernst Schmidt (Weimar): *Traditionelle »Faust«-Matinee am Ostermontag*. – Dr. Barthold C. Witte (Bonn): *Friedrich Preller, Johann Wolfgang von Goethe und die Locke* (musikalisch-literarische Veranstaltung zur Finissage einer städtischen Gemäldeausstellung zum 200. Geburtstag von Friedrich Preller). – Tagesfahrt nach Göttingen, Northeim und Duderstadt. – Dr. Hubert Amft (Weimar): *Frédéric Soret, Freund Goethes und Erzieher des Erbprinzen Alexander*. – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *Bettina von Arnim*. – Tagesfahrt nach Nordthüringen: Funkenburg, Wasserburg Heldrungen, Kannawurf (Geburtsort von Goethes Urgroßvater) und Runneburg. – Traditionelle Goethe-Geburtstagsfeier mit einem Chor- und Solistenkonzert des Franz-Schubert-Chors Eisenach: *Vertonungen von Goethe-Poesie*. – Literarische Reise nach Ostsachsen: Meißen, Kamenz, Rammenau, Bautzen, Görlitz, Dresden, Festung Königstein, Pirna (viertägige Exkursion). – Dr. Manfred Osten (Bonn): *Goethe und der 11. September*. – Tagesfahrt nach Quedlinburg und Halberstadt. – Dr. Ulrich Stoll (Kassel): *Der Isenheimer Altar des Matthias Grünewald*. – Prof. Dr. Jürgen Gidion (Göttingen): *Goethe und die jüdische Welt*. – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *Südtirol. Vom Zankapfel zur Vorzeigeregion* (Dia-Ton-Schau). – – Fünf Lesestunden im Teezimmer: *Fritz Reuter*. – *Ernest Hemingway*. – *Radegunde, die letzte Thüringer Königstochter*. – *1001 Nacht*. – *Goethe auf Reisen*.

Erfurt

Vorsitzender: Prof. Dr. Dietrich Grohnert, Puschkinstr. 16, 99084 Erfurt, Geschäftsführer: Volkmar Birkholz, Goethestr. 2, 99096 Erfurt. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Das Goethe- und Schiller-Archiv* (Dia-Vortrag). – Festveranstaltung anlässlich des 200. Todestages von Immanuel Kant (1724-1804) mit einem Festvortrag von Prof. Dr. Heinrich Niehues-Pröbsting (Erfurt) und Klaviermusik an den Ernestinischen Höfen Thüringens. – Dr. Angelika Reimann (Jena): »Man kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein«. *Goethes spannungsvolles Verhältnis zu Johann Gottfried Herder*. – Prof. Dr. Knut-Olaf Haustein (Erfurt): *Wie lebt »Faust« durch Kompositionen weiter?* (Vortrag mit Musikbeispielen). – Carola Sedlacek (Weimar): *Ein Blick in die Haushaltsbücher des alten Goethe*. – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): »Fantasie- und Capriceblumen nach neuester Mode«. *Friedrich Justin Bertuchs Weimarer »Blumen-Fabrick« und ihre zeitgenössische Resonanz*. – Goethestätten in Elgersburg und Umgebung (Exkursion). – *Goethe in Italien* (gemeinsame Veranstaltung der Goethe-Gesellschaft Erfurt und des Augustinerklosters Erfurt am Vorabend von Goethes 255. Geburtstag). – Dr. Wolfram Morath (Erfurt): *Neues Sehen. Veränderungen von Goethes Betrachtungsweise während seines Italienaufenthalts und danach* (Dia-Vortrag). – Heike Spies (Düsseldorf): *Ottile von Goethe (1796-1872). Goethes Schwiegertochter*. – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *Das Zeitalter des Barock, Teil 2* (Dia-Ton-Vortrag). – Prof. Dr. Dietrich Grohnert (Erfurt): *Balladen Goethes* (Lesung und Interpretation).

Die Goethe-Gesellschaft Erfurt hat am 15. Dezember 2005 den Beschluß über ihre Auflösung gefaßt.

Erlangen

Vorsitzender: Prof. Dr. Peter Horst Neumann, Ligusterweg 39, 90480 Nürnberg;

Geschäftsführerin: Heida Ziegler, Im Herrengarten 6, 91054 Buckenhof. – Prof. Dr. Günter Schnitzler (Freiburg i.Br.): *Gustav Mahlers »Des Knaben Wunderhorn«*. – Prof. Michael Schopper, Gesang; Ekkehard Wildt, Klavier (beide: Erlangen): *Lieder von Schubert, Schumann, Wolf und Mahler nach Texten von Goethe und Rückert*. – Dr. Anika Davidson (Erlangen): *Die Loreley und ein Rückblick auf die Rheinreise der Goethe-Gesellschaft Erlangen*. – Führung durch die Dante-Ausstellung im Stadtmuseum Erlangen (Thomas Engelhardt, Dr. Adrian La Salvia; beide: Erlangen). – Prof. Dr. Ulrich Stadler (Zürich): *Aufenthaltsorte der Seele: Milz, Hoden oder Herz? Medizinisches in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. – Prof. Roman Cantieni (Chur), Prof. Dr. Peter Horst Neumann (Erlangen): *Musik und Dichtung der Goethezeit* (Sommerfest). – Prof. Dr. Rüdiger Görner (London): *Über Mörike oder das Abgründig-Anakreontische. Zum 200. Geburtstag des Dichters*. – Studienfahrt nach Leipzig mit literarischer Stadtführung. – Dr. Anika Davidson (Erlangen): *»Werther – wiedergelesen!« Kritische Blicke auf ein Kultbuch* (Seminar). – Dr. Holger Helbig (Erlangen): *Hirngespinnste. Zum literarischen Umgang mit Alzheimer*.

Essen

Vorsitzender: PD Dr. Benedikt Jeßing, Feldhauskamp 30, 45138 Essen; stellv. Vorsitzender: Dr. Hans-Joachim Gaffron, Haraldstr. 13, 45133 Essen. – Prof. Dr. Uwe Diederichsen (Göttingen): *Juristische Neuigkeiten zu Goethes »Wahlverwandtschaften«*. – Prof. Dr. Winfried Woesler (Osnabrück): *Goethes »Heidenröslein«*. »Moderne« und gültige Interpretationen. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Warum gabst du uns die tiefen Blicke?« Goethes Liebeslyrik im Wandel der Jahrzehnte*. – Monika Schopf-Beige (Ludwigsburg): *Goethe in Böhmen*. – Exkursion. – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *Goethes italienische Reise, Teil 4* (Dia-Ton-Schau). – Prof. Dr. Dieter Borchmeyer (Heidelberg): *Weltfrömmigkeit, Welthandel, Weltliteratur. Goethes Alters-Futurismus*.

Freiburg i.Br.

Vorsitzender: Prof. Dr. Heinrich Witschel, Erlenweg 9 d, 79115 Freiburg i.Br.; Geschäftsführer: Clemens Kleijn, Zum Natzentall 19, 78054 Schwenningen. – 2. Leserunde: *»Der Marschall von Bassompierre«*. *Die Geschichte von der schönen Krämerin in Dichtungen von Goethe und Hugo von Hofmannsthal*. – Prof. Dr. Jochen Schmidt (Freiburg i.Br.): *Ironie und Skepsis. Über Goethes Alterswerk*. – Prof. Dr. Bernhard Zimmermann (Freiburg i.Br.): *Goethes »Faust II« und die Antike* (Vortrag mit Rezitationen von Sabine Scharberth und C. J. Andreas Klein). – Gerhard Ferenschild (Hilden): *»Lotte in Weimar«* (freie Rezitation des Goethe-Monologs aus Thomas Manns Roman). – Prof. Dr. Christa Lichtenstern (Saarbrücken): *Epiphanie und praktische Magie. Goethes Erdgeist-Zeichnung in neuer Sicht* (Vortrag mit einer Rezitation von Kathrin Nast und Sabine Scharberth). – Prof. Dr. Claus Thomas (Hohnhurst / Kehl), Rezitation, und Zsolt Németh (Bad Krozingen), Klavier: *»Und sollen wir singen, was weiter geschehn«*. *Klassische Balladen und Melodramen*. – Prof. Dr. Karl Richter (Saarbrücken): *Die Liebenden und das Gesetz der Natur. Naturwissenschaftliche Voraussetzungen der Liebeslyrik in Goethes »West-östlichem Divan«* (Vortrag, eingeleitet von Prof. Dr. Achim Aurnhammer). – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): *Goethes Wettstreit mit Alexander dem Großen im »West-östlichen Divan«*. – Fahrt zur Aufführung von Friedrich Schillers *Wilhelm Tell* auf dem Rütli. – Prof. Dr. Ludger Lütkehaus (Freiburg i.Br.): *Carl Friedrich von Rumohrs »Geist der Kochkunst« (1822) und der Geist der Goethezeit* (Vortrag mit anschließendem geselligen Beisammensein anlässlich von Goethes Geburtstag). – *Petrarca-Vertonungen*, gesungen von Hans-Jörg Mammell, begleitet von Katharina Kögler, moderiert von Prof. Dr. Walter Salmen (Eröffnung des Petrarca-Kongresses, organisiert von Prof. Dr. Achim Aurnhammer). – Prof. Dr. Albert Meier (Kiel): *Goethes Verhältnis zu Petrarca*. – Josef Lienhart: *Einführung in Arrigo Boitos*

Musikdrama zu Goethes »Faust«. – Dr. Christoph Michel (Freiburg i.Br.): *Eckermanns »Prozeß« mit Goethe. Eine Revision* (mit Lesungen von Ullo von Peinen). – *»Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst«.* Renate Greinacher, Kathrin Nast, Sabine Scharberth und Klaus A. Kiewert: *Eine Lesung zu Eduard Mörikes 200. Geburtstag.* – 3. Leserunde: *Goethes »Marienbader Elegie«*, gelesen von Ullo von Peinen, Diskussion, eingeleitet durch ein Referat von Dr. Christoph Michel. – *Fahrt zur Auf-führung von Arrigo Boitos Oper Mefisto-fele im Badischen Staatstheater Karlsruhe.* – – Friedrich Schiller zum 200. Todesjahr. Ringvorlesung des Deutschen Seminars II der Universität Freiburg in Verbindung mit dem Studium generale und der Goethe-Gesellschaft Freiburg: HDoz. Dr. Katharina Grätz: *Familien-Bande. »Die Räuber«.* – Prof. Dr. Günter Saße: *Liebe als Macht. »Kabale und Liebe«.* – Prof. Dr. Klaus Mö-nig: *Despotismus und Freiheit. Don Karlos.* – Prof. Dr. Günter Schnitzler: *Drama als Libretto. Verdis Schiller.* – Prof. Dr. Jo-chen Schmidt: *Freiheit und Notwendigkeit. Wallenstein-Trilogie.* – HDoz. Dr. Barbara Neymeyr: *Macht, Recht und Schuld. »Maria Stuart«.* – Prof. Dr. Werner Frick: *Trilogie der Kühnheit. »Die Jungfrau von Orleans«, »Die Braut von Messina« und »Wilhelm Tell«.* – Prof. Dr. Dieter Martin: *Gedichtete Gedanken. Schillers poetologi-sche Lyrik.* – Prof. Dr. Fred Lönker: *Ästhe-tik und Moral. Philosophisch-ästhetische Schriften.* – Prof. Dr. Achim Aurnhammer: *Lyrische Schiller-Parodien.* – – Ekkehard Abele, Bariton; Barbara Schwab, Klavier; Gabriele Busch-Salmen, Einführung und Rezitation: *»Goethe-Vertonungen der Spät-romantik«* (Festkonzert zum 5jährigen Be- stehen der Freiburger Goethe-Gesellschaft).

Gotha

Vorsitzender: Dr. habil. Christoph Köhler, Waltershäuser Str. 17, 99867 Gotha; stellv. Vorsitzende: Marion Merrbach, Mönchels-str. 3, 99867 Gotha. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Goethe als politischer Ge-stalter.* – Dr. Wolfgang Strack (Buseck):

Reichsstraße 1, Teil 2 (Dia-Ton-Schau). – Dr. Jochen Klauß (Weimar): *Johann Hein-rich Meyer. Freund und Orakel Goethes.* – Hartmut Schmidt (Wetzlar): *Die doppelte Lotte.* – Exkursion nach Ohrdruf mit Schloß Ehrenstein, Michaeliskirche u.a. (Leitung: Dr. habil. Christoph Köhler). – Exkursion nach Querfurt, Eisleben und Merseburg (Leitung: Dr. habil. Christoph Köhler). – Dr. Dieter Bähz (Halle): *Anna Seghers' Frühwerk.* – Prof. Dr. Klaus-Peter Hertzsch (Jena): *Neuanfang mit Goethe nach 1945.* – Dr. Hubert Amft (Weimar): *»Mein Verhältnis zu Ihnen macht mich glücklich und stolz«.* Frédéric Soret, *Freund Goethes und Erzieher des Prinzen Carl Alexander.* – MR Dr. Gerd Hartung (Mas-serberg): *Goethe und die Kur.*

Güstrow

Vorsitzende: Dr. Elisabeth Prüß, Seidel-str. 5, 18273 Güstrow; stellv. Vorsitzende: Anneliese Erdtmann, Prahmstr. 28, 18273 Güstrow. – Brigitte Keuchel (Schwerin): *Uwe Johnson zum 20. Todestag: Was ist geblieben? Was kann Schülern vermittelt werden?* – Dr. Gerda Heinrich (Berlin): *Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773-1798). Ein Dichter der Romantik.* – Nord-deutsche Backsteingotik in Lübeck (Ex-kursion; Leitung: Dr. Dr. Dieter Pocher, Güstrow). – Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften in Güstrow mit zahlreichen kulturellen Höhepunkten für Mitglieder und Freunde. – Prof. Karl Meiß-ner (Güstrow): *Maria Sibylla Merian (1647-1717). Eine Malerin im Regenwald von Surinam.* – Inge Luckmann (Wismar): *Die Weimarer Malschule.* – Dr. Enno Dieckhoff (Güstrow): *Zum 200. Todestag von Immanuel Kant.* – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes Ethik im »Divan«-Ge-dicht »Vermächtnis altpersischen Glau-bens«.* – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): *Die Gretchenfrage: Wie hältst du's mit der Religion?*

Gunzenhausen

Vorsitzender: Dr. Johann Schrenk, Weißenburger Str. 22, 91710 Gunzenhausen, stellv. Vorsitzende: Bärbel Ernst, Steinweg 20, 91741 Theilenhofen. – Dr. Johann Schrenk (Gunzenhausen): *Jena um 1800* (Dia-Vortrag). – Dr. Bernd Mahl (Stuttgart): *Goethe und das Geld. Wirtschaftstheorie und ökonomische Praxis bei Goethe*. – Dr. Michael Stark (Bamberg): *Bruderkämpfe um Goethe. Die Manns und ihr symbolisches Kapital*. – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Goethe und Heine*. – Studienreise nach Jena mit historischem Stadtrundgang, literarischem Abend u. a. – *Goethes »Götz von Berlichingen«* (Theaterfahrt nach Jagsthausen). – Goethe-Geburtstagsfeier. – Tagesfahrt nach Ellingen mit Besuch des Deutschordensschlosses, Stadtbesichtigung, Lesung u. a. – Prof. Jakob Jenisch (Essen): *Goethes »Tasso«*. *Eine Inszenierung* (Vortrag mit Video-Vorführung). – Dr. Johannes Jürgen Siegmund: *Johann Sebastian Bach. Musikalisches Präludium zur Klassik* (Vortrag mit Konzertbeispielen, vorgetragen vom Gunzenhäuser Kammerorchester unter der Leitung von Bezirkskantor Alexander Serr).

Halle

Vorsitzender: Doz. Dr. Hans Joachim Kertscher, Spitze 4 a, 06184 Dieskau; Geschäftsführer: Günther Kühne, Hegelstr. 11, 06114 Halle. – Prof. Dr. Joachim Dyck (Oldenburg): *Benn und Goethe*. – Dr. Klaus Rek (Leipzig): *Heiner Müllers »Der Auftrag« und seine historischen Bezüge*. – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): *Der Islam mit Goethes Augen*. – Prof. Dr. Bernd Leistner (Chemnitz): *Schillers philosophische Gedichte*. – Dr. Jörn Garber (Halle): *Aufklärung und Erfahrung. Georg Forster als Weltreisender, Naturhistoriker und Revolutionär. Zum 250. Geburtstag Georg Forsters*. – *Auf den Spuren Goethes und Schillers in Dresden* (Exkursion nach Dresden; Führung: Prof. Dr. Günter Jäkel). – Dr. Josef Mattausch (Leipzig): *Goethes Jugendliebe Anna Katharina Schönpf. Erlebnis und Fiktion*. – Dr. Günter

Arnold (Weimar): *Goethe und Herder. Zum 200. Todestag Johann Gottfried Herders*. – Doz. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *»die Natur pflanzt nichts nach der Schnur«*. *Carl Christoph von Hoffmann und sein englischer Garten in Dieskau*. – Prof. Dr. Manfred Beetz (Halle), Doz. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *Plaude-reien um Goethe vor 200 Jahren*.

Hamburg

Vorsitzende: Ragnhild Flechsig, Gustav-Falke-Str. 4, 20144 Hamburg; Geschäftsführer: Holger Dobat, Sinstorfer Kirchweg 50, 21077 Hamburg. – Prof. Dr. Uwe Pörksen (Freiburg i.Br.): *Was macht Goethes Naturwissenschaft so nachhaltig interessant?* – Prof. Dr. Ulrich Wergin (Hamburg): *»Die Spur des Anderen«*. *Lévinas' Erfahrungstheologie und die Lyrik im Zeichen von Auschwitz* (Kolmar, Sachs, Celan). – John von Düffel (Hamburg): *Dramaturgie der Verwandlung. Verwandlung der Dramaturgie. Über den Beruf des Dramaturgen*. – Prof. Dr. Hartwig Schultz (Frankfurt a.M.): *Die »dämonischen« Brentano-Geschwister Clemens und Bettine*. – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Heimat als Fremde, Fremde als Heimat im Leben Goethes*. – Ernst Schmidt (Weimar): *»Faust«*. *Szenen und Monologe aus dem 1. und 2. Teil*. – Jubiläumsreise zum 80-jährigen Bestehen der Hamburger Goethe-Gesellschaft: *Das böhmische Bäderdreieck und Prag für Goethefreunde* (Leitung: Dr. Klaus Baumann). – Wochenendreise nach Stralsund (Leitung: Ehepaar Flechsig). – Reise in die Fränkische Schweiz auf den Spuren Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns (Leitung: Edgar Hein, Clemens Heithus). – Anita Stapel (Hamburg): *Interkulturelles Lernen und Weltbürgertum. Die Arbeit des Goethe-Instituts Hamburg*. – Dr. Dr. h. c. Hanna-Renate Laurien (Berlin): *Leidenschaft im Alter? Goethe und wir* (Festvortrag anlässlich der Feier des 80-jährigen Jubiläums der Goethe-Gesellschaft Hamburg). – *Dido und Aeneas / Amor und Psyche. Zwei Barockopern* (Einführungsvortrag, im Anschluß an die Aufführung Gespräch mit Regisseur und Darstellern). – Dr.

Uwe Petersen (Hamburg): *Grand Tour. Drei Generationen Goethe in Italien.* – Dr. Bettina Knauer, Peter Krause (beide: Hamburg): *Barocke Inszenierungen. Mythen in Oper und Literatur.* – Jürgen Bertram (Hamburg): *China im Orkan des Wandels.* – Edgar Hein (Hamburg): *Jeremias Gottbelfs »Hans Joggeli, der Erbvetter«* (Lesung).

Hannover

Vorsitzender: StR Peter Meuer, Kolbeweg 43, 30655 Hannover; Geschäftsführerin: Heide Tongers, Thüringer Str. 15, 30179 Hannover. – Norbert Kentrup (Bremen): *Shakespeare als Lehrmeister Goethes?* – Frieder Paaschen u. das Schattentheater Vagantei Erhardt: *Doktor Faustus. Ein Projekt.* – Wilfried Schulz (Hannover): *»Nichts ist so unglaublich wie die Wirklichkeit«* (Dostojewski). *Zur Realität des Theaters in dieser Zeit.* – Dr. Berbeli Schiefer (Hannover): *Denkreich Wörlitz-Dessau. Ein Land im Zeitalter der Aufklärung* (Einführungsvortrag zur Exkursion). – *Das Denkreich Wörlitz-Dessau* (Exkursion). – Dr. Heinz-Jürgen Brink (Hannover): *Goethe, Magma, Meer und Mond.* – Prof. Dr. Werner Keller (Köln): *Goethes »Urfaust«.* *Die Umdeutung der Vergangenheit und die Neubewertung der Gegenwart.* – Prof. Dr. Dr. Peter Antes (Hannover): *Islam, Religion, Kultur, Politik.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Leben Sie wohl und lassen Sie Ihren »Taucher« je eher je lieber ersaufen«.* *Die Zusammenarbeit Goethes und Schillers am Beispiel des Balladenschaffens.* – *Auf den Spuren Goethes in der Schweiz* (Exkursion). – Prof. Oskar Negt, Alexander May, Erwin Schütterle: *Mein Goethe. Zu Goethes Geburtstag.* – *Goethe und Schiller in Weimar und Jena* (Exkursion). – Dr. Manfred Osten (Bonn): *»Alles veloziferisch« oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit«* (Buchpräsentation). – Prof. Dr. Helmut Koopmann (Augsburg): *»Goethe und Frau von Stein. Geschichte einer Liebe«* (Buchpräsentation). – *Goethe und Schiller. Briefe im Wechsel aus der Entstehungszeit des »Wilhelm Tell«* (Lesung). – Peter Meuer (Hannover): *Schillers*

letzter Brief an Körner, 25. April 1805 (aus der Handschriftensammlung Culemann im Stadtarchiv).

Heidelberg

Vorsitzende: Dr. Letizia Mancino-Cremer, Mombertplatz 23, 69126 Heidelberg; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Dieter Borchmeyer, Germanistisches Seminar der Universität, Hauptstr. 207-209, 69117 Heidelberg. – Hanns-Josef Ortheil (Heidelberg): *Die Ländereien des Herrn Schumann. Eine Reise im Kopf des Herrn Ortheil* (in Verbindung mit dem Germanistischen Seminar). – Musikalischer Abend von und mit Bernhard Maier: *Maiers »Chansongs«.* – Günter Gerstmann (Jena): *»Ich lernte Goethe lieben«.* *Albert Schweitzers Goethe-Bild.* – *»Licht und Schatten«, »Luce ed ombra«.* *Lyrik von Letizia Mancino* (auf Einladung der Buchhandlung Himmelheber). – *Auf den Spuren von Goethe* (Exkursion nach Weimar, Jena, Dornburg und Bad Lauchstädt). – Prof. Dr. Reiner Wild (Mannheim): *Mörikes Liebeslyrik. Zum 200. Geburtstag des Dichters (1804-1875).* – Dr. Iris Agus (Heidelberg): *Goethe und der ästhetische Pantheismus.* – Prof. Dr. Paul Michael Lützeler (Washington): *Goethe und Europa, Europa und Goethe.* – Literarisch-musikalisches Sommerfest *Hommage an Francesco Petrarca. Zum 700. Geburtstag des Dichters.* – Interdisziplinäre Tagung in Verbindung mit der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Universität Heidelberg *Physik und Biophysik zur Zeit Goethes: Konzepte der Natur um 1800.* Mit Beiträgen u.a. von Dr. Manfred Osten (Bonn); Prof. Dr. Günter Dosch (Heidelberg); Prof. Dr. Anthony Ho (Heidelberg), Prof. Dr. Christoph Cremer (Heidelberg), Prof. Dr. Brigitte Lohff (Hannover), Prof. Dr. Dieter Borchmeyer (Heidelberg); Prof. Dr. Gerhard van Kaick (Heidelberg), Prof. Dr. Hans-Joachim Becker (Heidelberg) und Prof. Dr. Friedrich Vogel (Heidelberg). – *Auf den Spuren Michelangelos* (Fahrt zur Ausstellungseröffnung des Künstlers Klaus Horstmann-Czech in der Accademia delle Arti del Disegno, Florenz; Leitung: Barbara Bechtel). – *»Fixsterne im*

Niemandssall«. Lyrik von Hanna Leybrand (in Verbindung mit dem Richard-Wagner-Verband und dem Verein zur Förderung zeitgenössischer Kunst). – Prof. Dr. Ludolf von Mackensen (Kassel): *Goethes Faust und die Alchemie* (Dia-Vortrag). – Monika Schopf-Beige (Ludwigsburg): »Was Du mir als Kind gewesen, was Du mir als Mädchen warst«. *Ottile von Goethe*.

Hildburghausen

Vorsitzender: Dieter Schrimpf, Am Küm-mel-hag 10, 98646 Hildburghausen. – Dieter Schrimpf (Hildburghausen): *Der Heimatdichter Johann Heinrich Löffler*. – Veranstaltung mit Gisela Steineckert. – Dr. Jörg Bilke (Bad Rodach): *Die Philosophie Kants*. – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): *Goethes Schaffen*. – Horst Eckert (Düsseldorf): *Krimis* (Autorenlesung). – Richard Henn (Hildburghausen): *Goethes Aktualität in seinen Aphorismen*. – Dr. Gerhard Stoll (Kassel): *Die Fresken der Sixtinischen Kapelle in Rom* (Dia-Vortrag). – Uwe Bauer (Gera): *Satiren aus dem Lebensalltag* (Lesung).

Hildesheim

Vorsitzender: Rolf Wagenknecht, Von-Emmich-Str. 40, 31135 Hildesheim. – Prof. Dr. Silvio Vietta (Hildesheim): *Zum Einfluß des niedersächsischen Raumes und der norddeutschen Aufklärung auf die Romantik*. – Gerard Oppermann (Hildesheim): *Der Harz als romantische Landschaft*. – Stefanie Roth (Hildesheim): *Der Einfluß des Göttinger Neuhumanismus und der Universität auf die frühromantische Bewegung*. – Literarische Tafelrunde am Kamin zur Erinnerung an die 200. Wiederkehr des Geburtstags von Eduard Mörike: Rolf Wagenknecht (Hildesheim): »O flaumleichte Zeit der dunkeln Frühe!« (Vortrag und Rezitation). – Exkursion nach Weimar zur Ausstellung der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen *Maria Pawlowna – zur Erinnerung an die 200. Wiederkehr ihres Einzugs als Erbprinzeß in Weimar (1804)* und zum Besuch des Sa-

lonprogramms in der Großen Galerie des Weimarer Stadtschlusses *Zu Gast bei Franz Liszt – die europäische Kulturszene in Weimars »Silberner Zeit«*.

Ilmenau

Vorsitzender: Prof. Dr. Heinrich Arnold, Prof.-Stamm-Str. 3, 98693 Ilmenau. – Heike Spies (Düsseldorf): *Maria Pawlowna in Weimar*. – Prof. Eberhard Müller (Jena): *Emil und Ada Nolde. Leben und Werk*. – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): *Ein anderer Goethe* (gemeinsam veranstaltet mit dem Museum der Stadt Ilmenau). – *Die Kulturstadt Düsseldorf: Das Goethemuseum im Schloß Jägerhof* (Exkursion; Führungen: Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Volkmar Hansen u. Klaus Waschke). – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *Barock, Teil 3* (Dia-Ton-Schau). – Puppenspieler Jörg Schmidt (Ilmenau-Roda): *Weihnachtliches Märchenspiel*. – Ensemble Bois de Cologne (Köln): »Ein Kind, geboren zu Bethlehem« (festliches Weihnachtskonzert).

Jena

Vorsitzender: Dr. Florian Fischer, Marderweg 39, 07749 Jena; stellv. Vorsitzende: Dr. Brigitte Hartung, Johannes-R.-Becher-Str. 26, 07745 Jena; Prof. Dr. Klaus Manger, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Fürstengraben 18, 07743 Jena. – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *Goethes Elegie »Die Metamorphose der Pflanzen« (1798). Anregungen zu einer gemeinsamen Lektüre*. – Dr. Brigitte Langer (Lippersdorf): *Jean Pauls Weg zur Metapher. Wege zu einem neu zu entdeckenden Autor*. – Heike Spies (Düsseldorf): *Weibliche Typenbildung in Goethes Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*. – Dr. Letizia Mancino-Cremer (Heidelberg): *Rom mit Goethes Augen sehen*. – Exkursion zu den Goethe-Stätten in Ilmenau, Gabelbach, Stützerbach und zum Kichelhahn. – Prof. Dr. Burghard Dedner (Marburg): *Büchner als kritischer Schüler Goethes*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes »Divan«-Gedicht »Vermächt-*

nis altpersischen Glaubens«. – Dorothee Ahrendt (Weimar): *Zur Geschichte des Belvederer Parks in Weimar*.

Karlsruhe

Vorsitzender: Prof. Dr. Georg Pilz, Unterer Kreuzwasen 4, 75335 Dobel; stellv. Vorsitzende: Christa Sütterlin, Silcherstr. 26, 76185 Karlsruhe. – Dr. Ulrich Stoll (Kassel): *Michelangelos Farben leuchten. Die Decke der Sixtinischen Kapelle nach der Reinigung* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Theo Buck (Aachen): *Goethes Gedicht »Gingo biloba«*. – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *Bettina von Arnim und ihre Beziehung zu Goethe*. – Prof. Dr. Walter Schweidler (Bochum): *Goethe und die Philosophie. – Kulturlandschaft Thüringen: Jena und Umgebung* (Exkursion; Leitung: Dr. Angelika Reimann, Jena). – Dr. Johann Schrenk (Gunzenhausen): *Goethe und die Kunst des gotischen Sakralbaus*. – Prof. Dr. Arthur Henkel (Heidelberg): *Einiges zu Goethes Weltklugheit und Lebensweisheit*. – Prof. Dr. Walter Lauterwasser (Karlsruhe): *Das okkulte Schrifttum im 18. Jahrhundert*. – Dr. Holger Jacob-Friesen (Karlsruhe): *Gemälde auf Anregung Goethes: Moritz von Schwinds Philostratensaal in der Karlsruher Kunsthalle* (Führung in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe).

Kassel

Vorsitzender: Prof. Dr. Ludolf von Mackensen, Hugo-Preuß-Str. 3, 34131 Kassel; Geschäftsführerin: Margot Leiding, Bräselsbergstr. 3 a, 34132 Kassel. – Prof. Dr. Ludolf von Mackensen (Kassel): *Der Fall Galilei und der Wandel des Weltbildes*. – Dr. Heidi Gidion (Göttingen): *Wandlungen autobiographischen Schreibens. Von Goethes »Dichtung und Wahrheit« bis zu Virginia Woolfs »Augenblicke«* (in Zusammenarbeit mit der Kurhessischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft). – *Die Brüder Murhard – Leben für Menschenrechte und Bürgerfreiheit* (Führung im Stadtmuseum mit Museumsdirektor Karl-Hermann Wegner). – Prof. Dr. Peter Ru-

sterholz (Bern): *Wandlungen des Ich in Goethes Lyrik*. – *Faust in Theater, Kunst und Musik* (Seminar; Leitung: Prof. Dr. Georg-Michael Schulz, Kassel) mit folgenden Vorträgen: Prof. Dr. Hans-Peter Bayerdörfer (München): *Faust im Theater seit der Wende* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Jürgen Schläder (München): *Faust als Opernheld* (Vortrag mit Musikbeispielen). – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): *Goethe als Wegbereiter des Dialogs mit der islamischen Welt*. – Dr. Horst Müller (Kassel): *Egmont umstritten. Zu Goethes und Schillers Theaterkonzepten*. – Dr. Letizia Mancino-Cremer (Heidelberg): *Rom mit Goethes Augen sehen* (in Zusammenarbeit mit der Deutsch-Italienischen Gesellschaft). – Bad Arolsen mit Besichtigung des Residenzschlosses, des Christian-Daniel-Rauch-Museums u.a. (Exkursion). – *Auf den Spuren Schillers: Meinungen, Bauerbach, Rudolstadt, Jena und Weimar* (Exkursion). – Dr. Egon Freitag (Weimar): *»Das brausende Genie«: Johann Gottfried Herder, ein »Ideenbildhauer« der Weimarer Klassik* (Dia-Vortrag). – Friedrich Dürrenmatts *»Der Besuch der alten Dame«* (Theaterbesuch der Hersfelder Festspiele). – Günter Gerstmann (Jena): *Albert Schweitzers Goethe-Bild*. – *»In ein zehnfach interessantes Land«: Goethes Schlesische Reise 1790. Auf den Spuren der Dichter Goethe, Eichendorff und der Brüder Hauptmann* (Exkursion). – *Unterwegs von Kassel bis in den hohen Norden. Begegnungen mit Städten und Landschaften, mit Menschen und Gott* (Lesung: Martin Hausmann liest aus den Werken seines Vaters Manfred Hausmann; in Kooperation mit der Gemeinde der Karlskirche und den Freunden des Stadtmuseums). – Dr. Manfred Osten (Bonn): *Faust und der Angriff auf den Menschen. Zur Aktualität Goethes im 21. Jahrhundert*. – Weimar und Schloß Kochberg (Exkursion). – Prof. Dr. Hans-Wolf Jäger (Bremen): *Goethe und Klopstock. Faszination und Distanz*. – *Philipp der Großmütige* (Ausstellungsbesuch im Stadtmuseum). – Rolf Simon (Hann. Münden): *Georg Forster. Vom Südseereisenden zum Revolutionär* (Dia-Vortrag; in Zusammenarbeit mit der Kurhessischen Gesellschaft für Kunst

und Wissenschaft). – Dr. Gerd Schrammen (Göttingen): »*Mein geliebtes Deutsch*«: *Freundliche und böse Worte über die deutsche Sprache von Goethe und anderen* (in Zusammenarbeit mit dem Verein Deutsche Sprache). – Prof. Dr. Heinz Hiebler (Hamburg): *Goethe als Hausgott. Zur Goethe-Rezeption Hugo von Hofmannsthal*. – Vorweihnachtliches Beisammensein mit Musik und Rezitation. – Lesungen in der Mundus-Residenz.

Kiel

Vorsitzender: Dr. Bodo Heimann, Holtenauer Str. 69, 24105 Kiel; Geschäftsführer: Thiel J. Martenson, c/o Universitätsbuchhandlung Weiland, Holtenauer Str. 116, 24100 Kiel. – Prof. Dr. Heinz Spielmann (Hamburg): *Mein Goethe*. – Prof. Dr. Simone Winko (Göttingen): *Ricarda Huch. Goethepreisträgerin 1931*. – Dr. Bodo Heimann (Kiel): *Goethepreisträger Hermann Stehr (1933) und Erwin Guido Kolbenheyer (1937)*. – Wolfgang Ohm (Carl-Zuckmayer-Gesellschaft): *Carl Zuckmayer. Goethepreis 1952*. – Dr. Marianne Kopp (Agnes-Miegel-Gesellschaft): *Agnes Miegel. Goethepreis 1940*. – Kieler-Woche-Soiree: *Der französische Liedermacher Marc Penchenat singt Goethe-Lieder*. – Ruth Zographos (Kiel): *Goethe und Christiane in Briefen* (Rezitation). – Dr. Wolfgang Beutin (Bremen): *Lessing als Liebhaber der Theologie*. – Klassik-Nacht im Lessingbad mit Laura Jakschas u. Bodo Heimann: *Fabelhaftes und Poetisches von Gotthold Ephraim Lessing* (Rezitation). – Prof. Dr. Claus-Michael Ort (Kiel): *Das Bild des Juden in Lessings »Nathan der Weise« und in frühen »Nathan«-Travestien*.

Köln

Vorsitzender: Franz Josef Scheuren, Grünewaldstr. 19, 50933 Köln; Geschäftsführerin: Marlene Encke, Friedenstr. 68, 50226 Frechen. – Prof. Dr. Rudolf Drux (Köln): »*Aber abseits, wer ist's?*« *Goethes »Harzreise im Winter« und die Alt-Rhapsodie*

von Brahms. – Dr. Werner Frizen (Köln): *Die Menschwerdung Goethes in Thomas Manns Roman »Lotte in Weimar«* (Veranstaltung in Verbindung mit der Lengfeldschen Buchhandlung). – Peter Carstens (Berlin): »*Wie das Vorüberschweben eines leisen Traumbilds*«. *Das Wörlitzer Gartenreich in Wunsch und Wirklichkeit* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Jean-Marie Valentin (Paris): »*So wurden wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens bar und ledig*«. *Goethes Erfahrung des Fremden und Eigenen 1770/71 im Elsaß* (anschließend Feier zum 10. Jahrestag der Gründung der Goethe-Gesellschaft). – Thomas Neuhoﬀ (Dirigent) unter Mitwirkung von Andreas Lenkeit (Bariton) und Mitgliedern des Chores: *Einführungsssoiree zu Robert Schumanns »Szenen aus Goethes »Faust«* (Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Bach-Verein Köln). – Prof. Dr. Roland Kanz (Bonn): *Besichtigung Goethes. Bildmediale Konturen eines Images* (Dia-Vortrag). – Ulrich Ritter, Dramaturgie, Inszenierung, Interpretation (Berlin, München), Tamar Kawtiaschwili, Klavier (Weimar, Tbilissi): *Goethes Geliebte. Ein »Spiel vom Blatt« von Glück, Lust und Fluchten des Dichters in seinen Versen, Briefen, Tage- und anderen Büchern* (anschließend Feier zu Goethes Geburtstag). – Dr. Angelika Reimann (Jena): »*Es gönnten ihr die Musen jede Gunst*«. *Die Weimarer Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter*. – PD Dr. Bettina Plett (Köln): »*begleitet von einem wahren Elendsgefühl über die eigene Mediokrität*«. *Theodor Fontane als Leser Goethes*. – Dr. Markus Schwering (Köln): *Produktive Ungleichzeitigkeit? Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy* (Vortrag mit Musikbeispielen). – Dr. Ulrich Port (Köln): *Goethes Iphigenie und Klingsers Medea. Vom Umgang mit mythologischen Fremdkörpern*.

Kronach

Vorsitzender: Hans-Jürgen Schmitt, Fehnstr. 51, 96317 Kronach; stellv. Vorsitzender: Herbert Schwarz, Gießübel 38, 96317 Kronach. – Vorträge: Eckbert Ar-

neth (Kronach): *Die frühgoethezeitlichen Bastionen der Kronacher Festung Rosenberg* (mit Begehung). – Ders.: *Schillers Ballade »Der Handschuh«*. Interpretation unter Einbeziehung von Vertonungen. – Hilde Figuth (Fribourg, Schweiz): *Schriftbilder und ihre literarischen Grundlagen*. – Dr. Gisela Kraft (Weimar): *Grundzüge des Islam* (Vortrag mit Lesung). – Dr. Franz Lederer (Kulmbach): *Carl Friedrich Zelter. Goethes Freund als Lieder- und Balladenkomponist*. – Dr. Friedrich Leitz (Redwitz): *Die Hydrologie des südlichen Harzvorlandes*. – Ders.: *Die Teufelsmauer im Harz aus geologischer Sicht*. – Dr. Konstantinos Pratelidis (Burgkunstadt): *Konrad von Würzburg. Ein fränkischer Autor des Mittelalters*. – Prof. Dr. Bernhard Schemmel (Bamberg): *Mittelalterliche Handschriften und Inkunabeln aus Franken*. – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *»Götz von Berlichingen«*. Goethes »fränkisches« Schauspiel. – Ders.: *Maria Pawlowna und Weimar*. – Ders.: *Tilman Riemenschneider und sein Umfeld*. – Ders.: *Die Umsetzung literarischer Texte in Schriftbilder* (Interpretationen zu Werken von Goethe, Hölderlin, Bobrowski, Rilke, Keller u.a.). – Ders.: *Theodor Fontane in Thale, Quedlinburg und Altenbrak*. – Ders.: *J. G. Schnabel und sein utopischer Roman »Die Insel Felsenburg«*. – – Tagesexkursionen: Ausstellung *Maria Pawlowna* in Weimar. – Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg. – Riemenschneider-Ausstellung Würzburg. – Bayerische Landesausstellung *Franken im Mittelalter* in Forchheim. – – Theaterbesuche: Thüringisches Landestheater Rudolstadt: *Brecht: »Der gute Mensch von Sezuan«* (Jugendprogramm). – Studiobühne im Kaspar-Zeuß-Gymnasium Kronach: *J. W. Goethe: »Prometheus«*, *»Des Künstlers Erdewallen«*, *»Fastnachtsspiel vom Pater Brey«*. – – Autorenlesungen: Gisela Kraft (Weimar): *»Matrix«* (Jugendprogramm für die Oberstufe des Kaspar-Zeuß-Gymnasiums). – Bernd Wolff (Blankenburg): *»Im Labyrinth der Täler. Goethes zweite Harzreise«* (in der Remise des Kunstvereins Wernigerode). – – Studienreise: *Literatur und Kunst im Ostharz und seinem nördlichen und südli-*

chen Vorland (8 Tage). – – Eigene Ausstellung: Hilde Figuth (Fribourg, Schweiz): *Schriftbilder* (22 Tage in der Markthalle des Historischen Rathauses zu Kronach).

Leipzig

Vorsitzender: Dr. Josef Mattausch, Beethovenstr. 1, 04416 Markkleeberg; Geschäftsführer: Hilmar Dreßler, Plaußiger Str. 4, 04318 Leipzig. – Prof. Dr. Klaus Schuhmann (Leipzig): *Goethe in der Parodie*. – Dr. Jochen Klaufß (Weimar): *Der »Kunstmeyer«*. Johann Heinrich Meyer, Freund und Orakel Goethes. – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): *»Eine Dichterin mit dem Pinsel«*. Die Malerin Angelika Kauffmann, Goethes Freundin in Rom. – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *»Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden«*. Käthe Kollwitz, ein Leben mit Goethe. – Kulturfahrt nach Altenburg (Lindenau-Museum, Schloß u.a.), Burg Posterstein, »Mushof« Löbichau. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Schon zuckt nach jedem Nacken / die Schärfe, die nach meinem zückt«*. Die Gretchen-Tragödie vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Debatte des Kindsmordes. – Soiree zu Goethes 255. Geburtstag im Leipziger Schumann-Haus: *Späte Liebe 1823. Goethes Begegnung mit Ulrike von Levetzow und Maria Szymanowska*. Autor und Sprecher: Gerd Ellenbeck (Schalksmühle), am Flügel: Ursula Neuhäuser (Iserlohn). – Dreitägige Herbstexkursion auf den Spuren Jean Pauls, Goethes, Richard Wagners u.a. ins Fichtelgebirge und Umland: Joditz, Waldsassen, Marktredwitz, Wunsiedel, Luisenburg, Brand, Bayreuth. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *»Der Chinese in Rom«*. Jean Paul und die Weimarer Klassiker. – Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken (Frankfurt a.M.): *Wiederholte Spiegelungen. Goethe und das Übersetzen*. – Besuch der Ausstellung *Christian Felix Weiße. Ein Leipziger Literat der Aufklärung* in der Kustodie der Leipziger Universität anlässlich von Weißes 200. Todestag am 15. Dezember 2004 (Führung: Dr. Katrin Löffler, Leipzig).

Ludwigsburg

Vorsitzende: Monika Schopf-Beige, Alt-Württemberg-Allee 9, 71638 Ludwigsburg; stellv. Vorsitzender: Hans-Jürgen Bader, Alt-Württemberg-Allee 9, 71638 Ludwigsburg. – Neujahrsempfang: musikalischer Rahmen: Klavierduo Ute Radermacher/Holger Spegg spielen Mozart und Rachmaninow; Dagmar von Gersdorff (Berlin) liest aus ihrem Buch *Goethes Mutter*. – Mario Betti (Stuttgart): *Goethes »Märchen«*. – Filmvorführung im Kulturzentrum Ludwigsburg: *Goethes »Wahlverwandtschaften«* (Einführung: Hans-Wolfgang Kendzia, Berlin, anschließend Diskussion zu den *Wahlverwandtschaften* und zu Goethes Einstellung zur Ehe). – Hans-Wolfgang Kendzia (Berlin): *Der Briefwechsel zwischen Goethe und Christiane* (Lesung). – Prof. Klaus Gerth (Hannover): *Symbolische Landschaftsgärten in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. – Dessau, Wörlitz, Wittenberg und Weimar (Studienfahrt; Leitung: Monika Schopf-Beige). – *Das Faust-Museum Knittlingen* (Exkursion; Leitung: Monika Schopf-Beige). – *Ludwigsburger Spaziergang Nr. 1: Rund um den Feuersee* (Leitung: Hans Nagel, Ludwigsburg). – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *»Du wunderliches Kind«*. Bettine von Arnim und ihre Beziehung zu Goethe. – Heike Spies (Düsseldorf): *Mariane, Philine, Aurelie. Die Frauengestalten in Goethes Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*. – Yvonne Schroeder (Stuttgart): *Schiller und die Illuminaten*.

Magdeburg

Vorsitzende: Dr. Charlotte Köppe, Bernhard-Kellermann-Str. 32, 39120 Magdeburg; stellv. Vorsitzende: Dr. Heike Steinhorst, Kiefernweg 2, 39326 Wolmirstedt. – Dr. Charlotte Köppe (Magdeburg): *Die Reisen der Herzoginmutter Anna Amalia und weiterer Weimarer Persönlichkeiten nach Frankfurt am Main zu Goethes Mutter*. – Dr. Charlotte Köppe (Magdeburg), Inge Poetzsch (Magdeburg): *Vorstellung neuer Forschungsergebnisse von Ettore Ghibellino* (E. Ghibellino: J. W. Goethe

und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe, Weimar 2003). – Dr. Heike Steinhorst (Wolmirstedt): *Kidsmord in der Literatur des Sturm und Drang*. – Prof. Dr. Wolfgang Adam: *Das Italienbild bei Johann Jacob Volkmann. Goethes »Reiseführer«* (Die Veranstaltungen haben als Gemeinschaftsveranstaltungen mit dem Literaturhaus Magdeburg e.V., der Literarischen Gesellschaft Magdeburg e.V. und dem Richard-Wagner-Verband Magdeburg e.V. stattgefunden).

München

Vorsitzender: Prof. Dr. Günter Häntzschel, Von-Erckert-Str. 40, 81827 München; Geschäftsführer: Hans Brendel, Pflegerbauerstr. 7, 81925 München. – Dr. Dorothea Hölscher-Lohmeyer (München): *Wer ist Helena? Anmerkungen zum dritten Akt von »Faust II«*. – Dr. Johannes John (München): *Goethe und die Kabiren. Auf Spurensuche in der »Klassischen Walpurgisnacht«*. – Prof. Dr. Nicholas Boyle (Cambridge): *Bildungsbürgerliches Trauerspiel: »Faust« und das Faustische bei Goethe und Thomas Mann*. – Dr. Horst Jesse (München): *Goethes »Faust« in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts*. – Prof. Dr. Sabine Doering (Oldenburg): *Weibliche Faust-Gestalten*. – Prof. Dr. Günter Häntzschel (München): *»Dauer im Wechsel«. Goethe im Jahr 1804/1805*. – Prof. Dr. Rainer Warning (München): *Goethe und Diderot*. – Prof. Dr. Volker Riedel (Jena): *Zwischen Klassizismus und Geschichtlichkeit. Goethes Buch »Winckelmann und sein Jahrhundert«*. – Joachim Höppner (München): *Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, untermalt von der Auer Harfenmusik* (Lesung).

Naumburg

Vorsitzender: Dr. Bernd Niemann, Käthe-Kollwitz-Siedlung 6, 06618 Naumburg; stellv. Vorsitzende: Erika Seidel, Buchholzstr. 46, 06618 Naumburg. – Jahreshauptversammlung. – Dr. Bernd Niemann (Naumburg): *Der Roman »Fundbüro« von Siegfried Lenz* (gemeinsame Veranstaltung

mit der Stadtbibliothek). – Christine Theml (Jena): *Über die Geselligkeit in den Salons zur Zeit der Jenaer Frühromantik*. – Fritz Lenz (Naumburg): *Der Generalsuperintendent Johann Friedrich Röhr, Amtsnachfolger Herders in Weimar*. – Dr. Bernd Niemann (Naumburg): *Der Roman »Landnahme« von Christoph Hein*. – *Die Schillerstätten in Jena* (Exkursion; Leitung: Dr. Bernd Niemann). – Bettina Plötner-Walter (Eckartsberga): *Der Dichter Kurt Tucholsky*. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Goethe als Tagebuchautor*. – Dr. Bernd Niemann (Naumburg): *Goethes und Schillers Balladenjahr 1797* (gemeinsame Veranstaltung mit der Stadtbibliothek Naumburg). – *Musikalische Adventsfeier*.

Nordenham

Vorsitzender: Burkhard Leimbach, Im Sonnenwinkel 4, 26954 Nordenham; stellv. Vorsitzender: Stefan Tönjes, Goethestr. 5, 26954 Nordenham. – Prof. Dr. Tilman Allert (Frankfurt a. M.): *Theodor W. Adorno. Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts*. – Die Belcanto Strings spielen Werke von Beethoven, Reinecke und von Dohnányi. – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *Kunst des Barock, Teil 2*. – Die *Mona & Rica* Band spielt Werke von Schubert, Mozart, Schumann und Reger (in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Musikrat). – Dr. Gert Schrammen (Göttingen): *Bemerkungen über die deutsche Sprache*. – Das *Quartet of Duke University* spielt Werke von Haydn, Mozart und Brahms. – Exkursion nach Budapest. – *Klassik im Park*. – Theaterfahrt nach Hamburg zum Thalia-Theater mit Theaterführung und Vortrag von Ulrich Khuon, Intendant. – *Beckmann spielt Cello*. Werke von Bach, Couperin, Fauré, Chopin und Poulenc. – Prof. Dr. Bernhard Taureck (Hannover): *Warum Faust seine Wette nicht verlieren kann*. – Das Daribor-Klavierquartett spielt Werke von Mozart, Brahms und Dvorák. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Die Gretchentragödie, Fausts Gretchen und der Kindsmord im 18. Jahrhundert*. – Das Vokalquartett *Drops* spielt musikalische Kabinettsstückchen mit Klavierbegleitung.

Nürnberg

Vorsitzende: Dr. Claudia Leuser, Maxplatz 30, 90403 Nürnberg; stellv. Vorsitzende: Ingrid Biberacher, Egidienplatz 7, 90403 Nürnberg. – Ingrid Biberacher, Rezitation, und Mauro Bella, Klavier (Nürnberg): *»Alle Freuden, die unendlichen«*. *Ein literarisch-musikalischer Abend mit J. W. von Goethe*. – Dr. Manfred Osten (Bonn): *»Alles veloziferisch« oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit. Zur Modernität Goethes im 21. Jahrhundert* (Buchpräsentation). – Prof. Dr. Wolfgang Marggraf (Wertheim): *Goethe und die Musik* (Vortrag mit Musikbeispielen). – Dr. Konrad Dietzfelbinger (München): *Goethes Faust, ein spiritueller Weg?* – Erlebnisfahrt nach Marbach, Ludwigsburg, Maulbronn und Knittlingen mit Besuch einer Barockoper von Niccolò Jommelli im Schloßtheater von Ludwigsburg. – Gerd Fischer u. Christian Peter Rothemund, Gesang, sowie Paul Sturm, Klavier: *Sommerfest im Mühlentheater Möhrendorf mit Goethe-Vertonungen aus zwei Jahrtausenden: Lieder und Balladen aus Klassik, Romantik und Moderne*. – Prof. Dr. Walter Schweidler (Bochum): *Goethe und die Philosophie*. – Ingrid Biberacher (Nürnberg): *Goethe und sein Gott. Eine lyrische Spurensuche*. – *Naturphilosophie und Kunst der Goethe-Zeit*. Eine Studienfahrt nach Freiberg, Dresden und Meißen. – Ensemble Kolorit (Zeitz): *Goethe und die Frauen. Ein Kabinettspiel mit acht Frauen und einem Goethe*.

Oldenburg

Vorsitzender: Prof. Dr. Joachim Dyck, Elsasser Str. 97 a, 28211 Bremen; stellv. Vorsitzender: Dieter Löhmann, Heinrich-Brockmann-Str. 75, 26131 Oldenburg; stellv. Vorsitzender seit Februar 2005: Dr. Walter Müller, Beowulfsweg 5, 26131 Oldenburg. – Jens-Peter Brockmann (Oldenburg): *Literatur und Recht. Gegensätze ziehen sich an*. – Prof. Dr. Joachim Dyck (Bremen): *Leser und Lektüre zur Goethezeit*. – Dr. Bernhard Fischer (Marbach): *Goethe als Geschäftsmann*. – Prof. Dr. Joachim Dyck, Prof. Dr. Gert Sautermeister

(beide: Bremen): *Lyrisches Duett »Frühling im Gedicht«*. – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Wie liest Heine Goethe?* – Hohenkirchen und Varel: Besichtigung der Kirchen mit Werken von Ludwig Münstermann (Exkursion). – Prof. Dr. Ernst Osterkamp (Berlin): *Goethe als Leser Winckelmanns*. – Margrit Straßburger (Hamburg): *»Goethes Briefwechsel mit einem Kinde«* (szenische Lesung). – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Schillers Lyrik*. – Prof. Dr. Albrecht Schöne (Göttingen): *Faust heute*.

Plauen

Vorsitzende: Gertraud Markert, Julius-Fučík-Str. 5 a, 08523 Plauen; stellv. Vorsitzende: Sabine Meinhold, Hölderlinstr. 8, 08525 Plauen. – Marga Koch (Plauen): *Neue Lyrik und Prosa. Unveröffentlichte Arbeiten*. – Dr. habil. Dietmar Schubert (Zwickau): *»Schläft ein Lied in allen Dingen«*. Zum poetischen Vermächtnis Joseph von Eichendorffs. – Margrit Straßburger (Hamburg): *Ehe im Spagat. Tschchow und Olga Knipper zwischen Jalta, Moskau und dem Rest der Welt. Szenisches Frauensolo. Zum 100. Todestag von Anton Tschchow*. – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *»Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden«*. Käthe Kollwitz und Goethe. – Dr. Georg Heuser (Rothenburg o. T.): *Goethe und Iffland. Zur Geschichte des Weimarer Theaters*. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Schon zuckt nach jedem Nacken / Die Schärfe, die nach meinem zückt«*. Das Gretchenproblem in Goethes »Faust«. – Jürgen Wolfram (Rothenburg o. d. T.): *Lesung aus Mörikes »Mozart auf der Reise nach Prag«*. Zum 200. Geburtstag Eduard Mörikes. – Dr. Georg Bayerle (München): *Mit Goethe im »Krieg«*. Das Volk der Dichter und Denker in Karl Kraus' »Die letzten Tage der Menschheit«. – Günter Gerstmann (Jena): *Zur politischen Ethik Goethes*. – Dr. Christa Grimm (Altenburg): *Das Spätwerk Friedrich Dürrenmatts. Ein neuer Blick auf einen bekannten Autor*.

Pößneck

Vorsitzender: Karl-Hermann Röser, Obere Grabenstr. 25, 07381 Pößneck; stellv. Vorsitzende: Dr. Rosemarie Reichmann, Altenburgerring 12, 07381 Pößneck. – Schüler der Klasse 8 b des Gymnasiums Pößneck unter Leitung von Monika Thau: *»Dinge, die wir vermissen werden«* (Lesung mit musikalischer Umrahmung). – Barbara Folger (Pößneck): *Aufklärerisches in Mozarts »Die Zauberflöte«*. – Heike Spies (Düsseldorf): *Annette von Droste-Hülshoff als Briefschreiberin. Eigenbild und Fremdbild der Dichterin in ihren Briefen*. – Dr. Letizia Mancino-Cremer (Heidelberg): *Rom mit Goethes Augen sehen* (Dia-Vortrag). – PD Dr. Gisela Horn (Jena): *»Mir kann nicht genügen an dieser bedingten Freiheit«*. Frauen der Romantik. – Dr. Christa Grimm (Altenburg): *»Was können und sollen wir wissen vom Menschen?«* Zur Bildnisproblematik bei Max Frisch. – Sabine Schäfer (Weimar): *Goethe als Briefempfänger*. – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *Die Reichsstraße 1, Teil 3* (Dia-Ton-Schau). – Prof. Dr. Dietrich Grohnert (Erfurt): *Goethe und die Weltliteratur*. – Karl-Hermann Röser (Pößneck): *Goethe und der Wein* (Dia-Vortrag).

Rosenheim

Vorsitzender: Prof. Bernd Westermann, Sepp-Zehentner-Str. 25, 83071 Schlossberg; stellv. Vorsitzender: Willi Schmid, Goethestr. 35, 83024 Rosenheim. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Goethe in Italien*. – Dr. Horst Jesse (München): *Brecht und der Klassiker Goethe*. – Prof. Dr. Günter Häntzschel (München): *Das Ende der Kunstperiode? Heine und Goethe*. – Christa Kowollik, Johanna Schalper (Rosenheim): *Goethes Lyrik und Schriften zur Natur*. – Goethes »Urfaust« in der Inszenierung von Michael J. Lieb (München, Berlin). Ein Theaterabend. – Dr. Michael R. Schmidt (Bad Endorf): *Thomas Bernhard*. – Die Goethe-Gesellschaft Rudolstadt zu Besuch in Rosenheim. – Hilmar Dreßler (Leipzig): *Komponisten um Goethe. Johann Friedrich Reichardt und Carl Fried-*

rich Zelter. – Prof. Dr. Hilmar Mund (Brannenburg): *Das Griechenlandbild Hölderlins.* – Dr. Carla Straach (Rosenheim): *Eckermann. Vom Analphabeten zum Vertrauten Goethes.*

Rothenburg ob der Tauber

Vorsitzender: Dr. Georg Heuser, Judengasse 1 a, 91541 Rothenburg o. d. T.; stellv. Vorsitzender: Erich Landgraf, Nuschweg 9, 91541 Rothenburg o. d. T. – Festakt: Der 95jährige Hans Kerndter wird erstes Ehrenmitglied der Goethe-Gesellschaft Rothenburg o. d. T. – Jürgen Wolfram (Insingen): *Die »Goethe-Frauen« Christiane von Goethe und Ottilie von Goethe, Teil 1.* – Ders.: *Die »Goethe-Frauen« Christiane von Goethe und Ottilie von Goethe, Teil 2.* – Dr. Claudia Udich (Rothenburg o. d. T.): *Goethe und Caroline. Eine Jenaer Geschichte.* – Dr. Hermann Simon (Berlin): *Moses Mendelssohn. Freund Lessings, Zeitgenosse Goethes.* – Jürgen Wolfram (Insingen): *»Juristische Abhandlung über die Flöhe von Johann Wolfgang von Goethe«* (Lesung). – Ders.: *»Mozart auf der Reise nach Prag« mit Texten aus den Mozartnovellen von Mörike und Färnberg* (musikalisch-literarische Veranstaltung). – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Rothenburg o. d. T.: *»Verboten, verbrannt, vergessen?« Vorstellung von im Dritten Reich verbotener Literatur.* – Dr. Georg Heuser, KMD Ulrich Knörr (beide: Rothenburg o. d. T.): *Kleists Novelle »Die heilige Cäcilie oder Die Gewalt der Musik«* (Lesung mit Orgelmusik). – Freunde und Mitglieder der Goethe-Gesellschaft: Lesung *»Grimmsche Märchen«* im Puppen- und Spielzeugmuseum.

Rudolstadt

Vorsitzender: Hans-Günther Otto, Ahornweg 55, 07407 Rudolstadt; stellv. Vorsitzender: Wolfgang Werner, Schloßstr. 31, 07407 Rudolstadt. – Prof. Dr. Helmut Brandt (Jena): *»Ich weiß nicht, was soll es bedeuten«. Heines »Buch der Lieder«, einst ein Lieblingebuch der Deutschen.* –

Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *»Erhabenes verehrend, Schönes genießend, Gutes wirkend«. Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach.* – Heike Spies (Düsseldorf): *Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar-Eisenach. Regentin zwischen Anspruch und Aufbruch.* – Exkursion nach Meiningen (Theateraufführung *Anatevka*). – Dr. Letizia Mancino-Cremer (Heidelberg): *Rom mit Goethes Augen sehen* (Dia-Vortrag). – Dr. Stefanie Stricker (Bamberg): *Goethe und das Fremde. Sein Umgang mit anderen Sprachen.* – Horst Fleischer (Rudolstadt): *Illuminaten und Freimaurer. Rudolstadts Geheime Gesellschaften im 18. Jahrhundert.* – *Auf den Spuren Goethes ... nach München und nach Rosenheim und Umgebung* (Exkursion). – Feier zum 255. Geburtstag Goethes mit den Goethe-Gesellschaften Pößneck, Rudolstadt und Saalfeld. – Dr. Helga Dietrich (Jena): *»Das Pflanzenreich rast wieder einmal in meinem Gemüte«. Goethe und seine »scientia amabilis«, die Botanik.* – Stadtspaziergang auf historischen Spuren. – Dr. Manfred Wenzel (Gießen): *Goethe und die Naturwissenschaften. Forschungen Goethes im Vorfeld der Evolutionsvorstellungen des 19. Jahrhunderts.* – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *»Ein Königreich für den Islam«. Marokko* (Dia-Ton-Schau). – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *»Sie gehört zu den nivellierenden Naturen, sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche hinunter«. Über das »Schöne« und »Triviale« im klassischen Weimar.* – Lesungen: Dr. Ursula Steinhaußen (Rudolstadt): *»Goethe und Cornelia«.* – Klaus Steinhaußen (Rudolstadt): *Lesung aus dem Manuskript »Sintflut«.* – Wolfgang Werner (Rudolstadt): *Karl August Böttigers »Literarische Zustände und Zeitgenossen«.* – Jutta Oeler (Rudolstadt): *Goethes »Hermann und Dorothea«.*

Saalfeld

Vorsitzende: Sabine Bujack-Biedermann, Hirschengasse 11, 07318 Saalfeld; stellv. Vorsitzende: Hanna Bujack, Schwarmgasse 14, 07318 Saalfeld. – Vernissage zur Ausstellung *»[...] wo die Zitronen blüh'n«.*

Eine Foto-Grafik-Aquarell-Ausstellung zur Exkursion 2003. – Walter Lipfert (Altenfeld): *Die heilende Wirkung der Farben. Goethes Farbenlehre, therapeutisch gesehen.* – Dr. Detlef Ignasiak (Jena): *Das Weimarer Fürstenhaus.* – Heike Spies (Düsseldorf): *Maria Pawlowna in Weimar.* – *Goethe im Elsaß* (Exkursion). – Carola Sedlacek (Weimar): *In den Haushaltsbüchern der Familie Goethe geblättert.* – Gotthold Ephraim Lessings »Nathan der Weise« (Theaterfahrt nach Erfurt). – »Soll es reichlich zu dir fließen, reichlich and're laß' genießen« (Kunst und Künstler feiern Goethes 255. Geburtstag). – Ursula Homann (Arnsberg): *Goethe und die Juden.* – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *Südtirol. Vom Zankapfel zur Vorzeigeregion.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): »Schon zücht nach jedem Nacken / die Schärfe, die nach meinem zücht«. *Zur Gretchen-Tragödie.*

Siegburg

Vorsitzender: Paul Rimmel jr., Wolsdorfer Str. 42 a, 53721 Bonn; Geschäftsführer: Markus Arnold, Hermannstr. 64, 53225 Bonn; Geschäftsführer seit Dezember 2004: Franz Josef Wiegelmann, Töpferstr. 23, 53721 Siegburg. – Renate Jauck (St. Augustin): *Goethe und Leipzig.* – Heike Spies (Düsseldorf): *Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar-Eisenach. Regentin zwischen Anspruch und Aufbruch.* – Besuch der Kölner Philharmonie: Der Bach-Verein Köln intoniert Robert Schumanns *Szenen aus Goethes »Faust«* für Soli, Chor und Orchester. – *Mit Goethe in Frankfurt* (Exkursion). – Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Richard-Wagner-Verband Bonn/Siegburg e. V.: *Peter Hacks' »Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe«*, gelesen von Prof. Eva Märtson, Vorsitzende des Richard-Wagner-Verbandes in Hannover und Vizepräsidentin des Richard-Wagner-Verbandes International. – Dagmar von Gersdorff (Berlin): »Goethes Mutter« (Buchpräsentation). – Erstmals veranstaltet die Gesell-

schaft die Aktion *Siegburg sammelt Goethe*, welche dem Auf- und Ausbau der gesellschaftseigenen Goethe-Bibliothek Siegburg dient. – Gerd Ellenbeck (Schalksmühle): *Späte Liebe 1823. Goethe, Ulrike von Levetzow und Maria Szymanowska*, mit Begleitung am Flügel durch Ursula Neuhäuser. – Präsentation der *Goethe-Blätter. Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg*, 1. Bd., 2. Auflage (2004).

Sondershausen

Vorsitzender: Helmut Köhler, Possenallee 23, 99706 Sondershausen; Geschäftsführerin: Heide Schödl, Güntherstr. 37, 99706 Sondershausen. – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): »Mit Lichtbeugen – der Jenaer Goethe« (Buchpräsentation). – Dr. Jochen Klaufß (Weimar): *Johann Heinrich Meyer. Freund und Orakel Goethes* (gemeinsam mit der Johann-Karl-Wezel-Gesellschaft). – Schüler des Staatlichen Gymnasiums *Geschwister Scholl* Sondershausen: *Lyrik und Musik. Eine auch mundartlich geprägte Veranstaltung.* – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *Das Zeitalter des Barock, Teil 3* (Dia-Ton-Schau). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Adalbert Stifters »Nachsommer«, eine Utopia humana des 19. Jahrhunderts.* – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethe und Wezel. Ein literarisch-musikalisches Programm* (gemeinsam mit der Johann-Karl-Wezel-Gesellschaft). – Dr. Michael Engelhard (Bonn): *Goethe und Puschkin. Die großen europäischen Lyriker.* – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *Ouvertüre einer Wiedergeburt. Goethes erste italienische Reiseetappe vom Brenner zum Gardasee im September 1786* (Dia-Vortrag). – Pia Heimbach-Wolter (Sondershausen): *Wie lebte der englische Landadel am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Ein Portrait der Schriftstellerin Jane Austen.* – Sigrid Diez (Sondershausen): »Ein Tag im Jahr«. *Von den Schwierigkeiten, die Wahrheit zu schreiben.* Zum 75. Geburtstag von Christa Wolf.

Stuttgart

Vorsitzender: Dr. Bernd Mahl, Hainbuchengeweg 23, 72076 Tübingen; stellv. Vorsitzende: Ingrid Bußmann, Stadtbücherei im Wilhelmsspalais, 70173 Stuttgart. – Dr. Sophia Kaempf, Dr. Bernd Mahl (beide: Tübingen): *Auf Goethes Spuren am Golf von Neapel: Eine Reisevorschau mit Bildern, Zeichnungen, Lesungen.* – Wolfgang Höper (Stuttgart): *Eduard Mörike. Leben, Zeit, Werk* (Lesung). – Prof. Dr. Jürgen Gidion (Göttingen): *Goethe und die Juden.* – Prof. Dr. Hans John (Dresden): *Die Goethe-Vertonungen Robert Schumanns* (Vortrag mit Musikbeispielen). – *Auf Goethes Spuren in Kampanien und Neapel* (Studienreise; Leitung: Dr. Sophia Kaempf-Dimitriadou, Lesungen: Dr. Bernd Mahl). – Eckart Kleßmann (Klein Bengerstorf): *»Ein schönes Stück Fleisch, gänzlich ungebildet«.* *Christiane Vulpius im Urteil der Zeitgenossen und in Goethes Briefen und Gedichten.* – Dr. Detlef Ignasiak (Jena): *Goethe und die Frauen.* – *Mit Mörike in Bebenhausen und Tübingen. Literarische Spaziergänge und Ortsbesichtigung im Tübinger Stift* (Führung: Dr. Bernd Mahl, Tübingen; Lesungen: Wolfgang Höper, Stuttgart). – *Ernst Ludwig Kirchner. Aquarelle, Pastelle, Zeichnungen* (Führung durch die Tübinger Kunsthalle: Dr. Martin Hellmold). – Dr. Tina Hartmann (Stuttgart): *»Diese reine Opernform, welche vielleicht die günstigste aller dramatischen bleibt«.* *Goethes Musiktheater* (Vortrag mit Buchpräsentation). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Leben Sie recht wohl und lassen Sie Ihren »Taucher« je eher je lieber ersaufen«.* *Die Zusammenarbeit Goethes und Schillers am Beispiel des Balladenschaffens.* – Dr. Bernd Mahl (Tübingen): *»Denn mit Göttern / Soll sich nicht messen / Irgend ein Mensch«.* *Hugo Wolfs Goethe-Vertonungen* (Vortrag mit Musikbeispielen).

Ulm und Neu-Ulm

Vorsitzende: StD Ursula Heldmann, Albekker Steige 32, 89075 Ulm; stellv. Vorsitzen-

der: OStD Dr. Hans-Ulrich Schäfer, Gleißelstetten 91, 89081 Ulm. – Dr. Eva Hölter (Düsseldorf): *Goethe und Dante. Ein »literarisches Gipfeltreffen«.* – Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal): *Goethes »Faust« und Hofmannsthals »Jedermann«.* – Volkmar Schumann (Eisenach): *»Oh Freude! Psyche, auch Du warst da!«* *Julie von Bechtolsheim, Wielands »Psyche« und Goethes Seelenfreundin.* – Prof. Dr. Ivan Cvrkal (Bratislava): *DonauSprachen, Donaufreunde.* – Adelbert Schloz-Dürr (Ulm): *Taten und Leiden des Raumes am Beispiel der Ulmer Pauluskirche.* – Walter Frei (Ulm): *Eduard Mörike: »Mozart auf der Reise nach Prag«* (Lesung). – Dr. Manfred Wenzel (Gießen): *»Am farbigen Abglanz haben wir das Leben«.* *Goethes Farbenlehre, das unbekannte Vermächtnis.* – Prof. Dr. Ulrich Karthaus (Gießen): *Christian Friedrich Daniel Schubart. Ein Gast der freien Reichsstadt Ulm.* – Dr. Manfred Osten (Bonn): *Exzellenz und Freiheit. Zur Modernität des Bildungs- und Wissenschaftsverständnisses bei Alexander von Humboldt.*

Vest Recklinghausen, Sitz in Marl

Vorsitzender: Dr. H. Ulrich Foertsch, Römerstr. 38, 45772 Marl; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Werner Kunert, Hellweg 5, 45768 Marl. – Anton Stephan Reyntjes (Recklinghausen): *Johann Wolfgang von Goethe und der deutsche Humanismus im Osten (im Baltikum und in Preußens Masuren).* – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): *Goethes Dialoge mit der islamischen Welt.* – Hedda Buckendahl (Recklinghausen): *Die Familie Brentano und ihre Bedeutung für Goethe.* – Prof. Dr. Werner Kunert (Recklinghausen): *Goethe und die Musik.* – Festveranstaltung zu Goethes Geburtstag und anlässlich des 5jährigen Bestehens der Goethe-Gesellschaft Vest Recklinghausen. – Dr. Norbert Wilke (Marl): *Zu Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten.* – Prof. Dr. Werner Rübe (Recklinghausen): *Alexander von Humboldt. Ein Lebensbild.* – Hedda Buckendahl (Recklinghausen): *Arbeitskreis Iphigenie auf Tauris* (6 Doppelstunden).

Waldshut-Tiengen

Vorsitzender: Dr. Horst Lickert, Bildungszentrum Waldshut, Eisenbahnstr. 29, 79761 Waldshut-Tiengen; stellv. Vorsitzender: Dr. Thomas Kaiser, Im Spitz 3, 79790 Kadelburg; stellv. Vorsitzende seit Oktober 2004: Sabine Guthknecht, In der Ewies 15, 79804 Dogern. – Rudolf Morath (Lauchringen): *Leonardo da Vinci*. – Prof. Dr. Hans-G. Wieser (Zürich): *Bewußtsein und seine neurologischen Störungen*. – Prof. Dr. Daniel Hell (Zürich): *Das Ich und sein Gehirn*. – Dr. Dr. Walter von Lucadou (Freiburg i.Br.): *Nicht von dieser Welt*. – Dr. Gudrun Goitein (Villingen): *Die Protonentherapie*. – Sabine Guthknecht (Dogern): *Einführung in die Tutenchamun-Ausstellung*. – Prof. Dr. Dr. Bernhard Uhde (Freiburg i.Br.): *»Der bestirnte Himmel und das moralische Gesetz«*. Was Immanuel Kant für die Philosophie geleistet hat. – Prof. Dr. Emil Angehrn (Basel): *Kants Idee einer weltbürgerlichen Gesellschaft*. – Exkursionen und Studienreisen: Tagesfahrt ins Elsaß: *Auf den Spuren von Matthias Grünewald* (Leitung: Judith Neumann, Freiburg i.Br.). – Fahrt zum Festspielhaus nach Baden-Baden (Berliner Philharmoniker unter Simon Rattle). – Thomas-Mann-Studienreise nach Holstein. – Tagesfahrt zum Rütli mit *Wilhelm Tell*-Aufführung. – Literarischer Bummel durch Zürich. – Tagesfahrt Karlsruhe: *Hannibal ad portas*. – Fahrt nach Basel zur Tutenchamun-Ausstellung. – Tagesfahrt zur internationalen Buchmesse Frankfurt.

Wetzlar

Vorsitzender: Dr. Manfred Wenzel, Hedwig-Burgheim-Ring 38, 35396 Gießen; stellv. Vorsitzender: Gerhard Christ, Oderweg 12, 35586 Wetzlar. – Neujahrskonzert mit Rezitationen von Ewald Loh u. Gisela Münster (Wetzlar). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Goethe und der Kindsmord*. – Dr. Gisela Nickel (Mainz): *Goethe und die Wetterkunde* (Dia-Vortrag). – Dr. Margrit Wyder (Zürich): *Goethe und der Gottbard* (Dia-Vortrag). – Hilmar Dreßler (Leipzig): *Die Goethe-Vertoner Reichardt*

und Zelter im Blickfeld des Dichters (mit Liedvorträgen von Christine Uckermann, Gesang, u. Hans-Günther Kolb, Klavier). – Prof. Dietmar Grieser (Wien): *»Das späte Glück«* (Buchpräsentation). – Tag der offenen Tür in der Goethe-Werther-Bücherei. – *Die Metropole Sachsens: Dresden. Geschichte, Kunst und Kultur* (mehrtägige Exkursion). – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): *Goethe in Jena* (Dia-Vortrag). – Rita Fromm (Karlsruhe), A. Maria Bohórquez (Au am Rhein): *»Dem Dichterfürsten entgegen [...] Frauenstimmen der Goethezeit«* (Text-Musik-Collage). – Dr. Manfred Wenzel (Gießen): *Goethes Farbenlehre. Das unbekannte Vermächtnis* (Dia-Vortrag). – Hartmut Schmidt (Wetzlar): *Goethe-Lyrik intensiv!* (literarische Diskussion, drei Abende). – HD Dr. Irmtraut Sahmland (Gießen): *Ein Klassiker und die Mode* (Dia-Vortrag). – Anneliese Schliephake (Leun): *Gäste lesen für Gäste* (vorweihnachtliche Lesung).

Wuppertal

Vorsitzender: Dr. Stephan Berning, Postfach 210554, 42355 Wuppertal; stellv. Vorsitzender: Martin Griesemer, Hofaue 54, 42103 Wuppertal; stellv. Vorsitzender seit Oktober 2004: Prof. Dr. Michael Scheffel, Kronprinzenstr. 116, 42119 Wuppertal. – Prof. Dr. János Riesz (Bayreuth): *Blick in den schwarzen Spiegel. Europäer und Afrikaner in wechselseitiger Spiegelung*. – Prof. Dr. Andreas Meier (Wuppertal): *Der triviale Klassiker. Goethes Schwager Christian August Vulpius*. – Melodramen aus drei Jahrhunderten. *Gedichte und Balladen von Goethe bis Heine* (Rezitation mit Musikbegleitung). – Günter Grass: *Die Blechtrommel* (Romanlesung in acht Folgen mit Musikbegleitung). – Wladimir Kaminer: *»Russendisko«* (Buchpräsentation). – Johann Wolfgang Goethe: *Die Wahlverwandtschaften* (Theaterbesuch im Schauspielhaus Bochum). – *»und abends tu ich dichten«*. *Carl Spitzweg, der Maler als Poet* (Rezitation mit Musik; gemeinsam mit dem Von-der-Heydt-Museum Wuppertal). – *Carl Spitzweg. »Das ist deine Welt«* (Führung durch die Ausstellung des Von der

Heydt-Museums Wuppertal). – Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal): »Du mußt ver-
stehn, aus Eins mach Zehn«. Zahlensym-
bolik in der europäischen Literatur von der
Bibel bis zur Gegenwart, besonders bei
Goethe. – Wolf Biermann: Shakespeares
Sonette (Rezitation).

Zittau

Vorsitzender: † Klaus Günzel, Marschner-
str. 1, 02763 Zittau.

Freundeskreis des Goethe-Nationalmuse- ums e. V. (Weimar)

Vorsitzender: Dieter Höhn, Friedensgasse
3 a, 99423 Weimar; 2. Vorsitzender: Dr. Jo-
chen Klauß, Leibnizallee 15, 99425 Wei-
mar. – Hilmar Dreßler (Leipzig): »Auf der
Höhe der Empfindung erhält sich kein
Sterblicher«. Goethe als Synästhetiker und
das Schopenhauer-Syndrom. – Dr. Hubert
Amft (Weimar): »Jenny hatte die Masurka
allzu liebenswürdig getanzt, welches jeder-
mann tadelte, ich aber wohl hätte sehen
mögen«. Jenny von Pappenheim, ein Leben
im Schatten der Titanen Goethe und Na-
poleon. – Prof. Dr. Anneliese Klingenberg
(Weimar): Karl Philipp Moritz. Schriftstel-
ler, Freund Goethes und Englischlehrer
Carl Augusts. – Gabriele Oswald (Weimar):
»wo [...] löbliche Absicht [...] durch äu-
ßere Hindernisse gefährdet wird«. Goethe,
Voß und die bildende Kunst unter beson-
derer Berücksichtigung der Bildhauerei
(Dia-Vortrag). – Exkursion nach Eisenach.
– Dr. Hubert Amft (Weimar): »Mein Ver-
hältnis zu Ihnen macht mich glücklich und
stolz«. Frédéric Jacob Soret. Freund Goe-
thes und Erzieher des Erbprinzen Carl
Alexander. – Verleihung des Dr.-Heinrich-
Weber-Preises und Feierlichkeiten zu Goe-
thes 255. Geburtstag im Garten am Frauen-
plan. – Feierlichkeiten zu Wielands 271.
Geburtstag im Wielandgut Oßmannstedt.
– Dr. Alf Rößner (Weimar): »doch bleibt
immer das schönste Denkmal des Men-
schen eignes Bildnis«. Das Goethe-Schil-
ler-Denkmal von Ernst Rietschel. – Dr.
Bäbel Kowalewski (Berlin): »Die Maler

sind die Götter der Erde«. Poesie und Ma-
lerei am Beispiel von Goethes Auftrags-
werk an Louise Seidler 1831. – Hubertus
Scholz (Weimar): »Ich habe in Schlesien
manches Gute genossen«. Goethe in Schle-
sien. – Klavierabend mit dem Ehepaar
Scheemann. – »Man feiere nur, was glück-
lich vollendet ist« (Weihnachts- und Jah-
resendfeier).

Freies Deutsches Hochstift Frankfurter Goethe-Museum

Direktorin: Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-
Renken, Großer Hirschgraben 23-25,
60311 Frankfurt a.M. – Ausstellungen:
Shadow in Rom. Zeichnungen des Bild-
hauers Johann Gottfried Schadow. –
Robert Gernhard: Sudelblätter. – Orient
und Okzident. Josua Reicherts Goethe. –
Goethe und Schiller für Kinder. Weltlitera-
tur im Kinderbuch. – Vorträge: Dr. Bern-
hard Maaz: Johann Gottfried Schadow.
Bildhauer der Goethezeit. – Dr. Manfred
Osten: »Alles veloziferisch« oder Goethes
Entdeckung der Langsamkeit« (Buchprä-
sentation). – Prof. Dr. h. c. Marcel Reich-
Ranicki: Unsere Klassiker heute. – Prof.
Dr. Anne Bohnenkamp-Renken: »Sinnig
zwischen beiden Welten«. Goethes poeti-
sche Reise in den Orient. – Prof. Dr. Hein-
rich Detering: Der »letzte Lyriker«? Be-
merkungen zu Theodor Storms Gedichten.
– Gespräche im Goethe-Haus: Prof. Dr.
Wolfgang Frühwald, Prof. Dr. Rotraud
Wielandt: Christentum und Islam. – Prof.
Dr. Nicholas Boyle, Prof. Dr. Klaus Rei-
chert: Goethe und Shakespeare. – Lesun-
gen: Adolf Muschg: »Goethes Schweizer
Reisen«. – Christian Manuel Oliveira:
»Eduard Mörike – Mozart auf der Reise
nach Prag«. – Susanne Schäfer: »Lesung
aus dem Königsbuch der Bettine«. – Peter
Kurzeck: »Als Gast«. – Sibylle Lewit-
scharoff: »Montgomery«. – Seminare:
Kunst und Literatur im Dialog. Johann
Heinrich Füssli. – Brentano. Wunderhor-
nist oder Mitglied der katholischen Propa-
ganda? – Konzerte: Schauer im Herzens-
grunde. Lieder der Romantik (Gunnel
Bohmann, Sopran; Rüdiger Volhard, Kla-

vier). – Klassisch-romantische Violinsonaten (Edith Peinemann, Violine; Elena Stern-Bejlis, Klavier). – *Romantische Lieder und Duette* (Janney Carlstedt, Britta Stallmeister, Sopran, Rüdiger Volhard, Klavier). – »*Mir hat der Mond diktiert*« (Michaela Ehinger, Rezitation; Johannes Martin Kränzle, Bariton; Hilko Dumno, Klavier). – *Georg Philipp Telemann. Der »Vater« des Frankfurter Musiklebens* (Michael Schneider, Sabine Bauer, Annette Schneider, Ulrich von Treichel).

Goethe-Museum Düsseldorf
Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung

Direktor: Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen, Schloß Jägerhof, Jacobistr. 2, 40211 Düsseldorf. – Prof. Dr. Gernot Böhme (Darmstadt): »*Faust*« als philosophischer Text. – Dr. Sang-Bock Lee (Bochum): *Friedrich Heinrich Jacobis Einfluß auf Goethes »Clavigo«*. – »*Pygmalions Aufklärung*«. Europäische Skulptur im 18. Jahrhundert (internationale Tagung des Kunsthistorischen Instituts der Universität Bonn und des Seminars für Kunstgeschichte der Universität Düsseldorf). – Eröffnung der Ausstellung *Frühromantik in Weimar und Jena*. Vortrag von Prof. Dr. Helmut Schanze (Siegen): *Klassisch-romantische Gesprächskultur*. Estelle Spohr (Viola) und Philippe Adam (Piano) spielen Werke von Beethoven und Schubert. – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto, USA): »*Über meiner Mütze nur die Sterne*«. *Goethe, die Tschetschenen und die Freiheit*. – Prof. Dr. Roger Paulin (Cambridge, Großbritannien): *Goethe und Rousseau. Einige Parallelen*. – 4. Nacht der Museen: Führungen, Lesung Ingrid Dietsch: »*Da fühlst Du einmal meine Last*«. *Biographie der Caroline Falk*, WDR-Sendung *bookmarks*. Literarisches Duett: Dörte Volland und David Eisermann (Kritik), Manuela Alphons und Joachim Höppner (Lesung). – Prof. Dr. Jo-

chen Vogt (Duisburg, Essen): *Gedanken zum Gedenken. Goethe-Jubiläen*. – *Klartext: Wirksame Pressearbeit in Museen* (Fachtagung des Arbeitskreises selbständiger Kulturinstitute e. V.). – Prof. Dr. Volker Neuhaus (Köln): *Das Doppelglück der Töne wie der Liebe: »Trilogie der Leidenschaft«*. – Eröffnung der Ausstellung *Petrarca in Deutschland. Zum 700. Geburtstag*. Grußwort von Dr. Bernardino Mancini, Generalkonsul der Republik Italien in Köln. Vortrag von Prof. Dr. Achim Aurnhammer (Freiburg i.Br.): *Petrarcas Katze*. – Goethe-Sommerfest. Vortrag von Dr. Manfred Osten (Bonn): *Die beschleunigte Zeit. Anmerkungen zur Modernität Goethes*. – Dagmar von Gersdorff (Berlin): »*Marianne von Willemer und Goethe. Geschichte einer Liebe*« (Lesung). – Dr. Ernst-Peter Wieckenberg (München): *Der Orient und die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts*. – Eröffnung der Ausstellung *Kostbarkeiten aus Weimar*. Vortrag von Jörg Brena, vormals Prinz von Sachsen-Weimar-Eisenach: *Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach, Prinzessin der Niederlande. Eine große soziale Frauengestalt des 19. Jahrhunderts*. – Prof. Dr. Bernhard Böschstein (Genf): *Stationen der Goethe-Begegnung. Hofmannsthal und George*. – Eröffnung der Experimentalausstellung *Goethe, Licht und Farbe*. Vortrag Jan van Deursen: *Zur Farbenlehre oder Goethe contra Newton. Warum?* (Einführung: Künstlergruppe *Farbraum. Goethe Mobil*, Dortmund). – Dr. Klaus F. Gille (Amsterdam): *Goethe und Ludwig Börne*. – Eröffnung der Weihnachtsausstellung *Deutsche Zeichnungen zur Zeit Goethes*. Prof. Dr. Friedrich Beuker über *Freuden eines Sammlers*. Deutsche Zweitauführung: Johann Nepomuk Hummel (1778-1837), Sonate Es-Dur für Klavier und Capriccio C-Dur. Dr. Joachim Draheim, Einführung; Ira Maria Witoschynskyj, Klavier. – Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal): »*Des Knaben Wunderhorn*«, neu ausgeschüttet.

AUS DEM LEBEN AUSLÄNDISCHER GOETHE-GESELLSCHAFTEN

Januar – Dezember 2004

Georgien

Kutaissi

Vorsitzende: Prof. Dr. Nanuli Kakauridse, Lomonossow-Str. 8, 384000 Kutaissi. – Vorträge: Prof. Dr. Nanuli Kakauridse: *Goethes Koranrezeption und die Fragmente des »Mahomet«-Dramas*. – Dr. Nugescha Gagnidse: *Zur Spezifik von Nietzsches Lyrik*. – Dr. Irina Schischinaschwili: *Zur Romantik-Rezeption in Hermann Hesses Essays*. – Marina Kutschuchidse: *Kritik der Schriftsprache im 18. Jahrhundert*. – Leila Tandilashwili: *Substantive mit »chen« und »lein« in Goethes »Werther«*. – Manana Papawa: *Zum Problem der Allegorie bei Goethe*. – Nino Kwirikadse: *Farbendetails in Thomas Manns »Buddenbrooks«*. – Anna Chuchua: *Goethe-Rezeption in Thomas Manns »Lotte in Weimar«*. – Natia Nasaridse: *Goethe- und Wagner-Rezeption in Thomas Manns Essays*. – Tamar Nischaradse: *Strukturell-semanticische Analyse der Metapher in Goethes »Werther«*. – Eka Tutissani: *Wortbildungen bei Goethe*. – Prof. Dr. Nanuli Kakauridse: *Goethe-Rezeption in Thomas Manns Essay »Leiden und Größe Richard Wagners«*. – Dr. Nugescha Gagnidse: *Das Problem des Übermenschen bei Nietzsche*. – Dr. Irina Schischinaschwili: *Das Künstlerproblem in Hermann Hesses »Narziss und Goldmund«*. – Dr. Maia Tscholadse: *Franz Kafkas Prometheus-Problematik*. – Anna Chuchua: *Die Sozialproblematik in Thomas Manns Roman »Lotte in Weimar«*. – Natia Nasaridse: *Zum Problem des Artefakts in Thomas Manns Essay*

»Geist und Kunst«. – Nino Kwirikadse: *Detail und Leitmotiv in Thomas Manns »Buddenbrooks«*. – – Studentenkonzert: Nino Sachetschidse: *Das Goethe-Bild in Thomas Manns Essays*. – Eka Kesewadse: *Kafkas »Briefe an Felice«*. *Die Lieder eines Minnesängers im 20. Jahrhundert*. – Tamar Portschichidse: *Bertolt Brechts »Der kaukasische Kreidekreis«*. *Die Entstehungsgeschichte*. – Salome Mcheidse: *Goethes »Faust« und Liszt*. – Eka Zchadadse: *Goethe und das Theater*. – – Internationales Kolloquium *West-östliche Begegnungen* an der Staatlichen Akaki-Zereteli-Universität Kutaissi, an dem Germanisten aus Deutschland, Kanada, dem Libanon, Armenien, Aserbaidshan und Georgien teilnahmen. – – Konzert anlässlich der Eröffnung des internationalen Kolloquiums *West-östliche Begegnungen* und Konzert mit deutscher Musik anlässlich der Goethe-Tage an der Zereteli-Universität Kutaissi (beide Konzerte unter Leitung der Dirigenten Dr. Franz Wassermann, Heidelberg, und Thengis Tschumburidse, Kutaissi). – – Zahlreiche literarisch-musikalische Veranstaltungen, Filmpräsentationen, Lesungen und Begegnungen. – – Durchführung der Spracholympiade *Deutsch – warum nicht?* unter der Leitung von Dr. Angelo Berodse.

Tbilissi

Präsident: Prof. Dr. Nodar Kakabadse, Sakaridse-Str. 8, kw. 81, 380007 Tbilissi. – Goethe-Tage in Tbilissi (wissenschaftliche Konferenz): Natalia Chuzischwili: *Die ersten Goethe-Tage in Tbilissi*. – Konstantino Bregadse: *Novalis und Goethe*. – Prof. Dr. Manana Paitschadse: Kommentar zum Vortrag von Prof. Dr. Hendrik Birus,

gehalten auf der 78. Hauptversammlung in Weimar: *Goethes Reisen in die Rhein- und Main-Gegenden*. – Prof. Dr. Nodar Andguladse: *Homo Cantor* (Buchbesprechung). – Dr. Nino Bakanidse: *Goethe und die Esoterik* (Buchpräsentation) und deutscher Liederabend des Konservatoriums Tbilissi unter Mitwirkung von Solisten des Staatlichen Opernhauses Tbilissi (Moderation: Prof. Dr. Manana Paitschadse). – Prof. Dr. Jan Knopf (Karlsruhe): *Goethe-Rezeption bei Brecht*. – Ders.: *Brechts Geschichten-Lyrik*. – Ders.: *Brechts Geschichten-Prosa*. – Dr. Lali Kezba-Chundadse: *Zur linguistischen Interpretation des literarischen Textes*. *Goethes »An den Mond«* und *Brentanos »Nacht ist voller Lug und Trug«*. – Prof. Dr. Siegfried Kreiner (Karlsruhe): *Theaterlandschaft in Europa*. – Dr. Nato Tchilawa: *Georgische Übersetzungen deutschsprachiger Lyriker der Moderne* (Lesung). – Prof. Dr. Dali Pandschikidse: *Mein Thomas Mann*. – Dr. Roseta Danelia: *Einige Aspekte im Schaffen von Jürgen Habermas*.

Großbritannien

English Goethe Society

Vorsitzender: Prof. Terence James Reed, c/o The Queen's College, Oxford, OX1 4AW. – Prof. Dr. Ritchie Robertson (Oxford): *The Bonfire of Vanities. Savanarola in Munich* (Ida Hertz Lecture). – Prof. Dr. Roger Stephenson (Glasgow): *Goethe and Cassirer*. – Dr. Martin Brady (London): *Ginkgo and Memory*. – Dr. Anthony Grenville (London): *The Legacy of classical Humanism among the Jews from Germany and Austria after 1945*. – Dr. Stefanie Hölscher (Glasgow): *Schiller and Hölderlin: from beauty to religion*. – Dr. Anthony Phelan (Oxford): *What Wilhelm Meister did next*.

Indien

New Delhi

Vorsitzender: Prof. Dr. Anil Bhatti, Jawaharlal Nehru University, Centre of German

Studies, New Delhi 110067. – 3. Jahrestagung der Goethe Society of India (in Zusammenarbeit mit dem Centre of German Studies der Jawaharlal Nehru University, New Delhi) zum Thema *Rethinking Europe* mit 15 Vorträgen.

Italien

Rom

Casa di Goethe

Leiterin: Ursula Bongaerts, Via del Corso 18, 00186 Rom. – Vorträge: Prof. Dr. Ekkehart Krippendorff (Berlin): *Der politische Goethe. Weimar und Europa*. – Prof. Giovanni Sampaolo (Chieti-Pescara): *Goethes »Wahlverwandtschaften«*. – Prof. Dr. Bernd Witte (Düsseldorf): *Goethe, der gelehrte Dichter. Die »Römischen Elegien«*. – Dr. Martin Dönike (Berlin): *Goethes junger Hausgenosse Friedrich Bury und der Beginn einer Malerkarriere in Rom*. – Prof. Roberto Venuti (Siena): *Franco Fortini und Cesare Cases. »Faust«-Übersetzungen*. – Tagung *Deutsche Sprachwissenschaft in Italien*. – Museumspädagogisches Programm *Goethes Zuhause am Corso*. – Lesungen: Susanna Marcomeni: *»Kennst Du das Land«. Eine Italienreise mit Johann Gottfried Seume und Heinrich Heine und Von Goethe bis Bulgakov. Der Teufelspakt in der Weltliteratur*. – Armin Mueller-Stahl liest aus eigenen Werken. – Bühnenpreisträger Arnold Stadler liest aus eigenen Werken. – Öffentliche Proben des italienischen Theaterprojekts *Wenn Faust die Atombombe erfunden hätte*. – Im Rahmen der deutschen Kulturwoche in Italien Geistliches Orgelkonzert mit Musik von Max Reger. – Buchvorstellung *Villa Paradiso. Als der Krieg in die Toscana kam* von Christiane Kohl. – Filmvorführungen von *Faust*-Verfilmungen (in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut Rom). – Ausstellungen: *Die schönsten deutschen Bücher 2003. – Goethe. Faust. Illustrationen. – Goethe in Malcesine*.

Japan

Tokyo

Präsident: Prof. Dr. Kazuo Hosaka, Deutsches Seminar der Universität Nihon, 156-8550 Setagaya-ku Sakurajohsui 3-25-40, Tokyo. – Generalversammlung mit Auszeichnung von Takashi Sakamoto (Yamaguchi) mit dem Goethe-Preis für seinen Aufsatz *Das Erhabene in Schillers »Wallenstein«*, anschließend Vortrag von Prof. Kubo (Sendai): *Goethe und Comics* sowie zum Abschluß ein Liederabend zum Thema *Musik um Goethe*. – Herausgabe des Goethe-Jahrbuchs Bd. 46 mit 13 Beiträgen.

Osaka

Vorsitzender: Prof. Dr. Motoyasu Nakamura. – Feier zum 255. Geburtstag Goethes mit einem Vortrag von Prof. Tatsuji Hirata (Osaka): *Grabstätte des Dichterfürsten. Der historische Friedhof in Weimar*, anschließend musikalische Soiree.

Lettland

Riga

Vorsitzende: Dr. Gundega Grinuma, Kr. Barona iela 122-25, 1012 Riga. – Vorlesungsreihe mit Diskussionen: *Mein Goethe* (Treffen mit dem in Lettland lebenden russischen Schriftsteller Roald Dobrowenski). – – Kolleg (4 Vorlesungen) mit Dr. Valters Nollendorfs über Goethes *Faust*. – Begegnung mit Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft Bonn und der Volkshochschule Rheinbach: Informationen über die Arbeit der Goethe-Gesellschaft und die Goethe-Rezeption in Lettland. – – Deutsch-lettisches Schülertheaterprojekt *Zwischen Straßburg und Tartu*. Erste Etappe: Gastspiele der Schülerbühne des Vitzthum- und des Fritz-Löffler-Gymnasiums Dresden in Riga und Liepāja: Aufführung des Schauspiels *Der neue Menoza oder Geschichte des kumbanischen Prinzen Tandi* von Jakob Michael Reinhold Lenz (Regie: Dr. Jürgen Klose und Gerd Hensch). Fragmente

aus: *Der neue Menoza*, aufgeführt von Schülern des Āgenskalns-Gymnasiums Riga in lettischer Sprache (übersetzt vom Ehrenmitglied der Goethe-Gesellschaft Lettlands Dr. Valdis Bisenieks) und der Schülerbühne der Draudzīgais-acinājums-Mittelschule Liepāja in deutscher Sprache. Veranstaltung mit dem Vorsitzenden der Goethe-Gesellschaft Dresden, Dr. Jürgen Klose, der einen Vortrag zum Schauspiel *Der neue Menoza* hielt. – Besuch des Theaterstudios *Skatuve* mit einer Informationsstunde unter der Leitung der Regisseurin Anna Eižvertina. – Ausflüge nach Alt-Riga, Liepāja, Jūrmala und Sigulda. – Geselliger Abend im Āgenskalns-Gymnasium. – – Mitwirkung der Jugendgruppe der Gesellschaft bei den vom Amt für Einbürgerung und Angelegenheiten der Minoritäten der Republik Lettland veranstalteten Tagen der deutschen Kultur. Im Programm: Gedichte, Lieder und Fragmente aus dem Schauspiel *Der neue Menoza*. – – Vorträge: Dr. Juris Balputnis: *Goethe und der Islam*. – Dr. Gundega Grinuma: *Deutschland rettet die Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar*. – Jahresabschluß mit Dr. Gundega Grinuma: *Übersicht über die Aktivitäten der Goethe-Gesellschaft Lettlands im Jahre 2004* und Videofilm: *Dresden, wie es einmal war* (Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Liederensemble des Deutschen Kulturvereins Riga), anschließend geselliges Beisammensein.

Österreich

Österreichische Goethe-Gesellschaft

Präsident: Prof. Dr. Herbert Zeman, Stallburggasse 2, 1010 Wien. – Prof. Dr. Dietz-Rüdiger Moser (München): *Goethe und Herder. Aspekte einer problematischen Freundschaft*. – Prof. Dr. Hartmut Laufhütte (Passau), Prof. Dr. Herbert Zeman (Wien): *Chaos und Rettung – der barocke Mensch zwischen Verzweiflung und Heilserwartung. Präsentation des Doppelbandes 104/105 (2000/2001) des Jahrbuchs der Österreichischen Goethe-Gesellschaft*. – *Malerei und Kunstgeschmack der Goe-*

the-Zeit (Sonderführung durch Dr. Karl Schütz, Direktor der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums). – *Schubert-Liedwerkstatt Steyr 2004* (Abschlußkonzert): Lieder von Franz Schubert nach Gedichten von Goethe und Heine mit Ildiko Raimondi (Gesang), David Lutz (Klavier), Herbert Zeman (künstlerische Textgestaltung). – *Goethezeitliche Freundschaftskultur als überzeitliches Modell? Präsentation des Doppelbandes 106/107 (2002/2003) des Jahrbuchs der Österreichischen Goethe-Gesellschaft*. – Dr. Dr. Claudia Schweizer: *Johann Wolfgang von Goethe und Kaspar Maria von Sternberg – Naturforscher und Gleichgesinnte* (Präsentation von Bd. 2 der Schriften der Österreichischen Goethe-Gesellschaft). – *Carl Zuckmayer. Ein Dichterleben des 20. Jahrhunderts* (Lesung autobiographischer Schriften unter der Schirmherrschaft der Schweizer Botschaft durch den Kammerschauspieler Peter Matic, moderiert von Tomas Kubelik).

Rußland

Ischewsk

Vorsitzender: Prof. Dr. Wladimir A. Awetisjan, ul. Lichwinzewa 68 a, kw. 7, 426034 Ischewsk. – Prof. Dr. Wladimir Awetisjan: *Herders Konzeption der Geschichte Rußlands. Wandlungen und Aktualität*. – Ders.: *Goethe und die russische Germanistik*. – Prof. Dr. Alexander Erochin: *Cottas Strategie als Verleger im Zeitalter Napoleons*. – Ders.: *Kafka liest Goethe*. – Dr. Nadeshda K. Alexandrowa: *Die »Faust«-Philosophie von Kurt Becsi*. – Ders.: *Das Faust-Thema in der österreichischen Literatur des 18. Jahrhunderts*.

Moskau

Vorsitzender: Prof. Dr. Sergej W. Turajew, ul. Bol. Gnezdnikowskij per 10, kw. 704, 103000 Moskau; stellv. Vors.: Prof. Dr. Galina W. Jakuschewa, ul. Moldagulowoj 30, kw. 410, 111538 Moskau. – Prof. Dr. Sergej W. Turajew: *Lessing und die europäische Aufklärung*. – Prof. Dr. Galina Jaku-

schewa: *Das Faust-Problem in der russischen Literatur der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. – Prof. Dr. Lili Kaufmann (Tambow): *Goethes »Trilogie der Leidenschaft«*. – Pjotr Abramow (Moskau): *Goethes Zyklus »Rhein und Main«*. – Prof. Dr. Konnow (St. Petersburg): *Zur Geschichte russischer Goethe-Nachfolger: N. und E. Metner*. – Elena Pannikowa (Moskau): *Reichardt und seine Goethe-Lieder*. – Julia Agischewa (Moskau): *Hölderlins Gedicht »An die Hoffnung« in der Interpretation von Max Reger*. – Prof. Dr. Irina Lagutina (Moskau): *Goethe und die Puschkinzeit*. – Prof. Dr. Galina Ischimabajewa (Moskau): *»Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« in der östlichen Tradition*. – Prof. Dr. Natalia Pachsarjan (Moskau): *Das Faust-Thema im französischen Roman-Feuilleton des 19. Jahrhunderts*. – Prof. Dr. Wladislaw Pronin (Moskau): *Das Werther-Epithum im Porzellan*. – – Veröffentlichung der 2. erweiterten Auflage des Bandes *Goethe in der russischen Kultur des 20. Jahrhunderts*.

Tambow

Vorsitzende: Prof. Dr. Lili Kaufmann, Tambower Staatliche Dershawin-Universität, Sowjetskaja ul. 93, kw. 64 a, 392622 Tambow. – Veranstaltung zum Thema *Es schneit* von B. Pasternak, musikalisch umrahmt durch Werke von Brahms, Skrjabin, Tschaikowski, gespielt von A. Pautkin (Geige) und A. Galuschko (Klavier). – – Vorträge: Dr. I. Mischin (Tambow): *Die Pariser Wagner-Konzerte in der Grande Opera*. – Prof. W. Bajew (Tambow): *Richard Wagner als Politiker*. – Dr. I. Mischin (Tambow): *Wagners Schaffen*. – L. Kasarjan, N. Micheilowa (Tambow): *Zum Schaffen von Felix Mendelssohn Bartholdy*. – – Literarischer Abend, durchgeführt von Dozenten der Universität: *Goethes Balladen*. – – Zehnjähriges Jubiläum der Tambower Goethe-Gesellschaft. Zu Gast war eine Delegation der Partnergesellschaft aus Wetzlar. Programm: Eröffnung einer Buchausstellung mit Büchern aus dem Zentrum für die Verbreitung deutscher Literatur Moskau-Frankfurt. – Angelika Kunkel

(Wetzlar): *Moderne russische Literatur in Deutschland*. – T. Simon: *Moderne Buchverlage bei der Frankfurter Buchmesse*. – Begegnung der Gäste aus Wetzlar mit Studenten, Aspiranten und Dozenten des Lehrstuhls für deutsche Philologie. – 4 Vorträge mit Rezitationen: *Der deutsche Symbolismus* (Cornelia Kühn-Leitz, Dr. Karin Unsicker). – Internationale Konferenz *Die Besonderheiten der Symbolinterpretation in der deutschen Literatur* (Vorträge von Prof. Dr. L. Kaufmann, Prof. Dr. J. Miloserdowa, Doz. W. Poshilowa, Doz. N. Michailowa und Aspirantinnen). – Rezitationsabend im Tambower Schauspielhaus: »Die Tambower Kassenwärterin« von M. J. Lermontow. – L. Peskova: *Leben und Werk M. J. Lermontows*. – Germanistikstudenten berichten über ihre Arbeit und Erlebnisse aus dem Jugendlager in Rodenroth / BRD. – Vorlesungen zum Thema *Goethes Schaffen* mit Prof. Dr. L. Kaufmann und Vorträge von Germanistikstudenten zu den Themen *Die Weimarer Zeit bei der Entstehung von Goethes Balladen* sowie *Goethe und Schiller*. – Filmaufführungen: *Faust* und *Maria Stuart*. – Begegnung mit der Schauspielerin W. Popowa: Rezitationen aus *Werken von A. Achmatowa und M. Zwetajewa*. – Prof. Dr. L. Kaufmann: *Goethe-Stadt Wetzlar. Kulturelle Verbindung der Wetzlarer Goethe-Gesellschaft mit Tambow in der dem Tambower Gebietsmuseum gewidmeten wissenschaftlichen Konferenz*. – Filmaufführung: *Jerusalem. Drei Religionen*.

Schweiz

Zürich

Präsidentin: Dr. Margrit Wyder, Friedhofstr. 50, 8048 Zürich. – Besuch einer *Faust*-Voraufführung in Dornach mit Führung durch das Goetheanum (Organisation: Dr. Peter Heusser, Bern). – Interdisziplinäres Forum im Kantonsspital zum Thema *Literatur und Medizin* mit folgenden Schwerpunkten: *Goethe und die Medizin*. – *Thomas Mann und die Medizin*. – *Poesie und Bibliothherapie*. – *Dichterärzte* (Organisa-

tion: Prof. Dr. Frank Nager, Prof. Dr. Peter Stulz). – Zum 255. Geburtstag Goethes: Rigi-Wanderung auf Goethes Spuren mit anschließender Schifffahrt zum Rütli und Besuch der dortigen Aufführung von Schillers *Wilhelm Tell* durch das Deutsche Nationaltheater Weimar. – Besuch der wiedereröffneten Bibliotheca Bodmeriana in Cologny bei Genf, die wertvolle Zeugnisse von Goethe und andere Schätze der Weltliteratur ausstellt. – Erscheinen des Konferenzbandes *Von der Pansophie zur Weltweisheit. Goethes analogisch-philosophische Konzepte* (Hrsg. von Hans-Jürgen Schrader u. Katharine Weder).

Senegal

Dakar

Präsident: Prof. Dr. Amadou Booker Sadj, B. P. 8421, Dakar. – Die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft wurde offiziell eine öffentliche Bibliothek für die Dakarer Vorstadt. Das bedeutet, daß im zentralen Leseraum nur noch Deutsch-Lehrbücher und die Goethe-Literatur stehen, alle anderen Bände des deutschen Bestandes sind in Nebenräumen untergebracht und auf Anfrage zugänglich. In den frei zugänglichen Regalen stehen englische und französische Bücher sowie didaktisches Material (Audio- und Videokassetten, Lernspiele). Besondere Aufmerksamkeit gilt den Werken, deren Lektüre in den Unterrichtsprogrammen der senegalesischen Sekundarschulen vorgeschrieben ist, d.h. den Klassikern der französischen und den Hauptwerken der frankophonen afrikanischen Literatur. Die Zahl der regulär eingeschriebenen Leser stieg sprunghaft und hält sich bei ca. 160, die meisten sind Abiturienten oder Studenten. – Die Übersetzungsgruppe der Goethe-Gesellschaft druckte zum Jahresanfang 2004 einen zweisprachigen Goethe-Kalender, mit dem sie zwölfseitig eine Auswahl von Goethelyrik und -sprüchen sowie Goethes Leben auf Deutsch und auf Wolof vorstellt. Zu Beginn jedes Monats werden davon entsprechende Fotokopien an die Leser verteilt – ein Mittel, alle die-

jenigen, die kein Deutsch lernen oder die nicht in französischsprachige Schulen gehen, mit Goethe bekannt zu machen. – Vom 25. bis 27. Mai 2004 fand eine internationale Kant-Tagung zum Thema *Quelles leçons de Kant pour l'Afrique d'aujourd'hui?* statt. Die Referenten waren Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Senegal, senegalesische Persönlichkeiten sowie Kollegen aus Deutschland, Frankreich und Japan, u.a.: Prof. Dr. Peter Brenner (Köln): *I. Kant – précurseur d'une philosophie interculturelle*; Dr. Moutar Gaye (Saint-Louis): *Aufklärung, Ecole de Francfort, Négritude*; Prof. Dr. Philippe Ivernel (Paris): *De Kant à Walter Benjamin – La question du progrès ou Deux âges de l'Aufklärung*; Dr. Smail Rapić (Köln): *Kants Pädagogik im Vorgriff auf Kierkegaard*; Prof. Dr. Eberhard Scheffele (Tokio): *»Krummes Holz« und Selbstzweck. Die Aktualität des Kantischen Beitrags zur Diskussion über die Bestimmung des Menschen*; Dr. Magatte Ndiaye (Saint-Louis): *Le postmodernisme et la pensée de Kant*; Dr. Eva-Maria Siegel (Köln): *Kant und die Achtung vor dem Fremden. Zur Humanität der deutschen Aufklärung*; Dr. Momath Thiam (Dakar): *Le panthéisme de Kant et l'animisme négro-africain*; Dr. Ndiaga Gaye (Dakar): *Kant – le seul survivant de la perversion de l'esthétique politique de l'idéalisme allemand?*; Prof. Dr. A. Booker Sadjı (Dakar): *Les natures différentes de l'Aufklärung en Allemagne du Nord et en France, illustrées par Kant et Voltaire entre autres*. – Am 24. Mai 2004 fand in der Universitätsbibliothek Dakar die Vernissage der von der Goethe-Gesellschaft Senegal organisierten Ausstellung *Emmanuel Kant vous invite à faire sa connaissance ou à mieux le connaître* mit einem öffentlichen Empfang statt. Die Ausstellung dauerte sechs Wochen. Verantwortlich: Prof. Dr. Uta Sadjı. – Zu Schuljahresbeginn (Oktober u. November 2004) wurde für die jungen Leser unter Leitung des bekannten senegalesischen Malers Abdou Diatta ein Seminar für künstlerische Betätigung organisiert.

Tschechische Republik

Marienbad

Vorsitzender: Museumsdirektor Ing. Jaromír Bartoš, Goethe-Haus, Städtisches Museum Marienbad, Goethe-Platz 11, 35301 Mariánské Lázně. – Goethe-Woche Marienbad, 4.9. – 11.9.2004 mit folgenden Aktivitäten: *Musica per Tibia. Bäderminiaturen zu Ehren Goethes* (festliches Konzert zur Eröffnung der Goethe-Woche). – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Goethe und Beethoven*. – *Begegnung mit Goethe und Ulrike von Levetzow* (Abendführung durch die Goethe-Zimmer des Hauses Zur Goldenen Traube). – *Goethe und sein Haus am Frauenplan* (Film von Beate Schubert, Berlin). – Volkmar Schumann (Eisenach): *Goethe und Eisenach*. – Josef Brtek (Marienbad): *Auf Goethes Spuren in Marienbad* (Stadtführung). – Galakonzert »Zeitberührungen«: Sonja Meinel (Berlin), Flöte, Dana Mimrova (Prag), Flöte, Josef Ksica (Prag), Cembalo. – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *Goethe und Berlin*. – Dr. Sabine Schetelich (Freiberg): *Goethes Krankheiten und die Heilkraft der böhmischen Bäder*. – Festliches Konzert zum Abschluß der Goethe-Woche mit dem »Quartetto con flauto«.

Prag

Vorsitzender: Dr. Milan Tvrđík, Katedra germanistiky, nederlandistiky a nordistiky Filozofická fakulta Univerzity Karlovy, nám. Jana Palacha 2, 116 38 Praha 1. – Prof. Dr. Peter-André Alt (Würzburg): *Schiller und die Französische Revolution*. – Dr. Milan Tvrđík: *Goethe und das Egerland* (Vortrag anlässlich der feierlichen Eröffnung der Goethe-Ausstellung im Stadtmuseum Cheb, Eger). Teilnahme junger Gesellschaftsmitglieder an der Ausstellungseröffnung. – Einrichtung einer Internetseite der Goethe-Gesellschaft der Tschechischen Republik. – Abschlußarbeiten am Sammelband der tschechischen Goethe-Gesellschaft *Goethe und seine Zeit*. – Vor-

bereitung des Programms für den Besuch der Hamburger Goethe-Gesellschaft in Prag 2005. – Bemühungen um eine Zusammenarbeit mit der Goethe-Gesellschaft Dresden.

Ukraine

Sumy

Vorsitzende: Dr. Vira Shkolyarenko, Lenina 105, Wlikaja Tschernettschina, Sumier Rayon, Sumier Gebiet, 42333 Ukraine. – E. J. Michajlowa: *Deutsche Komponisten des 19. Jahrhunderts. Schumann und Schubert*. – Drei Musikabende für die Jugend mit Lesung von Balladen Goethes und Briefen an Schiller. – Besichtigung des Kunstmuseums in Sumy. – Dr. Vira Shkolyarenko: *Goethe-Themen im Schaffen Schevtschenkos*. – Konferenz *Johann Wolfgang von Goethe. Leben und Werk* für Studenten der Fakultät für Fremdsprachen und Schüler des Lyzeums. – J. Iwanow: *Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller*. – A. Korzckaja: *Die Zeit in Goethes »Faust«*. – J. Kustsch: *Wilhelm Meisters Suche nach sich selbst*. – I. Kastschenko: *Goethes Sammlung zur Mineralogie*. – I. Busjuk: *Goethe und die Malerei des 18. Jahrhunderts*. – O. Stepanenko: *Aphorismen Goethes*. – D. Djatschenko: *Goethe und Johann Sebastian Bach*.

Ungarn

Budapest

Vorsitzender: Prof. Dr. László Tarnói, Eötvös u. 29, III, 1067 Budapest. – Dr. M. Hegedüs (Budapest): *Goethes »Farbenlehre«*. – Prof. Dr. László Tarnói: *Goethes Begegnungen mit Ungarn*. – Dr. Andras Balogh (Budapest): *Goethes Mittelalterbild*. – Dr. P. Varga (Budapest): *Goethes Judenbild*

und das Goethebild der Juden. – Dr. Manfred Osten (Bonn): *Homunculus oder der künstlich optimierte Mensch. Zur Modernität Goethes im 21. Jahrhundert*. – Sitzungen der Jugendsektion der ungarischen Goethe-Gesellschaft (Vorsitzender: Máté Janka) mit Forschungsberichten über Werk und Wirkung Goethes und Schillers von István Szabó (Budapest), Máté Janka (Budapest), Ágnes Szabó (Szeged), Dorottya Say (Piliscsaba) und Petra Szöcs (Budapest).

USA

Goethe Society of North Amerika

Präsidentin: Prof. Dr. Meredith Lee, University of California, Irvine, CA 92697-5675. – Zwei Meetings: 1. Special GSNA Session at the GSA in Washington: *Goethe in Comparison* (Moderation, Organisation: Claire Baldwin, Colgate Univ.), dazu drei Vorträge: Andrew Piper (Columbia Univ.): *Communication and Control. Goethe, Translation and Literature in an Age of Mass Media*. – Karin Barton (Univ. of Toronto): *Memorable Encounters. Napoleon, Dumas and Goethe*. – Sara Friedrichsmeyer (Univ. of Cincinnati): *Goethe's Affinities, Sebald's Coincidences*. Kommentatorin: Gesa Dane (Univ. Göttingen). – 2. Special GSNA Session at the MLA in Philadelphia: *Goethe and Schiller Revisited* (Moderation, Organisation: Waltraud Maierhofer, Univ. of Iowa), dazu drei Vorträge: Steven Martinson (Univ. of Arizona): *The Impact of Natural Science on the Work of Friedrich Schiller. A Critical Reappraisal of the Letter of August 23, 1794 to Goethe*. – Jeffrey L. High (California State Univ.): *»Personal Offense« and German Evolution. The Political Program of the »Xenien«*. – Werner Frick (Univ. Freiburg i.Br.): *»Geistesantipoden«? Goethe and Schiller, or: The Importance of Being Different*.

Ausschreibungstext zur Vergabe von Goethe-Stipendien

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar fördert seit 1993 durch Stipendien, die wir überwiegend privaten Spenden von Mitgliedern und Freunden unserer Gesellschaft verdanken, wissenschaftliche Projekte, die der Erforschung von Leben und Werk Goethes dienen oder die Rezeption des Dichters in den verschiedenen Nationalliteraturen zum Gegenstand haben.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ost- und südosteuropäischen Ländern werden besonders berücksichtigt.

Bedingungen

Voraussetzung für die Bewerbung um ein Goethe-Stipendium ist die Promotion oder die weit fortgeschrittene Arbeit an der Dissertation.

Das Stipendium beträgt 1000 € monatlich. Vergeben werden im allgemeinen dreimonatige Stipendien; eine Verlängerung ist nach begründetem Antrag möglich. Regelungen zur Übernahme der Reisekosten werden individuell vereinbart.

Die Goethe-Gesellschaft vermittelt den Stipendiaten Gästewohnungen. Der vom Stipendiaten zu begleichende Mietanteil von ca. 150 bis 200 € richtet sich nach Größe und Ausstattung der Wohnung. Unabdingbar ist eine gültige Krankenversicherung. Diese ist individuell mit der Geschäftsstelle zu klären.

Die Stipendiaten können in öffentlichen Kolloquien, die dem interdisziplinären wissenschaftlichen Gespräch dienen, über ihre Projekte berichten. Diese Stipendiaten-Kolloquien werden vom Referat Forschung und Bildung der Klassik Stiftung Weimar organisiert. Die Goethe-Gesellschaft ermöglicht die Publikation besonders qualifizierter Abhandlungen im Goethe-Jahrbuch. Von den Stipendiaten wird ein kurzer Abschlußbericht über ihre Tätigkeit erwartet. Gebeten sei zudem, bei einer Publikation der Ergebnisse auf die Förderung durch die Goethe-Gesellschaft hinzuweisen.

Arbeitsmöglichkeiten

Stipendiaten der Goethe-Gesellschaft können im Goethe- und Schiller-Archiv, im Goethe-Nationalmuseum und in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek arbeiten. Zudem stehen die Bestände des Thüringischen Hauptstaatsarchivs, der Hochschule für Musik »Franz Liszt« und der Bauhaus-Universität Weimar (Sammlungen, Bibliotheken) für Forschungsarbeiten zur Verfügung.

Bewerbungen

Anträge für die Vergabe des Goethe-Stipendiums sind zu senden an:

Goethe-Gesellschaft
Präsident
Burgplatz 4
99423 Weimar.

(Telefon: 0 36 43 – 20 20 50,
e-mail: goetheges@aol.com,

Fax: 0 36 43 – 20 20 61
www.goethe-gesellschaft.de)

Die Bewerbungsunterlagen sollten bestehen aus einer ausführlichen Projektbeschreibung, einem kurzen Lebenslauf, der die wissenschaftliche Entwicklung erkennen läßt, zwei Referenzen und, falls gegeben, einer Publikationsliste.

Die Bewerbung ist jederzeit möglich.

Die Mitarbeiter dieses Bandes

Dr. *Andrea Albrecht*, University of California, German Department, Berkeley, CA 94720-3243, USA

Prof. Dr. *Peter-André Alt*, Freie Universität Berlin, Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

Dieter Althaus, Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt

Siegfried Arlt, Hüttenberg 13, 09120 Chemnitz

Dr. *René Jacques Baerlocher*, C.-F.-Meyer-Straße 32, 4059 Basel, Schweiz

Dr. *Matthew Bell*, King's College London, Dept. of German, Strand, London WC2R 2LS, Großbritannien

Prof. Dr. *Andreas Beyer*, Universität Basel, Kunsthistorisches Seminar, Im Laurenz-Bau, St. Alban-Graben 8, Postfach, 4010 Basel, Schweiz

Prof. Dr. *Lutz Bieg*, Universität zu Köln, Ostasiatisches Seminar, Moderne China-Studien, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln

Volkmar Birkholz, Goethestraße 2, 99096 Erfurt

Dr. *Helga Bonitz*, Heinrich-Beck-Straße 47, 09112 Chemnitz

Prof. Dr. *Dieter Borchmeyer*, Osterwaldstraße 53, 80805 München

Prof. Dr. *Anke Bosse*, Universität Namur, Abteilung für Germanistik, Rue de Bruxelles 61, 5000 Namur, Belgien

Dr. *Klaus Disselbeck*, Burrberg 31, 74538 Rosengarten-Tullau

Prof. Dr. *Sabine Doering*, Universität Oldenburg, Fakultät III – Sprach- und Kulturwissenschaften, Institut für Germanistik, 26111 Oldenburg

Dr. *Gesa von Essen*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.

Prof. Dr. *Werner Frick*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.

Dr. *Volkhardt Germer*, Oberbürgermeister der Stadt Weimar, Markt 1, 99421 Weimar

Dr. habil. *Jochen Golz*, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar

PD Dr. *Katharina Grätz*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.

Prof. Dr. *Günter Häntzschel*, Von-Erckert-Straße 40, 81827 München

Peter-Henning Haischer, Marienstraße 16, 99423 Weimar

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. *Volkmar Hansen*, Goethe-Museum Düsseldorf, Anton- und Katharina-Kippenberg-Stiftung, Schloß Jägerhof, Jacobistraße 2, 40211 Düsseldorf

Dr. *Dorothee von Hellermann*, Latourlaan 23, 6213 GG Maastricht, Niederlande

Dr. *Silke Henke*, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar

Christine Hermann, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.

Dr. *Heide Hollmer*, Hansasträße 9, 24118 Kiel

- Prof. Dr. Dr. *Günter Jerouschek*, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Rechtswissenschaftliche Fakultät, Postfach, 07737 Jena
- PD Dr. *Benedikt Jeßing*, Ruhr-Universität Bochum, Germanistisches Institut, 44780 Bochum
- Prof. Dr. Dr. h.c. *Werner Keller*, Friedrich-Schmidt-Straße 54, 50933 Köln
- Prof. Dr. *Dorothee Kimmich*, Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Neuphilologische Fakultät, Deutsches Seminar, Wilhelmstraße 50, 72074 Tübingen
- Johannes Kippenberg*, Maisinger Weg 15 a, 82319 Starnberg-Söcking
- Prof. Dr. Dr. h.c. *Helmut Koopmann*, Universität Augsburg, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, 86159 Augsburg
- Prof. Dr. *Gerhard Lauer*, Georg-August-Universität Göttingen, Philosophische Fakultät, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, 37073 Göttingen
- Prof. Dr. *Martina Lauster*, University of Exeter, Department of German, Queen's Building, The Queen's Drive, Exeter, EX4 4QH, Großbritannien
- Prof. Dr. *Fred Lönker*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
- Prof. Dr. *Irmela von der Lühe*, Freie Universität Berlin, Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin
- Prof. Dr. *Waltraud Maierhofer*, The University of Iowa, Department of German, 528 Phillips Hall, Iowa City, Iowa 52242-1323, USA
- Prof. Dr. *Dieter Martin*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
- Prof. Dr. *Mathias Mayer*, Universität Augsburg, Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Universitätsstraße 2, 86135 Augsburg
- Dr. *Gerhard Müller*, In der Doberau 11, 07749 Jena
- Prof. Dr. *Jutta Müller-Tamm*, Freie Universität Berlin, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin
- Dr. *Julia M. Nauhaus*, Städtisches Museum Braunschweig, Postfach 3309, 38023 Braunschweig
- HD Dr. *Barbara Neymeyr*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
- Dr. *Petra Oberhauser*, Goethe-Gesellschaft in Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
- Prof. Dr. *Norbert Oellers*, Rüngsdorfer Straße 11, 53173 Bonn
- Prof. Dr. *Thomas Pittrof*, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, 85072 Eichstätt
- Prof. *Terence James Reed*, The Queen's College, Oxford, OX1 4AW, Großbritannien
- Dr. *Elke Richter*, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
- Prof. Dr. *Rüdiger Safranski*, Keferstraße 3, 80802 München
- Prof. Dr. *Günter Saße*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.

- Prof. Dr. *Gerhard Sauder*, Universität des Saarlandes, Fachrichtung 4.1 – Germanistik, Postfach 151150, 66041 Saarbrücken
- Prof. Dr. *Hans-Jürgen Schings*, Geraer Straße 16, 12209 Berlin
- Prof. Dr. *Jochen Schmidt*, Burgunder Straße 28, 79104 Freiburg i. Br.
- Prof. Dr. *Franziska Schößler*, Universität Trier, Fachbereich II – Germanistik, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, 54286 Trier
- Prof. Dr. *Rüdiger Scholz*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
- Dr. *Siegfried Seifert*, Abraham-Lincoln-Straße 10, 99423 Weimar
- Prof. Dr. *Lesley Sharpe*, University of Exeter, Department of German, Queen's Building, Queen's Drive, Exeter, EX4 4QH, Großbritannien
- Dr. *Rüdiger Singer*, Gotenstraße 14, 10829 Berlin
- Prof. Dr. Dr. h. c. *Hartmut Steinecke*, Universität Paderborn, Institut für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft, Warburger Straße 100, 33098 Paderborn
- Dr. *Judith Steiniger*, Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Melanchthon-Forschungsstelle, Heiligegeiststraße 15, 69117 Heidelberg
- Ekkehard Taubner*, Falkensteiner Straße 6, 08239 Bergen
- Dr. *Rose Unterberger*, Denzenbergstraße 43, 72074 Tübingen
- Dr. *Thorsten Valk*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
- Holger Vietor*, Hopfweg 47, 75378 Bad Liebenzell
- Prof. Dr. *Gerhard Wagenitz*, Ewaldstraße 73, 37075 Göttingen
- Dr. *Thomas Weidner*, Münchner Stadtmuseum, St.-Jakobs-Platz 1, 80331 München
- Dr. *Edith Zehm*, Gernholzweg 9, 82205 Gilching
- Prof. Dr. *Bernhard Zimmermann*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Klassische Philologie, Werthmannplatz 3, 79078 Freiburg i. Br.

GOETHE-BIBLIOGRAPHIE 2004

Bearbeitet von SIEGFRIED SEIFERT

auf der Grundlage der in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zu Weimar
von WOLFRAM WOJTECKI
erstellten »Internationalen Bibliographie zur deutschen Klassik«

Diese Bibliographie erfaßt die Goethe-Literatur des Berichtsjahres 2004 und Nachträge aus dem Jahr 2003. Erneut war aus einer Fülle von Publikationen eine Auswahl des wissenschaftlich und rezeptionsgeschichtlich Wesentlichen zu treffen. Auf Zeitungsartikel und Rezensionen mußte aus Platzgründen verzichtet werden; die Rezensionen werden jedoch in der »Internationalen Bibliographie zur deutschen Klassik« (Saur-Verlag München, zuletzt Folge 50. 2003) nachgewiesen.

Die bibliographischen Aufnahmen entsprechen den Regeln für die alphabetische Katalogisierung (RAK). Das Register enthält die Namen von Autoren, Übersetzern und Illustratoren. Redaktionsschluß für diese Folge war der 31. Oktober 2005.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Dr. Wolfram Wojtecki, dem neuen Bearbeiter der »Internationalen Bibliographie zur deutschen Klassik«, für seine generelle Unterstützung und manche freundliche persönliche Hilfe. Besonderer Dank gebührt auch Frau Brigitte Becker-Ebenau, ebenfalls von der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, für ihre unentbehrliche programmtechnische Unterstützung.

Der Dank gilt weiterhin all jenen, die durch Hinweise und eingesandte Belegexemplare unsere Arbeit unterstützt haben. In diesem Zusammenhang möchte ich vor allem den Verlagen J. B. Metzler (Stuttgart und Weimar) und H. Böhlaus Nachfolger (Weimar) für großzügige Unterstützung danken. Die Herausgeber Goethescher Texte und die Autoren von Publikationen über Goethe werden gebeten, durch Belegexemplare und Informationen diese bibliographische Übersicht, die auch im kommenden Jahr fortgesetzt werden wird, zu unterstützen.

Siegfried Seifert

Gliederung

I. Primärliteratur

1. Werkausgaben
2. Teilausgaben
3. Briefausgaben und Briefwechsel
4. Einzelausgaben

II. Sekundärliteratur

1. Allgemeines. Gesamtdarstellungen zum Leben und Werk. Bibliographien
2. Biographisches. Beziehungen zu Zeitgenossen
3. Weltanschauung. Dichterisches und wissenschaftliches Schaffen
4. Zu einzelnen Werken
5. Wirkungs- und Forschungsgeschichte. – Text- und Buchgeschichte. – Gesellschaften und Jahrbücher. – Gedenkstätten, Sammlungen und Ausstellungen

I. Primärliteratur

1. Werkausgaben

[Keine Veröffentlichungen]

2. Teilausgaben

- 1 Mit Goethe durch das Jahr : e. Kalender für das Jahr ... – Düsseldorf ; Zürich : Artemis & Winkler ; Patmos-Verl.
2004 / Ausw., Anm. u. Quellenverz. von Effi *Biedrzyński*. – 2003. – 144 S. : Ill.
Die 56. Folge des Goethekalenders steht unter dem Thema »Liebe hat viele Formen, Eros tausenderlei Masken. Goethe im Umgang mit Frauen«.
2005 / hrsg. von Jochen *Klauß*. – 2004. – 143 S. : Ill.
Die 57. Folge des Goethekalenders steht unter dem Thema »Goethe und Schiller in Weimar und Jena«.
- 2 Kleine Philosophie des Glücks / hrsg. von Klaus *Seehafer*. – Berlin : Aufbau-Verl., 2004. – 160 S.
Zitatensammlung.
- 3 Diesseits und jenseits von Arkadien : Goethe u. Grass als Landschaftszeichner ; [Ausstellung] ; Günter-Grass-Haus, Forum für Literatur und Bildende Kunst, 3. April bis 31. Mai 2004 ; Goethe-Nationalmuseum, 26. August bis 30. September 2004 / hrsg. für das Günter-Grass-Haus, Forum für Literatur und Bildende Kunst/Kulturstiftung Hansestadt Lübeck von Kai *Artinger*. Veranst.: Kulturstiftung Hansestadt Lübeck ... – Göttingen : Steidl, 2004. – 133 S. : überw. Ill.
Vgl. hierzu auch: *Artinger*, Kai: Diesseits und jenseits von Arkadien : Goethe u. Grass als Landschaftszeichner ; Ausstellung im Günter-Grass-Haus Lübeck u. im Goethe-Nationalmuseum Weimar. – In: Kulturberichte / Arbeitskreis selbständiger Kultur-Institute. [Jg.] 2004. Bonn 2004. H. 1, S. 8-9 : Ill.
- 4 Tagebücher : histor.-krit. Ausg. / im Auftr. der Stiftung Weimarer Klassik u. Kunstsammlungen hrsg. von Jochen *Golz* unter Mitarb. von ... Bd. III. 1801 – 1808 / hrsg. von Andreas *Döhler*. – Stuttgart ; Weimar : Metzler, 2004.
Bd. III,1. Text. – 514 S. : 22 Faks. – Bd. III,2 Kommentar. – S. 520-1548 : 2 Faks.
Der Bd. III,2 enthält auch die »Editionsgrundsätze« (S. 519-522), ein »Verzeichnis der abgekürzten Wörter, Kurzbegriffe und Abkürzungszeichen Goethes« (S. 531-540) sowie folgende Register: Gesamtregister [Personennamen, bibl. u. mytholog. Namen, Anonyma, Periodica; Orte u.a. geograph. Namen], S. 1273-1528. – Register der Werke Goethes, S. 1529-1542.
- 5 Die Schriften zur Naturwissenschaft / im Auftr. der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina begr. von K. Lothar *Wolf* u. Wilhelm *Troll*. Hrsg. von Dorothea *Kuhn* u. Wolf von *Engelhardt*. Abt. 2: Ergänzungen u. Erläuterungen. Bd. 10. Zur Morphologie. Teil B: Von 1825 bis 1832. Teil 1. 2. – Weimar : H. Böhlau Nachf., 2004.
Abt. 2, Bd. 10, Teil B. Teil 1. Materialien und Zeugnisse / bearb. von Dorothea *Kuhn*. – XXXIII, 763 S. : Ill., graph. Darst. – T. 2. Überlieferung, Erläuterungen, Anmerkungen, Register / bearb. von Dorothea *Kuhn*. – S. 766-1267, [8] Bl. : Ill.
Im Teil 2 folgende Register: Verzeichnis der in den Bd. II/9 und II/10 erläuterten Werke und Aufsätze Goethes. – Namenregister zu den Bd. II/10A sowie II/10B/1.2.

3. Briefausgaben und Briefwechsel

- 6 Christian August Vulpius : e. Korrespondenz zur Kulturgeschichte der Goethezeit / hrsg. von Andreas Meier. Bd. 1. 2. – Berlin ; New York : de Gruyter, 2003. – (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte ; 28/1.2)
Bd. 1. Briefftexte. – CLXXXVII, 498 S. : Ill. – Bd. 2. Kommentar. – 708 S. : Ill.
Mit Erstveröffentlichung oder Wiederabdruck von 68 Briefen Goethes an Vulpius zwischen 1799 und 1825 sowie von 257 Briefen Vulpius' an Goethe zwischen 1793 und 1825 sowie zahlreicher amtl. Schreiben an und von Vulpius zwischen 1798 und 1824, s. hierzu die ausführlichen Register im Bd. 2.
- 7 Leuschner, Ulrike: Ein unbekannter Brief Goethes an Johann Heinrich Merck. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 260-267.
Mit Erstveröffentlichung des Briefes vom 20. 4. 1785 nach der Hs. in der Autographensammlung Ferrajoli, Biblioteca Apostolica Vaticana, Rom.
- 8 Marchi, Gian Paolo: Una lettera di Goethe a Gian Giacomo Dionisi sui fossili di Bolca. – In: Belfagor. Anno 59. Firenze 2004. No. 3, S. 275-300.
Mit Erstveröffentl. des Briefes, Weimar 30. 3. 1783, nach der Hs. in der Autografoteca Veronese, Collocazione Carteggi. – Mit photograph. Wiedergabe der Hs.
- 9 Richter, Elke: Unbekannte Briefe Goethes an Julius Adolph Völkel. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 268-275.
Mit Erstveröffentlichung der Briefe vom 10. 5. 1814, 4. 3. 1818, 19. 5. 1818, 23. 12. 1818, 5. 1. 1829 u. 4. 1. 1830.
Nach den Hss. im Goethe-Museum Düsseldorf, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung. Die kommentierte Erstveröffentlichung entstand im Zusammenhang mit der in Vorbereitung befindlichen historisch-kritischen Ausgabe der Briefe Goethes.

4. Einzelausgaben

- 10 »Wenn mit jugendlichen Scharen ...« [»An den Grafen Kaspar Sternberg«] : Gedicht ; hs. Niederschrift für Kaspar Maria Graf Sternberg (1827) ; [Faks. u. Transkription des Textes nach der Hs. aus dem Privatbesitz des Grafen Zdenko Sternberg.] – 1 Bl. gef. – Münster, 2004. – (Beilage zum Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Bd. 104/105. 2000/2001) – (Goethe und Österreich : Faksimile-Addendum zum Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft ; Folge 1)
- 11 Das Furka-Abenteuer : Goethes Reise durch die Schweiz 1779 : von Martigny bis zum Gotthard [Briefe aus der Schweiz, 2. Abteilung] / eingef. u. eingerichtet von Margrit Wyder. Mit e. Nachw. von Adolf Muschg. Hrsg. von: Goethe-Gesellschaft Schweiz; Sektion Rhein-Main des Vereins Furka-Bergstrecke. – Einsiedeln : ea Druck + Verlag AG, 2004. – 48 S. : Ill.
- 12 Dichtung und Wahrheit : mit zeitgenöss. Ill. / ausgew. von Jörn Göres. – [Nachdr.] – Frankfurt a.M. ; Leipzig : Insel-Verl., [2004]. – 947 S. : Ill. – (Insel-Taschenbuch ; 150)
- 13 Faust 1 [: der Tragödie erster Teil] / Sprecher: Gustaf Gründgens ; Will Quadflieg [u.a.] – Berlin : Universal-Vertrieb, 2004. – 2 CDs. (Gesamtlaufzeit ca. 130 Min.)
- 14 Faust : der Tragödie erster Teil ; Aufnahme von 1954, in der Gründgens-Inszenierung des Düsseldorfer Schauspielhauses / Konzeption u. Edition: Peter Geyer u. Florian Fickel. T. 1. 2. – [Butjadingen-Stollhamm] : Die Audiothek, 2004. – 1 CD [72 Min.] + Beibl. ; 1 CD [76 Min.] + Beibl.
- 15 Faust 2 [: der Tragödie zweiter Teil] / Sprecher: Gustaf Gründgens; Will Quadflieg [u.a.] – Berlin : Universal-Vertrieb, 2004. – 2 CDs. (Gesamtlaufzeit ca. 143 Min.)
- 16 Faust : der Tragödie zweiter Teil ; Aufnahme von 1959, in der Gründgens-Inszenierung des Deutschen Schauspielhauses Hamburg / Konzeption u. Edition: Peter Geyer u.

- Florian *Fickel*. T. 1. 2. – [Butjadingen-Stollhamm] : Die Audiothek, 2004. – 1 CD [71 Min.] + Beibl. ; 1 CD [65 Min.] + Beibl.
- 17 Faust : der Tragödie erster u. zweiter Teil / hrsg. u. mit e. Nachw. vers. von Jörn Göres. – [Nachdr.] – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., [2004]. – 609 S. – (Insel-Taschenbuch ; 2283)
 - 18 Fausto : uma tragédia ; primeira parte [Faust : der Tragödie erster Teil, dt. u. portugies.] / Ill. de Eugène *Delacroix*. Trad. do original alemão de Jenny *Klabin Segall*. Apresent., comm. e notas de Marcus *Vinicius Mazzari*. – Edição bilingue. – São Paulo : Ed. 34, 2004. – 551 S. : Ill.
 - 19 Faust : part one [Der Tragödie erster Teil, engl.] / transl. by Philip *Wayne*. – London : Penguin, 2004. – 197 S. – (Penguin classics)
 - 20 Faust : part one and part two [Der Tragödie erster u. zweiter Teil, engl.] / a new translation by Carl R. *Mueller*. – Hanover : Smith & Kraus, 2004. – XII, 482 S. – (Great translations series)
 - 21 Faust : Prolog na teatre [Faust : der Tragödie erster Teil, Ausz.; russ.] / per. Nikolaja *Abueva*. Publikacija i predisl. Natal'i [I.] *Lopatinoj*. – In: Getevskie čtenija = Goethe-Studien / pod redakc. S[ergeja] V[asil'eviča] *Turaeva*. – Moskva, 2003. – S. 129-136. Faust I : Vorspiel auf dem Theater, russ.
 - 22 Große Goethe-Interpreten / [Gedichte] gesprochen von Ernst *Ginsberg*, Will *Quadflieg* [u. a.] – Berlin : Universal Music, 2004. – 1 CD : digital, ADD – (Eloquence) (Deutsche Grammophon : Literatur)
 - 23 Wie herrlich leuchtet mir die Natur : Gedichte / gelesen von Doris *Wolters* u. Peter *Matic*. – Berlin : Universal-Vertrieb, 2004. – 1 CD (Laufzeit 75 Min.)
 - 24 Goethes Gedichte in zeitlicher Folge / hrsg. von Heinz *Nicolai*. – 13. Aufl. der Sonderausg. zum 150. Todestag. – Frankfurt a. M. : Insel-Verl., 2004. – 1256 S.
 - 25 Edelsteine für die Seele : ausgew. Gedichte / hrsg. von Wolfgang *Böhm*. – Göttingen : Auretim-Verl., 2004. – 61 S.
 - 26 Getretner Quark ... wird breit nicht stark : Kinder schreiben u. malen lustige Verse u. starke Sprüche von J. W. *Goethe* / hrsg. von Sybille *Ekrut* u. Barbara *Püschel*. Ill. von den Kindern aus den Hamburger Schulen Bahrenfelder Straße u. Arnkielstraße. – Hamburg ; Wien : Europa-Verl., 2004. – [48] S. : überw. Ill.
 - 27 [Sieben] Gedichte [georg.] / ins Georg. übers. von Natela *Chuzischwili*. – In: *Bakanidse*, Nino: Goethe und die Esoterik. [In georg. Sprache mit dt. Zsfassung.] – Tbilissi, 2004. – [Anhang], S. 123-137.
 - 28 Cikl stichotvorenij »Rejn i Majn« [Gedichte, russ.] / per. i. komment. Petra *Abramova*. – In: Getevskie čtenija = Goethe-Studien / pod redakc. S[ergeja] V[asil'eviča] *Turaeva*. – Moskva, 2003. – S. 137-144. Russ. Übersetzung von 15 Gedichten des Zyklus »Rhein und Main«.
 - 29 Iphigenie auf Tauris : e. Schauspiel ; mit Materialien / ausgew. von Bernhard *Nagl*. – Leipzig [u. a.] : Klett-Schulbuchverl. Leipzig, 2004. – 126 S. : Ill. – (Editionen mit Materialien) (Editionen für den Literaturunterricht)
 - 30 Die Leiden des jungen Werthers : sämtl. Dichtungen / mit e. Nachw. von Dieter *Borchmeyer*. Kommentar von Peter *Huber*. – Düsseldorf [u. a.] : Artemis und Winkler, 2004. – 382 S. – (Winkler Weltliteratur : Blaue Reihe)
 - 31 Die Leiden des jungen Werther : gekürzte Lesung / gelesen von Michael *Maertens*. Bearb. u. Regie: Laura *Olivi*. – München : Der Hörverl., 2004. – 2 CDs. : stereo.
 - 32 The sorrows of young Werther [Die Leiden des jungen Werther, engl.] / a new transl., with an introd. by Burton *Pike*. – New York : Modern Library, 2004. – XIII, 149 S.
 - 33 Stradanija molodogo Vertera [Die Leiden des jungen Werther, russ.] / per. Poël' *Karp*. – St.-Peterburg : SMIO Press, 2004. – 109 S.
 - 34 Das Märchen. Die Geheimnisse / mit 14 Gemälden von Ruth Maria *Kubitschek*, mit e. Interpretation des »Märchens« von Konrad *Dietzfelbinger* u. e. Aufsatz *Goethes* über

- die »Geheimnisse«. – Königsdorf, Oberbayern : Königsdorfer Verl., 2004. – 222 S. : 14 Ill. (farb.)
- 35 Meeres Stille und Glückliche Fahrt / Bilder von Peter *Schössow*. – [Nachdr.] – München ; Wien : Hanser, 2004. – [16] Bl. : überw. Ill.
- 36 Novelle / Regie: Heike *Tauch*. Sprecher: Joachim *Schönfeld*. – Berlin : Argon-Verl., 2004. – 1 CD : stereo – (Argon-Hörbuch)
- 37 Reineke Fuchs / mit Aquarellen von Johann Heinrich Wilhelm *Tischbein*. Hrsg. von Hermann *Mildenberger*. – Frankfurt a.M. : Insel-Verl., 2004. – 196 S. : Ill. In Schubert. – Mit e. Aufsatz »Tischbein, Goethe und Reineke Fuchs« von Hermann *Mildenberger*, S. 7-37.
- 38 Putešestvie synovej Megaprazona : (fragmenty) [Reise der Söhne Megaprazons, russ.] / per. [i predisl.] Eleny *Volginoj*. – In: Getevskie čtenija = Goethe-Studien / pod redakc. S[ergeja] V[asil'eviča] *Turaeva*. – Moskva, 2003. – S. 111-128.
- 39 Torquato Tasso / Sprecher: Gustaf *Gründgens* [u.a.] – Berlin : Universal-Vertrieb, 2004. – 2 CDs.
- 40 Torquato Tasso : e. Produktion des Bayerischen Rundfunks vom 23. 10. 1950 / Konzeption u. Edition: Peter *Geyer* u. Florian *Fickel*. [Interpreten:] Gustaf *Gründgens* [u.a.] – [Butjadingen-Stollhamm] : Die Audiothek, 2004. – 1 CD [57 Min.] + Beibl.
- 41 West-östlicher Divan / Vorw. u. Erl. von Max *Rychner*. – Die Wahlverwandtschaften : Roman / Nachw. von Peter von *Matt*. – Zürich : Manesse-Verl., 2004. – XLVII, 599, 406 S.
- 42 West-östlicher Divan [neupersisch] / transl. to Farsi by Mahmoud *Hadadi*. – Teheran : Baztab-Negar Publ. House, 2004. – 468 S.
- 43 Zapadno-vostočnyj divan [West-östlicher Divan, russ.] / per. s nem. V[i]l'gel'ma Veniaminoviča] *Levika*. [Predisl.:] Galina [V.] *Jakuševa*. – Moskva : Ast-Press Kniga, 2004. – 429 S. : Ill.
- 44 Zapadno-istočni divan. Cherman i Doroteja [West-östlicher Divan. Hermann und Dorothea, serb.] / preveo s nem. Branimir *Živojinović*. – Sremski Karlovci [u.a.] : Izd. Knjižarnica Zorana Stojanovića [u.a.], 2004. – 386 S. – (Izabrana dela J. V. Getea [Ausgewählte Werke / Goethe] ; Knj. 1/2)
- 45 The man of fifty [Wilhelm Meisters Wanderjahre, Ausz., engl.] / transl. by Andrew *Piper*. Foreword by A. S. *Byatt*. – London : Hesperus, 2004. – XVIII, 70 S. – (Hesperus classics)
Übersetzung der Novelle »Der Mann von funfzig Jahren« aus dem zweiten Buch, 3. Kapitel der »Wanderjahre«.
- 46 Der Zauberlehrling / mit Bildern von Karin *Schliebe*. – München : Ars-Ed., 2004. – [28] S. : überw. Ill.
- 47 Smyslove-morální účinek barev [Zur Farbenlehre, Ausz., tschech.] / přel., předml. a poznámkami opatř. Jan *Dostal*. – Hranice : Fabula, 2004. – 111 S. : Ill.

II. Sekundärliteratur

1. Allgemeines. Gesamtdarstellungen zum Leben und Werk. Bibliographien

- 48 *Bent*, M[ark] I.: Progulki po Vejmaru [Spaziergänge durch Weimar]. – In: Gete : ličnost' i kul'tura / [Hrsg.:] Institut mirovoj literatury im. A. M. Gor'kogo. Pod redakc. I[riny] N. *Lagutinoj*. – Moskva, 2004. – S. 6-19.
- 49 *Bolewski*, Jacek: Głębia Goethego. – Warszawa : Biblioteka Więzi, 2004. – 172 S. – (Biblioteka więzi ; 166) [Goethes Tiefe.]

- 50 Boyle, Nicholas: Goethe : der Dichter in seiner Zeit [Goethe : the poet and the age, dt.] / aus dem Engl. übers. von Holger *Fliessbach*. Bd. 1. 2. – Frankfurt a.M. : Insel Verl., 2004.
Bd. 1. 1749-1790 [The poetry of desire : 1749-1790, dt.] – 884 S. : Ill. – (Insel-Taschenbuch ; 3025)
Bd. 2. 1790-1803 [Revolution and renunciation : 1790-1803, dt.] – 1114 S. : Ill. – (Insel-Taschenbuch ; 3050)
- 51 Canetti, Elias: Ich lese, als wäre es zum ersten Male ... : Goethe [Wiederabdr.] – In: E. Canetti: Über die Dichter / mit e. Nachw. von Peter von Matt. – München [u.a.], 2004. – S. 68-70.
- 52 Goethe-Wörterbuch / hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen u. der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. – Bd. 4, Lfg. 8-12. – Stuttgart : Kohlhammer, 2003-2004.
Bd. 4, Lfg. 8-10. heranrücken – hinzutreten. – 2003. – Sp. 897-1280. – Bd. 4, Lfg. 11-12. Hinzutritt – inhaftieren. – 2004. – Sp. 1281-1534; [18 S.]
- 53 Lautenbach, Ernst: Lexikon Goethe-Zitate : Auslese für das 21. Jh. ; aus Werk u. Leben. – München : Iudicium, 2004. – 1246 S.
- 54 Merseburger, Peter: Mythos Weimar : zwischen Geist u. Macht. – 3. Aufl. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2004. – 430 S. : Ill. – (dtv ; 30787)
Polit. Kulturgeschichte Weimars; mit zahlr. Bemerkungen zu Goethes Leben u. Wirken in u. für Weimar.
- 55 Metzler-Goethe-Lexikon : Personen – Sachen – Begriffe / hrsg. von Benedikt Jeßing, Bernd Lutz u. Inge Wild. Red.: Sabine Matthes. – 2., verb. Aufl. – Stuttgart ; Weimar: Metzler, 2004. – 514 S. : Ill.
- 56 Seifert, Siegfried: Goethe-Bibliographie 2003 / bearb. auf der Grundlage der in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek von Wolfram Wojtecki u. Heidi Zeilinger erstellten »Internationalen Bibliographie zur deutschen Klassik«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 473-518.
- 57 Unseld, Siegfried: »Und jeder Schritt ist Unermesslichkeit« : Gedanken über Goethe / zsgest. von Hans-Joachim Simm. Mit e. Geleitw. von Adolf Muschg. – Frankfurt a.M. ; Leipzig : Insel-Verl., 2003. – 121 S. : Ill. – (Insel-Bücherei ; 1244)
Auszüge aus Arbeiten S. Unselds über Goethe (»Goethe und seine Verleger«, »Goethe und der Ginkgo« u.a.).

2. Biographisches. Beziehungen zu Zeitgenossen

- 58 Allenstein, Ruth: Hatte Goethe Humor? – In: Der Literat : Zeitschr. für Literatur u. Kunst. Das Fachorgan für Schriftsteller, Übersetzer, Kritiker, Publizisten u. Kulturschaffende. Jg. 46. Berlin 2004. Nr. 7/8, S. 14-15.
- 59 Anisimova, Aleksandra: Gete i Lenc [Goethe und Lenz]. – In: Getevskie čtenija = Goethe-Studien / pod red. [Sergeja] V[asil'eviča] Turaeva. – Moskva, 2003. – S. 98-108.
- 60 Aurnhammer, Achim ; Huber, Konrad: Dialogizität im Vorfeld der »Welt-Literatur« : Johann Wolfgang von Goethes Eintrag im Studentenstammbuch seines Sohnes August (1808). – In: Fenster zur Welt : Deutsch als Fremdsprachenphilologie ; Festschrift für Friedrich Strack zum 65. Geburtstag von Freunden u. Kollegen / hrsg. von Hans-Günther Schwarz [u.a.] – München, 2004. – S. 92-113 : Ill. – (Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie ; 1)
- 61 Bedürftig, Friedemann: Die lieblichste der lieblichsten Gestalten : Ulrike von Levetzow u. Goethe. – [Berlin] : Kindler, 2004. – 250 S.
- 62 Berthold, Sybille: »Mir geht's mit Goethen wunderbar« : Charlotte von Stein u. Goethe – die Geschichte e. Liebe. – 3. Aufl., Sonderproduktion. – München : Langen Müller, 2004. – 299 S. : Ill.

- 63 *Biedrzyński*, Effi: Geliebtes unbegreifliches Wesen : Cornelia Friederike Christiane Schlosser, geb. Goethe (7.12.1750 – 8.6.1777). – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V. H. 7. Weimar 2004. S. 144-162 : Ill.
- 64 *Braun*, Peter: Corona Schröter : Goethes heimliche Liebe ; Biographie. – Düsseldorf [u. a.] : Artemis & Winkler, 2004. – 179 S. : Ill., Notenbeisp.
- 65 *Briefe an Goethe* : Gesamtausg. in Regestform / hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik u. Kunstsammlungen, Goethe- und Schiller-Archiv. Bd. 7. – Weimar : H. Böhlaus Nachf., 2004.
Bd. 7. 1816-1817 / bearb. von Manfred Koltes, Ulrike Bischof u. Sabine Schäfer. T. 1. Regesten. – 513 S. ; 10 Faks. – T. 2. Register. – 281 S.
Der T. 1 enthält auch die »Grundsätze der Regestausage« (S. 7-15). – Der T. 2 enthält: Personenregister; Register der Entstehungsorte der Briefe; Goethe-Werkregister; Allgemeines Werkregister.
- 66 *Briese*, Olaf: Wieder einmal das letzte Wort gehabt : Nachrichten von Goethes Sterbestunde. – In: Goethe im Vormärz / hrsg. von Detlev Kopp u. Hans-Martin Kruckis. – Bielefeld, 2004. – S. 19-48. – (FVF : Forum Vormärz Forschung ; Jahrbuch; Jg. 9. 2003)
- 67 *Bromm-Krieger*, Silke: Ulrike von Pogwisch, Priörin im St.-Johannis-Kloster. – In: S. Bromm-Krieger: Schleswigs vergessene Töchter : e. Spurensuche. – Heide, 2004. – S. 15-20 : Ill.
Darin auch über Goethes Beziehungen zu U. von Pogwisch (1798 oder 1804-1875), jüngere Schwester von Ottilie v. Goethe, geb. v. Pogwisch.
- 68 *Butzlaff*, Wolfgang: »Ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein« : Goethe. – In: W. Butzlaff: »Wir selber haben jahrelang gewartet« : Verlobte in der Literatur u. im Leben. – Hildesheim [u. a.], 2004. – S. 15-55.
Zum Thema Verlobung in Goethes Leben u. Werken.
- 69 *Christian August Vulpius* : e. Korrespondenz zur Kulturgeschichte der Goethezeit / hrsg. von Andreas Meier. Bd. 1. 2. – Berlin ; New York : de Gruyter, 2003. – (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte ; 28/1.2)
Bd. 1. Brieftexte. – CLXXXVII, 498 S. : Ill. – Bd. 2. Kommentar. – 708 S. : Ill.
Mit Erstveröffentlichung oder Wiederabdruck von 68 Briefen Goethes an Vulpius zwischen 1799 und 1825 sowie von 257 Briefen Vulpius' an Goethe zwischen 1793 und 1825 sowie zahlreicher amtl. Schreiben an und von Vulpius zwischen 1798 und 1824, s. hierzu die ausführlichen Register im Bd. 2.
- 70 *Damm*, Sigrid: Christiane und Goethe : e. Recherche. – Frankfurt a.M. : Insel-Verl., 2004. – 540 S. : Ill. – (Insel-Taschenbuch ; 3009)
- 71 *Dilk*, Enrica Yvonne: Dresda – Milano : Eduard von Bülow e l'approdo dei »Promessi sposi« [di Alessandro Manzoni] in Europa ; con il testo della visita Manzoni e corrispondenza inedita. – Milano : Vienneperre ed., 2003. – 146 S. : Ill. – (Parabordi ; 29)
Darin auch vielfache Bemerkungen über Goethes Verhältnis zu A. Manzoni, s. »Goethe« im Personenregister, S. 149. – Mit Erstveröffentlichung zweier Briefe von Eduard von Bülow an Goethe vom 24.9. u. 19.11.1827 sowie eines Briefs von Daniel Leßmann an Goethe vom 10.9.1827 [über die Übersetzung des Trauerspiels »Adelchi« von A. Manzoni durch Adolf Friedrich Carl Streckfuß] nach den Hss. im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv, S. 136-141.
- 72 *Embach*, Michael: Rheinischer Adel und Deutsche Klassik : die Beziehungen der Dalbergbrüder zum »Weimarer Musenhof«. – In: Klassik-Rezeption : Auseinandersetzung mit e. Tradition ; Festschrift für Wolfgang Düsing / hrsg. von Peter Ensberg u. Jürgen Kost. – Würzburg, 2003. – S. 19-33.
- 73 *Fachmann*, Hans-Dieter: Goethe und das Forstwesen : aus seiner Dichtung, Forschung u. amtl. Tätigkeit. – Erfurt : Fachmann & Forstmann, 2004. – 168 S. : Ill.

- 74 *Gersdorff*, Dagmar von: Goethes erste große Liebe Lili Schönemann. – [Nachdr.] – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., 2004. – 109 S. : Ill. – (Insel-Bücherei ; 1229) Erstauf. 2002.
- 75 *Ghibellino*, Ettore: J. W. Goethe und Anna Amalia : e. verbotene Liebe. – 2., stark erw. Aufl. – Weimar : Denkena-Verl., 2004. – 368 S., [16] Bl. : Ill., Faks.
Es wird die These aufgestellt, daß Goethe ein Liebesverhältnis zur Herzogin Anna Amalia gehabt habe, das er durch die vorgetäuschte Beziehung zu Charlotte von Stein getarnt habe; mit fragwürdigen Beweisführungen.
- 76 *Goethe*, Katharina Elisabeth: Brief an den Sohn Johann Wolfgang von Goethe, 17. 11. 1786 : [Faks. u. Transkription des Textes nach der Hs. im Österreichischen Staatsarchiv Wien]. – [8] S. – Münster, 2004. – (Beilage zum Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Bd. 106/107. 2002/2003) – (Goethe und Österreich : Faksimile-Addendum zum Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft ; Folge 2)
Der Brief wurde von dem österreich. Spion Franz Eberle aus Goethes röm. Wohnung entwendet und befindet sich aus diesem Grund heute in Wien.
- 77 *Goethe in Bamberg* / Goethe-Gesellschaft Bamberg e. V. Red.: Jürgen Jung. – Bamberg : Goethe-Gesellschaft, 2004. – 58 S. : Ill. – (Jahresbericht / Goethe-Gesellschaft Bamberg e.V. ; 22/23. 2002/2003)
Darin u. a.: Stark, Michael: Goethe in Bamberg : e. Chronik in 2 Kapiteln, S. 7-8. – »Die Stadt liegt sehr angenehm und heiter ...« : Goethes Bamberg, S. 9-21 : Ill. – »... in Dichters Lande ...« : Bambergs Goethe, S. 22-35 : Ill.
- 78 *Goethes Weimar und die Französische Revolution* : Dokumente der Krisenjahre / hrsg. von W. Daniel Wilson. – Köln [u. a.] : Böhlau, 2004. – VI, 741 S. : Ill.
Darin: Einleitung, S. 1-75. – Dokumente 1792-1793, S. 77-696. – Anhang: Goethes Anteil an der »Actenmäßigen Nachricht über die seit dem 10^{ten} Junius 1792. auf der Akademie zu Jena vorgefallenen Unruhen« (s. a. Dokument Nr. 172).
- 79 *Greiner*, Bernhard: Echo-Rede und »Lesen« Ruths : die Begründung von Autorschaft in Bettine von Arnims Roman »Goethes Briefwechsel mit einem Kinde«. – In: B. Greiner: Beschneidung des Herzens : Konstellationen dt.-jüd. Literatur. – München, 2004. – S. 175-197.
- 80 *Hansen*, Volkmar: Alexander I., Franz I., Napoleon – drei Kaiser und Goethe. – In: Literatur als Erinnerung : Winfried Woesler zum 65. Geburtstag / hrsg. von Bodo Plachta. – Tübingen, 2004. – S. 153-163 : Ill.
- 81 *Heene*, Rainer: Goethe und Wilhelmine Herzlieb : e. psycholog.-biograph. Studie. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 223-237.
- 82 *Hellermann*, Dorothee von: Weimar und Erfurt im Oktober 1808 – beschrieben von Karl Morgenstern aus Dorpat : (T. 1.) – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 283-303.
- 83 *Herb*, Elfriede: E[ckermann] – Goethes Freund / Fotos von Klaus R. Herb. – [Nagold] : Verl. Buch + Bild, [2004]. – 249 S. : Ill.
- 84 *Herb*, Elfriede: E[ckermann] – Goethes Freund. – Ersch. in e. einmaligen nummerierten u. signierten Aufl. von 120 Ex. – [Nagold] : Verl. Buch + Bild, 2004. – 381 S. : Ill.
- 85 *Heske*, Henning: Goethes verwunschener Zustand. – In: H. Heske: Goethe und Grünbein : Aufsätze zur Literatur. – Bonn, 2004. – S. 13-24.
Über Goethes Verhältnis zu Anna Elisabeth Schönemann.
- 86 »In kleinen Staaten ersterben große Gedanken aus Mangel großer Leidenschaften« : Begegnungen mit Johannes von Müller ; ein Lesebuch / hrsg. von Stefan Howald in Zsarbeit mit Doris u. Peter Walser-Wilhelm. – Göttingen : Wallstein, 2003. – 544 S. : Ill.
Darin u. a. über die Beziehungen J. von Müllers zu Goethe, s. Personenregister, S. 539.
- 87 *Jirku*, Brigitte E.: »Die wahren Bekenntnisse« : Goethe versus Helene Unger. – In: Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa Siguan u. Jordi Jané. – Barcelona, 2003. – S. 67-81. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)

- Darin über das Goethe-Bild der Friederike Helene Unger (1751-1813) u. ihren Brief an Goethe vom 3. 5. 1796.
- 88 *Kelletat*, Andreas F.: »Zu höherer Tüchtigkeit gestählt« : Goethe u. Herder, Straßburg, Sept. 1770. – In: *Bespiegelungskunst : Begegnungen auf den Seitenwegen der Literaturgeschichte* / hrsg. von Georg *Braungart* [u. a.] – Tübingen, 2004. – S. 43-57.
 - 89 *Kemter*, Bernd: ... das Unerforschliche ruhig verehren : Goethe im Fichtelgebirge u. in Böhmen. – Jena : Verl. Neue Literatur, 2004. – 172 S.
Belletristische Darstellung.
 - 90 »*Das Kind in meinem Leib*« : Sittlichkeitsdelikte u. Kindsmord in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August ; e. Quellenedition 1777 – 1786 / hrsg. von Volker *Wahl*. Mit e. Nachw. von René Jacques *Baerlocher*. – Weimar : H. Böhlau Nachf., 2004. – XI, 516 S. : Ill. – (Veröffentlichungen aus thüringischen Staatsarchiven ; 10)
Mit zahlreichen Belegen für Goethes Beteiligung an den im Geheimen Consilium verhandelten Kriminalfällen. – Im Nachwort u. a. »Ausgewählte Zeugnisse zum Thema Goethe, Todesstrafe und Kindsmord«, S. 453-504.
Vgl. hierzu: *Jerouschek*, Günter: Skandal um Goethe? – In: *Goethe-Jahrbuch*. Bd. 121. Weimar 2004. S. 252-260. – Vgl. a. Nr. 95.
 - 91 *Klauß*, Jochen: Johann Heinrich Meyer – Freund und Orakel Goethes. – In: *Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V.* H. 7. Weimar 2004. S. 163-186 : Ill.
 - 92 *Klien*, Wolfgang: Er sprach viel und trank nicht wenig : Goethe – wie berühmte Zeitgenossen ihn erlebten / gelesen von Christoph *Lindert*. – München : Langen Müller, 2004. – 3 CDs (230 Min). – (Langen Müller Audio-Books)
 - 93 *Koopmann*, Helmut: Goethe und Frau von Stein : Geschichte e. Liebe. – Ungekürzte Ausg. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2004. – 282 S. : Ill. – (dtv ; 34082 : Sachbuch)
 - 94 *Kortmann*, Bernd-Dieter: LiteRadtour mit Goethe : mit dem Fahrrad auf den Spuren des Dichters in Oberitalien. – Bozen : Athesia, 2003. – 140 S. : Ill. – (Athesia-Taschenbuch ; 16)
 - 95 *Das kurze Leben der Johanna Catharina Höhn* : Kindesmorde u. Kindesmörderinnen im Weimar Carl Augusts u. Goethes ; die Akten zu den Fällen Johanna Catharina Höhn, Maria Sophia Rost und Margarethe Dorothea Altwein / hrsg. u. eingel. von Rüdiger *Scholz*. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 172 S. : Faks.
Vgl. hierzu: *Jerouschek*, Günter: Skandal um Goethe? – In: *Goethe-Jahrbuch*. Bd. 121. Weimar 2004. S. 252-260. – Vgl. a. Nr. 90.
 - 96 *Mannetstätter*, Antje: Diethelm Lavater II (1781-1846) : e. Zürcher Arzt-Apotheker im Spiegel seiner Korrespondenz. – Stuttgart : Wiss. Verlags-Ges. in Komm., 2004. – XVI, 364 S. : Ill. – (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie ; 82)
Zugl.: Marburg, Univ., Diss., 2002. – Darin auch vielfache Bemerkungen über Goethes Verhältnis zu Johann Caspar Lavater und zur Familie Lavater in Zürich, s. »Goethe« im Personenregister.
 - 97 *Meier*, Jörg: Im »böhmischen Zauberkreise« : Goethes Reisen nach Böhmen. – In: *Böhmen als ein kulturelles Zentrum deutscher Literatur* / hrsg. von Petra *Hörner*. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2004. – S. 109-117. – (Deutsche Literatur in Mittel- und Osteuropa ; 3)
 - 98 *Militz*, Hans-Manfred: Das Französische im weimarischen Stadtdialekt um 1800 : Christianes Briefe an Goethe. – In: *Romanistik in Geschichte und Gegenwart*. Bd. 10. Hamburg 2004. H. 1, S. 21-31.
 - 99 *Muschg*, Adolf: Von einem, der auszog, leben zu lernen : Goethes Reisen in die Schweiz. – Frankfurt a. M. : Suhrkamp, 2004. – 84 S. – (Bibliothek der Lebenskunst)
 - 100 *Pocher*, Dieter: Goethe und Mecklenburg. – In: »In Güstrow traf ich ...« : von Runge bis Barlach – Goethe u. Mecklenburg ; [Ausstellung], 9. 5. bis 27. 6. 2004, Graphik-

- kabinet der Ernst Barlach Stiftung / Geleitw.: Jochen Golz. Hrsg. von Volker Probst. – Güstrow, 2004. – S. 27-36 : Ill. – (Schriften der Ernst-Barlach-Stiftung : Reihe B ; 13)
- 101 *Rahmeyer*, Ruth: »Weimarische Zeitung« 1832. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V. H. 7. Weimar 2004. S. 248-268 : Ill.
Über die Berichte zu Goethes Tod u. Bestattung.
- 102 *Schmidt-Tollgreve*, Urs: Friedrich Boie und August von Goethe : e. Schüler- u. Studentenbekanntschaft zweier Dichtersöhne. – In: Nordelbingen. Jg. 73. Heide/ Holstein 2004. S. 55-64 : Ill.
- 103 *Schneider*, Frank: Goethe und Reichardt. – In: Intermedialität : Studien zur Wechselwirkung zwischen den Künsten ; Festschrift für Peter Andraschke zum 65. Geburtstag / Günter Schnitzler, Edelgard Spaude (Hg.) – Freiburg i. Br., 2004. – S. 207-218. – (Rombach Wissenschaften : Reihe Litterae ; 126)
- 104 *Schneider*, Joh. Nikolaus: Ins Ohr geschrieben : Lyrik als akust. Kunst zwischen 1750 u. 1800. – Göttingen : Wallstein, 2004. – 343 S. : Ill., Notenbeisp. – (Das achtzehnte Jahrhundert : Supplementa ; 9)
Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2000. – Darin u.a. im Abschnitt 3.2.2.: »Durch die höchste Sympathie der Freundschaft ganz in dein Feuer gesetzt« : Die Briefwechsel zwischen Voss u. Schulz sowie zwischen Goethe u. Zelter, S. 224-235.
- 105 *Schremmer*, Bernd: Caroline : Freudenschießen ; herrlicher Tag ; Roman. – Jena [u.a.] : Verl. Neue Literatur, 2004. – 127 S.
Über Caroline Riemer, geb. Ulrich (1798-1855).
- 106 *Schweizer*, Claudia: Johann Wolfgang von Goethe und Kaspar Maria von Sternberg : Naturforscher u. Gleichgesinnte. – Münster : Lit-Verl., 2004. – IX, 415, IX S. – (Schriften der Österreichischen Goethe-Gesellschaft, gegr. 1878 als Wiener Goethe-Verein ; 2)
Dass. [Ausz. u. d. T.] »[...] Ros' und Lilie soll erlangen / Den erhabnen Freund zu grüßen« : Kaspar Maria Graf von Sternberg u. der Weimarer Hof. – In: Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Bd. 106/107 (2002/2003). Münster 2004. S. 61-79.
- 107 *Selbstinszenierungen im klassischen Weimar* : Caroline Jagemann / hrsg. u. untersucht von Ruth B. Emde, kommentiert in Zsarb. mit Achim von Heygendorff. Bd. 1. 2. – Göttingen : Wallstein-Verl., 2004.
Bd. 1. Autobiographie, Kritiken, Huldigungen. – 463 S. : zahlr. Ill. – Bd. 2. Briefwechsel, Dokumente, Reflexionen. – S. 470-1039 : zahlr. Ill.
Darin umfangreiche Bemerkungen zur Geschichte des Weimarer Hoftheaters unter Goethes Leitung sowie über Goethes Verhältnis zu Caroline. Mit erster authent. Veröffentlichung der Autobiographie von Caroline v. Heygendorff/Jagemann u. von zahlr. weiteren biograph. Texten, zeitgenöss. Dokumenten u. Briefen, u.a. biograph. Chronik zu Caroline, Verzeichnis ihrer Rollen u. Auftritte sowie Ikonographie.
- 108 *Stašková*, Alice: Johann Wolfgang Goethe a Čecha = Johann Wolfgang Goethe und Böhmen. – Cheb : Krajské Muzeum, 2004. – 64 S. : zahlr. Ill. [In tschech. u. dt. Sprache.]
- 109 *Steiniger*, Judith: Goethes Lektüre der »Forcianae quaestiones« (1535) von Ortensio Lando. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 276-282.
- 110 *Stern*, Carola: »Alles, was ich von der Welt verlange« : das Leben der Johanna Schopenhauer. – Köln : Kiepenheuer & Witsch, 2003. – 318 S.
Darin vielfache Bemerkungen über Goethes Beziehungen zu J. Schopenhauer, s. Personenregister, S. 315.
- 111 *Valentin*, Jean-Marie: Goethe im Elsaß : Zentrum oder Peripherie? – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 82-96.

- 112 *Vizinczey*, Stephen: Das Genie als Speichellecker : über Johann Wolfgang von Goethe. – In: S. *Vizinczey*: Die zehn Gebote eines Schriftstellers : Essays zur Weltliteratur [Truth and lies in literature, dt.] / aus dem Engl. von Melanie Walz. – München, 2004. – S. 171-182.
- 113 *Weihnachten bei der Familie Goethe* / hrsg. von Gerd J. Grein. – Husum : Verl. der Nation, 2003. – 143 S. : Ill.
Kommentierte Collage zeitgenöss. u. a. Texte.
- 114 *Weissensteiner*, Friedrich: Die Frauen der Genies. – München : Piper, 2004. – 271 S. : Ill. – (Serie Piper ; 4096)
Darin u. a.: Haus- Küchen- und Bettschatz : Christiane Goethe-Vulpus, S. 53-94.
- 115 *Wolff*, Bernd: Im Labyrinth der Täler : Goethes zweite Harzreise ; Roman. – Dornach : Pforte, 2004. – 363 S. : Ill., Kt.

3. Weltanschauung. Dichterisches und wissenschaftliches Schaffen

- 116 *Abe*, Yoshinori: Literarische Texte und Wortstellung : zum dreigliedrigen Prädikat bei Lessing, Goethe u. Schiller. – In: Neue Beiträge zur Germanistik : japan. Ausg. der »Doitsu Bungaku«. [H.] 115 = Bd. 2, H. 5. Tōkyō 2003. S. 58-70. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassung.]
- 117 *Allers*, Hans-Hellmut: Erlaubt ist, was gefällt : der Dramatiker Goethe u. seine Beziehungen zum Berliner Theater. – Berlin : Berliner Wissenschafts-Verl., 2004. – 152 S. : Ill.
Darin u. a. eine Übersicht über Ur- u. Erstaufführungen von Dramen Goethes in Berlin bis 1832, S. 71-105.
- 118 *Das Allgemeine und das Einzelne – Johann Wolfgang von Goethe und Alexander von Humboldt im Gespräch* : Leopoldina-Meeting am 29. u. 30. Okt. 1999 in Halle (Saale) ; gemeinsam veranst. von der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina u. der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg / hrsg. von Ilse Jahn u. Andreas Kleinert. – Stuttgart : Wissenschaftliche Verlags-Ges. in Komm., 2003. – 199 S. : Ill., Kt. – (Acta historica Leopoldina ; 38)
Darin: *Kuhn*, Dorothea: Einführung zum Thema, S. 13-19. – *Engelhardt*, Wolf von: Goethe und Alexander von Humboldt : Bau u. Geschichte der Erde, S. 21-31. – *Fraga*, Xosé A.: Alexander von Humboldt und Johann Wolfgang von Goethe in der spanischen Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts / Übers. aus dem Span. von Isolde Schmidt, S. 33-46. – *Wenzel*, Manfred: »Ich werde mit mehr Lust arbeiten in Hoffnung Ihrer Theilnahme« : Galvanismus u. vergl. Anatomie in den Korrespondenzen zwischen Goethe, Alexander von Humboldt u. Samuel Thomas Soemmerring, S. 47-62. – *Mazzolini*, Renato G.: Physische Anthropologie bei Goethe und Alexander von Humboldt, S. 63-79. – *Ho*, Shu Ching: Vom atomistischen Weltbild zum organischen Universum : Goethes Einfluß auf den jungen Alexander von Humboldt, S. 81-96. – *Nickel*, Gisela: Goethe und Humboldt als Wetterkundler : wechselseitige Anregung oder Nichtbeachtung?, S. 97-113. – *Krätz*, Otto: »Inwiefern es möglich sei, der organisch chemischen Operation des Lebens beizukommen« : Goethe u. Humboldt zur Chemie ihrer Zeit, S. 115-116. – *Mackensen*, Ludolf von: Goethes Farbenlehre und Alexander von Humboldts Nichtverstehen : mit Experimenten, S. 117-126. – *Leitner*, Ulrike: Alexander von Humboldts Schriften : Anregungen u. Reflexionen Goethes, S. 127-149. – *Engelhardt*, Dietrich von: Das Allgemeine und das Einzelne, der Begriff und die Erscheinung : Johann Wolfgang von Goethe u. Alexander von Humboldt im Kontext der Philosophie u. Wissenschaft der Natur um 1800, S. 151-167. – *Jahn*, Ilse: Schlußbetrachtung zum Leopoldina-Meeting »Das Allgemeine und das Einzelne – Goethe und Alexander von Humboldt im Gespräch« (mit Berücksichtigung der Metamorphosen-Lehre), S. 169-176. – Zusammenfassung der Diskussionen, S. 177-190.

- 119 *Bahr*, Ehrhard: Ossian-Rezeption von Michael Denis bis Goethe : e. Beitrag zur Geschichte des Primitivismus in Deutschland. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 1-15.
- 120 *Bakanidse*, Nino: Goethe und die Esoterik. – Tbilissi, 2004. – 139 S. [In georg. Sprache.]
Mit dt. Zsfassung, S. 115-121. – Interpretation »wesentlicher Charakterzüge der frühen und mittleren Schaffensperiode Goethes im Verhältnis zu den Geheimlehren der Antike und der eigenen Epoche«. – Anhang: *Goethe*: [Sieben] Gedichte [georg.] / ins Georg. übers. von Natela *Chuzischwili*, S. 123-137.
- 121 *Baum*, Marlene: »Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!« : zur Poesie des Pferdemotivs in Goethes Alltag u. in seinem Werk. – Bucha bei Jena : Quartus-Verl., 2004. – 104 S. : Ill. – (Palmbaum-Texte ; 17)
- 122 *Bishop*, Paul ; *Stephenson*, R[oger] H.: Goethe's late verse. – In: The literature of German romanticism / ed. by Dennis F. *Mahoney*. – Rochester, NY [u.a.], 2004. – S. 307-326. – (The Camden House history of German literature ; 8)
- 123 *Bohm*, Arnd: Goethe and the romantics. – In: The literature of German romanticism / ed. by Dennis F. *Mahoney*. – Rochester, NY [u.a.], 2004. – S. 35-60. – (The Camden House history of German literature ; 8)
- 124 *Borchmeyer*, Dieter: »Laß mich hören, laß mich fühlen« : Johann Sebastian Bach im Urteil Goethes. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 189-195.
- 125 *Borchmeyer*, Dieter: Spielarten der Erotik in Goethes klassischer Dichtung. – In: Klassische Menschenbilder / hrsg. von Josef *Raab*. – Regensburg, 2004. – S. 171-191. – (Eichstätter Kolloquium ; 11)
- 126 *Bosco*, Lorella: »Das furchtbar-schöne Gorgonenhaupt des Klassischen« : dt. Antikebilder (1755-1875). – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 400 S. : Ill. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 501)
Zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss., 2001. – Darin u.a. über Goethes Antikerezeption, s. S. 45-51, 56-63, 74-94 u. 150-154.
- 127 *Breidbach*, Olaf: Friedrich Siegmund Voigt – Botanik nach Lesart von Goethes Metamorphosenlehre. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 238-252.
F. S. Voigt (1781-1850), ab 1808 Direktor des Jenaer Botanischen Gartens.
- 128 *Briesemeister*, Dietrich: Spanien aus deutscher Sicht : dt.-span. Kulturbeziehungen gestern u. heute / hrsg. von Harald *Wentzlaff-Eggebert*. – Tübingen : Niemeyer, 2004. – IX, 536 S. : Ill. – (Beihefte zur Iberoromania ; 20)
Darin vielfache Bemerkungen zu Goethes Rezeption der span. Literatur, vor allem Calderóns, s. Personenregister.
- 129 *Brown*, Jane K.: Goethe, Rousseau, the novel, and the origins of psychoanalysis. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 111-128.
- 130 *Busch-Salmen*, Gabriele: »Das erste höhere Bedürfnis ... war nach Musik« : Goethes Briefwechsel mit Reichardt im Kontext seiner übrigen Musikerkorrespondenzen. – In: Johann Friedrich Reichardt und die Literatur : Komponieren, Korrespondieren, Publizieren / hrsg. von Walter *Salmen*. – Hildesheim [u.a.], 2003. – S. 59-90 : 1 Ill.
- 131 *Butzlaff*, Wolfgang: Goethes Mystifikationen [2000]. – In: Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Bd. 106/107 (2002/2003). Münster 2004. S. 39-59.
- 132 *Charlier*, Robert: Synergie und Konvergenz : Tradition u. Zukunft histor. Semantik am Beispiel des Goethe-Wörterbuchs. – In: Archiv für Begriffsgeschichte. [Jg.] 2004. Hamburg 2004. Sonderh., S. 167-183.
- 133 *Cometa*, Michele: Von Arabesken : Neues zu e. Theorie des Ornaments bei Goethe. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 122-132.
- 134 *Dainat*, Holger: Goethes »Natur« oder: »Was ist ein Autor?« – In: Paratexte in Literatur, Film, Fernsehen / Hrsg.: Klaus *Kreimeier*, Georg *Stanitzek*. – Berlin, 2004. – S. 101-116. – (Literaturforschung)

- 135 *Dethlefs*, Hans Joachim: *Artes mechanicae* : zur Rehabilitierung des Handwerks bei Goethe u. in der franz. Aufklärung. – In: *Goethe-Jahrbuch* = *Göte-nēnkan* / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 46. Tôkyô 2004. S. 19-45.
- 136 *Diesseits und jenseits von Arkadien* : Goethe u. Grass als Landschaftszeichner ; [Ausstellung]; Günter-Grass-Haus, Forum für Literatur und Bildende Kunst, 3. April bis 31. Mai 2004 ; Goethe-Nationalmuseum, 26. August bis 30. September 2004 / hrsg. für das Günter-Grass-Haus, Forum für Literatur und Bildende Kunst/Kulturstiftung Hansestadt Lübeck von Kai *Artinger*. Verant.: Kulturstiftung Hansestadt Lübeck ... – Göttingen : Steidl, 2004. – 133 S. : überw. Ill.
Vgl. hierzu auch: *Artinger*, Kai: *Diesseits und jenseits von Arkadien* : Goethe u. Grass als Landschaftszeichner ; Ausstellung im Günter-Grass-Haus Lübeck u. im Goethe-Nationalmuseum Weimar. – In: *Kulturberichte / Arbeitskreis selbständiger Kultur-Institute*. [Jg.] 2004. Bonn 2004. H. 1, S. 8-9 : Ill.
- 137 *Dönike*, Martin: *Jenseits »edler Einfalt und stiller Größe«* – die »Zerstörung der Familie Priamo« auf der Weimarer Kunstaussstellung von 1803. – In: *Goethe-Jahrbuch*. Bd. 121. Weimar 2004. S. 38-52 : Ill.
Über Johann Heinrich Wilhelm Tischbeins Nachzeichnung eines antiken Vasengemäldes, die Goethe in der Kunstaussstellung 1803 neben 12 Blätter von Friedrich u. Johann Christian Riepenhausen gehängt hatte.
- 138 *Dye*, Ellis: *Love and death in Goethe* : »One and double«. – Rochester, NY : Camden House, 2004. – XIV, 333 S. – (Studies in German literature, linguistics, and culture)
- 139 *Frick*, Werner: »Und sehe, daß wir nichts wissen können ...« : poet. Wissenschaftskepsis bei Goethe, Kleist u. Büchner. – In: »*Scientia poetica*« : Literatur u. Naturwissenschaft / hrsg. von Nobert *Elsner* u. Werner *Frick*. – Göttingen, 2004. – S. 243-272 : Ill.
- 140 *Getevskie čtenija = Goethe-Studien* / pod redakc. S[ergeja] V[asil'eviča] *Turaeva*. – Moskva : Nauka, 2003. – 358 S. : Ill.
Darin u. a.: *Arne*, Ekaterina: *Antičnost' v rannej lirike Gete* [Antike in Goethes früher Lyrik], S. 29-47. – *Turaev*, Sergej: *Olimpijskoe i faustovskoe u Gete* [Olympisches und Faustisches bei Goethe], S. 80-89. – *Fel'dman*, Lev [G.] : *Koncepcija zolota v sisteme mirovosprijetija Gete* [Die Konzeption des Goldes im System von Goethes Weltbetrachtung], S. 90-97. – *Jakuševa*, Galina [V.] : *Gete o Viktoru Gjugo* : (k probleme romantičeskoj i prosvetitel'skoj koncepcii mira) [Goethe über Victor Hugo : zum Problem der romantischen und aufklärerischen Konzeption der Welt], S. 157-170. – *Cacher*, Izol'da: *Betchoven kak sovremennik Gete* : (tipologičeskie paralleli) [Beethoven als Zeitgenosse Goethes : typologische Parallelen], S. 173-185.
- 141 *Gille*, Klaus F.: *Zwischen Wiesental und Weltliteratur* : zu Goethes Sprachkonzeption. – In: *Brücken schlagen : Studien zur dt. Literatur des 19. u. 20. Jh.* ; Festschrift für George Guțu / hrsg. von Anton *Schwob* [u. a.] – München, 2004. – S. 115-128. – (Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas : Wissenschaftliche Reihe ; 101)
- 142 *Goethe und Tischbein in Rom* : Bilder u. Texte / hrsg. von Petra *Maisak*. – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., 2004. – 103 S. : Ill. – (Insel-Bücherei ; 1251)
Darin: *Maisak*, Petra: *Goethe und Tischbein in Rom* : kurze Geschichte e. Künstlerfreundschaft, S. 7-37. – Texte von Goethe, Tischbein und Zeitgenossen; Zeichnungen und Gemälde von Johann Heinrich Wilhelm *Tischbein*, S. 39-94.
- 143 *Goethes Fichtestudien* : Faksimile-Edition von Goethes Handexemplar der Programmschrift [Johann Gottlieb Fichtes] »Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre« / hrsg. u. komm. von Wolf von *Engelhardt*. – Weimar : H. Böhlau Nachf., 2004. – VIII, 49, [70] S. – (Schriften der Goethe-Gesellschaft ; 71)
Faks.-Ed. der Schrift Fichtes nach der Ausg. Weimar [Industrie-Comptoir], 1794. – Darin: *Engelhardt*, Wolf von: *Zur Entstehung von Fichtes Schrift »Ueber den Begriff*

- der Wissenschaftslehre« [Nebst Kommentar und Resumé], S. 3-37. – Ders.: Die Bedeutung der Wissenschaftslehre für Goethes Naturforschung, S. 38-47. – Goethes Exemplar von Fichtes Programmschrift, S. [51-70].
- 144 Graczyk, Annette: Das literarische Tableau zwischen Kunst und Wissenschaft. – München : Fink, 2004. – 474 S. : Ill.
Zugl.: Marburg, Univ., Habil.-Schr., 2003. – Darin u.a. Kap. IV: Das Tableau als Medium der symbolischen Weltdeutung bei Johann Wolfgang von Goethe [U. a. über den »Römischen Carneval«, die »Novelle« u. »Über den Granit«], S. 159-252.
- 145 Grätz, Katharina: »Erhabne Trümmer« : zur kulturpoet. Funktion der Ruine bei Goethe. – In: »... auf klassischem Boden begeistert« : Antike-Rezeption in der dt. Literatur ; Festschrift für Jochen Schmidt zum 65. Geburtstag / Olaf Hildebrand, Thomas Pittrof (Hg.) – Freiburg i. Br., 2004. – S. 145-169. – (Rombach Wissenschaften ; Reihe Paradeigmata ; 1)
- 146 Haberkorn, Michaela: Naturhistoriker und Zeitenseher : Geologie u. Poesie um 1800 ; der Kreis um Abraham Gottlob Werner (Goethe, A. v. Humboldt, Novalis, Steffens, G. H. Schubert). – Frankfurt a. M. [u. a.] : Lang, 2004. – 335 S. – (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft : Reihe B, Untersuchungen ; 87)
Zugl.: Regensburg, Univ., Diss., 2003. – Darin u. a. über Goethes Wissenschaftstheorie u. seine geolog. Studien, S. 99-156; s. a. Personenregister.
- 147 Hildebrand, Olaf: Denkmäler des Lebens : antike Sarkophage in Gedichten von Goethe u. Rilke. – In: »... auf klassischem Boden begeistert« : Antike-Rezeption in der dt. Literatur ; Festschrift für Jochen Schmidt zum 65. Geburtstag / Olaf Hildebrand, Thomas Pittrof (Hg.) – Freiburg i. Br., 2004. – S. 213-233. – (Rombach Wissenschaften ; Reihe Paradeigmata ; 1)
- 148 Huber, Martin: Der Text als Bühne : theatrales Erzählen um 1800. – Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 2003. – 282 S. : Ill.
Darin u. a. über »Lila«, »Triumph der Empfindsamkeit« und »Die Leiden des jungen Werther«, s. Namenregister, S. 280.
- 149 *Ihr mögt mich benutzen* : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa Siguan u. Jordi Jané. – Barcelona : Sociedad Goethe en España, 2003. – 480 S. : Ill. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
Darin u. a.: *Pikulik*, Lothar: Goethe im Urteil Schillers – Schiller im Urteil Goethes, S. 17-36. – *Esteve Montenegro*, Maria Luisa: Calas en guías de viajes : siguiendo la huella de Goethe [Darin über das Reisen bei Goethe], S. 121-132. – *Pérez García*, Jesús: Goethe y el proceso de estandarización del alemán escrito, S. 217-234. – *Oliva Herrer*, M^a de la O: Goethe, Hölderlin, Weiß : intelectuales y revolución, S. 235-248. – *García Olea*, Laura: La polémica entre Herder y Goethe sobre la universalidad de la literatura revisitada por dos pensadores contemporáneos, S. 249-254. – *De la Torre Mansilla*, Maria Eugenia: Nuevos conceptos de »Weltliteratur« en el discurso postcolonial, S. 255-265.
- 150 Ishihara, Aeka: Von der Skala der Natur zum evolutionären Vektor : der Zwischenkieferknochen u. das Affen-Motiv in der Literatur der Goethe-Zeit. – In: Neue Beiträge zur Germanistik : internat. Ausg. von »Doitsu Bungaku«. Bd. 3. München 2004. H. 3, S. 144-158.
- 151 Jaeger, Michael: Fausts Kolonie : Goethes krit. Phänomenologie der Moderne. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 668 S. : Ill.
Zugl.: Berlin, Freie Univ., Habil.-Schr., 2002. – Goethe als Modernitätsskeptiker.
- 152 Kemper, Dirk: »Ineffabile« : Goethe u. die Individualitätsproblematik der Moderne. – München [u. a.] : Fink, 2004. – XIV, 496 S.
Zugl.: Hildesheim, Univ., Habil.-Schr., 2003.
- 153 Kontje, Todd: German orientalisms. – Ann Arbor : The Univ. of Michigan Press, 2004. – X, 316 S.

- Darin u. a. im zweiten Teil (Romantic Orientalism and the Absence of Empire, S. 61-132) der Abschnitt »Goethe's Orientalism: Between Essence and Irony«, S. 118-132.
- 154 *Koß*, Gerhard: »... doch immer der schönste lebendigste Stellvertreter der Person« : Name u. Eigenname bei Johann Wolfgang von Goethe. – In: Beiträge zur Namenforschung. N.F. Jg. 39. Heidelberg 2004. H. 1, S. 1-66.
- 155 *Kost*, Jürgen: Wilhelm von Humboldt – Weimarer Klassik – bürgerliches Bewusstsein : kulturelle Entwürfe in Deutschland um 1800. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 349 S. – (Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte ; 19)
Zugl.: Mainz, Univ., Habil.-Schr., 2000. – Darin vielfache Bemerkungen zu Goethe, vor allem in den Kap. »Zwischen zoon politikon und Privatmensch : das Humanitätsideal Humboldts und der Klassik« (S. 37-202) und »Zwischen Utopie und Klassizismus : die Antikerezeption der Weimarer Klassik und Wilhelm von Humboldts« (S. 203-246).
- 156 *Küpper*, Thomas: Das inszenierte Alter : Seniorität als literar. Programm von 1750 bis 1850. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 184 S. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 475)
Zugl.: Bochum, Univ., Diss., 2001. – Darin u. a. über das Alter als literar. Thema bei Goethe, s. vor allem S. 59-89.
- 157 *Laan*, J. M. van der: Goethe, Hesiod, and Yeats on progress. – In: Neophilologus. Vol. 88. Dordrecht [u. a.] 2004. Nr. 3, S. 405-416.
- 158 *Lacoste*, Jean: »Un nœud caché« : les sciences de la nature dans l'œuvre de Goethe. – In: Etudes germaniques. Année 59. Paris 2004. No. 3, S. 593-596.
- 159 *Lehmann*, Johannes F.: Auf Leben und Tod : Goethe contra Diderots »Essais sur la peinture«. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Jg. 48. Stuttgart 2004. S. 58-80.
- 160 *Maisak*, Petra: Johann Heinrich Füssli: Tod der Cordelia : zu. e. Neuerwerbung des Frankfurter Goethe-Museums u. zu Goethes Urteil über Füsslis »Manier« ; (mit 4 Abb.). – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2004. Tübingen 2004. S. 50-69.
- 161 *Manger*, Klaus: Weimars »besonder Loos« : zur anfängl. Selbstinszenierung des Ereignisses Weimar-Jena. – In: Fenster zur Welt : Deutsch als Fremdsprachenphilologie ; Festschrift für Friedrich Strack zum 65. Geburtstag von Freunden u. Kollegen / hrsg. von Hans-Günther Schwarz [u. a.] – München, 2004. – S. 47-73. – (Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie ; 1)
- 162 *Mellmann*, Katja: Goethes »ernste Scherze« : zur Genese e. neuen poet. Verfahrensprinzips aus dem Geist des bürgerl. Rokoko. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 66-81.
- 163 *Michel*, Christoph: »Nänie – Vaterland – Magnificat« : zu Goethes Trauer um Schiller. – In: Friedrich Schiller, 1759 – 1805 / hrsg. von Hans-Joachim Simm. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2004. – S. 253-273 : Ill. – (Insel-Almanach auf das Jahr 2005)
- 164 *Miller*, Norbert ; *Zehm*, Edith: Aus dem Geist des Johannes Secundus : zur ersten Sammlung von Goethes Gedichten u. zu seinem Antikenverständnis vor den »Römischen Elegien«. – In: Begrenzte Natur und Unendlichkeit der Idee : Literatur u. bildende Kunst in Klassizismus u. Romantik / hrsg. von Jutta Müller-Tamm u. Cornelia Ortlieb. – Freiburg i. Br., 2004. – S. 105-143 : Ill. – (Rombach Wissenschaften : Reihe Litterae ; 119)
- 165 *Muschg*, Adolf: Der Schein trägt nicht : über Goethe. – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., 2004. – 200 S. : Ill.
Darin: Vorwort, mit einem Bild [Caspar Wolf: Eingang zur westlichen Beatushöhle mit dem Efeubaum, 1776], S. 7-10 : Ill. – Der Höhlenwolf [Ebenfalls zum Bild von C. Wolf; 2003], S. 11-17. – Goethe light [Rede 1999; Erstdr. 2002 u. d. T. »Die Herzensbildung an der Natur : Goethe als dilettant. Naturwissenschaftler oder die Zuversicht

- der Sinnlichkeit«], S. 18-32. – War Goethe Antisemit? [Erstdr.], S. 33-55. – Goethes Lebensträume [Erstdr.], S. 56-78. – Die Teufelswette [im »Faust«; Erstdr.], S. 79-99. – Farbe, Kreuz, Gedicht [Überarb. Fassung des zuerst im Goethe-Jahrbuch 1991 veröffentl. Vortrags »Vom tragbaren Augenblick«], S. 100-138. – Goethe in Ilmenau – Mutmaßung über ein Verstummen [2000], S. 139-163. – Goethe und die Sterne [1999], S. 164-182. – Anmerkungen zu den Beiträgen, S. 185-201.
- 166 *Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik* / hrsg. von Andreas Ballstaedt u. Adolf Nowak. – Schliengen : Ed. Argus, 2003. – 414 S. : Ill., Notenbeisp. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)
- Darin: Cahn, Peter: Goethe und das Frankfurter Musikleben seiner Zeit, S. 11-29 : Ill. – Miller, Norbert: Musikalische Erfahrung bei Goethe : das Freundschaftsverhältnis mit Philipp Christoph Kayser, S. 33-74. – Kienzle, Ulrike: Orpheus und Dämon : musikal. Motive in Goethes Dichtungen, S. 75-88. – Bauer, Johannes: »... gleichgebahte Wege nach allen Seiten« : Goethes musikal. Denken, S. 89-113. – Canisius, Claus: Goethes Tonlehre : Ergebnis seines lebenslangen Nachdenkens über Musik u. Wissenschaft, S. 114-121. – Kirsch, Winfried: »Wie die Musik nichts ist ohne menschliche Stimme ...« : zur kontextualen Bedeutung von »Singen« und »Gesang« bei Goethe, S. 122-136. – Ricca, Cristina: Johann Wolfgang Goethe und der italienische Volksgesang, S. 137-146. – Busch-Salmen, Gabriele: Das Weimarer »Liebhabertheater« als Forum für Goethes musikdramatische Experimente, S. 149-167 : Ill. – Dürr, Walther: »Claudine von Villa Bella« und die Konzeption des Singspiels, S. 168-185 : Noten. – Michel, Christoph: Goethes gescheiterte Libretti der »Divan«-Zeit, S. 186-196. – Gülke, Peter: Goethe und das Melodram »Proserpina«, S. 197-203. – Ballstaedt, Andreas: »... ein neues Poem, welches den Dichter selbst überraschen muß« : zum Verhältnis von Lyrik u. Musik in rezeptionsgeschichtl. Sicht, S. 207-223 : Noten. – Salmen, Walter: Zur Rezeption von Texten Goethes in Musik gesetzt durch Johann Friedrich Reichardt, S. 226-233. – Mayeda, Akio: »Kennst du das Land?« : zur Musik der Dichtung u. zur Poesie der Musik, S. 234-263 : Noten. – Nowak, Adolf: Die Exequien Mignons und die ästhetische Reflexion der Liturgie in der Musik, S. 264-275. – Williamson, John: Musical abstraction and orchestral iconography in Hugo Wolf's settings of Goethe, S. 276-294 : Noten. – Busch, Regina: Weberns Goethe-Vertonungen, S. 295-321 : Noten. – Borchmeyer, Dieter: »Faust« : musikal. Thematik u. Dramaturgie, S. 325-334. – Döbring, Sieghart: Peter Joseph von Lindpaintners Schauspielmusik zum »Faust«, S. 335-363 : Noten. – Meier, Hedwig: Die erste Gesamtauführung des »Faust« aus dem Geiste der Musik, S. 364-379 : Ill., Noten. – Ricca, Cristina: Auswahl-Bibliographie, S. 381-404.
- 167 Nahler, Horst: Erlebnis, Erfahrung, Erinnerung bei Goethe. – In: Literatur als Erinnerung : Winfried Woesler zum 65. Geburtstag / hrsg. von Bodo Plachta. – Tübingen, 2004. – S. 141-151.
- 168 Nöthlich, Gerhard: Goethe und der Kreis von Münster. – In: Mittwochsfenster : Schriften der Goethe-Gesellschaft Dresden u. des Kugelgenhauses. Bd. 1. Bonn 2003. S. 85-100.
- 169 Ó Dochartaigh, Caitríona: Goethe's translation from the Gaelic »Ossian«. – In: The reception of Ossian in Europe / ed. by Howard Gaskill. – London ; New York, 2004. – S. 156-175. – (The Athlone critical traditions series ; 5)
- 170 Ohtsuki, Hiroko: Goethe und der Pietismus. – In: Doitsubungaku-ronko : Forschungsberichte zur Germanistik. [H.] 45. Ōsaka 2003. S. 1-23. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassung.]
- 171 Osten, Manfred: »Alles veloziferisch« oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit : zur Modernität e. Klassikers im 21. Jh. – [Nachdr.] – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., [2004]. – 110 S. : Ill. Erstaufl. 2003.

- 172 *Pethes*, Nicolas: »In jenem elastischen Medium« : der Topos »Prozessualität« in der Rhetorik der Wissenschaften seit 1800 (Novalis, Goethe, Bernard). – In: Rhetorik, Figuration und Performanz / hrsg. von Jürgen *Fohrmann*. – Stuttgart ; Weimar, 2004. – S. 131-151. – (Germanistische Symposien : Berichtsbände ; 25)
- 173 *Petrarca in Deutschland* : Ausstellung zum 700. Geburtstag (20. Juli 2004) im Goethe-Museum Düsseldorf, in Zsarb. mit der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; 18. 7. bis 12. 9. 2004 / Katalog von Achim *Aurnhammer*. – Heidelberg : Manutius-Verl., 2004. – 122 S. : Ill., Kt.
Darin u.a. die Abschnitte »Petrarca in Goethes Umkreis« u. »Petrarca in Goethes Alterswerk«, S. 86-92.
- 174 *Plachta*, Bodo: »... da er uns auf unserem legitimen Boden den Krieg machte« : Schillers »Guerre ouverte« gegen Johann Friedrich Reichardt. – In: Johann Friedrich Reichardt und die Literatur : Komponieren, Korrespondieren, Publizieren / hrsg. von Walter *Salmen*. – Hildesheim [u.a.], 2003. – S. 361-380.
Darin auch vielfache Bemerkungen über Goethes Verhältnis zu Johann Friedrich Reichardt.
- 175 *Raventós Barangé*, Anna: Les enfants naturels, une »liaison intime« entre Goethe et Diderot. – In: Estudios filológicos Alemanes : revista del Grupo de Investigación »Filología Alemana« Sevilla. No. 2. Sevilla 2003. S. 69-95.
- 176 *Riedel*, Volker: Ein »Grundschatz aller Kunst« : Goethe u. die Vossische Homer-Übersetzung. – In: International journal of the classical tradition. Vol. 8. New Brunswick, NJ 2002. Nr. 4, S. 522-563.
Berichtigung zur »Goethe-Bibliographie 2003«, Nr. 197.
- 177 *Rothe*, Wolfgang: Küsser und Büßer : Goethes Lobpreis u. Verrat des Johannes Secundus ; e. Miszelle. – Frankfurt a.M. : Graph. Kabinett Dr. Rothe, 2004. – [10] S.
Privatdruck. – Erschienen in einer einmaligen Aufl. von 250 Expl. – Über Goethes Bemerkungen zu Jan Nicolai Everaerts, gen. Johannes Secundus (latein. Dichter; 1511-1536).
- 178 *Schmidt*, Dietmar: Vom Neptunismus zum »schaffenden Gewebe« : die Genese des Lebendigen bei Caspar Friedrich Wolff u. Johann Wolfgang Goethe. – In: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Jg. 49. Hamburg 2004. H. 2, S. 173-196.
- 179 *Schneider*, Helmut J.: Dichter, Herrscher, Natur : die Entstehung des Ilmparks u. das Bild des Parks in Goethes Dichtung. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 93-109.
- 180 *Schulz*, Manuela: Prometheus, Luzifer, Faust – metaphysische Rebellen bei Goethe. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 23-37.
- 181 *Seele*, Katrin: Goethes poetische Poetik : über die Bedeutung der Dichtkunst in den »Leiden des jungen Werther«, im »Torquato Tasso« und in »Wilhelm Meisters Lehrjahren«. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 112 S. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 487)
Zugl.: Oldenburg, Univ., Magisterarbeit, 2003.
- 182 *Sow*, Alioune: Entwicklungsoptionen der Goethe-Zeit. – München : Iudicium, 2003. – 173 S.
Darin u.a.: Kap. III. Goethes Entwicklungswissen, S. 97-156.
- 183 *Spielmann*, Heinz: Goethes Kunsturteil und seine Sammler-Passionen : Vortrag vor der Goethe-Gesellschaft Kiel, 20. 1. 2004. – Kiel : Goethe-Gesellschaft Kiel e.V., 2004. – 32 S. : Ill.
- 184 *Tőkei*, Eva: Landschaft und Wanderer bei J. W. Goethe und bei C. D. Friedrich. – In: »das rechte Maß getroffen« : Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag / hrsg. von Ernő *Kulcsár-Szabó* [u.a.] – Berlin ; Budapest, 2004. – S. 66-73.
- 185 *Unsold*, Siegfried: Das Briefgespräch zwischen Goethe und Schiller [Goethe und seine Verleger, Ausz.]. – In: Friedrich Schiller, 1759 – 1805 / hrsg. von Hans-Joachim

- Simm.* – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2004. – S. 13-21. – (Insel-Almanach auf das Jahr 2005)
- 186 *Vaño-Cerdá*, Antonio: Restos de la »Handlungspassiv« con el auxiliar »sein« en la obra de Goethe. – In : *Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos y abusos* / hrsg. von Marisa *Siguan* u. Jordi *Jané*. – Barcelona, 2003. – S. 133-149. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
Dass. – In: *Estudios filológicos Alemanes : revista del Gruppo de Investigación «Filología Alemana»* Sevilla. No. 4. Sevilla 2004. S. 301-324.
- 187 *Von Berlin nach Weimar* : von der Kunstkammer zum Neuen Museum ; 300 Jahre Sammlungen u. Museen in Weimar ; Kolloquium zu Ehren von Rolf Bothe / hrsg. von Gert-Dieter *Ulferts* u. Thomas *Föhl*. Bd. 2. – München ; Berlin : Dt. Kunstverl., 2003. – 256 S. : zahlr. Ill. (z. T. farb.)
Darin u. a.: *Ulferts*, Gert-Dieter: Vom »Technophysiotameum« Herzog Ernst Augusts zum »Kunst-Cabinet« der Goethezeit, S. 62-77. – *Werche*, Bettina: Das Schicksal der herzoglichen Gemäldesammlung in Weimar bis zum ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, S. 78-95. – *Hausmann*, Ulrich: Goethes »Bildergalerie« im Großen Jägerhaus : Weimars erstes Kunstmuseum 1825-1837, S. 96-111. – *Brandt*, Philine: Der »zweyschürige Amanuensis« : Johann Christian Schuchardt u. seine Verdienste um die Großherzogl. u. die Goetheschen Kunstsammlungen, S. 112-125.
In allen Beiträgen Bemerkungen zur administrativen u. wissenschaftl. Tätigkeit Goethes im Zusammenhang mit den Weimarer Sammlungen.
- 188 *Watanabe*, Naoki: Goethe und Friedrich der Große : über den »nationalen Gehalt« der deutschen Literatur. – In: *Goethe-Jahrbuch = Gête-nēnkan* / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 46. Tōkyō 2004. S. 97-116.
- 189 *Weideler*, Herman: Das Genie und der Tod. – Augsburg : Religionsphilos. Arbeitsgemeinschaft, 2004. – 75 S.
Hergestellt on demand. – Darin u. a. über Goethes Verhältnis zum Tod.
- 190 *Williams*, John R.: Triadic structures in Goethe's verse. – In: *Publications of the English Goethe Society*. N. S. Vol. 73. Leeds 2004. S. 93-107.
- 191 *Wilson*, W. Daniel: Why not Weimar? : »normal« German culture and the authoritarian state in Classical Weimar. – In: *Why Weimar? : questioning the legacy of Weimar from Goethe to 1999* / ed. by Peter M. *Daly* [u. a.] – New York, NY [u. a.], 2003. – S. 3-19. – (McGill European studies ; 5)
- 192 *Wolf*, Norbert Christian: Goethe als Gesetzgeber : die struktur- u. modellbildende Funktion e. literar. Selbstbehauptung um 1800. – In: »Für viele stehen, indem man für sich steht« : Formen literar. Selbstbehauptung in der Moderne ; Workshop des Berliner Zentrums für Literaturforschung im November 2002 / hrsg. von Eckart *Goebel* u. Eberhard *Lämmert*. – Berlin, 2004. – S. 23-49. – (Literaturforschung)
- 193 *Zander*, Ernst: Goethe und die Menschenführung. – 4., stark erw. Aufl. – München ; Mering : Hampp, 2003. – 70 S.

4. Zu einzelnen Werken

- An Schwager Kronos*
- 194 *Dürr*, Walther: »An Schwager Kronos« : Goethes Dichtung, Schuberts Vertonung u. Brahms' Bearbeitung. – In: *Franz Schubert – Goethe-Vertonungen und ihre Rezeption : Bericht über das Schubert-Symposion, Düsseldorf 2002* / hrsg. von Dietrich *Berke* u. Christiane *Schumann*. – Duisburg, 2004. – S. 63-79 : Notenbeisp. – (Schubert-Jahrbuch ; 2000/2002)
- 195 *Krauß*, Andrea: Augenblicke des Dichtens : zur Theorie der Darstellung in Goethes »An Schwager Kronos«. – In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*. Jg. 78. Stuttgart 2004. H. 3, S. 398-425.

Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten

- 196 *Ringleben*, Joachim: »Dämmerung senkte sich von oben« : Gedanken über e. Gedicht des späten Goethe. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2004. Tübingen 2004. S. 97-115.

Claudine von Villa Bella

- 197 *Dürr*, Walther: »Claudine von Villa Bella« und die Konzeption des Singspiels. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* u. Adolf *Nowak*. – Schliengen, 2003. – S. 168-185 : Notenbeisp. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)
- 198 *Kramer*, Ursula: »Claudine von Villa Bella« in den Vertonungen von Ignaz von Beecke und Johann Friedrich Reichardt. – In: Johann Friedrich Reichardt : (1752-1814) ; zwischen Anpassung u. Provokation ; Goethes Lieder u. Singspiele in Reichardts Vertonung ; Bericht über die wissenschaftlichen Konferenzen in Halle anlässlich des 250. Geburtstages 2002 u. zum Goethejahr 1999 / hrsg. vom Händel-Haus Halle ... durch Manfred *Beetz*. – Halle a. d. S., 2003. – S. 327-360 : Notenbeisp. – (Schriften des Händel-Hauses in Halle ; 19)

Clavigo

- 199 *Bogic*, Marko D.: Clavigo : xz-Adaption der Tragödie von Johann Wolfgang Goethe. – Frankfurt a. M. : Cornelia-Goethe-Literaturverl., 2004. – CI S. : Ill.

Dichtung und Wahrheit

- 200 *Bothe*, Rolf: Drei Blumenbilder von Justus Juncker und Goethes Schilderung mit der Maus. – In: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft. Bd. 56/57 (2002/2003). Berlin 2004. S. 181-193 : 5 Ill. (davon 1 farb.)
Goethe beschreibt in »Dichtung und Wahrheit« die Entstehung zweier Blumenstillleben des Malers Justus Juncker (1703-1767) 1765 im Frankfurter Elternhaus.
- 201 *Ketelsen*, Uwe-K[arsten]: Ein anderes Gretchen-Abenteuer : das Ende der rhetor. Poesiekonzeption u. das fünfte Buch von Goethes »Dichtung und Wahrheit«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 141-159.
- 202 *Stüssel*, Kerstin: In Vertretung : literar. Mitschriften von Bürokratie zwischen früher Neuzeit u. Gegenwart. – Tübingen : Niemeyer, 2004. – VIII, 395 S. – (Studien zur deutschen Literatur ; 171)
Zugl.: Dresden, Techn. Univ., Habil.-Schr., 2001. – Darin u.a.: Goethes autobiographischer Rekurs auf den Joseph-Stoff [in »Dichtung und Wahrheit«] : Autorschaft u. Beamtenrolle, S. 61-67.

Egmont

- 203 *Erochin*, Alexander: Über das Tragische in Goethes »Egmont«. – In: Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Bd. 106/107 (2002/2003). Münster 2004. S. 15-28.
- 204 *Hill*, David: Goethe's »Egmont«, Beethoven's »Egmont«. – In: Music and literature in German Romanticism / ed. by Siobhán *Donovan* and Robin *Elliot*. – Rochester, NY [u.a.], 2004. – S. 75-86. – (Studies in German literature, linguistics, and culture)

Erlkönig

- 205 *Berke*, Dietrich: »Le roi des aulnes« : Schuberts »Erlkönig« in der Orchesterbearbeitung von Hector Berlioz. – In: Franz Schubert – Goethe-Vertonungen und ihre Rezeption : Bericht über das Schubert-Symposium, Düsseldorf 2002 / hrsg. von Dietrich *Berke* u. Christiane *Schumann*. – Duisburg, 2004. – S. 81-93. – (Schubert-Jahrbuch ; 2000/2002)

- 206 *Feil*, Arnold: Goethes und Schuberts »Erlkönig«. – In: Franz Schubert – Goethe-Vertonungen und ihre Rezeption : Bericht über das Schubert-Symposium, Düsseldorf 2002 / hrsg. von Dietrich *Berke* u. Christiane *Schumann*. – Duisburg, 2004. – S. 3-14 : Notenbeisp. – (Schubert-Jahrbuch ; 2000/2002)
- 207 *Palievskij*, P. V.: Russkij Lesnoj car' : Gete i Puškin [Der russische Erlkönig : Goethe u. Puškin]. – In: Gete : ličnost' i kul'tura / [Hrsg.:] Institut mirovoj literatury im. A. M. Gor'kogo. Pod redakc. I[riny] N. *Lagutinoj*. – Moskva, 2004. – S. 20-42 : Ill.

Die erste Walpurgisnacht

- 208 *Lee*, Meredith: Poetic intentions and musical production : »Die erste Walpurgisnacht«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 81-91.

Faust

- 209 *Anderegg*, Johannes: Wie böse ist der Böse? : zur Gestalt des Mephisto in Goethes »Faust«. – In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur. Vol. 96. Madison, Wis. 2004. Nr. 3, S. 343-359.
- 210 *Behrendt*, Eva: Die letzten Goetheaner. – In: Theater heute. Jg. 45. Berlin 2004. H. 6, S. 16-21 : Szenenfotos.
Zu den seit 1937 am Goetheanum in Dornach (Schweiz) aufgeführten »Faust«-Inszenierungen in der Tradition Rudolf Steiners, insbesondere zur Neuinszenierung 2004 von Wilfried *Hammacher*.
- 211 *Bender*, Ruth: Schau-Spieler – Faust-Spieler : Goethes »Faust« zweimal anders u. zweimal zeitgemäß: Michael Thalheimers Inszenierung am Dt. Theater Berlin u. Jan Bosses Version am Dt. Schauspielhaus Hamburg. – In: Die deutsche Bühne : das Theatermagazin. Jg. 75. Köln 2004. H. 12, S. 42-43 : Szenenfotos.
- 212 *Berlioz*, Hector: La damnation de Faust : légende dramatique en quatre parties = Fausts Verdammnis / Texte: Hector *Berlioz*, Almire *Gandonnière*, Gérard de *Nerval*, orientée à Johann Wolfgang *Goethe*. Trad. allemande de Stefan *Troßbach*. – Partition chant et piano orientée à l'original de la Nouvelle Éd. Berlioz / de Eike *Wernhard*. – Kassel [u. a.] : Bärenreiter, 2004. – VII, 348 S. – (Bärenreiter-Urtext)
Ergänzende Ausg. zu: Berlioz: New ed. of the complete works, Bd. 8. – Gesangstext franz. und dt., Vorw. franz., dt. und engl.
- 213 *Berlioz*, Hector: La damnation de Faust = (Fausts Verdammnis) / [Interpreten:] Carmen *Mammoser* [Marguerite]; Robert *Wörle* [Faust]; Marcel *Rosca* [Méphistophélès]; Ulrich *Walddörfer* [Dirigent]. Württembergisches Staatsorchester u. Liederkrantz Stuttgart. – Stuttgart : Stuttgarter Liederkrantz, [2004]. – 2 CDs + Beil.
- 214 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang von Goethe, Faust Teil I. – 3. Aufl. – Hollfeld : Bange, 2004. – 148 S. : graph. Darst. – (Königs Erläuterungen und Materialien ; 21)
- 215 *Borchmeyer*, Dieter: »Faust« : musikal. Thematik u. Dramaturgie. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* u. Adolf *Nowak*. – Schliengen, 2003. – S. 325-334. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)
- 216 *Boyle*, Nicholas: Bildungsbürgerliches Trauerspiel : Faust u. das Faustische bei Goethe u. Thomas Mann. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2004. Tübingen 2004. S. 178-196.
- 217 *Buch*, Hans Christoph: Ein Schauer fasst mich, Träne folgt den Tränen. – In: Frankfurter Anthologie : Gedichte u. Interpretationen / hrsg. von Marcel *Reich-Ranicki*. Bd. 27. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2004. – S. 41-43.
Zum Gedicht »Zueignung« im »Faust«.
- 218 *Dietzfelbinger*, Konrad: Goethes »Faust« – ein spiritueller Weg? – In: Goethe-Gesellschaft in Rosenheim e. V. : [Jahresgabe] 2004. – Rosenheim, 2004. – S. 3-27.

- 219 *Döhring*, Sieghart: Peter Joseph von Lindpaintners Schauspielmusik zum »Faust«. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* u. Adolf *Nowak*. – Schliengen, 2003. – S. 335-363 : Noten. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)
- 220 *Domandl*, Sepp: Goethes »Sehr ernste Scherze ...« : e. Beitrag zum Schlußakt des »Faust II«. – In: Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Bd. 106/107 (2002/2003). Münster 2004. S. 29-37.
- 221 *Doumoullé*, Camille: Faust chez les Mères ou le désir fou (Goethe, Lenau, Nerval, Artaud, Freud). – In: Faust ou la mélancolie du savoir : actes du colloque organisé à l'Université de Paris X-Nanterre et au théâtre du Châtelet (Théâtre Musical de Paris) les 3, 4 et 5 mai 2001 / Textes réunis par Jean-Yves *Masson*. – Paris, 2003. – S. 92-107. – (Littérature & idée)
- 222 *Durrani*, Osman: Faust : icon of modern culture. – East Sussex : Helm Information, 2004. – XII, 444 S. : Ill., 1 Titelb.
Darin u.a. über Goethes »Faust«, S. 125-169; s.a. »Goethe« im Index, S. 430.
- 223 *Erlebnis »Faust«* : Anregungen zur Vertiefung / hrsg. von Michaela *Glöckler*. – Dornach : Verl. am Goetheanum, 2004. – 144 S. : Ill.
Darin: *Sam*, Martina Maria: »Faust« und die vielen Gesichter des Bösen, S. 11-43 : Ill. – *Prokofieff*, Sergej O.: Goethes »Faust« und das Geheimnis des Menschen, S. 45-87 : Ill. – *Kühl*, Johannes: »... Ein Mensch zu sein« : Homunculus u. Helena, S. 89-107. – *Glöckler*, Michaela: Die Nähe des Auferstandenen, S. 109-137.
- 224 *Eschweiler*, Christian: Goethes »Faust« in seiner bleibenden Modernität : von den Möglichkeiten u. Grenzen des Menschseins. – In: C. *Eschweiler*: Die Sprachkunst großer deutscher Dichter : 13 literar.-pädagog. Beiträge zur Dichtung u. Bildung / Nachw. von Wilhelm *Berges*. – Weilerswist, 2004. – S. 9-40.
- 225 *Gaier*, Ulrich: Johann Wolfgang Goethe, Faust : der Tragödie zweiter Teil. – Stuttgart : Reclam, 2004. – 358 S. : Ill. – (Reclams Universal-Bibliothek ; 16022 : Erläuterungen und Dokumente)
- 226 *Gete v russkoj kul'ture XX veka / pod redakc. G[aliny] V. Jakuševoj*. – Izd. 2-oe, dopoln. – Moskva : Nauka, 2004. – 463 S. Ill. [Goethe in der russ. Kultur des 20. Jh.]
Darin u.a.: *Išimbaeva*, G[alina] G.: »Faust i gorod« Lunačarskogo v kontekste »vehovskoj« problematiki [»Faust und die Stadt« von Lunačarskij im Kontext der »Jahrhundert«-Problematik], S. 88-102. – *Išimbaeva*, G[alina] G.: »Ognennyj angel« : faustovskie kontaminacii Valerija Brjusova i Sergeja Prokof'eva [»Der feurige Engel« : faustische Kontaminationen bei Valerij Brjusov u. Sergej Prokof'ev], S. 103-117. – *Davydova*, T[at'jana] T.: Faustovskaja kollizija v romane Evgenija Samjatina »My« [Die faustische Kollision in Evgenij Samjatins Roman »Wir«], S. 128-143. – *Zenkin*, K[onstantin] V.: »Faust« v muzyke S. V. Rachmaninova [»Faust« in der Musik von S. V. Rachmaninov], S. 230-238. – *Zdorik*, T[at'jana] B.: »Faust« v blokadnom Leningrade : (o perevode professora I. I. Šafranovskogo) [»Faust« während der Leningrader Blockade : (zur Übersetzung von Prof. I. I. Šafranovskij)], S. 403-419.
- 227 *Getevskie čtenija = Goethe-Studien / pod redakc. S[ergeja] V[asil'eviča] Turaeva*. – Moskva : Nauka, 2003. – 358 S. : Ill.
Darin u.a.: *Čerepennikova*, Margarita [S.]: »Dvoemirie«, »Rimskich Ėlegij« i »Fausta« Gete [»Doppelwelt« in Goethes »Römischen Elegien« und »Faust«], S. 48-61. – *Kazakova*, Irina: Kosmologija Jakoba Beme i chudožestvennyj mir »Fausta« [Die Kosmologie Jakob Böhmes und die künstlerische Welt des »Faust«], S. 62-79. – *Turaev*, Sergej: Olimpijskoe i faustovskoe u Gete [Olympisches und Faustisches bei Goethe], S. 80-89. – *Fomin*, Dmitrij: »Faust« na Taganske : ispytanie skorost'ju [»Faust« am Moskauer Taganka-Theater : Prüfung in der Geschwindigkeit. Zur »Faust«-Inszenierung von J. P. *Ljubimov* 2002], S. 279-287 : 4 Szenenfotos. –

- Evreinov*, Nikolaj: Četvertaja stena : Buffonada v dvuch častjach / predisl.: Dmitrij V. Fomin [Die vierte Wand : e. Buffonade in zwei Teilen. – Stück von Nikolaj Nikolaevič Evreinov (1879-1953) nach Motiven aus Goethes »Faust«, 1915], S. 294-322.
- 228 *Goethe, Faust* : Illustrationen = Illustrazioni ; Publikation anlässlich der Ausstellung »Goethe. Faust. Illustrationen« ; e. Ausstellung der Casa di Goethe, Rom / Casa di Goethe ; Kuratorin: Ursula *Bongaerts*. Übers. u. Red.: Renata *Crea*, Dorothee *Hock*. – Bonn : AsKI (Arbeitskreis selbständiger Kultur-Institute e. V.), 2004. – [140] S. : überw. Ill. (z. T. farb.)
Darin: *Bongaerts*, Ursula: Zur Illustrationsgeschichte von Goethes Faust [dt. u. italien.], S. [6-38]. – Ein Gang durch Goethes »Faust« mit Illustrationsbeispielen [Mit Verzeichnis der ausgestellten Werke], S. [39 ff.]
- 229 *Hildebrand-Schat*, Viola: Zeichnung im Dienste der Literaturvermittlung : Moritz Retzschs Illustrationen als Ausdruck bürgerl. Kunstverstehens. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 464 S., [41] Bl. : zahlr. Ill. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 511)
Darin u. a.: [Kap. 1]: Die Anfänge der Umrissillustration bei Retzsch : Goethes »Faust«, S. 17-117.
- 230 *Hiramatsu*, Tomohisha: Erscheinung des Farbenkreises in »Anmutige Gegend. Faust« im Licht der »Farbenlehre«. – In: Kyushu Doitsu Bungaku. [Jg.] 18. Fukuoka 2004. S. 59-77. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassung.]
- 231 *Huber*, Peter: »Schwebt nicht etwa gar Hermes voran?« : Mephistos Wandlung vom Seelenverführer zum Seelenführer. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 208-222.
- 232 *Hübner*, Hans: Goethes »Faust« und das Neue Testament. – Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 2003. – 273 S. – (Sammlung Vandenhoeck)
- 233 *Ihr mögt mich benutzen* : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa *Siguan* u. Jordi *Jané*. – Barcelona : Sociedad Goethe en España, 2003. – 480 S. : Ill. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
Darin u. a.: *Regales Serna*, Antonio: Las traducciones del Fausto al castellano, S. 297-311. – *González Campo*, Mariano: Fausto en Islandia : el »Galdra-Loftur« de Jóhann Sigurjónsson, S. 337-353. – *Parra Membrives*, Eva: El mito fáustico desde la perspectiva femenina : »Theophilus« de Roswitha von Gandersheim, S. 355-365. – *Muñoz Acebes*, Francisco Javier: El faustismo en la novela gótica : la influencia de M. G. Lewis, S. 367-378.
- 234 *Jasper*, Willi: Faust and the Germans. – In: Why Weimar? : questioning the legacy of Weimar from Goethe to 1999 / ed. by Peter M. *Daly* [u. a.] – New York, NY [u. a.], 2003. – S. 179-188. – (McGill European studies ; 5)
- 235 *Johnke*, Silvia: Johann Wolfgang Goethe, Faust, der Tragödie erster Teil : Materialien, Arbeitsblätter, Unterrichtsverläufe ; mit 3 Klicks zum erfolgreichen Unterricht! ; PC-CD-ROM / DigiMedia. – Stuttgart : Reclam ; Stuttgart : Klett, 2004. – (DigiMedia-Unterrichtshilfen Literatur)
- 236 *Kaiser*, Gerhard: Wanderer und Idylle : Antezedenzen u. Konsequenzen der Helena-Handlung im »Faust II«. – In: »... auf klassischem Boden begeistert« : Antike-Rezeption in der dt. Literatur ; Festschrift für Jochen Schmidt zum 65. Geburtstag / Olaf *Hildebrand*, Thomas *Pittrof* (Hg.) – Freiburg i. Br., 2004. – S. 191-212. – (Rombach Wissenschaften ; Reihe Paradeigmata ; 1)
- 237 *Komp*, Andrea: Johann Wolfgang Goethe, Faust I : Inhalt, Hintergrund, Interpretation. – 8. Aufl. – München : Mentor-Verl., 2003. – 64 S. : Ill., graph. Darst. – (Mentor-Lektüre-Durchblicke ; 300)
Berichtigung zur »Goethe-Bibliographie 2003«, Nr. 257.
- 238 *Kurzke*, Hermann: Goethe im Gesangbuch : drei Petitessen [Darin Vergleich der Gesangbuchfassungen von »Wandlers Nachtlid« u. zweier Stellen aus »Faust« mit dem

- Goetheschen Originaltext]. – In: *Klassik-Rezeption : Auseinandersetzung mit e. Tradition ; Festschrift für Wolfgang Düsing* / hrsg. von Peter *Ensberg* u. Jürgen *Kost*. – Würzburg, 2003. – S. 213-223.
- 239 *Lämmert*, Eberhard: Der blinde Faust. – In: *Bejahende Erkenntnis : Festschrift für T[erence] J. Reed zu seiner Emeritierung am 30. 9. 2004* / hrsg. von Kevin F. *Hilliard* [u. a.] unter Mitarb. von Malte *Herwig*. – Tübingen, 2004. – S. 76-90.
- 240 *Larkin*, David: A tale of two »Fausts« : an examination of reciprocal influence in the responses of Liszt and Wagner to Goethe's »Faust«. – In: *Music and literature in German Romanticism* / ed. by Siobhán *Donovan* and Robin *Elliott*. – Rochester, NY [u. a.], 2004. – S. 87-104. – (Studies in German literature, linguistics, and culture)
- 241 *Le Rider*, Jacques: »Faust II« : le dernier mot de Goethe sur le monde moderne. – In: *Faust ou la mélancolie du savoir : actes du colloque organisé à l'Université de Paris X-Nanterre et au théâtre du Châtelet (Théâtre Musical de Paris) les 3, 4 et 5 mai 2001 / Textes réunis par Jean-Yves Masson*. – Paris, 2003. – S. 56-63. – (Littérature & idée)
- 242 *Linzer*, Martin: »Trilogie der klassischen Mädchen« im Theater unterm Dach. – In: *Theater der Zeit*. Jg. 59. Berlin 2004. H. 10, S. 46-47 : Szenenfotos.
Darin u. a. über »Grete« nach Goethes »Faust«; Regie und Bühne: Anja *Gronau*.
- 243 *Liszt*, Franz: Eine Faust-Symphonie : in drei Charakterbildern nach Johann Wolfgang von *Goethe* für Tenor, Männerchor u. Orchester / [Interpreten:] Vinson *Cole* [Tenor]; Hans-Dieter *Pflüger* [Choreinstudierung]; Giuseppe *Simopoli* [Dirigent]. Sächsische Staatskapelle Dresden u. Chor der Sächsischen Staatsoper Dresden. – Berlin : Universal Music, [2004]. – 1 CD + Beil. – (Eloquence)
- 244 *Manger*, Klaus: Unvermindert aktuell : Wielands Digression im »Oberon« u. Goethes Intermezzo im »Faust«. – In: *Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e. V. H. 7. Weimar 2004*. S. 30-52 : Ill.
- 245 *Mayer*, Mathias: Absurdität, Zufall, Gnade? : Unberechenbares in »Faust I«. – In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. Bd. 48. Stuttgart 2004. S. 81-100.
- 246 *Meier*, Hedwig: Die erste Gesamtauführung des »Faust« aus dem Geiste der Musik. – In: *Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik* / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* u. Adolf *Nowak*. – Schliengen, 2003. – S. 364-379 : Ill., Noten. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)
- 247 *Meister*, Peter: Two temptation scenes : Jesus and Faust. – In: *German literature between faiths : Jew and Christian at odds and in harmony* / Peter *Meister* (ed.). – Oxford [u. a.], 2004. – S. 89-105. – (Studies in German Jewish history ; 6)
- 248 *Möbius*, Thomas: Johann Wolfgang von Goethe, Faust. – Hollfeld : Bange, 2004. – 46 Bl. – (Königs Kopiervorlagen)
- 249 *Muschg*, Adolf: Die Teufelswette [im »Faust«; Erstldr.]. – In: A. *Muschg*: *Der Schein trügt nicht : über Goethe*. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2004. – S. 79-99 u. 191-192.
- 250 *Osten*, Manfred: Das geraubte Gedächtnis : digitale Systeme u. die Zerstörung der Erinnerungskultur ; e. kleine Geschichte des Vergessens. – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., 2004. – 125 S. : Ill.
Darin u. a.: Kap. 2: Vergangenheitshaß : Dr. Faust als Zeitgenosse der Moderne, S. 21-32; s. a. »Goethe« im Personenregister.
- 251 *Pilz*, Dirk: Berlin/Hamburg: Zweimal »Faust. Der Tragödie erster Teil« : von Michael Thalheimer am Dt. Theater Berlin u. Jan Bosse am Dt. Schauspielhaus Hamburg. – In: *Theater der Zeit*. Jg. 59. Berlin 2004. H. 12, S. 50-51 : Szenenfotos.
- 252 *Saltzwedel*, Johannes: Der Flammentod der Wilden Männer : katastrophisches Maskenspiel bei Goethe u. Poe. – In: *Euphoriön*. Jg. 97. Heidelberg 2003. H. 4, S. 459-472.
Zur »Mummenschanz« im »Faust« II, 1. Akt.
- 253 *Schneider*, Helmut J.: Satan and the adamitic gaze : enlightenment autonomy and the gift of creation: versions of the genesis from Milton to Goethe. – In: *Colloquium Helveticum*. Jg. 34 (2003). Freiburg, Schweiz 2004. S. 143-157.

- 254 *Schnitzler*, Günter: Zur »Faust«-Rezeption in der Musik der Romantik. – In: Intermedialität : Studien zur Wechselwirkung zwischen den Künsten ; Festschrift für Peter Andraschke zum 65. Geburtstag / Günter *Schnitzler*, Edelgard *Spaude* (Hg.) – Freiburg i. Br., 2004. – S. 37-71. – (Rombach Wissenschaften : Reihe Litterae ; 126)
- 255 *Schönenborn*, Martina: Tugend und Autonomie : die literar. Modellierung der Tochterfigur im Trauerspiel des 18. Jh. – Göttingen : Wallstein-Verl., 2004. – 326 S. – (Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung : N. F. ; 4)
Darin u. a. Kap. III.6: Zwischen Triebstruktur und Schuld : Dunkelheit als weibl. Attribut in J. W. Goethes »Faust«, Frühe Fassung, S. 200-219.
- 256 *Schrader*, Hans-Jürgen: Modell des Menschen : Hiob im Goetheschen »Faust«. – In: Colloquium Helveticum. Jg. 34 (2003). Freiburg, Schweiz 2004. S. 159-191.
- 257 *Simon*, Erika: Die »Klassische Walpurgisnacht« und die Antike. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2004. Tübingen 2004. S. 152-177 : 12 Ill.
- 258 *Stricker*, Rémy: Les premières mises en musique du »Faust« de Goethe [Konradin Kreutzer]. – In: Faust ou la mélancolie du savoir : actes du colloque organisé à l'Université de Paris X-Nanterre et au théâtre du Châtelet (Théâtre Musical de Paris) les 3, 4 et 5 mai 2001 / Textes réunis par Jean-Yves *Masson*. – Paris, 2003. – S. 82-91. – (Littérature & idée)
- 259 *Thieme*, Helga: »Das Werdende, das ewig wirkt und lebt ...« : »Faust«-Motive in Ernst Barlachs Drama »Der blaue Boll«. – In: »In Güstrow traf ich ...« : von Runge bis Barlach – Goethe u. Mecklenburg ; [Ausstellung], 9. 5. bis 27. 6. 2004, Graphikkabinett der Ernst Barlach Stiftung / Geleitw.: Jochen *Golz*. Hrsg. von Volker *Probst*. – Güstrow, 2004. – S. 53-66 : Ill. – (Schriften der Ernst-Barlach-Stiftung : Reihe B ; 13)
- 260 *Wille*, Franz: Die Verachtung : was hat der dt. Bühnengeistesmensch auf u. in dem Herzen? ; Goethes »Faust I«, in Hamburg von Jan Bosse u. in Berlin von Michael Thalheimer ausgeleuchtet. – In: Theater heute. Jg. 45. Berlin 2004. H. 12, S. 5-7 : Szenenfotos.

Gesang der Geister über den Wassern

- 261 *Gruber*, Gernot: Text und Kontext in der Musik : zum »Gesang der Geister über den Wassern« (Goethe/Schubert). – In: Text und Kontext : Theoriemodelle u. method. Verfahren im transdisziplinären Vergleich / hrsg. von Oswald *Panagl* u. Ruth *Wodak*. – Würzburg, 2004. – S. 235-242.
- 262 *Steiner*, Stefanie: Franz Schuberts »Gesang der Geister über den Wassern« im Kontext der ästhetischen Kategorie des Erhabenen. – In: Franz Schubert – Goethe-Vertonungen und ihre Rezeption : Bericht über das Schubert-Symposium, Düsseldorf 2002 / hrsg. von Dietrich *Berke* u. Christiane *Schumann*. – Duisburg, 2004. – S. 35-47. – (Schubert-Jahrbuch ; 2000/2002)

Gingo biloba

- 263 Unzel'd, Zigfrid [*Unsel'd*, Siegfried]: Gëte i ginkgo : derevo i stichotvorenije [Goethe und der Ginkgo : e. Baum u. e. Gedicht, russ.] / per. s nem. Galiny *Kosarik*. – Moskva : Ast-Press Kniga, 2004. – 109 S. : Ill.

Götz von Berlichingen

- 264 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang von Goethe, Götz von Berlichingen. – 3., aktualisierte Aufl. – Hollfeld : Bange, 2004. – 128 S. : Ill. – (Königs Erläuterungen und Materialien ; 8)
- 265 *Bohse*, Jörg ; *Pasche*, Wolfgang: Goethe »Götz von Berlichingen« : Sekundarstufe I. – Leipzig [u. a.] : Klett-Schulbuchverl. Leipzig, 2004. – 104 S. : Ill. + 1 CD-ROM. – (Stundenblätter Deutsch mit CD-ROM)

- 266 *El-Dandoush*, Nagla: Leidenschaft und Vernunft im Drama des Sturm und Drang : dramatisch als soziale Rollen. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 222 S. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 474)
Darin u.a. der Abschnitt »Freiheit und Sinnlichkeit in Goethes ›Götz von Berlichingen‹ (1773) : Leidenschaft als Leben«, S. 67-82.
- 267 *Menhennet*, Alan: The historical experience in German drama : from Gryphius to Brecht. – Rochester, NY [u.a.], 2003. – 186 S. – (Studies in German literature, linguistics, and culture)
Darin u.a.: Kap. 4: Herder, Goethe, and the romantic tendency : »Götz von Berlichingen«, S. 76-98.
- 268 *Neuhaus*, Volker: Johann Wolfgang Goethe, Götz von Berlichingen. – Erw. u. bibliogr. erg. Ausg. – Stuttgart : Reclam, 2003. – 216 S. – ([Reclams] Universal-Bibliothek ; Nr. 8122 : Erläuterungen und Dokumente)
- 269 *Schmidt*, Wolf Gerhard: Moralische Selbstgewißheit und scheiternde Helden : zur Funktion der »Ossian«-Intertextualität in Goethes »Götz«-Dramen. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 13-22.

Grenzen der Menschheit

- 270 *Donat*, Sebastian: Stille Post oder wie Goethe vor dem Ersaufen gerettet wurde : dt., russ. u. engl. »Grenzen der Menschheit«. – In: Arcadia. Bd. 38. Berlin [u.a.] 2003. H. 1, S. 179-192.
Über John Bowrings (1792-1872) Gedicht »During a Thunder-Storm« (1821), das – über eine Zwischenstufe, Ivan I. Dmitrievs (1760-1837) Gedicht »Razmyšlenie po slučaju groma«, – auf Goethes »Grenzen der Menschheit« zurückgeht.

Harzreise im Winter

- 271 *Tzschucke*, Volker: »uns erscheinen doch in der Noth unsre Götter« : zu Goethes »Harzreise im Winter«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 106-121.

Hermann und Dorothea

- 272 *Raposo Fernández*, Berta: »Herman y Dorotea« und »Verter o las pasiones« : frühe Goethe-Rezeption in Spanien. – In : Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa Siguan u. Jordi Jané. – Barcelona, 2003. – S. 285-295. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)

Höhen der alten und neuen Welt

- 273 *Wyder*, Margrit: Vom Brocken zum Himalaja : Goethes »Höhen der alten und neuen Welt« u. ihre Wirkungen. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 141-164 : Ill. (farb.)

Im Gegenwärtigen Vergangnes

- 274 *Aringer-Grau*, Ulrike: »Im Gegenwärtigen Vergangenes« – zu Schuberts Goethe-Vertonung in der Tradition des Männerquartetts von Johann Michael Haydn. – In: Franz Schubert – Goethe-Vertonungen und ihre Rezeption : Bericht über das Schubert-Symposium, Düsseldorf 2002 / hrsg. von Dietrich Berke u. Christiane Schumann. – Duisburg, 2004. – S. 49-59 : Notenbeisp. – (Schubert-Jahrbuch ; 2000/2002)

Iphigenie auf Tauris

- 275 *Bartel*, Heike: Menschen- und Gottvertrauen : Johann Wolfgang Goethe: »Iphigenie auf Tauris«. – In: H. Bartel: Mythos in der Literatur. – Münster, 2004. – S. 50-55. – (Literaturwissenschaft ; 7)

- 276 *Fuchs*, Michael: Johann Wolfgang Goethe, Iphigenie auf Tauris / hrsg. von Johannes Diekhans. – Paderborn : Schöningh, 2004. – 104 S. – (Einfach Deutsch : Unterrichtsmodell)
- 277 *Hamlin*, Cyrus: »Myth and psychology« : the curing of Orest in Goethe's »Iphigenie auf Tauris«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 59-80.
- 278 *Lamport*, Francis: »Und Götter auf der Erden« : humanity and divinity in some enlightenment versions of the Iphigenia story. – In: Forum for modern language studies. Vol. 40. Oxford 2004. Nr. 1, S. 41-55.
Darin u. a. zu »Iphigenie auf Tauris«.
- 279 *Lü*, Yixu: Die Spaltung des Menschlichen : Klingers »Medea«-Dramen u. Goethes »Iphigenie auf Tauris«. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Jg. 48. Stuttgart 2004. S. 36-57.
- 280 *Šarypina*, T. A.: »Ifigenija v Tavride« Gete na rubeže XXI v. [Goethes »Iphigenie auf Tauris« an der Wende zum 21. Jahrhundert]. – In: Gete : ličnost' i kul'tura / [Hrsg.:] Institut mirovoj literature im. A. M. Gor'kogo. Pod redakc. I[riny] N. Lagutinoj. – Moskva, 2004. – S. 174-186.
- 281 *Vilar*, Loreto: Unterrichtsprojekte : Goethes »Iphigenie auf Tauris«. – In : Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa Siguan u. Jordi Jané. – Barcelona, 2003. – S. 151-165 : Ill. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
- 282 *Zimmermann*, Bernhard: Euripides' und Goethes »Iphigenie«. – In: »... auf klassischem Boden begeistert« : Antike-Rezeption in der dt. Literatur ; Festschrift für Jochen Schmidt zum 65. Geburtstag / Olaf Hildebrand, Thomas Pittrof (Hg.) – Freiburg i. Br., 2004. – S. 133-143. – (Rombach Wissenschaften ; Reihe Paradeigmata ; 1)
- Italienische Reise*
- 283 *Apel*, Friedmar: Aufmerksamkeit ist Leben : Goethes »Italienische Reise« als Sehprojekt. – In: Literatur ohne Kompromisse : e. Buch für Jörg Drews / hrsg. von Sabine Kyora [u. a.] – Bielefeld, 2004. – S. 141-149.
- 284 *Aurnhammer*, Achim: Goethes »Italienische Reise« im Kontext der deutschen Italienreisen. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 120. Weimar 2003. S. 72-86.
Berichtigung zur »Goethe-Bibliographie 2003«, Nr. 297.
- 285 *Battafarano*, Italo Michele: Cinema e letteratura tedesca nel secondo Novecento : Rossellini, Antonioni, Godard, Timm/Grimmelshausen, Goethe, Andersch. – In: Le muse inquiete : sinergie artistiche nel Novecento tedesco ; atti del convegno internazionale, Catania, 4-6 dic. 2001 / a cura di Grazia Pulvirenti [u. a.] – Firenze, 2003. – S. 105-118. – (Polinnia ; 4)
Darin u. a. über den Film »Go Trabi go« (1990) von Peter Timm, der Motive der »Italienischen Reise« verwendet.
- 286 *Carbone*, Mirella: Das Bild Siziliens in der deutschen Reiseliteratur. – In: Seume : »der Mann selbst« und seine »Hyperkritiker« ; Vorträge der Colloquien zu Johann Gottfried Seume in Leipzig und Catania 2002 / Jörg Drews (Hrsg.) – Bielefeld, 2004. – S. 283-308.
- 287 *Crosina*, Maria Luisa ; *Farina*, Franco: Il viaggio segreto con Goethe da Karlsbad a Malcesine. – In: Atti della Accademia Roveretana degli Agiati. Anno 254. Rovereto 2004. Vol. IV A, Fasc. 1, S. 127-148.
- 288 *Egger*, Irmgard: »Aus Wahrheit und Lüge ein Drittes« : zur Dialektik von Wahrnehmung u. Einbildungskraft in Goethes »Italienischer Reise«. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2004. Tübingen 2004. S. 70-96.
- 289 *Fröschle*, Ulrich ; *Mottel*, Helmut: Reisen »in unsern statistischen Zeiten« : verdichtete Zeit in Goethes Italienischer Reise. – In: Suevica : Beitr. zur schwäb. Literatur- u. Geistesgeschichte. Bd. 9 (2001/2002). Stuttgart 2004. S. 143-177.

- 290 *Hock*, Dorothee: Goethe in Malcesine : Castello Scaligero ; publication for the documentary exhibition / by Casa di Goethe, Rome in cooperation with the city of Malcesine. Malcesine, Castello Scaligero, Goethe hall. – Roma : Casa di Goethe, 2004. – 40 S. : Ill. (farb.)
- 291 *Holstein*, Judith: Fenster-Blicke : zur Poetik e. Parergons. – [Tübingen], 2004. – 387 S. Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2004. – Darin u.a.: Ein »Text [...], welchen Jahrtausende zu kommentieren nicht hinreichen« : Fenster-Lektüren bei Goethe [zum »Werther« und zur »Italienischen Reise«], S. 35-111.
- 292 *Jacobs*, Jürgen C.: Wiedergeburt in Rom : Goethes »Italienische Reise« als Teil s. Autobiographie. – Paderborn [u. a.] : Schöningh, 2004. – 27 S. – (Vorträge / Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften : G, Geisteswissenschaften ; 391)

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern

- 293 *Greiner*, Bernhard: Esther – eine Figur des Theaters : drei paradigm. Aneignungen: Grillparzer, Racine, Goethe. – In: Confrontations – accomodations : German-Jewish literary and cultural relations from Heine to Wassermann / ed. by Mark H. Gelber. – Tübingen, 2004. – S. 187-207. – (Conditio Judaica ; 46)
- Dass. – In: B. Greiner: Beschneidung des Herzens : Konstellationen dt.-jüd. Literatur. – München, 2004. – S. 49-74.

Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga

- 294 *Jakisa*, Miranda ; *Deupmann*, Christoph: Die stolze Scham der Hasanaginica : Goethes Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga u. die südslav. Vorlage als Archiv kultursynkretist. Prozesse. – In: Poetica. Bd. 36. München 2004. H. 3/4, S. 379-402.

Künstlers Erdewallen

- 295 *Japp*, Uwe: Das deutsche Künstlerdrama : von der Aufklärung bis zur Gegenwart. – Berlin [u. a.] : de Gruyter, 2004. – XII, 290 S.
- Darin u. a.: Notwendigkeit und Verklärung : Goethe: Des Künstlers Erdewallen, S. 27-39.

Die Leiden des jungen Werther

- 296 *Bacher*, Rahel: Vergleich der Rezeption Homers in Johann Wolfgang von Goethes »Die Leiden des jungen Werthers« und Friedrich Hölderlins »Hyperion«. – In: Hölderlin-Jahrbuch. Bd. 33 (2002/2003). Eggingen 2004. S. 230-243.
- 297 *Bent*, M[ark] I.: »Verterovskij« kod v »Ochrannoj gramote« B. Pasternaka [Der »Werther«-Code in Pasternaks »Schutzbrief«]. – In: Gete v ruskoj kul'ture XX veka [Goethe in der russ. Kultur des 20. Jh.] / pod redakc. G[aliny] V. Jakuševoj. – Izd. 2-oe, dopoln. – Moskva, 2004. – S. 144-153.
- 298 *Eyck*, John R. J. ; *Arens*, Katherine: The court of public opinion : Lessing, Goethe, and Werther's »Emilia Galotti«. – In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur. Jg. 96. Madison, Wis. 2004. Nr. 1, S. 40-61.
- 299 *Goethes Lotte* : ein Frauenleben um 1800 ; [Essays zur Ausstellung] Städtische Sammlungen Wetzlar, Stadt- und Industriemuseum, 10.05.2003 bis 22.06.2003 ; Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen, Goethe-Nationalmuseum, 10.07.2003 bis 17.08.2003 ; Historisches Museum Hannover, 28.08.2003 bis 30.11.2003 / Red.: Ulrike Weiß ; Kathrin Umbach. – Hannover : Historisches Museum ; München ; Berlin : Dt. Kunstverl. [Vertrieb], 2003. – 224 S. : zahlr. Ill. (teilw. farb.) – (Schriften des Historischen Museums Hannover ; 21)
- Darin: *Schmidt*, Hartmut: Charlotte Buff : Familie, Kindheit u. Jugend in Wetzlar, S. 12-25. – *Rahmeyer*, Ruth: Kestner & Co. : e. bürgerl. Familie aus Hannover, S. 26-39. – *Klauß*, Jochen: Der goethesche Klang des Namens Kestner : die Kestners

- u. Goethe nach 1774 ; drei Beispiele, S. 40-51. – *Adam*, Bernd: »Wohn Heuser vor Herrschaften« : wo Charlotte Kestner wohnte, S. 52-69. – *Fahl*, Andreas: Die Garten-
gemeinden : Wirtschaftsbetrieb oder ländl. Idylle?, S. 70-83. – *Schwark*, Thomas: »...
doch seine Weine trinkt er gern« : Hannovers Gesellschaft in der »Franzosenzeit«,
S. 84-99. – *Meschkat-Peters*, Sabine: Aufbruch und Wandel : Wirtschaft in Hannover
um 1800, S. 100-113. – *Hansen*, Volkmar: Was ist das Herz des Menschen? : »Die
Leiden des jungen Werthers« in frühen Leserreaktionen, S. 114-125. – *Scherb*, Jo-
hanna: »... mir eine Kugel vor den Kopf schießen« : Werthers Affront, S. 126-139. –
Weiß, Ulrike: »treuer Schatten des Freundes« : die Porträt-Silhouetten der Werther-
zeit, S. 140-157. – *Freitag*, Egon: »Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler,
die der einzelne Mensch hinterlassen kann« : das Zeitalter des Briefes, S. 158-171. –
Müller, Ulrike: »Unser eigenes Leben sollen wir leben« : Charlotte Kestner u. die
bürgerl. Frauenbilder der Aufklärung zwischen Ideal, Klischee u. Lebensrealität,
S. 172-185. – *Hillmer*, Rüdiger: August Wilhelm Iffland : Schauspieler, Dramatiker,
Theaterleiter, S. 186-197. – *Aschoff*, Hans-Georg: August Kestner : Hannovers Ge-
sandter in Rom, S. 198-209. – *Regin*, Cornelia: August Kestner : e. Deutschrömer,
S. 210-211. – Auszug aus dem Stammbaum der Familie Kestner, S. 222-223.
- 300 *Goethes Werther* : Bilder – Texte – Töne ; e. Literatur-Kommentar auf CD-ROM /
Bernd W. Seiler u. Jan-Torsten Milde. – Bamberg : Buchner, 2003. – 1 CD-ROM
- 301 *Hara*, Kenji: Melusine oder »die dritte Person« : zur Erzählweise Goethes am Beispiel
von »Die Leiden des jungen Werthers« im Vergleich mit seinen späten Erzähltexten. –
In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 46.
Tōkyō 2004. S. 1-18.
- 302 *Holstein*, Judith: Fenster-Blicke : zur Poetik e. Parergons. – [Tübingen], 2004. – 387 S.
Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2004. – Darin u.a.: Ein »Text [...], welchen Jahr-
tausende zu kommentieren nicht hinreichen« : Fenster-Lektüren bei Goethe [zum
»Werther« und zur »Italienischen Reise«], S. 35-111.
- 303 *Jackson*, David: »Die Leiden der jungen Lotte« : ironised patriarchal perspectives in
Goethe's »Die Leiden des jungen Werther«. – In: Bejahende Erkenntnis : Festschrift
für T[erence] J. Reed zu seiner Emeritierung am 30. 9. 2004 / hrsg. von Kevin F. *Hil-
liard* [u.a.] unter Mitarb. von Malte *Herwig*. – Tübingen, 2004. – S. 29-45.
- 304 *Kaulen*, Heinrich: »Welcher Jüngling kann eine solche verfluchungswürdige Schrift
lesen?« : zur Rezeption des Adoleszenzromans in der Literaturkritik u. Literatur-
didaktik von Goethes »Werther« bis zur Postmoderne. – In: Zeitschrift für Germani-
stik. N.F. Jg. 14. Berlin 2004. H. 1, S. 102-113.
- 305 *Könecke*, Rainer: Goethes »Werther« und die Literatur des Sturm und Drang : Sekun-
darstufe II. – Leipzig [u.a.] : Klett-Schulbuchverl. Leipzig, 2004. – 168 S. : Ill. & CD-
ROM. – (Stundenblätter Deutsch mit CD-ROM)
- 306 *Madsen*, Hendrik ; *Madsen*, Rainer: Johann Wolfgang Goethe, Die Leiden des jungen
Werthers / hrsg. von Johannes *Diekhans*. – Paderborn : Schöningh, 2004. – 128 S. –
(Einfach Deutsch : Unterrichtsmodell)
- 307 *Martí Peña*, Ofelia: »Die Leiden des jungen Werther« de Goethe : la utilización de la
forma epistolar, límites y posibilidades. – In: Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos
y abusos / hrsg. von Marisa *Siguan* u. Jordi *Jané*. – Barcelona, 2003. – S. 53-65. – (So-
ciedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
- 308 *Massenet*, Jules: Werther : drame lyrique en quatre actes et cinq tableaux / d'après
Goethe. Poème de M. Edouard *Blau*. Musique de Jules *Massenet*. – [Klavierauszug.]
– Paris : Heugel, 2004. – XII, 229 S. : Ill. – (Edition originale)
- 309 *Michajlov*, A. D.: Getevskij »Verter« i roman Al'fonsa Karra »Pod lipami« [Goethes
»Werther« und der Roman »Sous les tilleuls« (1832) von Alphonse Karr (1808-1890)].
– In: Gete : ličnost' i kul'tura / [Hrsg.:] Institut mirovoj literatury im. A. M. Gor'kogo.
Pod redakc. I[riny] N. *Lagutinoj*. – Moskva, 2004. – S. 95-104.

- 310 *Naumann*, Meino: Werthers Wilhelm : seine galanten u. schreckl. Abenteuer, in Briefen von ihm selbst erzählt. – Oldenburg : Schardt, 2004. – 180 S.
Fingierte Antwortbriefe Wilhelms auf Werthers Briefe. – Belletrist. Darstellung.
- 311 *Plenzdorf*, Ulrich: Die neuen Leiden des jungen W. : Text u. Kommentar / mit e. Kommentar von Jürgen Krätzer. – Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 2004. – 156 S. – (Suhrkamp BasisBibliothek ; 39)
- 312 *Raposo Fernández*, Berta: »Herman y Dorotea« und »Verter o las pasiones« : frühe Goethe-Rezeption in Spanien. – In : Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa Siguan u. Jordi Jané. – Barcelona, 2003. – S. 285-295. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
- 313 *Rowley*, Brian A.: Goethe's »Werther« and »Novelle« – continuity and change : a discussion paper. – In: Publications of the English Goethe Society. N. S. Vol. 73. Leeds 2004. S. 87-92.
- 314 *Rösch*, Gertrud Maria: Clavis Scientiae : Studien zum Verhältnis von Faktizität u. Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur. – Tübingen : Niemeyer, 2004. – X, 299 S. : Ill. – (Studien zur deutschen Literatur ; 170)
Zugl.: Regensburg, Univ., Habil-Schr., 1999. – Darin u.a. Kap. 2.4: »Nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen« : »Die Leiden des jungen Werthers« (1774), S. 135-161 u. 167-170.
- 315 *Schlaffer*, Hannelore: Prometheus und Lotte. – In: Temporalität und Form : Konfigurationen ästhet. u. histor. Bewußtseins ; Autoren-Kolloquium mit Karl Heinz Bohrer / hrsg. von Wolfgang Lange [u.a.] – Heidelberg, 2004. – S. 237-243. – (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte ; 213)
Zum Thema des Blitzes u. Blitzableiters bei Goethe, vor allem in der »Prometheus«-Hymne u. im »Werther«-Roman.
- 316 *Schreiner*, Julia: Jenseits vom Glück : Suizid, Melancholie u. Hypochondrie in deutschsprachigen Texten des späten 18. Jh. – München : Oldenbourg, 2003. – 323 S. – (Ancien régime – Aufklärung und Revolution ; 34)
Darin u.a. Kap. 3.4: Von »Wertherfieber« und »Selbstmordepidemien«, S. 265-278; s. a. »Goethe« im Personenregister.
- 317 *Schweitzer*, Christoph E.: Who is the editor in Goethe's »Die Leiden des jungen Werthers«? – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 31-40.
- 318 *Siegel*, Holger: Ein russischer Wertherroman am Ausgang des 18. Jahrhunderts. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 97-105.
Über den Roman »Russkij Verter« (1792, veröffentl. 1801) von Michail Vasil'evič Suškov (1775-1792).
- 319 *Stadnikov*, G[ennadij] V.: Stroka A. S. Puškina »Verter, mučenik mjatežnyj« v istorii russkoj »Verteriany« [Eine Zeile von A. S. Puškin »Werther, der rebellische Märtyrer« in der Geschichte der russischen »Wertheriana«]. – In: Gete : ličnost' i kul'tura / [Hrsg.:] Institut mirovoj literatury im. A. M. Gor'kogo. Pod redakc. I[riny] N. Laguti-noj. – Moskva, 2004. – S. 53-60.
- 320 *Vaget*, Hans Rudolf: Werther, the undead. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 17-29.
- 321 *Weiland*, Werner: Kritik der neuen Textanordnung von Büchners »Lenz« : e. konstruktive Entgegnung mit »Werther«-Parallelen. – In: Goethe im Vormärz / hrsg. von Detlev Kopp u. Hans-Martin Kruckis. – Bielefeld, 2004. – S. 203-243. – (VVF : Forum Vormärz Forschung ; Jahrbuch; Jg. 9. 2003)
- 322 *Wintermeyer*, Rolf: Le dilemme de Lichtenberg ou : Werther contre Albert et les variations d'une philosophie du dialogue ; (un projet). – In: Recherches sur le monde germanique : regards, approches, objets ; en hommage à l'activité de direction de recherche du Jean-Martin Valentin / sous la dir. de M. Grimberg [u.a.] – Paris, 2003. – S. 169-183.

Die Liebende schreibt

- 323 *Kohlhäufl*, Michael ; *Kube*, Michael: Goethes Sonett »Die Liebende schreibt« – seine Poetik und musikalische Interpretation. – In: *Intime Textkörper : der Liebesbrief in den Künsten* / Ute *Jung-Kaiser* (Hg.) – Bern [u. a.], 2004. – S. 173-200. – (Interdisziplinäres Symposium der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt a. M. ; 3)

Das Märchen

- 324 *Krätz*, Otto: Alchemie in der Tonne des Diogenes : Goethes »Märchen«. – In: »*Scientia poetica*« : Literatur u. Naturwissenschaft / hrsg. von Nobert *Elsner* u. Werner *Frick*. – Göttingen, 2004. – S. 99-133 : Ill.

Mahomets Gesang

- 325 *Badri*, Taha Ibrahim Ahmed: Zum Bild des Propheten Mohammed in Goethes Gedicht »Mahomets Gesang« : Goethes Einstellung zum Propheten Mohammed u. zum Islam aus der Sicht e. arab. Germanisten. – In: *Kairoer germanistische Studien : Jahrbuch für Sprach-, Literatur- und Übersetzungswissenschaft ; Jahrbuch für Germanistik*. Bd. 14. Kairo 2004. S. 65-90.
- 326 *Fischer*, Markus: Goethes Hymne »Mahomets Gesang« im Kontext zeitgenössischer Flußgedichte. – In: *Brücken schlagen : Studien zur dt. Literatur des 19. u. 20. Jh. ; Festschrift für George Guţu* / hrsg. von Anton *Schwob* [u. a.] – München, 2004. – S. 129-145. – (Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas : Wissenschaftliche Reihe ; 101)
- 327 *Jølle*, Jonas: The river and its metaphors : Goethe's »Mahomets Gesang«. – In: *Modern language notes*. Vol. 119. Baltimore, Md. 2004. Nr. 3, S. 431-450.

Mignon (»Kennst du das Land ...?«)

- 328 *Bach*, Stefanie: Musical gypsies and anti-classical aesthetics : the romantic reception of Goethe's Mignon character in Brentano's »Die mehreren Wehmüller und ungarische Nationalgesichter«. – In: *Music and literature in German Romanticism* / ed. by Siobhán *Donovan* and Robin *Elliott*. – Rochester, NY [u. a.], 2004. – S. 105-119. – (Studies in German literature, linguistics, and culture)
- 329 *Mayeda*, Akio: »Kennst du das Land?« : zur Musik der Dichtung u. zur Poesie der Musik. – In: *Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik* / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* u. Adolf *Nowak*. – Schliengen, 2003. – S. 234-263 : Noten. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)
- 330 *Nowak*, Adolf: Die Exequien Mignons und die ästhetische Reflexion der Liturgie in der Musik. – In: *Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik* / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* u. Adolf *Nowak*. – Schliengen, 2003. – S. 264-275. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)

Die Mitschuldigen

- 331 *Michelsen*, Peter: Halbe Bösewichter : zu Goethes »Die Mitschuldigen«. – In: *Fenster zur Welt : Deutsch als Fremdsprachenphilologie ; Festschrift für Friedrich Strack zum 65. Geburtstag von Freunden u. Kollegen* / hrsg. von Hans-Günther *Schwarz* [u. a.] – München, 2004. – S. 114-121. – (Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie ; 1)

Die natürliche Tochter

- 332 *Reiss*, Hans: Goethe's »Die natürliche Tochter« : the use and abuse of power. – In: *Publications of the English Goethe Society*. N. S. Vol. 73. Leeds 2004. S. 53-65.

Neue Liebe, neues Leben

- 333 *Heske, Henning*: Verwünschter Zustand, verwünschter Zustand. – In: Frankfurter Anthologie : Gedichte u. Interpretationen / hrsg. von Marcel *Reich-Ranicki*. Bd. 27. – Frankfurt a.M. ; Leipzig, 2004. – S. 46-48.

Novelle

- 334 *Müller-Dyes, Klaus*: Goethes »Novelle« : von der »Unlesbarkeit« e. Klassikers. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 197-207.
- 335 *Reinhold, Jakob*: Novellens untergang i Goethes »Novelle«. – In: AUGIAS. [Bd.] 62. Aarhus 2003. S. 3-38.
- 336 *Rowley, Brian A.*: Goethe's »Werther« and »Novelle« – continuity and change : a discussion paper. – In: Publications of the English Goethe Society. N. S. Vol. 73. Leeds 2004. S. 87-92.

»O Vater alles wahren Sinns ...«

- 337 *Eibl, Karl*: Wer war die Hure? : zu zwei Goethe-Gedichten [»Sehnsucht« u. »O Vater alles wahren Sinns ...«]. – In: Romantik und Exil : Festschrift für Konrad Feilchenfeldt / hrsg. von Claudia *Christophersen* u. Ursula *Hudson-Wiedenmann*. – Würzburg, 2004. – S. 41-46.

Pandora

- 338 *Dakova, Nadeshda*: Pandora oder die Rettbarkeit der Welt : zur Funktion von Goethes Pandora-Dichtung im Roman »Amanda« von Irmtraut Morgner. – In: Mythos und Krise in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts / Bogdan *Mirtschev* [u.a.] (Hrsg.) – Dresden, 2004. – S. 47-54. – (Germanica : N. F. ; 2002)
- Irmtraut Morgner (Prosaschriftstellerin; 1933-1990).

Philostrats Gemälde

- 339 *Birus, Hendrik*: Goethes Ikonisierung von Philostrats »Eikones«. – In: Intermedium Literatur : Beiträge zu e. Medientheorie der Literaturwissenschaft / hrsg. von Roger *Lüdeke* u. Erika *Greber*. – Göttingen, 2004. – S. 249-263. – (Münchener Universitätsschriften) (Münchener komparatistische Studien ; 5)

Prometheus

- 340 *Jølle, Jonas*: »Prince poli & savant« : Goethe's Prometheus and the enlightenment. – In: The modern language review. Vol. 99. Leeds 2004. Nr. 2, S. 394-415.
- 341 *Prometheus* : Johann Wolfgang Goethe. – In: Lyrik : bedeutende dt. Gedichte / dargestellt. von Barbara *Sichter mann* u. Joachim *Scholl* unter Mitarb. von Klaus *Binder*. – Hildesheim, 2004. – S. 34-39 : Ill. – (Gerstenberg visuell) (50 Klassiker : Lyrik)
- 342 *Schlaffer, Hannelore*: Prometheus und Lotte. – In: Temporalität und Form : Konfigurationen ästhet. u. histor. Bewußtseins ; Autoren-Kolloquium mit Karl Heinz Bohrer / hrsg. von Wolfgang *Lange* [u.a.] – Heidelberg, 2004. – S. 237-243. – (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte ; 213)
- Zum Thema des Blitzes u. Blitzableiters bei Goethe, vor allem in der »Prometheus«-Hymne u. im »Werther«-Roman.

Proserpina

- 343 *Gülke, Peter*: Goethe und das Melodram »Proserpina«. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* u. Adolf *Nowak*. – Schliengen, 2003. – S. 197-203. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)

Römische Elegien

- 344 Miller, Norbert ; Zehm, Edith: Aus dem Geist des Johannes Secundus : zur ersten Sammlung von Goethes Gedichten u. zu seinem Antikenverständnis vor den »Römischen Elegien«. – In: Begrenzte Natur und Unendlichkeit der Idee : Literatur u. bildende Kunst in Klassizismus u. Romantik / hrsg. von Jutta Müller-Tamm u. Cornelia Ortlieb. – Freiburg i. Br., 2004. – S. 105-143 : Ill. – (Rombach Wissenschaften : Reihe Litterae ; 119)
- 345 Pronin, V[ladislav] A.: Gete i Brodskij : »Rimskie Ėlegii« [Goethe u. Brodskij : die »Römischen Elegien«]. – In: Gete v russkoj kul'ture XX veka [Goethe in der russ. Kultur des 20. Jh.] / pod redakc. G[aliny] V. Jakuševoj. – Izd. 2-oe, dopoln. – Moskva, 2004. – S. 201-209.

Sehnsucht (»Dies wird die letzte Trän' nicht sein ...«)

- 346 Eibl, Karl: Wer war die Hure? : zu zwei Goethe-Gedichten [»Sehnsucht« u. »O Vater alles wahren Sinns ...«]. – In: Romantik und Exil : Festschrift für Konrad Feilchenfeldt / hrsg. von Claudia Christophersen u. Ursula Hudson-Wiedenmann. – Würzburg, 2004. – S. 41-46.

Stella

- 347 Dye, Ellis: Substitution, self-blame, and self-deception in Goethe's »Stella: Ein Schauspiel für Liebende«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 41-57.

Torquato Tasso

- 348 Grawe, Christian: Johann Wolfgang Goethe, Torquato Tasso. – Durchges. u. erw. Ausg. – Stuttgart : Reclam, 2003. – 230 S. : Ill. – ([Reclams] Universal-Bibliothek ; 8154 : Erläuterungen und Dokumente)
- 349 Japp, Uwe: Das deutsche Künstlerdrama von der Aufklärung bis zur Gegenwart. – Berlin [u.a.] : de Gruyter, 2004. – XII, 290 S.
Darin u.a.: Disproportion des Genies mit dem Leben : Goethe: Torquato Tasso, S. 51-70.

Trilogie der Leidenschaft

- 350 Rübe, Werner: Die Marienbader Elegie : Goethes Triumph u. Tragödie des Meister-tums. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-National-museums e.V. H. 7. Weimar 2004. S. 217-234 : Ill.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten

- 351 Garrido, Germán: Una poética del relato? : teoría de la Novelle en las »Unterhaltungen«. – In: Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa Siguan u. Jordi Jané. – Barcelona, 2003. – S. 83-93. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
- 352 Omiya, Kanichiro: Exile on Main Street : e. Versuch über Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«. – In: Goethe-Jahrbuch = Gête-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 46. Tōkyō 2004. S. 81-95.

Urworte. Orphisch

- 353 Klüger, Ruth: Die Pforte entriegeln. – In: Frankfurter Anthologie : Gedichte u. Interpretationen / hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. Bd. 27. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2004. – S. 35-37.
Dass. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 185-187.

Vanitas! vanitatum vanitas!

- 354 *Emmelius*, Johann-Christoph: »Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt.« : zu Herkunft, Funktion u. Vorgeschichte e. Zitats in Franz Overbecks Brief an Friedrich Nietzsche vom 15. April 1883. – In: Nietzsche-Studien. Bd. 33. Berlin [u.a.] 2004. S. 306-334.
Als Quellen werden angeführt: Johann Leons, ursprünglich Johannes Pappus zugeschriebenes Kirchenlied »Vertrauen auf Gott : Ich hab' mein Sach' Gott heimgestellt« sowie Goethes Gedicht »Vanitas! Vanitatum Vanitas!«.

Die Wahlverwandtschaften

- 355 *An*, Jang-Hyok: Goethes »Wahlverwandtschaften« und das Andere der Vernunft : die Mikro- u. Makrokonstellation der Andersheit als atopische Gegeninstanz zum Identitätszwang. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 211 S. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 515)
Zugl.: Bremen, Univ., Diss., 2003.
- 356 *Cortes Gabaudan*, Helena: La arquitectura de jardines como correlato a las relaciones sentimentales en »Die Wahlverwandtschaften« de Goethe. – In: Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa Siguan u. Jordi Jané. – Barcelona, 2003. – S. 37-52 : Ill. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
- 357 *Critzmann*, Thorsten: Goethes Wahlverwandtschaften : e. Dialog zwischen Aufklärung u. Romantik. – Berlin, 2003. – 301 S. : Ill.
Berlin, Techn. Univ., Diss., 2003.
- 358 *Kolle*, Andreas: Daimon und Augenblick : über Goethes »Wahlverwandtschaften«. – In: Temporalität und Form : Konfigurationen ästhet. u. histor. Bewußtseins ; Autoren-Kolloquium mit Karl Heinz Bohrer / hrsg. von Wolfgang Lange [u.a.] – Heidelberg, 2004. – S. 111-146. – (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte ; 213)
- 359 *Kowalik*, Jill Anne: Trauma and memory in the »Wahlverwandtschaften«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 129-140.
- 360 *Mittermüller*, Christian: »Das schiebt sich und verschiebt sich« – poetologische Reflexionen in Goethes Romanen »Die Wahlverwandtschaften« und »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 53-65.
- 361 *Preußner*, Gerhard: Bochum: Hauptmann und Nebenfrau : Carl Zuckmayer »Der Hauptmann von Köpenick«, Goethe »Die Wahlverwandtschaften«. – In: Theater heute. Jg. 45. Berlin 2004. H. 3, S. 42-43 : Szenenfotos.
- 362 *Reusch*, Judith: Zeitstrukturen in Goethes Wahlverwandtschaften. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 184 S. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 489)
Zugl.: Stuttgart, Univ., Diss., 2003.
- 363 *Ritzenhoff*, Ursula: Johann Wolfgang Goethe, Die Wahlverwandtschaften. – 2., durchges. u. wesentl. erw. Ausg. – Stuttgart : Reclam, 2004. – 259 S. : Ill. – ([Reclams] Universal-Bibliothek ; 16048 : Erläuterungen und Dokumente)
- 364 *Schmidt*, Jochen: Ironie und Skepsis in Goethes Alterswerk, besonders in den »Wahlverwandtschaften«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 165-175.
- 365 *Suzuki*, Yasushi: Das »futurum praeteriti« in Goethes »Wahlverwandtschaften« : der literar. Text aus Sicht der »erlebten Rede«. – In: Neue Beiträge zur Germanistik : japan. Ausg. der »Doitsu Bungaku«. [H.] 115 = Bd. 2, H. 5. Tōkyō 2003. S. 71-80. [In dt. Sprache.]
- 366 *Swales*, Martin: The clumsy hand of fate : reflections on a scene in Goethe's »Wahlverwandtschaften«. – In: Bejahende Erkenntnis : Festschrift für T[erence] J. Reed zu seiner Emeritierung am 30. 9. 2004 / hrsg. von Kevin F. Hilliard [u.a.] unter Mitarb. von Malte Herwig. – Tübingen, 2004. – S. 69-73.

- 367 Weigel, Sigrid: Das Kunstwerk als Einbruchsstelle : zur Dialektik von göttl. u. menschl. Ordnung in Benjamins »Goethes Wahlverwandtschaften«. – In: S. Weigel: Literatur als Voraussetzung der Kulturgeschichte : Schauplätze von Shakespeare bis Benjamin. – München, 2004. – S. 109-126.

Wandrer's Nachtlid (»Der du von dem Himmel bist ...«)

- 368 Kurzke, Hermann: Goethe im Gesangbuch : drei Petitesen [Darin Vergleich der Gesangbuchfassungen von »Wandrer's Nachtlid« u. zweier Stellen aus »Faust« mit dem Goetheschen Originaltext]. – In: Klassik-Rezeption : Auseinandersetzung mit e. Tradition ; Festschrift für Wolfgang Düsing / hrsg. von Peter Ensberg u. Jürgen Kost. – Würzburg, 2003. – S. 213-223.

Wandrer's Nachtlid (»Über allen Gipfeln ist Ruh ...«)

- 369 Golz, Jochen: Goethes Gedicht »Über allen Gipfeln ist Ruh ...« – von der authentischen Fassung zur Umformung Heinrich von Kleists. – In: »das rechte Maß getroffen« : Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag / hrsg. von Ernő Kulcsár-Szabó [u. a.] – Berlin ; Budapest, 2004. – S. 74-79.
- 370 *Wandrer's Nachtlid* : Johann Wolfgang Goethe. – In: Lyrik : bedeutende dt. Gedichte / dargest. von Barbara Sichtermann u. Joachim Scholl unter Mitarb. von Klaus Binder. – Hildesheim, 2004. – S. 40-43 : Ill. – (Gerstenberg visuell) (50 Klassiker : Lyrik)
- 371 *Steinhäusl*, Ulrike: Jandl trifft Goethe über allen Gipfeln. – In: Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa Siguan u. Jordi Jané. – Barcelona, 2003. – S. 471-480. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
- 372 *Zin'kevič*, E[lena] S.: »Gornye versiny« Gete – Lermontova v russkoj muzyke XX veka [»Wandrer's Nachtlid« von Goethe – Lermontov in der russ. Musik des 20. Jh.]. – In: Gete v russkoj kul'ture XX veka [Goethe in der russ. Kultur des 20. Jh.] / pod redakc. G[aliny] V. Jakuševoj. – Izd. 2-oe, dopoln. – Moskva, 2004. – S. 219-229.

Wandrer's Sturmlid

- 373 Hoffmann, Birthe: Strahl und Strom – »Wandrer's Sturmlid« als dramatisierte Reflexion von Subjektivität und künstlerischer Kreativität. – In: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. 78. Stuttgart 2004. H. 2, S. 229-260.

West-östlicher Divan

- 374 Bennett, Benjamin: Speech, writing, and identity in the »West-östlicher Divan«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 161-183.
- 375 Debon, Günther: Das »Augenglas der Liebe« : zum »West-östlichen Divan«, VIII, 41. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 304-307.
- 376 Greiner, Bernhard: Allah: al-Asmā' al-Husnā : der Gottesname im Munde des Christen u. Juden (Goethes »West-östlicher Divan«, Elias Canettis »Die Stimmen von Marrakesch«). – In: B. Greiner: Beschneidung des Herzens : Konstellationen dt.-jüd. Literatur. – München, 2004. – S. 107-131.
- 377 Kreutzer, Hans Joachim: Schubert und der Orient : Marianne von Willemers Briefgedichte in Schuberts Vertonung. – In: Intime Textkörper : der Liebesbrief in den Künsten ; 3. Interdisziplinäres Symposium der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, Frankfurt a. M. 2003 / Ute Jung-Kaiser (Hrsg.) – Bern [u. a.], 2004. – S. 157-168 : Ill.
Mit Anhang: Schuberts »Divan«-Vertonungen, S. 169-171.
- 378 Lopatina, N[atal'ja] I.: Ivan Tchorženskij – perevodčik »Zapadno-vostočnogo divana« [Ivan Tchorženskij – der Übersetzer des »West-östlichen Divan«]. – In: Gete v

- russkoj kul'ture XX veka [Goethe in der russ. Kultur des 20. Jh.] / pod redakc. G[aliny] V. Jakuševoj. – Izd. 2-oe, dopoln. – Moskva, 2004. – S. 154-163.
- 379 *Mecklenburg*, Norbert: Poesie der Gewalt und Gewalt der Poesie : Goethes Bearb. e. altarab. Blutrache-Gedichts. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 176-196.
28strophiges Gedicht »Unter dem Felsen am Wege« in den »Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniß des West-östlichen Divans«.
- 380 *Michel*, Christoph: Goethes gescheiterte Libretti der »Divan«-Zeit. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* u. Adolf *Nowak*. – Schliengen, 2003. – S. 186-196. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)
- 381 *Mommsen*, Katharina: Alexander der Große als geheimes Leitbild in Goethes »West-östlichem Divan«. – In: Publications of the English Goethe Society. N. S. Vol. 73. Leeds 2004. S. 39-52.
- 382 *Mommsen*, Katharina: »Zu den Kleinen zähl ich mich ...« : Mariane Willemers erstes an Goethe gerichtetes Gedicht. – In: Romantik und Exil : Festschrift für Konrad Feilchenfeldt / hrsg. von Claudia *Christophersen* u. Ursula *Hudson-Wiedenmann*. – Würzburg, 2004. – S. 47-54.
- 383 *Pfaff*, Peter: Der versteckte Jesus : zu drei u. einigen anderen Versen in Goethes »Divan«. – In: Fenster zur Welt : Deutsch als Fremdsprachenphilologie ; Festschrift für Friedrich Strack zum 65. Geburtstag von Freunden u. Kollegen / hrsg. von Hans-Günther *Schwarz* [u. a.] – München, 2004. – S. 122-133. – (Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie ; 1)
- 384 *Reemtsma*, Jan Philipp: Die ungeheuerliche Zeile im Hohenlied der Rivalität. – In: Frankfurter Anthologie : Gedichte u. Interpretationen / hrsg. von Marcel *Reich-Ranicki*. Bd. 27. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2004. – S. 31-32.
Zum Gedicht »Keinen Reimer wird man finden ...« aus dem »Buch des Unmuts« im »West-östlichen Divan«.
- 385 *Reich-Ranicki*, Marcel: Sie ist bis heute unser aller Glück. – In: Frankfurter Anthologie : Gedichte u. Interpretationen / hrsg. von Marcel *Reich-Ranicki*. Bd. 27. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2004. – S. 50-54.
Zum Gedicht »An vollen Büschelzweigen ...« aus dem »Buch Suleika« im »West-östlichen Divan«.
- 386 *West-östlicher Divan, Johann Wolfgang Goethe* / ouvrage collectif coordonné par Jean-Louis *Bandet*. – Paris : Ed. du Temps, 2003. – 159 S. – (Lectures d'une œuvre)
- Wilhelm Meister*
- 387 *Bočkareva*, N[ina] S.: Romany-stranstvii I. V. Gete i A. Bitova [Romane über Wanderungen von J. W. Goethe – »Wilhelm Meisters Wanderjahre« – u. A. Bitov]. – In: Gete v russkoj kul'ture XX veka [Goethe in der russ. Kultur des 20. Jh.] / pod redakc. G[aliny] V. Jakuševoj. – Izd. 2-oe, dopoln. – Moskva, 2004. – S. 190-200.
- 388 *Eriksson*, Birgit: Learning to miscalculate – in dialogues with Wilhelm Meister. – In: Reinventions of the novel : histories and aesthetics of a protean genre / ed. by Karen-Margrethe *Smønsen* [u. a.] – Amsterdam [u. a.], 2004. – S. 177-190. – (Textet ; 40)
- 389 *Frank*, Gustav: »Schöner Schein« nach der Goethezeit : die »Wanderjahre« an den Grenzen e. Ästhetik des Nacheinander. – In: Goethe im Vormärz / hrsg. von Detlev *Kopp* u. Hans-Martin *Kruckis*. – Bielefeld, 2004. – S. 109-140. – (FVF : Forum Vormärz Forschung ; Jahrbuch ; Jg. 9. 2003)
- 390 *Greiner*, Bernhard: Die Theatralisierung der Idee der Bildung : zwei literar. Antworten auf Moses Mendelssohn: »Wilhelm Meisters Lehrjahre« und »Florentin« [von Dorothea Schlegel]. – In: B. *Greiner*: Beschneidung des Herzens : Konstellationen dt.-jüd. Literatur. – München, 2004. – S. 75-105.

- 391 *Hoffmeister*, Gerhart: From Goethe's »Wilhelm Meister« to anti-»Meister« novels : the romantic novel between Tieck's »William Lovell« and Hoffmann's »Kater Murr«. – In: The literature of German romanticism / ed. by Dennis F. *Mahoney*. – Rochester, NY [u. a.], 2004. – S. 79-99. – (The Camden House history of German literature ; 8)
- 392 *Horstkotte*, Silke: Wilhelm Meisters Mignon und die Ambivalenz der Autorschaft. – In: German life and letters. N. S. Vol. 57. Oxford [u. a.] 2004. Nr. 2, S. 143-157.
- 393 *Kamio*, Tatsuyuki: Subjekt und Leiche : Körperlichkeit in den drei Wilhelm-Meister-Romanen. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 46. Tōkyō 2004. S. 195-216. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassung.]
- 394 *Kawa*, Rainer: Die Dame in der Nachbarschaft : Konjekturen zur Verknüpfung des VI. Buchs von »Wilhelm Meisters Lehrjahre« mit dem Romankontext. – In: Text & Kontext : Zeitschrift für germanist. Literaturforschung in Skandinavien. Jg. 26. Kopenhagen 2004. Nr. 2, S. 42-71.
- 395 *Krimmer*, Elisabeth: mama's baby, papa's maybe : peternity and »Bildung« in Goethe's »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. – In: The German quarterly. Vol. 77. Cherry Hill, NJ 2004. Nr. 3, S. 257-277.
- 396 *Mittermüller*, Christian: »Das schiebt sich und verschiebt sich« – poetologische Reflexionen in Goethes Romanen »Die Wahlverwandtschaften« und »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 53-65.
- 397 *Nordmann*, Alfred: Die wunderbarste Wünschelrute – wo Lichtenberg einen Spaß macht, liegt Goethes Problem verborgen. – In: Lichtenberg-Jahrbuch. [Jg.] 2002. Saarbrücken 2003. S. 33-50.
Zu Goethes Bemerkung über Lichtenberg »Wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen« (»Aus Makariens Archiv« in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«; auch in »Maximen und Reflexionen«, Ausg. Max Hecker, Nr. 713).
- 398 *Piatti*, Barbara: Wasserreisen : Vierwaldstättersee u. Lago Maggiore als literar. Landschaften. – In: Romantik und Exil : Festschrift für Konrad Feilchenfeldt / hrsg. von Claudia *Christophersen* u. Ursula *Hudson-Wiedenmann*. – Würzburg, 2004. – S. 279-293.
Darin u. a. über den Lago Maggiore als »literarische Landschaft« in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«.
- 399 *Saariluoma*, Liisa: Erzählstruktur und Bildungsroman : Wielands »Geschichte des Agathon«, Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2004. – 348 S.
- 400 *Saße*, Günter: Von »dem heilsamen Esoterischen in das allzubreite Exoterische« : zur Gestalt der Makarie in Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. – In: »... auf klassischem Boden begeistert« : Antike-Rezeption in der dt. Literatur ; Festschrift für Jochen Schmidt zum 65. Geburtstag / Olaf *Hildebrand*, Thomas *Pittrof* (Hg.) – Freiburg i. Br., 2004. – S. 171-190. – (Rombach Wissenschaften ; Reihe Paradeigmata ; 1)
- 401 *Schutjer*, Karin: Beyond the wandering jew : anti-semitism and narrative supersession in Goethe's »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. – In: The German quarterly. Vol. 77. Cherry Hill, NJ 2004. Nr. 4, S. 389-407.
- 402 *Stern*, Guy: Fielding, Wieland, Goethe and the rise of the novel. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Lang, 2003. – 139 S. – (Analysen und Dokumente ; 49)
Darin zur Fielding-Rezeption Goethes und besonders zum »Wilhelm Meister«, s. vor allem S. 69-111.
- 403 *Timm*, Hermann: »Halten wir fest, aber auf eigene Weise« : Goethe u. die Ehrfurchtsreligion in »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. – In: Protestantismus und deutsche Literatur / Jan *Rohls* [u. a.] (Hrsg.) – Göttingen, 2004. – S. 145-166. – (Münchener theologische Forschungen ; 2)

- 404 *Volgina*, Elena: Sud'ba romana Gete »Teatral'noe prizvanie Vil'gel'ma Mejstera« v Rossii ; istorija perevoda [Das Schicksal des Romans »Wilhelm Meisters theatralische Sendung« in Rußland : Geschichte der Übersetzung]. – In: Getevskie čtenija = Goethe-Studien / pod redakc. S[ergeja] V[asil'eviča] *Turaeva*. – Moskva, 2003. – S. 349-354.
- 405 *Voßkamp*, Wilhelm: Johann Wolfgang von Goethe: »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (1795) – »Wilhelm Meisters Wanderjahre« (1821 und 1829). – In: W. *Voßkamp*: »Ein anderes Selbst« : Bild u. Bildung im dt. Roman des 18. u. 19. Jh. – Göttingen, 2004. – S. 33-53. – (Essener kulturwissenschaftliche Vorträge ; 15)
- 406 *Watanabe*, Minako: Goethes vier »Mignon«-Gedichte aus »Wilhelm Meisters Lehrjahre« : Schuberts Interpretationen als Trauermarsch. – In: Goethe-Jahrbuch = Gētennēkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 46. Tōkyō 2004. S. 47-62.

Willkommen und Abschied

- 407 *Seedorf*, Thomas: Deutsche Lyrik und italienische Oper – Goethes »Willkommen und Abschied« in Schuberts Vertonung. – In: Franz Schubert – Goethe-Vertonungen und ihre Rezeption : Bericht über das Schubert-Symposium, Düsseldorf 2002 / hrsg. von Dietrich *Berke* u. Christiane *Schumann*. – Duisburg, 2004. – S. 15-34 : Notenbeisp. – (Schubert-Jahrbuch ; 2000/2002)

Zueignung (»Der Morgen kam ...«)

- 408 *Mayer*, Mathias: Die zumutbare Wahrheit in Goethes »Zueignung«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 133-140.

Zur Farbenlehre

- 409 *Hiramatsu*, Tomohisha: Erscheinung des Farbenkreises in »Anmutige Gegend. Faust« im Licht der »Farbenlehre«. – In: Kyushu Doitsu Bungaku. [Jg.] 18. Fukuoka 2004. S. 59-77. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassung.]
- 410 *Prado Cueva*, Manuel Enrique: Usos y abusos en la teoría cromática de Goethe. – In: Ihr mögt mich benutzen : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa *Siguan* u. Jordi *Jané*. – Barcelona, 2003. – S. 193-216. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
- 411 *Takahashi*, Yoshitomo: Goethes »Geschichte der Farbenlehre« – ein früher Beitrag zur Kulturwissenschaft? – In: Neue Beiträge zur Germanistik : internat. Ausg. von »Doitsu Bungaku«. Bd. 3. München 2004. H. 3, S. 73-84.

5. *Wirkungs- und Forschungsgeschichte. – Text- und Buchgeschichte. – Gesellschaften und Jahrbücher. – Gedenkstätten, Sammlungen und Ausstellungen*

- 412 *Ballstaedt*, Andreas: »... ein neues Poem, welches den Dichter selbst überraschen muß« : zum Verhältnis von Lyrik u. Musik in rezeptionsgeschichtl. Sicht. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* u. Adolf *Nowak*. – Schliengen, 2003. – S. 207-225 : Noten. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)
- 413 *Bauer*, Matthias: Helden mit und ohne Alibi : Goethes Romanwerk im Spiegel von Bachtins Ästhetik. – In: Zagreber germanistische Beiträge. Jg. 12. Zagreb 2003. S. 1-23.
- 414 *Bertagnolli*, Paul A.: Liszt, Goethe, and a musical cult of Prometheus. – In: Liszt and the birth of modern Europe : music as a mirror of religious, political, cultural, and

- aesthetic transformations ; proceedings of the international conference held at the Villa Serbelloni, Bellagio (Como) 14-18 December 1998 : [International Liszt Conference] / ed. by Michael Saffle and Rossana Dalmonte. – Hillsdale, NY, 2003. – S. 169-196 : Notenbeisp. – (Analecta Lisztiana ; 3)
- 415 *Besslich*, Barbara: Mütter im Visier : »Versehen« u. »Telegonie« in Otto Weiningers »Geschlecht und Charakter« ; mit e. Seitenblick auf Weiningers Anleihen bei Goethe, Ibsen u. Zola. – In: KulturPoetik : Zeitschrift für kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft. Jg. 4. Göttingen 2004. H. 1, S. 19-36.
Weininger, Otto (1880-1903), österreich. Philosoph u. Psychologe.
- 416 *Boestfleisch*, Rainer: Hans Sommer (1837-1922) : Einführung in Leben u. Werk. – In: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte. Bd. 10. Halle 2003. S. 157-172 : Notenbeisp.
Darin u.a. zu H. Sommers Goethe-Liedern.
- 417 *Burckhart*, Holger : Theodor Litt: Das Bildungsideal der dt. Klassik u. die moderne Arbeitswelt. – Darmstadt : Wiss. Buchges., 2003. – 150 S. – (Werkinterpretationen pädagogischer Klassiker)
Darin u.a. direkt zu Goethes Bildungsidee, s. S. 22-31.
- 418 *Busch*, Regina: Weberns Goethe-Vertonungen. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas Ballstaedt u. Adolf Nowak. – Schliengen, 2003. – S. 295-321 : Noten. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)
- 419 *Byrne*, Lorraine: Perceptions of Goethe and Schubert. – In: Music and literature in German Romanticism / ed. by Siobhán Donovan and Robin Elliott. – Rochester, NY [u.a.], 2004. – S. 59-73. – (Studies in German literature, linguistics, and culture)
- 420 *Christophersen*, Alf: »So kam die Idee der Klassik in Verruf« : Paul Tillichs Goethe-Interpretation – mit e. Seitenblick auf T. S. Eliot. – In: Romantik und Exil : Festschrift für Konrad Feilchenfeldt / hrsg. von Claudia Christophersen u. Ursula Hudson-Wiedenmann. – Würzburg, 2004. – 385-396.
- 421 *Cichlinski*, Gerd: Goethe für Kinder! : Unterrichtsideen für Kinder ab 9 Jahren. – Donauwörth : Auer, 2003. – 100 S. : Ill., graph. Darst.
- 422 *Cometa*, Michele: »Ein Herumgehen um das Unaussprechliche« : l'immagine di Goethe negli »Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik«. – In: Links : Rivista di letteratura e cultura tedesca. Anno 3. Pisa ; Roma 2003. S. 47-60.
Die »Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik« erschienen von 1827 bis 1846 in Berlin. Der Aufsatz behandelt die Rezeption Goethes seit 1829 und nach Goethes Tod.
- 423 *Dscheng*, Fang-hsiung: Goethe in Taiwan. – In: Goethe-Jahrbuch = Gëte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 46. Tōkyō 2004. S. 63-80.
- 424 *Emmrich*, Christian: Wider die Einschüchterung durch einen Klassiker oder Wie Bertolt Brecht mit Goethe umging. – In: C. Emmrich: »Man muß vom Alten lernen, Neues zu machen« : zwei Vorträge / hrsg. von Manfred Wenzel u. Ulrike Enke. – Wetzlar, 2004. – S. 55-115. – (Wetzlarer Goethe-Gesellschaft e.V. : Jahresgabe ; 2004)
- 425 *Eschweiler*, Christian: Goethe, Kafka und seine Erzählung »Der Bau« : Lebensbejahung u. Todesbewußtsein. – In: C. Eschweiler: Die Sprachkunst großer deutscher Dichter : 13 literar.-pädagog. Beiträge zur Dichtung u. Bildung / Nachw. von Wilhelm Berges. – Weilerswist, 2004. – S. 117-144.
- 426 *Senghor et la culture de l'espace germanophone* : Colloque de Dakar, les 1^{er}, 2 et 3 juni 2002. – Dakar, 2004. – 316 S. – (Etudes germano-africaines : revue annuelle de germanistique africaine : Vol. 20/21. 2002/2003 ; 2004)
Darin u.a.: Fall, Solange: Goethe et Senghor en tant que hommes d'état = Goethe und Senghor als Staatsmänner, S. 64-71. – Gaye, Moctar: Goethe, Schelling, Senghor: négritude et philosophie classique allemande = Goethe, Schelling, Senghor: Négritude und klassische deutsche Philosophie, S. 72-87. – Hounkpatin, Hyacinthe: Correla-

- tions entre art poétique et art musical chez Johann Wolfgang Goethe et Léopold Sédar Senghor = Wechselbeziehungen zwischen Dichtkunst und Tonkunst bei Johann Wolfgang Goethe und Léopold Sédar Senghor, S. 158-165. – *Mbaye*, Abdoulaye ; *Thiam*, Momath: Des poèmes de Goethe pour des élèves sénégalais du secondaire? = Goethe-Gedichte für senegalesische Sekundarschüler?, S. 166-177. – *Ndiaye*, Magatte: Léopold Sédar Senghor, Johann Wolfgang Goethe et leurs relations avec la France = Léopold Sédar Senghor, Johann Wolfgang Goethe und ihre Beziehungen zu Frankreich, S. 186-199. – *Ndong*, Henri ; *Tine*, Ambroise : Senghor et la religion, Goethe et la religion : pour une étude comparative = Senghor und die Religion, Goethe und die Religion : für e. vergl. Studie, S. 214-241. – *Thiam*, Momath: La réception de Goethe par Heinrich Heine et la conception senghorienne de l'esthétique : convergence d'une pensée humaniste = Heinrich Heines Goethe-Rezeption und Senghors ästhetische Auffassung : Konvergenz e. humanist. Denkens, S. 290-309. – Information: La Société Goethe du Sénégal = Die Goethe-Gesellschaft Senegal [gegründet 2002], S. [317].
- 427 *Fauth*, Søren R.: Transzendenter Fatalismus : Wilhelm Raabes Erzählung »Zum wilden Mann« im Horizont Schopenhauers u. Goethes. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. 78. Stuttgart 2004. H. 4, S. 609-645.
- 428 *Figal*, Günter: Morphologie der Beschleunigung : Jünger u. Goethe. – In: Verwandtschaften / Günter Figal ; Georg Knapp (Hrsg.) – Tübingen, 2003. – S. 11-20. – (Jünger-Studien ; 2) (Tübinger phänomenologische Bibliothek)
- 429 *Flaim*, Carmen: Tommaseo e la cultura tedesca. – In: Atti della Accademia Roveretana degli Agiati. Anno 254. Rovereto 2004. Vol. IV A, Fasc. 2, S. 207-231.
- Darin u.a. über das Goethe-Bild von Niccolò Tommaseo (1802-1874); s. S. 220-228.
- 430 *Frizen*, Werner: Goethe tritt auf. – In: Lebenszauber und Todesmusik : zum Spätwerk Thomas Manns ; die Davoser Literaturtage 2002 / hrsg. von Thomas Sprecher. – Frankfurt a.M., 2004. – S. 67-88 : Ill. – (Thomas-Mann-Studien ; 29) Über »Lotte in Weimar«.
- 431 *Garde*, Ulrike: »Goethes Stimme« auf der australischen Bühne und ihre Funktion in der australischen Theaterkritik des deutschen Klassikers. – In: Die Lektüre der Welt = Worlds of reading : zur Theorie, Geschichte u. Soziologie kultureller Praxis ; Festschrift für Walter Veit / hrsg. von Helmut Heinze u. Christiane Weller unter Mitw. von Heinz Kreutz. – Frankfurt a.M. [u.a.], 2004. – S. 97-105. – (Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte ; 74)
- 432 *Gete : ličnost' i kul'tura* / [Hrsg.:] Institut mirovoj literatury im. A. M. Gor'kogo. Pod redakc. I[riny] N. Lagutinoj. – Moskva : Indrik, 2004. – 197 S. : Ill. [Goethe : Persönlichkeit und Kultur.]
- Darin u.a.: *Lagutina*, I[rina] N.: Obraz Gete v russkom soznanii i stichotvorenii Puškina »Prorok« [Die Gestalt Goethes im russischen Bewußtsein und Puškins Gedicht »Der Prophet«], S. 43-51. – *Sacharov*, V[sevolod] I.: Russkie u Gete [Russen bei Goethe. – Darin 1. Über den Besuch von Gräfin S. A. Volkonskaja, gemeinsam mit S. P. Ševyrev und N. M. Rožalin, bei Goethe am 12. 5. 1829. Mit der russ. Erstveröffentl. e. Briefes von I. V. Kireevskij an V. M. Rožalin vom Sommer 1829, in dem über den Besuch bei Goethe berichtet wird. Die dt. Übers. des Briefes wurde bereits im Goethe-Jahrbuch, Bd. 114, Weimar 1997, S. 347-348, veröffentlicht. – 2. Erstveröffentl. von Erinnerungen des Fürsten V. F. Odoevskij an Marija Pavlovna, Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach und Großfürstin von Rußland. Odoevskij war ab 1856 verantwortlich für die Berichte an Marija Pavlovna über Ereignisse am russ. Zarenhof und besuchte einige Male Weimar], S. 61-76. – *Kirilov*, A. S.: Getevskij kriterij ocenki S. A. Puškina V. G. Belinskim [Ein Goethesches Kriterium in der Beurteilung Puškins durch V. G. Belinskij], S. 77-94. – *Fomin*, D[mitrij] V.: Gete i

avangardistskaja kul'tura 1910-1920-ch gg. [Goethe und die avantgardistische Kultur in den Jahren 1910-1920], S. 105-172. – *Gluskova*, Tat'jana: Romantičeskaja balada : čitaja Gete [Romantische Ballade : beim Lesen von Goethe. Gedicht (2000)], S. 187-197.

- 433 *Gete v russskoj kul'ture XX veka* / pod redakc. G[aliny] V. *Jakuševoj*. – Izd. 2-oe, dopoln. – Moskva : Nauka, 2004. – 463 S. Ill. [Goethe in der russ. Kultur des 20. Jh.]

Darin: [Teil I.] *Gete v russskoj literature XX veka* [Goethe in der russ. Literatur des 20. Jahrhunderts]:

Jakuševa, G[alina] V.: Obraz i motivy Gete v otečestvennoj slovesnosti XX veka : (Rossija, SSSR, Russkoe zarubež'e) [Das Goethe-Bild und seine Motive im russ. Schrifttum des 20. Jh. : (Rußland, UdSSR, russ. Auslandsliteratur)], S. 11-44. – *Ratgauz*, G[rejnem] I.: Gete v russskoj poëzii XX veka [Goethe in der russ. Dichtung des 20. Jh.], S. 45-63. – *Erochin*, A[leksandr] V.: Aleksandr Blok i Gete [Alexander Blok u. Goethe], S. 64-81. – *Mikuševič*, V[ladimir] B.: »Das Ewig-Weibliche« v poëzii russskogo simvolizma [»Das Ewig-Weibliche« in der Dichtung des russ. Symbolismus], S. 82-87. – *Išimbaeva*, G[alina] G.: »Faust i gorod« Lunačarskogo v kontekste »vechovskoj« problematiki [»Faust und die Stadt« von Lunačarskij im Kontext der »Jahrhundert«-Problematik], S. 88-102. – *Išimbaeva*, G[alina] G.: »Ognennyj angel« : faustovskie kontaminacii Valerija Brjusova i Sergeja Prokof'eva [»Der feurige Engel« : faustische Kontaminationen bei Valerij Brjusov u. Sergej Prokof'ev], S. 103-117. – *Čerepennikova*, M[argarita] S.: Ital'janskije motivy v dramaturgii I. V. Gete i M. I. Cvetaevoj [Italienische Motive in der Dramatik J. W. Goethes u. M. I. Cvetaevas], S. 118-127. – *Davydova*, T[at'jana] T.: Faustovskaja kollizija v romane Evgenija Samjatina »My« [Die faustische Kollision in Evgenij Samjatins Roman »Wir«], S. 128-143. – *Bent*, M[ark] I.: »Verterovskij« kod v »Ochrannoj gramote« B. Pasternaka [Der »Werther«-Code in Pasternaks »Schutzbrief«], S. 144-153. – *Lopatina*, N[at'al'ja] I.: Ivan Tchorženskij – perevodčik »Zapadno-vostočnogo divana« [Ivan Tchorženskij – der Übersetzer des »West-östlichen Divan«], S. 154-163. – *Davydova*, T[at'jana] T.: Getevskie reminiscencii v »Kaščevoj cepi« M. Prišvina [Goethische Reminiszenzen in der »Kette des Kaščeja« von M. Prišvin], S. 164-170. – *Blotnikova*, A[lla] B.: Pereklička v vekach : Gete i Platonov [Wechselbeziehungen durch die Jahrhunderte : Goethe u. Andrej P. Platonov], S. 171-179. – *Nerler*, P[avel] M.: Gete i Mandel'stam : zametki k teme [Goethe u. Osip E. Mandel'stam : Skizzen zum Thema], S. 180-183. – *Turaev*, S[ergej] V.: Gete v tvorčestve Mariëtty Šaginjan [Goethe im Schaffen von Mariëtta Šaginjan], S. 184-189. – *Bočkareva*, N[ina] S.: Romany-stranstvii I. V. Gete i A. Bitova [Romane über Wanderungen von J. W. Goethe – »Wilhelm Meisters Wanderjahre« – u. A. Bitov], S. 190-200. – *Pronin*, V[ladislav] A.: Gete i Brodskij : »Rimskie Elegii« [Goethe u. Brodskij : die »Römischen Elegien«], S. 201-209. – *Polubojarinova*, L[arissa] N.: Gete i russskij postmodernizm : (Venedikt Erofeev, Dmitrij Prigov) [Goethe u. der russ. Postmodernismus : (Venedikt Erofeev, Dmitrij Prigov)], S. 210-216. [Teil II.] *Gete v russskoj iskusstve XX veka* [Goethe in der russ. Kunst des 20. Jahrhunderts]:

Zin'kevič, E[lena] S.: »Gornye veršiny« Gete – Lermontova v russskoj muzyke XX veka [»Wandrer's Nachtlid« von Goethe – Lermontov in der russ. Musik des 20. Jh.], S. 219-229. – *Zenkin*, K[onstantin] V.: »Faust« v muzyke S. V. Rachmaninova [»Faust« in der Musik von S. V. Rachmaninov], S. 230-238. – *Konnov*, V[ladimir] P.: Romansy N. K. Metnera na stichi Gete [Die Romanzen von N. K. Metner nach Gedichten Goethes], S. 239-255. – *Fomin*, D[mitrij] V.: Obrazy Gete v russskoj knižnoj grafike XX veka [Goethische Gestalten in der russ. Buchgraphik des 20. Jh.], S. 256-298 : Ill. [Teil III.] *Gete v russskoj nauke XX veka* [Goethe in der russ. Wissenschaft des 20. Jahrhunderts]:

- Fel'dman*, L[ev] G.: Gete – naturalist i razvitie estestvoznaniya v Rossii [Der Naturforscher Goethe u. die Entwicklung der Naturwissenschaft in Rußland], S. 301-324. – *Ljubarskij*, G[eorgij] Ju.: Getevskie idei v russkoj biologii XX veka [Goethische Ideen in der russ. Biologie des 20. Jh.], S. 325-336. – *Konnov*, V[ladimir] P.: Iz istorii russkogo Geteanstva : Nikolaj i Ėmilij Metnery [Aus der Geschichte der russ. Goetheverehrung : Nikolaj u. Emilius Metner], S. 337-347. – *Lagutina*, I[rina] N.: Ėmilij Metner : »Razmyšlenija o Gete« ; tekst, kotoryj stanovitsja avantekstom [E. Metner : »Betrachtung über Goethe« ; vom Text zum Avanttext], S. 348-362. [Teil IV.] Gete : ego čitateli, počitateli i issledovateli v Rossii XX veka [Goethe : seine Leser, Verehrer u. Erforscher im Rußland des 20. Jahrhunderts]:
- Michajlova*, L[judmila] P.: Gete v detskom čtenii Serebrjanogo Veka [Goethe in der Kinderlektüre des Silbernen Zeitalters], S. 365-370. – *Turaev*, S[ergej] V.: Stranicy sovetskij Geteany [Seiten der sowjetischen Goethe-Pflege], S. 371-381. – *Fomin*, D[mitrij] V. ; *Lopatina*, N[atal'ja] I.: Getevskie toržestva 1932 goda v pis'mach i dokumentach [Die Goethe-Gedenkfeiern 1932 in Briefen u. Dokumenten], S. 382-402. – *Zdorik*, T[at'jana] B.: »Faust« v blokadnom Leningrade : (o perevode professora I. I. Šafranovskogo) [»Faust« während der Leningrader Blockade : (zur Übersetzung von Prof. I. I. Šafranovskij)], S. 403-419. – *Jakuševa*, G[alina] V.: Getevskaja Komissija v Moskve [Die Goethe-Kommission der Russ. Akademie der Wissenschaften in Moskau], S. 420-423. – *Erochin*, A[leksandr] V.: Itogi i rubeži : pjat' vypuskov »Getevskie čtenij« [Ergebnisse u. Etappen : fünf Ausgaben der Moskauer »Goethe-Studien« (1984-1993)], S. 424-446.
- 434 *Getevskie čtenija = Goethe-Studien* / pod redakc. S[ergeja] V[asil'eviča] *Turaeva*. – Moskva : Nauka, 2003. – 358 S. : Ill.
- Darin u.a.: *Pilipenko*, Nina: Pesni Šuberta na stichi Gete [Schuberts Goethe-Lieder], S. 186-196. – *Nekrasova*, Ekaterina: Poët i kompozitor : Goethe-Lieder N. K. Metnera [Dichter und Komponist : die Goethe-Lieder von Nikolaj Karlovič Metner (1879-1951), entstanden zwischen 1904 und 1925], S. 212-218. – *Danilina*, Galina: I. Bachman i I. V. Gete : kompozicija kak zitata [Ingeborg Bachmann und Johann Wolfgang Goethe : Komposition als Zitat], S. 221-237. – *Fomin*, Dmitrij: Poëzija Gete v illjustracijach Ėrnsta Barlacha [Goethes Dichtung in Illustrationen von Ernst Barlach], S. 238-269 : 11 Ill. – *Petrivn'jaja*, Elena: O balladach Gete v svete učenija K. Junga [Über Goethes Balladen im Lichte der Lehre von Carl Gustav Jung], S. 270-276. – *Čečetko*, Margarita: Studenty igrajut Gete : Molodežnyj Teatr v Kasachstane [Studenten spielen Goethe : das Jugend-Theater von Kasachstan], S. 288-293 : 1 Szenenfoto. – *Mommzen*, Katarina [Katharina Mommsen]: Gete i naše vremja [Goethe und unsere Zeit, russ.] / per. Aleksandry *Anisimovoj*. Kommentarij: Sergej *Turaev* [Übers. des Festvortrags auf der 76. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft 1999 in Weimar], S. 325-344. – Elena Ivanovna Volgina (23. 3. 1921 – 1. 3. 2001) [Nachruf auf die russ. Goethe-Forscherin], S. 347-348.
- 435 *Goethe im Vormärz* / hrsg. von Detlev *Kopp* u. Hans-Martin *Kruckis*. – Bielefeld : Aisthesis-Verl., 2004. – 446 S. : Ill. – (FVF : Forum Vormärz Forschung ; Jahrbuch; Jg. 9. 2003)
- Darin u.a.: *Briese*, Olaf: Wieder einmal das letzte Wort gehabt : Nachrichten von Goethes Sterbestunde. [Mit Bemerkungen zur Rezeptionsgeschichte nach 1832], S. 19-48. – *Rippmann*, Inge: »Ihn tadeln heißt ihn achten« : Goethe im Gegenlicht [Darin vor allem über Ludwig Börnes Goethebild], S. 49-70. – *Steegers*, Robert: »Mein westöstlich dunkler Spleen« : Heines »Romanzero« als »Feuerwerk zur Goethefeyer«, S. 71-108. – *Frank*, Gustav: »Schöner Schein« nach der Goethezeit : die »Wanderjahre« an den Grenzen e. Ästhetik des Nacheinander, S. 109-140. – *Abels*, Kurt: »Tretet ein, denn auch hier sind Götter!« : Robert Heinrich Hiecke (1805-1861)

- u. die Aufnahme Goethes in den Literaturkanon der Schule, S. 141-170. – *Mehring*, Frank: »American German Mania« : krit. Anmerkungen zur Goethe-Kontroverse aus dt.-amerikan. Perspektive 1815-1850, S. 171-201. – *Weiland*, Werner: Kritik der neuen Textanordnung von Büchners »Lenz« : e. konstruktive Entgegnung mit »Werther«-Parallelen, S. 203-243. – *Schlüter*, Bettina: Beethoven als Gegenbild Goethes : mediale Spezifik u. polit. Dimensionen der Monumentalisierung e. Komponisten, S. 245-266 : Ill. – *Reininghaus*, Frieder: Goethe und die Musik des Vormärz, S. 267-295.
- 436 *Goethe-Rezeption in Deutschland* : Vorträge des 5. Kasseler Goethe-Seminars / hrsg. von Helmut *Fuhrmann*. – Kassel : Wenderoth, 2004. – 103 S. – (Goethe-Gesellschaft Kassel e. V. : Jahresgabe ; 2003/2004)
Darin: *Mandelkow*, Karl Robert: Weimarer Klassik : Gegenwart u. Vergangenheit e. dt. Mythos, S. 9-23. – *Hinck*, Walter: Der »große Jupiter«? : zum Wandel in Heinrich Heines Goethe-Bild, S. 24-44. – *Fuhrmann*, Helmut: Karl Jaspers' Goethe-Rezeption und die Polemik von Ernst Robert Curtius, S. 45-74. – *Werner*, Klaus: Heitere Renitenz : Peter Hacks, Goethe u. das »Dörfchen« DDR, S. 75-103.
- 437 *Greiner*, Bernhard: Deutsche und jüdische »Theatromanie« : Theodor Lessing's »Theater=Seele« zwischen Goethe u. Kafka. – In: B. *Greiner*: Beschneidung des Herzens : Konstellationen dt.-jüd. Literatur. – München, 2004. – S. 225-246.
- 438 *Growe*, Ulrike: Das Briefleben Bettine von Arnims – vom Musenanruf zur Selbstreflexion : Studie zu »Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde«, »Die Günderröde« u. »Clemens Brentano's Frühlingskranz«. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2003. – 264 S. : Ill. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 434)
Zugl.: Gießen, Univ., Diss.
- 439 *Guzar*, Irina: Der Mythos in der Bewertung Goethes und Schewtschenkos [2001]. – Ševčenko i Gete – universal'ni geniï [1999]. – In: I. *Guzar*: Voprani praci [Ausgewählte Arbeiten]. – Doneck, 2004. – S. 170-186 u. 207-220.
- 440 *Ihr mögt mich benutzen* : Goethe ; usos y abusos / hrsg. von Marisa *Siguan* u. Jordi *Jané*. – Barcelona : Sociedad Goethe en España, 2003. – 480 S. : Ill. – (Sociedad Goethe en España : Edición Forum ; 3)
Darin u.a.: *Janès*, Alfonsina: Goethe, el fantasma de Weimar [Zur Goethe-Rezeption im 19. und 20. Jh.], S. 95-108. – *Balzer*, Berit: Im Dunstkreis des Kunstgreises : Heinrich Heines Antwort auf Goethe, S. 109-119. – *Maldonado*, Manuel: Goethe en la crítica literaria alemana del siglo XIX, S. 166-182. – *González Miguel*, Ángeles: Goethe y la literatura comparada, S. 183-192. – *De la Torre Mansilla*, Maria Eugenia: Nuevos conceptos de »Weltliteratur« en el discurso postcolonial, S. 255-265. – *Siguan*, Marisa: Goethe in Spanien : e. Goethe für Schiffbrüchige, S. 269-283. – *Raposo Fernández*, Berta: »Herman y Dorotea« und »Verter o las pasiones« : frühe Goethe-Rezeption in Spanien, S. 285-295. – *Giménez López*, Olivier: Goethe, Hölderlin, Cernuda, S. 313-323. – *Jané Carbó*, Jordi: Reminiscencias goethianas a l'obra Joseph A. Baxeiras, S. 325-334. – *Soennecken*, Heike: Thomas Mann – un discípulo de Goethe?, S. 379-386. – *Hernández*, Isabel: Relectura y rescritura : el proceso de configuración del ideal de formación goetheano en »Der grüne Heinrich« de Gottfried Keller, S. 387-404. – *Linés Heller*, Luis M.: Johann Wolfgang von Goethe en la obra ensayística de Thomas Mann : en ejemplo de recepción interesada, S. 405-411. – *García*, Olga: Goethe, personaje de un »Unterhaltungsroman« : »zum Thee in der Nachbarschaft, im Hause der V. Baum, wo ... hörte Bewunderndes über »Lotte in Weimar«, S. 413-428. – *Mariño*, Francisco Manuel: »Der geheime Bericht über den Dichter Goethe« : una introducción al Goethe canónico, S. 429-443. – *Vinardell*, Teresa: Vom Könner als Dilettanten : Peter Bichsel liest Goethe, S. 445-455. – *Pichler*, Georg: »Der Goethesche Nachvollzug des Schriftstellers auf Erden« : Handke u. Goethe, S. 457-469. – *Steinhäusl*, Ulrike: Jandl trifft Goethe über allen Gipfeln, S. 471-480.

- 441 *In Memoriam Professor Effi Biedrzyński, verw. Bendemann, geb. Kaiser* : 4.4.1910 – 8.12.2004 / zsgest. u. hrsg. von Nikolaus Turner. – [München : N. Turner, 2004.] – 60 S. : Ill., 1 Titelb.
Mit Laudationes u. Nachrufen zu E. Biedrzyński, der langjährigen Herausgeberin des Kalenders »Mit Goethe durch das Jahr ...« sowie Autorin des Buches »Goethes Weimar. Lexikon der Personen und Schauplätze« (1992).
- 442 *Jatho, Jörg-Peter*: Der Goethe-Bund Gießen : Zum lokalen Literaturbetrieb in der Weimarer Republik u. in der NS-Zeit. – Köln : Papyrossa, 2004. – 420 S. – (Papyrossa Hochschulschriften ; 51)
Dass. u. d. T.: Der Gießener Goethe-Bund : e. Bestandsaufnahme zum öffentl. Literaturbetrieb in Weimarer Republik u. NS-Zeit. – Rotenburg a. d. Fulda : Verl. AG Spurensuche, 2004. – 289 S. : Ill.
Zum »Goethe-Bund Gießen«, 1914-1944.
- 443 *Jutta Hecker zur Erinnerung* : geb. 13. Okt. 1904 in Weimar, gest. 26.7.2002 in Weimar. – Kassel : Hamecher, 2003. – 53 S. : Ill.
Darin u. a. die Würdigung der Arbeiten J. Heckers über Goethe u. das klassische Weimar durch Bruno Brandl u. Werner Keller, S. 36-47. – Lebensdaten u. Bibliographie der Veröffentlichungen von Jutta Hecker, S. 49-53.
- 444 *Kiba, Hiroshi*: Die Goethe-Rezeption bei Heine und Börne : unter besond. Berücks. des dt. Judentums. – In: *Confrontations – accomodations : German-Jewish literary and cultural relations from Heine to Wassermann* / ed. by Mark H. Gelber. – Tübingen, 2004. – S. 69-82. – (Conditio Judaica ; 46)
- 445 *Klassik-Rezeption* : Auseinandersetzung mit e. Tradition ; Festschrift für Wolfgang Düsing / hrsg. von Peter Ensberg u. Jürgen Kost. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2003. – 295 S. : 1 Titelb.
Darin u. a.: Meyer, Theo: Goethe-Rezeption in der Essayistik Thomas Manns und Gottfried Benns, S. 103-118. – Reffet, Michel: Die Rezeption Goethes und Schillers bei dem Expressionisten Franz Werfel, S. 135-146. – Rotermund, Erwin: Parodistische und kontrafaktische Goethe-Rezeption in der deutschen Exilliteratur 1933-1945 : [Karl] Schnog (1897-1964), [Walter] Mehring (1896-1981), [Dosio] Koffler (1892-1955), S. 147-160. – Weber, Dietrich: »Welch ein gewaltiger Apperzipierer!« : zu einigen Goethe-Zitaten bei Heimato von Doderer, S. 161-165. – Kost, Jürgen: »Sie selbst ließen ihren guten Freund vergiften, Herr Goethe« : Klassik-Rezeption im zeitgenöss. dt. Kriminalroman, S. 179-192. – Kurzke, Hermann: Goethe im Gesangbuch : drei Petitessen [Darin Vergleich der Gesangbuchfassungen von »Wandrer's Nachtlied« u. zweier Stellen aus »Faust« mit dem Goetheschen Originaltext], S. 213-223. – Plassmann, Sibylle: »Man muß es weit im Leichtsinn gebracht haben, um an solchen Parodien Gefallen zu finden« : Parodien klass. Balladen [U. a. über Parodien Goethescher Balladen], S. 225-242. – Choi, Seok-Hee: Zur Rezeption der deutschen Klassik in Korea, S. 257-269. – Hillebrand, Bruno: Die Irrfahrten des Geistes von der Klassik zum Modernismus der Künste, S. 271-289.
- 446 *Krumpel, Heinz*: Aufklärung und Romantik in Lateinamerika : e. Beitr. zu Identität, Vergleich u. Wechselwirkung zwischen lateinamerikan. u. europäischem Denken. – Frankfurt a.M. [u. a.] : Lang, 2004. – 303 S. – (Wiener Arbeiten zur Philosophie : Reihe B, Beiträge zur philosophischen Forschung ; 7)
Darin u. a. im T. 3 (»Aneignung und Verwandlung europäischen Denkens«) ein Kapitel »Goethe«, S. 184-194.
- 447 *Kryczyńska, Anna*: Goethe in der Lyrik von Tadeusz Różewicz. – In: *Wege der Lyrik in die Moderne* : Beitr. e. dt.-poln. Symposiums / Gunter Martens (Hrsg.) – Würzburg, 2003. – S. 31-42.
T. Różewicz (geb. 1921), poln. Lyriker.

- 448 *Kube*, Michael: Goethe – Schubert – Reger : zu Max Regers Instrumentationen Schubert'scher Goethe-Vertonungen. – In: Franz Schubert – Goethe-Vertonungen und ihre Rezeption : Bericht über das Schubert-Symposium, Düsseldorf 2002 / hrsg. von Dietrich *Berke* u. Christiane *Schumann*. – Duisburg, 2004. – S. 95-113 : Notenbeisp. – (Schubert-Jahrbuch ; 2000/2002)
- 449 *Kuhn*, Hans: Nur nicht lesen! Immer singen! : Goethe-Vertonungen seit Reichardt u. Zelter. – In: AUMLA : journal of the Australasian Universities Language and Literature Association. Vol. 2003. Christchurch, New Zealand 2003. Special issue, S. 23-41.
- 450 *Kung*, Hsiao-Yun: Carl Loewes Goethe-Vertonungen : eine Analyse ausgew. Lieder im Vergleich mit der Berliner Liederschule u. Franz Schubert. – Marburg : Tectum-Verl., 2003. – 108 S.
- 451 *Lühe*, Irmela von der: »Opfer einer Faszination« : die Frauengestalten in »Lotte in Weimar«. – In: Lebenszauber und Todesmusik : zum Spätwerk Thomas Manns ; die Davoser Literaturtage 2002 / hrsg. von Thomas *Sprecher*. – Frankfurt a. M., 2004. – S. 89-104 : Ill. – (Thomas-Mann-Studien ; 29)
- 452 *Lütkehaus*, Ludger: »Im Anfang war das Wort, und Gott war ein Wort« : Sprachkritik bei Fritz Mauthner u. Goethe. – In: Brückenschlag zwischen den Disziplinen : Fritz Mauthner als Schriftsteller, Kritiker u. Kulturtheoretiker / Elisabeth *Leinfellner*, Jörg *Thuncke* (Hrsg.) – Wuppertal, 2004. – S. 215-234. – (Arco Wissenschaft ; 1)
- 453 *Mariño*, Francisco Manuel: Goethe y Heinrich von Kleist en el »Sab« de G[ertrudis] Gómez de Avellaneda. – In: Estudios filológicos Alemanes : revista del Gruppo de Investigación »Filología Alemana« Sevilla. No. 6. Sevilla 2004. S. 137-153.
- 454 *Mehring*, Richard: Das »Problem der Humanität« : Thomas Manns polit. Philosophie. – Paderborn : Mentis, 2003. – 140 S.
Darin u.a. das Kap. »Hölderlin oder Goethe? : Martin Heidegger u. Thomas Mann als ideenpolit. Antipoden«, S. 64-79.
- 455 *Möckel*, Christian: Anschaulichkeit des Wissens und kulturelle Sinnstiftung : Beiträge aus Lebensphilosophie, Phänomenologie u. symbol. Idealismus ; zu e. Goetheschen Fragestellung. – Berlin : Logos, 2003. – 193 S.
- 456 *Mortensen*, Marten Dyssel: Humanität als universelle Ubiquität : zu Thomas Manns Goetheroman »Lotte in Weimar«. – In: Text & Kontext : Zeitschrift für germanist. Literaturforschung in Skandinavien. Jg. 26. Kopenhagen 2004. Nr. 2, S. 7-41.
- 457 *Müller*, Manfred: Nationalsozialistische Einflüsse auf die Vorbereitung und den Ablauf der Reichsgedächtnisfeier für Goethe 1932 in Weimar. – In: Zeitschrift für Germanistik. N.F. Jg. 14. Berlin [u.a.] 2004. H. 3, S. 608-613.
- 458 *Osten*, Manfred: Accelerated time : a few remarks on the modernity of Goethe. – In: Die Lektüre der Welt = Worlds of reading : zur Theorie, Geschichte u. Soziologie kultureller Praxis ; Festschrift für Walter Veit / hrsg. von Helmut *Heinze* u. Christiane *Weller* unter Mitw. von Heinz *Kreutz*. – Frankfurt a.M. [u.a.], 2004. – S. 373-380. – (Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte ; 74)
- 459 *Parsons*, James: The musician's »North star« : the Lied in Johann Friedrich Reichardt's musical aesthetics and compositional practice. – In: Johann Friedrich Reichardt : (1752-1814) ; zwischen Anpassung u. Provokation ; Goethes Lieder u. Singspiele in Reichardts Vertonung ; Bericht über die wissenschaftlichen Konferenzen in Halle anlässlich des 250. Geburtstages 2002 u. zum Goethejahr 1999 / hrsg. vom Händel-Haus Halle ... durch Manfred *Beetz*. – Halle a. d. S., 2003. – S. 195-206. – (Schriften des Händel-Hauses in Halle ; 19)
- 460 *Pinotti*, Andrea: »Lo studio degli estremi« : Benjamin morfologo tra Warburg e Goethe. – In: Giochi per melanconici : sull' »Origine del dramma barocco tedesco« di Walter Benjamin / a cura di Andrea *Pinotti*. – Milano, 2003. – S. 195-231. – (Mimesis morfologie)

- 461 *Preuß*, Werner: Rudolph Christiani (1798-1858) : Heinrich Heines eleganter Vetter ; der »Mirabeau der Lüneburger Heide«. – Husum : Paulsen, 2004. – 176 S. : Ill.
Darin u. a.: Heines Lebensfreund und Goethes Verehrer, S. 20-30.
- 462 *Prokofieff*, Sergej O.: Novalis und Goethe in der Geschichte des Abendlandes : e. esoter. Betrachtung. – Dornach : Verlag am Goetheanum, 2003. – 40 S. : Ill. – (Geisteswissenschaftliche Vorträge)
- 463 *Raders*, Margit: »Ihr mögt mich benutzen« : zur Aktualität von Goethe-Zitaten. – In: *Res humanae proverbiorum et sententiarum : ad honorem Wolfgangi Mieder / ed. Csaba Földes*. – Tübingen, 2004. – S. 267-277.
- 464 *Randecker*, Günter: Wilhelm Zimmermann und Goethe. – In: *Suevica : Beitr. zur schwäb. Literatur- u. Geistesgeschichte*. Bd. 9 (2001/2002). Stuttgart 2004. S. 345-355.
Zur Goethe-Rezeption des schwäb. Theologen u. Dichters Wilhelm Zimmermann (1807-1878).
- 465 *Rattner*, Josef ; *Danzer*, Gerhard: Hugo von Hofmannsthal oder Goethes Urenkel in Österreich. – In: J. *Rattner* ; G. *Danzer*: Europäisches Österreich : literatur- u. geistesgeschichtl. Essays über den Zeitraum 1800-1980. – Würzburg, 2004. – S. 165-186.
- 466 *Reichardt*, Johann Friedrich: Oden und Lieder von Klopstock, Stolberg, Claudius und Hölty (1779); Goethe, Bürger, Sprickmann, Voß und Thomsen (1780); Herder, Goethe (1781); Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen (1809). – [Partituren.] – Nachdr. der Ausg. Berlin 1779-81; Nachdr. der Ausg. Leipzig 1809. – Hildesheim [u. a.] : Olms, 2003 – Getr. Zählung. – (Dokumentation zur Geschichte des deutschen Liedes ; 10)
Für eine Singstimme u. Klavier.
- 467 *Rohde*, Dirk: Was heißt »lebendiger« Unterricht? : Faradays Kerze u. Goethes Pflanzenmetamorphose in einer Freien Waldorfschule. – Marburg : Tectum-Verl., 2003. – 314 S. : Ill.
Zugl.: Marburg, Univ., Diss., 2003.
- 468 *Salmen*, Walter: Gesungen, rezitiert, deklamiert : die Deklamationen von Johann Friedrich Reichardt. – In: Johann Friedrich Reichardt : (1752-1814) ; zwischen Anpassung u. Provokation ; Goethes Lieder u. Singspiele in Reichardts Vertonung ; Bericht über die wissenschaftlichen Konferenzen in Halle anlässlich des 250. Geburtstages 2002 u. zum Goethejahr 1999 / hrsg. vom Händel-Haus Halle ... durch Manfred *Beetz*. – Halle a. d. S., 2003. – S. 407-418. – (Schriften des Händel-Hauses in Halle ; 19)
- 469 *Sammons*, Jeffrey L.: »Heiliger Goethe, bitt' für mich« : Friedrich Spielhagen and the anxiety of influence. – In: *Goethe Yearbook*. Vol. 12. Rochester, NY 2004. S. 227-239.
- 470 *Schneider*, Dieter: Faust uff klassisch hessisch un annere Gedichte frei nach »Geede«. – Nidderau : Naumann, 2003. – 1 CD : ADD – (Hessen-Mundart)
- 471 *Schöll*, Julia: Goethe im Exil : zur Dekonstruktion nationaler Mythen in Thomas Manns »Lotte in Weimar«. – In: *Thomas-Mann-Jahrbuch*. Jg. 16 (2003). Frankfurt a. M. 2004. S. 141-158.
- 472 *Schwidtal*, Michael: »Goethe steht ausser der Geschichte« : Anmerkungen zu Goethebild u. Kulturtheorie Victor Hehns. – In: *Triangulum : germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen*. Jg. 9 (2002). Bonn 2004. S. 139-152.
- 473 *Seng*, Joachim: Im Sinne Goethes handeln : der Briefwechsel zwischen Hermann Hesse u. Ernst Beutler. – In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts*. [Jg.] 2004. Tübingen 2004. S. 259-319 : 6 Ill.
Mit Erstveröffentl. der Briefe aus den Jahren 1933-1960.
- 474 *Sichtermann*, Hellmut: Thomas Mann, Winckelmann und Goethe. – In: *Mitteilungen der Winckelmann-Gesellschaft*. Jg. 66/67 (2003/2004). Stendal 2004. – Beilage, S. 1-7.

- 475 *Süselbeck*, Jan: »Geschichte? Schicksal?« : in e. Nebenrolle: Fouqué ; das Restaurationspanorama »Goethe und Einer seiner Bewunderer«. – In: Bargfelder Bote : Materialien zum Werk Arno Schmidts. H. 269/270. München 2003. S. 3-26.
- 476 *Takada*, Rieko: Goethe und mein Leben. – In: Goethe-Jahrbuch = Gête-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 46. Tôkyô 2004. S. 239-257. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassung.]
- 477 *Taterka*, Thomas: »Man könnte Göthe hassen, wenn man dieser Dinge gedenkt!« : Victor Hehns Auseinandersetzung mit Goethe. – In: Literatur ohne Kompromisse : e. Buch für Jörg Drews / hrsg. von Sabine Kyora [u. a.] – Bielefeld, 2004. – S. 151-170.
- 478 *Thimann*, Michael: Caesars Schatten : die Bibliothek von Friedrich Gundolf ; Rekonstruktion u. Wissenschaftsgeschichte. – Heidelberg : Manutius-Verl., 2003. – 297 S. : zahlr. Ill.
Darin u. a. das Kap. »Goethephilologie und Romantik : Erkundungen im 19. Jahrhundert«, S. 77-87.
- 479 *Tschense*, Astrid: Goethe-Gedichte in Schuberts Vertonungen : Komposition als Textinterpretation. – Hamburg : von Bockel, 2004. – 547 S. : graph. Darst., Noten Zugl.: Bonn, Univ., Diss., 2003.
- 480 *Überall Goethe* / Hrsg.: ADAC Hessen-Thüringen e.V. Text: Dieter Felke. – Frankfurt a. M. : Allgemeiner Deutscher Automobil-Club, Gau Hessen-Thüringen, 2003. – 75 S. : Ill. (farb.), Kt. – (ADAC-Freizeitsservice)
- 481 *Ullrich*, Herbert: Johann Wolfgang von Goethe : die fast 30 Jahre geheim gehaltene »Mazerationsakte«. – In: H. Ullrich: Schädel-Schicksale historischer Persönlichkeiten. – München, 2004. – S. 98-106 : Ill.
Zur Mazeration von 1970. Zugl. Richtigstellung falscher Angaben in einer durch einen Beitrag von Th. Steinfeld 1999 in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« (Nr. 65 vom 18. 3. 1999) ausgelösten Pressekampagne.
- 482 *Verleihung der Goethe-Medaille in Weimar*. – *Primor*, Avi: Laudatio auf Imre Kertész. – *Kertész*, Imre: Dankwort. – In: Kulturjournal des Goethe-Instituts. Jg. 1. Bonn 2004. H. 2, S. 7-8.
- 483 *Weissberg*, Liliane: Benjamins Goethe-Traum. – In: Differenzerfahrung und Selbst : Bewußtsein u. Wahrnehmung in Literatur u. Geschichte des 20. Jh. / hrsg. von Bettina von Jagow u. Florian Steger. – Heidelberg, 2003. – S. 269-290. – (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte ; 199)
- 484 *Why Weimar?* : questioning the legacy of Weimar from Goethe to 1999 / ed. by Peter M. Daly [u. a.] – New York, NY [u. a.] : Lang, 2003. – XXIX, 341 S. : Ill. – (McGill European studies ; 5)
Darin u. a.: *Ulbricht*, Justus H.: »How one becomes what one is« : Weimar's transformation to the »Heart of German Culture« 1885-1930 / transl. by Michael Darroch, S. 65-74. – *Dietrich*, Andrea: The (last) fulfilment of Goethe's will : the second extension building of the Goethe National Museum as a case study in the intersection of culture and politics, S. 75-81. – *Gärtner*, Marcus: Weimar/GDR – a realm of memory and its institutions, S. 83-92. – *Roth*, Silke: Goethe and Buchenwald : re-constructing German national identity in the Weimar year 1999, S. 93-106. – *Findeli*, Alain: Goethe and the Bauhaus : an epistemological inquiry, S. 109-132. – *Pugh*, David: Is it time to decentre Classicism? : thoughts on the British reception of Weimar, S. 189-199. – *Larkin*, Edward T.: The detonation of a timeless »Weimarer Klassik« : Thomas Alexander Schmidt's »Weimar oder das Ende der Zeit« [Rendsburg 1997], S. 201-219. – *Bohm*, Arnd: Marbach vs. Weimar : cultural politics in the Cold War and beyond, S. 283-295.
- 485 *Williamson*, John: Musical abstraction and orchestral iconography in Hugo Wolf's settings of Goethe. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas Ballstaedt u. Adolf Nowak. – Schliengen, 2003. – S. 276-294 : Noten. – (Sonus : Schriften zur Musik ; 5)

- 486 *Yamashita*, Yoshiaki: Goethes Gedichte aus der Perspektive der Ortlogik Nishidas. – In: Y. *Yamashita*: Identität als Unverborgenheit : Kant, Nishida, Heidegger. – Würzburg, 2003. – S. 115-147.

*

- 487 *Leuschner*, Ulrike: Ein unbekannter Brief Goethes an Johann Heinrich Merck. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 260-267.
Mit Erstveröffentlichung des Briefes vom 20.4.1785 nach der Hs. in der Autographensammlung Ferrajoli, Biblioteca Apostolica Vaticana, Rom.
- 488 *Marchi*, Gian Paolo: Una lettera di Goethe a Gian Giacomo Dionisi sui fossili di Bolca. – In: Belfagor. Anno 59. Firenze 2004. No. 3, S. 275-300.
Mit Erstveröffentl. des Briefes, Weimar 30.3.1783, nach der Hs. in der Autografoteca Veronese, Collocazione Carteggi. – Mit photograph. Wiedergabe der Hs.
- 489 *Richter*, Elke: Unbekannte Briefe Goethes an Julius Adolph Völkel. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 268-275.
Mit Erstveröffentlichung der Briefe vom 10.5.1814, 4.3.1818, 19.5.1818, 23.12.1818, 5.1.1829 u. 4.1.1830.
Nach den Hss. im Goethe-Museum Düsseldorf, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung. Die kommentierte Erstveröffentlichung entstand im Zusammenhang mit der in Vorbereitung befindlichen historisch-kritischen Ausgabe der Briefe Goethes.
- 490 *Trunz*, Erich: Die Geschichte der Hamburger Goethe-Ausgabe. – In: Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Bd. 104/105 (2000/2001). Münster 2004. S. 237-253.

*

- 491 *AugenBlick* : Mitteilungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e.V. / Red.: Dieter Höhn! ; Jochen Klauf. – Weimar 2004.
[Jg. 4.] 2004. – Nr. 1-4. – [Je 4 S. : Ill.] – Darin Mitteilungen zur Tätigkeit des Freundeskreises u. über seine Leistungen zur Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums.
- 492 *Ehrlich*, Lothar: Die Goethe-Gesellschaft und der französisch-deutsche Kulturtransfer in Weimar um die Jahrhundertwende (1902-1906). – In: Paris – Weimar, Weimar – Paris : Kunst u. Kulturtransfer um 1900 / Alexandre Kostka (Hrsg.) – Tübingen, 2004. – S. 41-55. – (Cahiers lendemains ; 2)
- 493 *Freiburger Goethe-Blätter* : Rundbrief der Goethe-Gesellschaft Freiburg i. Br., Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Weimar / [Hrsg.:] Gabriele Busch-Salmen. Nr. 8-10. – Freiburg i. Br. : Goethe-Gesellschaft, 2004. – Je 4 S.
Darin Texte und Informationen zu den Vorträgen und zur Tätigkeit der Gesellschaft.
- 494 *Goethe in Bamberg* / Goethe-Gesellschaft Bamberg e. V. Red.: Jürgen Jung. – Bamberg : Goethe-Gesellschaft, 2004. – 58 S. : Ill. – (Goethe-Gesellschaft Bamberg e.V. : Jahresbericht ; 22/23. 2002/2003)
Darin u.a.: Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft Bamberg : 1962-2003, S. 39-57.
- 495 *Goethe-Jahrbuch* / im Auftr. der Goethe-Gesellschaft hrsg. von Werner Frick, Jochen Golz u. Edith Zehm. – Weimar : H. Böhlau Nachf. Bd. 121. – 2004. – 526 S. : zahlr. Ill. (z. T. farb.)
Darin u.a.: Rezensionen, S. 326-380. – *Ebert*, Udo: Gutachten über die eigentums- und vermögensrechtlichen Verhältnisse der Dornburger Schlösser [1922-1954 Eigentum der Goethe-Gesellschaft], S. 381-425. – Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft : In Memoriam, S. 426-432 [Golz, Jochen: Prof. Effi Biedrzyński (1910-2004). – *Michel*, Christoph: Dr. Gerhard Femmel (1914-2005). – *Hansen*, Volkmar: Prof. Dr.

Jörn Göres (1931-2004)]. – Stipendiatenprogramm im Jahr 2004, S. 433. – Mo, Guanghua: Bericht eines chinesischen Stipendiaten über den Forschungsaufenthalt in Weimar, S. 434-435. – Dank für Spenden im Jahr 2004, S. 436-438. – Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2003, S. 439-458. – Aus dem Leben ausländischer Goethe-Gesellschaften, S. 459-468. – Ausschreibung zur Vergabe von Goethe-Stipendien, S. 469.

Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

- 496 *Goethe-Jahrbuch* = *Gête-nēnkan* / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. – Tôkyô : Goethe-Gesellschaft in Japan.

Bd. 46. – 2004. – 263 S. : Ill.

Darin u.a.: Geschäftsbericht (Resümee), S. 259-262.

Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

- 497 *Goethe Yearbook* : Publications of the Goethe Society of North America / ed. by Simon Richter. – Rochester, NY : Camden House.

Vol. 12. – 2004. – IX, 321 S.

Darin u.a.: *Mahlendorf*, Ursula: In Memoriam, Jill Anne Kowalik (1949-2003), S. 251-252. – *Sammons*, Jeffrey L.: »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, Book 8, Chapter 11: In Memoriam, Richard I. Brod (1933-2004), S. 253-255. – Book reviews, S. 257-321.

Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

- 498 *Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft* : vormals Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins / Österreichische Goethe-Gesellschaft. In Verb. mit der Gesellschaft für Österreichische Literaturforschung hrsg. von Herbert Zeman. – Münster : LIT Verl.

Bd. 104/105 (2000/2001). – 2004. – 278 S. : Ill., 1 Beilage

Bd. 106/107 (2002/2003). – 2004. – 270 S. : Ill., 1 Beilage

Im Bd. 104/105 u.a.: Zeman, Herbert: Vorbemerkung des Herausgebers [Darin u.a. eine Information über die Veränderung des »Wiener Goethe-Vereins« zur »Österreichischen Goethe-Gesellschaft«, datiert Nov. 2003], S. 2-3. – Moser, Dietz-Rüdiger: Laudatio auf Herbert Zeman zum 60. Geburtstag, S. 5-14.

Im Bd. 106/107 u.a.: Zeman, Herbert: Vorbemerkung des Herausgebers, S. 1-2. – Zeman, Herbert: Nekrologe [U.a. über Conrad H. Lester (1907-1996), 1978-1984 Präsident des Wiener Goethe-Vereins, Erich Trunz (1905-2001) und Robert Mühlher (1910-2003), 1974-1977 Präsident des Wiener Goethe-Vereins], S. 233-236 u. 242-257 : Ill. – Jahresbericht 2002/2003, S. 259-260.

Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

- 499 *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts*. – Tübingen : Niemeyer.

[Jg.] 2004 / hrsg. von Anne Bohnenkamp. – 387 S. : Ill.

Darin: Jahresbericht 2003/2004, S. 321-387 : Ill. [Darin u.a. Hinweis auf 15 bereits veröffentlichte Briefe Goethes, deren Hss. als Dauerleihgabe bzw. Erwerbung in das Freie Deutsche Hochstift übernommen wurden: 14 Briefe an Wilhelmine Freifrau von und Ernst Freiherrn von Münchhausen, 1821-1831 sowie 1 Brief an Carel Christian von Herda, 1784. Mit Transkription der Texte sowie photograph. Wiedergabe von vier Briefseiten. Ein weiterer Hinweis betrifft die Erwerbung einer eigenhändigen Reinschrift des Goetheschen Gedichts »Ländlich« (»Die Nachtigall sie war entfernt ...«, 1827), S. 353-363.

- 500 *John*, Dieter: Aus der Geschichte der Goethe-Gesellschaft in Weimar und Halle. – In: Bildung als städtische Gesellschaft : Beiträge zur hallischen Bildungsgeschichte / Thomas Müller-Bahlke (Hrsg.) – Halle (Saale), 2003. – S. 106-136 : Ill.

Darin u.a. über die Ortsvereinigung Halle der Goethe-Gesellschaft seit 1963/64.

- 501 *Ludwigsburger Brief* / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg. – Nr. 4. – Ludwigsburg : Goethe-Gesellschaft, 2004. – [7] S. : Ill.
Darin Informationen über literar. Jubiläen, Ereignisse u. Forschungen im Zusammenhang mit Goethe.
- 502 *Ociepa*, Gabriela: Powstało pierwsze w Polsce Towarzystwo im. J. W. Goethego. – In: Polska – Niemcy : Polen – Deutschland. [H.] 34 = [Jg.] 2003. Wrocław 2003. [H.] 1, S. 140. [Die Gründung der ersten Goethe-Gesellschaft in Polen.]
Zur Goethe-Gesellschaft Wrocław/Breslau.
- 503 *Die Pforte* : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V. Hrsg.: Dieter Höhnle u. Jochen Klaus. H. 7. – Weimar 2004. – 299 S. : Ill.
Darin u.a.: Höhnle, Dieter: In eigener Sache [Darin über die Aktivitäten des Freundeskreises; mit Übersicht über die Veranstaltungen 2002 u. 2003], S. 280-287. – Satzung des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V., S. 288-293. – Mitgliederliste, S. 294-301.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.
- 504 *Publications of the English Goethe Society* / ed. by Jeremy D. Adler, Martin W. Swales and Ann C. Weaver. – Leeds : Maney.
N. S. Vol. 73. Papers read before the Society, 2003. – 2004. – [116] S. : Ill.
Darin u.a.: Chronicle; English Goethe Society, Rules; Regulations for the Goethe Prize and the Thomas Mann Prize of the English Goethe Society, S. 109-[116].
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.
- *
- 505 *Braun*, Peter: Dichterhäuser. – Orig.-Ausg., 2. Aufl. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2003. – 223 S. : zahlr. Ill. – (dtv ; 24362) (dtv-Premium)
Darin u.a.: »Auch frisset er entsetzlich« : J. W. Goethe in Weimar, S. 9-23 : Ill.
- 506 *Cardano*, Nicoletta: Il monumento a Goethe di Villa Borghese. – In: Cultura tedesca. No. 24. Roma 2004. S. 151-163.
Über die zeitgeschichtl. Hintergründe des vom Dt. Kaiser Wilhelm II. der Stadt Rom gestifteten, 1904 enthüllten Goethe-Denkmal des Bildhauers Gustav Eberlein (1847-1926).
- 507 *Die Casa di Goethe in Rom* / Text: Ursula Bongaerts. Ausw. der Zitate: Renata Crea; Dorothee Hock. – Roma : Casa di Goethe, 2004. – 101 S. : Ill. (z. T. farb.)
Darin: Bongaerts, Ursula: Goethes italienische Reise, S. 9-34. – Auszüge aus Goethes »Tagebuch der italienischen Reise« sowie der »Italienischen Reise«, S. 46-71. – Die Casa di Goethe, S. 82-93.
Parallele separate Ausgaben mit gleichem Inhalt u. in gleicher Ausstattung in italien. u. engl. Sprache.
- 508 *Dwars*, Jens-Fietje: Klassische Wohnart in musealer Konstruktion : was erzählen das Kirms-Krackow- u. das Goethe-Haus in Weimar. – In: Palmbaum. Literar. Journal aus Thüringen. Jg. 12. Bucha b. Jena 2004. H. 1/2, S. 78-101 : Ill.
- 509 *Fröber*, Rosemarie: Museum Anatomicum Jenense : die anatom. Sammlung in Jena u. die Rolle Goethes bei ihrer Entstehung / unter Mitw. von Thomas Pester [u.a.] – 3., verb. Aufl. – Jena : Jenzig-Verl. Köhler, 2003. – 168 S. : Ill.
- 510 *Grave*, Johannes: Der »erste Anfang zu einem Ordnen und Verzeichnen der Goethe'schen Sammlungen« : neue Dokumente zu Goethes graphischer Sammlung in den Jahren vor 1832. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 121. Weimar 2004. S. 308-325 : Ill.
- 511 *Handrick*, Willy: Die »Aldobrandinische Hochzeit« : Kopie e. antiken Gemäldes in Goethes Kunstsammlung. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V. H. 7. Weimar 2004. S. 186-216 : Ill.

- Aquarell-Kopie von Johann Heinrich Meyer nach dem im Vatican zu Rom befindlichen Original; im Juno-Zimmer des Weimarer Goethehauses am Frauenplan.
- 512 Hecker, Jutta: Goethe, Kochberg und ich [1959]. – In: Jutta Hecker zur Erinnerung : geb. 13. Okt. 1904 in Weimar, gest. 26. 7. 2002 in Weimar. – Kassel, 2003. – S. 28-34.
- 513 »In Güstrow traf ich ...« : von Runge bis Barlach – Goethe u. Mecklenburg ; [Ausstellung], 9. 5. bis 27. 6. 2004, Graphikkabinett der Ernst Barlach Stiftung / Geleitw.: Jochen Golz. Hrsg. von Volker Probst. – Güstrow : Graphikkabinett Ernst-Barlach-Stiftung. 2004. – 123 S. : zahlr. Ill., 1 Titelb. – (Schriften der Ernst-Barlach-Stiftung : Reihe B ; 13) Darin: Schmid, F. Carlo: »Der Weltgeist ist toleranter als man denkt« : Goethe, Friedrich, Runge u. Kersting, S. 13-26. – Pocher, Dieter: Goethe und Mecklenburg, S. 27-36. – Mayr, Gudula: Tendenzen der Goethe-Illustration in Deutschland im 20. Jahrhundert, S. 37-51. – Thieme, Helga: »Das Werdende, das ewig wirkt und lebt ...« : »Faust«-Motive in Ernst Barlachs Drama »Der blaue Boll«, S. 53-66. – Bresgott, Klaus-Maria: »... wenn ich so an der Feder kaue ...« : unbeglaubigte Ausflüge zu Goethes Geist über Barlachs Schreibtisch, S. 67-79. – Katalog der ausgestellten Werke / bearb. von Volker Probst, S. 81-116.
- 514 Klauf, Jochen: Beeindruckende Goethe-Medaille ediert. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V. H. 7. Weimar 2004. S. 275-278 : Ill.
Über eine moderne Medaillenversion nach der Goethe-Porträtmedaille von Julius Ludwig Sebbers (1826).
- 515 Messer, Uwe: »Übermütig sieht's nicht aus«. – In: Garten-Träume : das internationale Garten-Magazin von Garten & Wohnen. Jg. 2003. Offenburg 2003. H. 1, S. 34-39. Über Goethes Gartenhaus im Weimarer Park an der Ilm.
- 516 Müller-Harang, Ulrike: Carl Ruland und das Goethe-Nationalmuseum. – In: Von Berlin nach Weimar : von der Kunstammer zum Neuen Museum ; 300 Jahre Sammlungen u. Museen in Weimar ; Kolloquium zu Ehren von Rolf Bothe / hrsg. von Gert-Dieter Ulferts u. Thomas Föhl. Bd. 2. – München ; Berlin, 2003. – S. 144-161 : Ill. C. Ruland (1834-1907), 1870-1906 Direktor des Großherzogl. Museums in Weimar, dazu ab 1885 Direktor des neu gegründeten Goethe-Nationalmuseums.
- 517 Müller-Uri, Irmengart: Prof. Dr. Willy Flach zum Gedenken : Tagung der Historischen Kommission für Thüringen in Greiz. – In: Der Heimatbote : Beiträge aus dem Landkreis Greiz und Umgebung. Jg. 49. Greiz 2003. H. 5, S. 31-35 : Ill.
Willy Flach (1903-1958) war von 1953 bis 1958 Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs.
- 518 Müller-Wolff, Susanne: »Zarte schattende Gebilde / Fliegt zu eurer Künstlerin« : die Scherenschnitte der Adele Schopenhauer (1797-1849) im Bestand des Goethe-Nationalmuseums. – In: AugenBlick : Mitteilungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V. [Jg. 4.] Weimar 2004. Nr. 4, S. 1.
- 519 *Paradies an der Ilm* : Goethes klass. Weimar. – In: Monumente : Magazin für Denkmalkultur in Deutschland. Bonn 2004. Sonderh., S. 26-30 : Ill.
- 520 Sanford, Gerlinde Ulm: Brasilianische Schlange : zum Klingelzug in Goethes kleinem Schlafzimmer. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V. H. 7. Weimar 2004. S. 269-274 : Ill.
- 521 *Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen* : Jahresbericht. Red.: Reiner Schlichting. – Weimar: Stiftung Weimarer Klassik.
[Jg.] 2003. – 2004. – 127 S. : Ill.
Darin umfassende Berichte zur Arbeit der Gesamteinstitution sowie ihrer Goethe-Institute [Direktion Museen mit dem Goethe-Nationalmuseum und seinen Goethestätten; Goethe- und Schiller-Archiv; Herzogin Anna Amalia Bibliothek].
- 522 Weiß, Carina: »Köstliche Ringe besitz ich! Gegrabne fürtreffliche Steine ...« : zu Goethes Sammlung antiker u. nchantiker Gemmen. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2004. Tübingen 2004. S. 116-151 : 18 Ill.

Namenregister

- Abe, Yoshinori 116
Abels, Kurt 435
Abramov, Petr 28
Abuev, Nikolaj 21
Adam, Bernd 299
Adler, Jemery D. 504
Allenstein, Ruth 58
Allers, Hans-Hellmut 117
Altwein, Margarethe Dorothea 90, 95
An, Jang-hyok 355
Anderegg, Johannes 209
Anisimova, Aleksandra 59, 434
Anna Amalia, Herzogin v. Sachsen-
Weimar-Eisenach 75
Apel, Friedmar 283
Aringer-Grau, Ulrike 274
Arne, Ekaterina 140
Artinger, Kai 3
Aschoff, Hans-Georg 299
Aurnhammer, Achim 60, 173, 284
- Bach, Stefanie 328
Bacher, Rahel 296
Badri, Taha Ibrahim Ahmed 325
Baerlocher, René Jacques 90
Bahr, Ehrhard 119
Bakanidse, Nino 120
Ballstaedt, Andreas 166
Balzer, Berit 440
Bandet, Jean-Louis 386
Bartel, Heike 275
Battafarano, Italo Michele 285
Bauer, Johannes 166
Bauer, Matthias 413
Baum, Marlene 121
Bedürftig, Friedemann 61
Beetz, Manfred 198
Behrendt, Eva 210
Bender, Ruth 211
Bennett, Benjamin 374
Bent, Mark I. 48, 297
Berges, Wilhelm 224
Berke, Dietrich 205, 194
Berlioz, Hector 212, 213
Bernhardt, Rüdiger 214, 264
- Bertagnolli, Paul A. 414
Berthold, Sybille 62
Besslich, Barbara 415
Beutler, Ernst 473
Biedrzynski, Effi 1, 63, 441, 495
Birus, Hendrik 339
Bischof, Ulrike 65
Bishop, Paul 122
Blau, Edouard 308
Blotnikova, Alla B. 433
Bočkareva, Nina S. 387
Böhm, Wolfgang 25
Boestfleisch, Rainer 416
Bogic, Marko D. 199
Bohm, Arnd 123, 484
Bohnenkamp, Anne 499
Bohse, Jörg 265
Bolewski, Jacek 49
Bongaerts, Ursula 228, 507
Borchmeyer, Dieter 30, 124, 125, 215
Bosco, Lorella 126
Bosse, Jan 211, 251, 260
Bothe, Rolf 187, 200
Boyle, Nicholas 50, 216
Brandl, Bruno 443
Brandt, Philine 187
Braun, Peter 64, 505
Breibach, Olaf 127
Bresgott, Klaus-Maria 513
Briese, Olaf 66
Briesemeister, Dietrich 128
Bromm-Krieger, Silke 67
Brown, Jane K. 129
Buch, Hans Christoph 217
Bülow, Eduard v. 71
Burckhart, Holger 417
Busch, Regina 418
Busch-Salmen, Gabriele 130, 166, 493
Butzlaff, Wolfgang 68, 131
Byatt, A. S. 45
Byrne, Lorraine 419
- Cacher, Izol'da 140
Cahn, Peter 166
Canetti, Elias 51

- Canisius, Claus 166
 Carbone, Mirella 286
 Cardano, Nicoletta 506
 Čečetko, Margarita 434
 Čerepennikova, Margarita S. 227, 433
 Charlier, Robert 132
 Choi, Seok-Hee 445
 Christophersen, Alf 420
 Chuzischwili, Natela 27
 Cichlinski, Gerd 421
 Cole, Vinson 243
 Cometa, Michele 133, 422
 Cortes Gabaudan, Helena 356
 Crea, Renata 228, 507
 Critzmann, Thorsten 357
 Crosina, Maria Luisa 287

 Dainat, Holger 134
 Dakova, Nadeshda 338
 Daly, Peter M. 484
 Damm, Sigrid 70
 Danilina, Galina 434
 Davydova, Tat'jana T. 226, 433
 De la Torre Mansilla, Maria Eugenia 149
 Debon, Günther 375
 Delacroix, Eugène 18
 Dethlefs, Hans Joachim 135
 Deupmann, Christoph 294
 Dietrich, Andrea 484
 Dietzfelbinger, Konrad 34, 218
 Dilk, Enrica Yvonne 71
 Dionisi, Gian Giacomo 8
 Döhler, Andreas 4
 Döhring, Sieghart 219
 Dönike, Martin 137
 Domandl, Sepp 220
 Donat, Sebastian 270
 Dostal, Jan 47
 Doumoullié, Camille 221
 Dscheng, Fang-hsiung 423
 Dürr, Walther 166, 194
 Durani, Osman 222
 Dwars, Jens-Fietje 508
 Dye, Ellis 138, 347

 Eberle, Franz 76
 Eberlein, Gustav 506
 Ebert, Udo 495
 Egger, Irmgard 288
 Ehrlich, Lothar 492
 Eibl, Karl 337
 Ekrut, Sybille 26

 El-Dandoush, Nagla 266
 Embach, Michael 72
 Emde, Ruth B. 107
 Emmelius, Johann-Christoph 354
 Emmrich, Christian 424
 Ende, Ulrike 424
 Engelhardt, Dietrich v. 118
 Engelhardt, Wolf v. 5, 118, 142
 Ensberg, Peter 445
 Erikson, Birgit 388
 Erochin, Alexander 203, 433
 Eschweiler, Christian 224, 425
 Esteve Montenegro, Maria Luisa 149
 Evreinov, Nikolaj 227
 Eyck, John R. J. 298

 Fachmann, Hans-Dieter 73
 Fahl, Andreas 299
 Fall, Solange 426
 Fauth, Søren R. 427
 Feil, Arnold 206
 Fel'dman, Lev 140, 433
 Felke, Dieter 480
 Femmel, Gerhard 495
 Fichte, Johann Gottlieb 143
 Fickel, Florian 14, 16, 40
 Figal, Günter 428
 Findeli, Alain 484
 Fischer, Markus 326
 Flaim, Carmen 429
 Fliessbach, Holger 50
 Föhl, Thomas 187
 Fomin, Dmitrij V. 227, 432-434
 Fraga, Xosé A. 118
 Frank, Gustav 389
 Freitag, Egon 299
 Frick, Werner 139, 495
 Frizen, Werner 430
 Fröber, Rosemarie 509
 Fröschle, Ulrich 289
 Fuchs, Michael 276
 Fuhrmann, Helmut 436

 Gärtner, Marcus 484
 Gaier, Ulrich 225
 Gandonnière, Almire 212
 García Olea, Laura 149
 García, Olga 440
 Garde, Ulrike 431
 Garrido, Germán 351
 Gaye, Moctar 426
 Gersdorff, Dagmar v. 74

- Geyer, Peter 14, 16, 40
 Ghibellino, Ettore 75
 Gille, Klaus F. 141
 Giménez López, Olivier 440
 Ginsberg, Ernst 22
 Glöckler, Michaela 223
 Glušková, Tat'jana 432
 Göres, Jörn 12, 17, 495
 Goethe, Katharina Elisabeth 76
 Golz, Jochen 4, 369, 495, 513
 González Campo, Mariano 233
 González Miguel, Ángeles 440
 Graczyk, Annette 144
 Grätz, Katharina 145
 Grass, Günter 3
 Grave, Johannes 510
 Grawe, Christian 348
 Grein, Gerd J. 113
 Greiner, Bernhard 79, 293, 376, 390, 437
 Gronau, Anja 242
 Growe, Ulrike 438
 Gruber, Gernot 261
 Gründgens, Gustaf 13-16, 39, 40
 Gülke, Peter 343
 Guzar, Irina 439

 Haberkorn, Michaela 146
 Hadadi, Mahmoud 42
 Hamlin, Cyrus 277
 Hammacher, Wilfried 210
 Handrick, Willy 511
 Hansen, Volkmar 80, 299, 495
 Hara, Kenji 301
 Haussmann, Ulrich 187
 Hecker, Jutta 443, 512
 Heene, Rainer 81
 Hellermann, Dorothee v. 82
 Herb, Elfriede 83, 84
 Herb, Klaus R. 83
 Hernández, Isabel 440
 Herzlieb, Wilhelmine 81
 Heske, Henning 85, 333
 Hesse, Hermann 473
 Heyendorff, Achim v. 107
 Heyendorff, Caroline v. 107
 Hildebrand, Olaf 147
 Hildebrand-Schat, Viola 229
 Hill, David 204
 Hillebrand, Bruno 445
 Hillmer, Rüdiger 299
 Hinck, Walter 436
 Hiramatsu, Tomohisha 230

 Ho, Shu Ching 118
 Hock, Dorothee 228, 290, 507
 Höhn, Johann Catharina 90, 95
 Höhn, Dieter 491, 503
 Hoffmann, Birthe 373
 Hoffmeister, Gerhart 391
 Holstein, Judith 291
 Horstkotte, Silke 392
 Hounkpatin, Hyacinthe 426
 Howald, Stefan 86
 Huber, Konrad 60
 Huber, Martin 148
 Huber, Peter 30, 231
 Hübner, Hans 232
 Humboldt, Alexander v. 118

 Ishihara, Aeka 150
 Išimbaeva, Galina G. 226

 Jackson, David 303
 Jacobs, Jürgen C. 292
 Jaeger, Michael 151
 Jagemann, Caroline s. Heyendorff, Caroline v.
 Jahn, Ilse 118
 Jakisa, Miranda 294
 Jakuševa, Galina V. 43, 140, 226, 433
 Jané, Jordi 233, 440
 Janès, Alfonsina 440
 Japp, Uwe 295
 Jasper, Willi 234
 Jatho, Jörg-Peter 442
 Jeroschek, Günter 90
 Jeßing, Benedikt 55
 Jirku, Brigitte E. 87
 Jølle, Jonas 327, 340
 John, Dieter 500
 Johnke, Silvia 235
 Jung, Jürgen 494

 Kaiser, Gerhard 236
 Kamio, Tatsuyuki 393
 Karp, Poël 33
 Kaulen, Heinrich 304
 Kawa, Rainer 394
 Kazakova, Irina 227
 Keller, Werner 443
 Kelletat, Andreas F. 88
 Kemper, Dirk 152
 Kemter, Bernd 89
 Kertész, Imre 482
 Ketelsen, Uwe-Karsten 201

- Kiba, Hiroshi 444
 Kienzle, Ulrike 166
 Kirilov, A. S. 432
 Kirsch, Winfried 166
 Klabin Segall, Jenny 18
 Klauß, Jochen 1, 91, 299, 491, 503, 514
 Kleinert, Andreas 118
 Klien, Wolfgang 92
 Klüger, Ruth 353
 Könecke, Rainer 305
 Kohlhäufel, Michael 323
 Kolle, Andreas 358
 Koltes, Manfred 65
 Komp, Andrea 237
 Konnov, Vladimir P. 433
 Kontje, Todd 153
 Koopmann, Helmut 93
 Kopp, Detlev 435
 Kortmann, Bernd-Dieter 94
 Kosarik, Galina 263
 Koß, Gerhard 154
 Kost, Jürgen 155, 445
 Kowalik, Jill Anne 359, 497
 Krätz, Otto 118, 324
 Kramer, Ursula 198
 Krauß, Andrea 195
 Krempel, Heinz 446
 Kreutzer, Hans Joachim 377
 Krimmer, Elisabeth 395
 Kruckis, Hans-Martin 435
 Kryczyńska, Anna 447
 Kube, Michael 323, 448
 Kubitschek, Ruth Maria 34
 Kühl, Johannes 223
 Küpper, Thomas 156
 Kuhn, Dorothea 5, 118
 Kuhn, Hans 449
 Kung, Hsiao-Yun 450
 Kurzke, Hermann 238

 Laan, J. M. v. d. 157
 Lacoste, Jean 158
 Lämmert, Eberhard 239
 Lagutina, Irina N. 432, 433
 Lamport, Francis 278
 Larkin, David 240
 Larkin, Edward T. 484
 Lautenbach, Ernst 53
 Lavater, Johann Caspar 96
 Le Rider, Jacques 241
 Lee, Meredith 208
 Lehmann, Johannes F. 159

 Leitner, Ulrike 118
 Leßmann, Daniel 71
 Lester, Conrad H. 498
 Leuschner, Ulrike 7
 Levik, Vil'gel'm V. 43
 Lindert, Christoph 92
 Linés Heller, Luis M. 440
 Linzer, Martin 242
 Liszt, Franz 243
 Ljubarskij, Georgij J. 433
 Ljubimov, J. P. 227
 Lopatina, Natal'ja I. 21, 378, 433
 Lü, Yixu 279
 Lühe, Irmela v. 451
 Lütkehaus, Ludger 452
 Lutz, Bernd 55

 Mackensen, Ludolf v. 118
 Madsen, Hendrik 306
 Madsen, Rainer 306
 Maertens, Michael 31
 Mahlendorf, Ursula 497
 Maisak, Petra 142, 160
 Maldonado, Manuel 440
 Mammoser, Carmen 213
 Mandelkow, Karl Robert 436
 Manger, Klaus 161, 244
 Mannetstätter, Antje 96
 Manzoni, Alessandro 71
 Marchi, Gian Paolo 8
 Mariño, Francisco Manuel 440, 453
 Martí Peña, Ofelia 3078
 Massenet, Jules 308
 Masson, Jean-Yves 221
 Matic, Peter 23
 Matt, Peter v. 41, 51
 Matthes, Sabine 55
 Mayeda, Akio 329
 Mayer, Mathias 245, 408
 Mayr, Gudula 513
 Mazzolini, Renate G. 118
 Mbaye, Abdoulaye 426
 Mecklenburg, Norbert 379
 Mehring, Frank 435
 Mehring, Richard 454
 Meier, Andreas 6
 Meier, Hedwig 246
 Meier, Jörg 97
 Meister, Peter 247
 Mellmann, Matja 162
 Menhennet, Alan 267
 Merck, Johann Heinrich 7

- Merseburger, Peter 54
 Meschkat-Peters, Sabine 299
 Messer, Uwe 515
 Meyer, Johann Heinrich 91
 Meyer, Theo 445
 Michajlov, A. D. 309
 Michajlova, Ljudmila P. 433
 Michel, Christoph 163, 380, 495
 Michelsen, Peter 331
 Mikušević, Vladimir B. 433
 Milde, Jan-Torsten 300
 Mildenerberger, Hermann 37
 Miltz, Hans-Manfred 98
 Miller, Norbert 164, 166
 Mittermüller, Christian 360
 Möbius, Thomas 248
 Möckel, Christian 455
 Mommsen, Katharina 381, 382, 434
 Morgenstern, Karl 82
 Mortensen, Marten Dyssel 456
 Moser, Dietz-Rüdiger 498
 Mottel, Helmut 289
 Mühlher, Robert 498
 Mueller, Carl R. 20
 Müller, Johannes v. 86
 Müller, Manfred 457
 Müller, Ulrike 299
 Müller-Dyes, Klaus 334
 Müller-Harang, Ulrike 516
 Müller-Uri, Irmengart 517
 Müller-Wolff, Susanne 518
 Muñoz Acebes, Francisco Javier 233
 Muschg, Adolf 11, 57, 99, 165

 Nagl, Bernhard 29
 Nahler, Horst 167
 Naumann, Meino 310
 Ndiaye, Magatte 426
 Ndong, Henri 426
 Nekrasova, Ekaterina 434
 Nerler, Pavel M. 433
 Nerval, Gérard de 212
 Neuhaus, Volker 268
 Nickel, Gisela 118
 Nicolai, Heinz 24
 Nöthlich, Gerhard 168
 Nordmann, Alfred 397
 Nowak, Adolf 166, 330

 Ó Dochartaigh, Caitríona 169
 Ociepa, Gabriela 502
 Ohtsuki, Hiroko 170

 Oliva Herrer, M^a de la O 149
 Olivi, Laura 31
 Omiya, Kanichiro 352
 Osten, Manfred 171, 250, 458

 Palievskij, P. V. 207
 Parra Membrives, Eva 233
 Parsons, James 459
 Pasche, Wolfgang 265
 Pérez García, Jesús 149
 Pethes, Nicolas 172
 Petrarca, Francesco 173
 Petrivnjaja, Elena 434
 Pfaff, Peter 383
 Pflüger, Hans-Dieter 243
 Piatti, Barbara 398
 Pichler, Georg 440
 Pike, Burton 32
 Pikulik, Lothar 149
 Pilipenko, Nina 434
 Pilz, Dirk 251
 Pinotti, Andrea 460
 Piper, Andrew 45
 Plachta, Bodo 174
 Plassmann, Sibylle 445
 Plenzdorf, Ulrich 311
 Pocher, Dieter 513
 Pogwisch, Ulrike v. 67
 Polubojarinova, Larissa N. 433
 Prado Cueva, Manuel Enrique 410
 Preuß, Werner 461
 Preußner, Gerhard 261
 Primor, Avi 482
 Probst, Volker 513
 Prokofieff, Sergej O. 223, 462
 Pronin, Vladislav A. 345
 Püschel, Barbara 26
 Pugh, David 484

 Quadflieg, Will 13, 15, 22

 Raders, Margit 463
 Rahmeyer, Ruth 101, 299
 Randecker, Günter 464
 Raposo Fernández, Berta 272
 Ratgauz, Grejnem I. 433
 Rattner, Gerhard 465
 Rattner, Josef 465
 Raventós Barangé, Anna 175
 Reemtsma, Jan Philipp 384
 Reffet, Michel 445
 Regales Serna, Antonio 233

- Regin, Cornelia 299
 Reichardt, Johann Friedrich 103, 130,
 166, 174, 198, 449, 459, 466, 468
 Reich-Ranicki, Marcel 385
 Reinhold, Jakob 335
 Reininghaus, Frieder 435
 Reiss, Hans 332
 Reusch, Judith 362
 Ricca, Cristina 166
 Richter, Elke 9
 Richter, Simon 497
 Riedel, Volker 176
 Riemer, Caroline 105
 Ringleben, Joachim 196
 Rippmann, Inge 435
 Ritzenhoff, Ursula 363
 Rösch, Gertrud Maria 314
 Rohde, Dirk 467
 Rosca, Marcel 213
 Rost, Maria Sophia 90, 95
 Rotermund, Erwin 445
 Roth, Silke 484
 Rothe, Wolfgang 177
 Rowley, Brian A. 313
 Rübe, Werner 350
 Ruland, Carl 516
 Rychner, Max 41

 Saariluoma, Liisa 399
 Sacharov, Vsevolod I. 432
 Salmen, Walter 130, 166, 468
 Saltzwedel, Johannes 252
 Sam, Martina Maria 223
 Sammons, Jeffrey L. 469, 497
 Sanford, Gerlinde Ulm 520
 Šarypina, T. A. 280
 Saße, Günter 400
 Schäfer, Sabine 65
 Scherb, Johanna 299
 Schlaffer, Hannelore 315
 Schlichting, Reiner 521
 Schliehe, Karin 46
 Schlosser, Cornelia 63
 Schlütter, Bettina 435
 Schmid, F. Carlo 513
 Schmidt, Dietmar 178
 Schmidt, Hartmut 299
 Schmidt, Isolde 118
 Schmidt, Jochen 364
 Schmidt, Wolf Gerhard 269
 Schmidt-Tollgreve, Urs 102
 Schneider, Dieter 470
 Schneider, Frank 103
 Schneider, Helmut J. 179, 253
 Schneider, Joh. Nikolaus 104
 Schnitzler, Günter 254
 Schöll, Julia 471
 Schönemann, Anna Elisabeth (Lili) 74
 Schönenborn, Martina 255
 Schönhof, Joachim 36
 Schössow, Peter 35
 Scholz, Rüdiger 95
 Schopenhauer, Johanna 110
 Schrader, Hans-Jürgen 256
 Schreiner, Julia 316
 Schremmer, Bernd 105
 Schröter, Corona 64
 Schulz, Manuela 180
 Schumann, Christiane 194
 Schutjer, Karin 401
 Schwark, Thomas 299
 Schweitzer, Christoph E. 317
 Schweizer, Claudia 106
 Schwidtal, Michael 472
 Seedorf, Thomas 407
 Seehafer, Klaus 2
 Seele, Katrin 181
 Seifert, Siegfried 56
 Seiler, Bernd W. 300
 Seng, Joachim 473
 Sichtermann, Hellmut 474
 Siegel, Holger 318
 Siguan, Marisa 233, 440
 Simm, Hans-Joachim 57, 163
 Simon, Erika 257
 Sinopoli, Giuseppe 243
 Soemmerring, Samuel Thomas 118
 Soenneken, Heike 440
 Sow, Alioune 182
 Spielmann, Heinz 183
 Stadnikov, Gennadij V. 319
 Stark, Michael 77
 Stašková, Alice 108
 Steegers, Robert 435
 Stein, Charlotte v. 75, 93
 Steiner, Rudolf 210
 Steiner, Stefanie 262
 Steinfeld, Thomas 481
 Steinhäusl, Ulrike 371
 Steiniger, Judith 109
 Stephenson, Roger H. 122
 Stern, Carola 110
 Stern, Guy 402
 Sternberg, Kaspar Maria Graf 10, 106

- Sternberg, Zdenko Graf 10
 Streckfuß, Adolf Friedrich Carl 71
 Stricker, Rémy 258
 Stüssel, Kerstin 202
 Süselbeck, Jan 475
 Suzuki, Yasushi 365
 Swales, Martin 366, 504

 Takada, Rieko 476
 Takahashi, Yoshitomo 411
 Taterka, Thomas 477
 Tauch, Heike 36
 Thalheimer, Michael 211, 251, 260
 Thiam, Momath 426
 Thieme, Helga 259
 Thimann, Michael 478
 Timm, Hermann 403
 Timm, Peter 285
 Tine, Ambroise 426
 Tischbein, Johann Heinrich Wilhelm 37,
 137, 142
 Tőkei, Eva 184
 Troll, Wilhelm 5
 Troßbach, Stefan 212
 Trunz, Erich 490, 498
 Tschense, Astrid 479
 Turaev, Sergej V. 140, 227, 433, 434
 Turner, Nikolaus 441
 Tzschucke, Volker 271

 Ulbricht, Justus H. 484
 Ulferts, Gert-Dieter 187
 Ullrich, Herbert 481
 Umbach, Kathrin 299
 Unger, Friederike Helene 87
 Unseld, Siegfried 57, 185, 263

 Vaget, Hans Rudolf 320
 Valentin, Jean-Marie 111
 Vaño-Cerdá, Antonio 186
 Vilar, Loreto 281
 Vinardell, Teresa 440
 Vinicius Mazzari, Marcus 18
 Vizinczey, Stephen 112
 Volgina, Elena 38, 404, 434
 Völkel, Julius Adolph 9
 Voßkamp, Wilhelm 405
 Vulpius, Christian August 6

 Wahl, Volker 90
 Walddörfer, Ulrich 213
 Walser-Wilhelm, Doris 86
 Walser-Wilhelm, Peter 86
 Walz, Melanie 112
 Watanabe, Minako 406
 Watanabe, Naoki 188
 Wayne, Philip 19
 Weaver, Ann C. 504
 Weber, Dietrich 445
 Weideler, Herman 189
 Weigel, Sigrid 367
 Weiland, Werner 321
 Weiß, Carina 522
 Weiß, Ulrike 299
 Weissberg, Liliane 483
 Weissensteiner, Friedrich 114
 Wentzlaff-Eggebert, Harald 128
 Wenzel, Manfred 118, 424
 Werche, Bettina 187
 Werner, Klaus 437
 Wernhard, Eike 212
 Wild, Inge 55
 Wille, Franz 260
 Williams, John R. 190
 Williamson, John 485
 Wilson, W. Daniel 78, 191
 Wintermeyer, Rolf 322
 Wörle, Robert 213
 Wolf, K. Lothar 5
 Wolf, Norbert Christian 192
 Wolff, Bernd 115
 Wolters, Doris 23
 Wyder, Margrit 11, 273

 Yamashida, Yoshiaki 486

 Zander, Ernst 193
 Zdorik, Tat'jana B. 226
 Zehm, Edith 164, 495
 Zelter, Carl Friedrich 104
 Zeman, Herbert 498
 Zenkin, Konstantin V. 226
 Zimmermann, Bernhard 282
 Zin'kevič, Elena S. 372
 Živojinović, Branimir 44

Liste der im Jahr 2005 eingegangenen Bücher

- Acta Neophilologica. 37. Jahr, Heft 1-2, Ljubljana 2004
- ATTI della Accademia Roveretana degli Agiati. Hrsg. von Giuseppe Osti. Ser. VIII, vol. IV, A, fasc. I. Rovereto 2004
- ATTI della Accademia Roveretana degli Agiati. Hrsg. von Giuseppe Osti. Ser. VIII, vol. IV, A, fasc. II. Rovereto 2004
- Aurora. Jb. der Eichendorff-Gesellschaft. Hrsg. von Jürgen Daiber, Eckhard Grunewald, Gunnar Och u. Ursula Regener. Bd. 64: Naturwissen und Poesie in der Romantik. Tübingen 2004
- Cultura Tedesca. Bd. 25: Ingeborg Bachmann. Hrsg. von Marino Freschi. Rom 2004
- Cultura Tedesca. Bd. 26: Theodor W. Adorno (1903-2003). L'estetica. L'etica. Rom 2005
- Cultura Tedesca. Bd. 27: Pensare per immagini. Arte e letteratura tra mito e ragione. Hrsg. von Marino Freschi. Rom 2005
- »das rechte Maß getroffen«. Festschrift für László Tarnóczy zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Ernő Kulcsár-Szabó, Karl Manherz u. Magdolna Orosz. Berlin, Budapest 2004
- Die Casa di Goethe in Rom. Hrsg. von Ursula Bongaerts. Rom 2004
- Doitsubungaku-Ronko. Forschungsberichte zur Germanistik. Hrsg. vom Japanischen Verein für Germanistik im Bezirk Osaka-Kobe. Heft 46 (2004). Osaka o. J.
- Duncan, Bruce: Goethe's »Werther« and the Critics. Rochester 2005
- E. T. A. Hoffmann-Jb. Hrsg. von Hartmut Steinecke, Detlef Kremer, Franz Loquai u. Steven Paul Scher. Bd. 13 (2005). Berlin 2005
- Forssman, Erik: Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil. Goethes kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Freiburg i. Br. 2005
- Garbe, Burckhard: Goodbye Goethe. Sprachglossen zum Neudeutsch. Freiburg i. Br. 2005
- Georgica. Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte Georgiens und Kaukasiens. Hrsg. von Heinz Fähnrich u. Mariam Lortkipanidse. Heft 27. Aachen 2004
- Glass, Derek: Goethe in English. A bibliography of the translations in the twentieth century. Leeds 2005
- Goethe. Aspekte eines universalen Werkes. Hrsg. von der Ortsvereinigung Hamburg der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Dössel 2005
- Goethe, Johann Wolfgang von: Despre teoria culorilor: partea didactică. Traducere, note și postfață de Mihaela Zaharia. Introducere de Manfred Wenzel. Bukarest 2005
- Goethe-Rezeption in Deutschland. Vorträge des 5. Kasseler Goethe-Seminars. Hrsg. von Helmut Fuhrmann. Kassel 2004
- Griffiths, Elystan: Political Change and Human Emancipation in the Works of Heinrich von Kleist. Rochester 2005
- Hebbel-Jb. Hrsg. im Auftrage der Hebbel-Gesellschaft e. V. von Monika Ritzer u. Hergen Thomsen. Bd. 60 (2005). Heide 2005
- Heinrich von Kleist. Ein radikaler Klassiker? Hrsg. von der Ortsvereinigung Hamburg der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Döfel 2004
- Höhne, Alexander G.: Faust als Vorbild? Der Pakt mit Mephistopheles. Ein Essay zu Goethes »Faust«. Norderstedt 2005
- »Ich träume lieber Fritz den Augenblick ...«. Der Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Hrsg. von Max Jacobi. Neu hrsg. von Andreas Rimmel u. Paul Rimmel. Hildesheim, Bonn 2005
- Illgner, Richard: Das Geschäft der Lemuren: Der Tod des Schöpferischen. Herbolzheim 2005

- Iranistik. Deutsche Zeitschrift für iranische Studien. Hrsg. von Omid Tabibzadeh. 1. Jahr, Heft 1 (2002). Teheran o. J.
- Iranistik. Deutsche Zeitschrift für iranische Studien. Hrsg. von Omid Tabibzadeh. 1. Jahr, Heft 2 (2002). Teheran o. J.
- Iranistik. Deutsche Zeitschrift für iranische Studien. Hrsg. von Omid Tabibzadeh. 2. Jahr, Heft 1 u. 2 (2003/2004). Teheran o. J.
- Iranistik. Deutsche Zeitschrift für iranische Studien. Hrsg. von Omid Tabibzadeh. 3. Jahr, Heft 1 (2004). Teheran o. J.
- Jb. der Deutschen Schillergesellschaft. 49. Jg. Im Auftrag des Vorstands hrsg. von Wilfried Barner, Christine Lubkoll, Ernst Osterkamp u. Ulrich Ott. Göttingen 2005
- Jb. der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Hrsg. von Ina Schabert. Bd. 141 (2005). Bochum 2005
- Jb. der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. In Verbindung mit der Gesellschaft für Österreichische Literaturforschung hrsg. von Herbert Zeman. Bd. 106/107 (2002/2003). Münster 2004
- Jb. des Freien Deutschen Hochstifts. Hrsg. von Anne Bohnenkamp. Tübingen 2005
- Jerouschek, Günter: »Er aber, sagt ihm, er kann mich im Arsch lecken«. Psychoanalytische Überlegungen zu einer Beschämungsformel und ihrer Geschichte. Gießen 2005
- Knorr, Max: Faust in konsistenter Deutung. Goethes Entwicklungs-drama aus kulturgeschichtlicher Sicht. Frankfurt a. M. u. a. 2006
- Krippendorff, Ekkehart (Hrsg.): Goethe – Theaterarbeit. Dichtungen, Schriften und Berichte über Theater und Schauspielkunst. Berlin 2005
- Lauerwald, Hannelore: Goethes Minchen in Görlitz. Bautzen 2005
- Musik in Goethes Werk. Goethes Werk in der Musik. Hrsg. von Andreas Ballstaedt, Ulrike Kienzle u. Adolf Nowak. Schliengen 2005
- Neue Beiträge zur Germanistik. Japanische Ausgabe der »Doitsu Bungaku«. Zeitschrift der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 2, Heft 5 (2003): Literarische Texte aus linguistischen Perspektiven. Tokyo 2003
- Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Zeitschrift der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 3, Heft 1 (2004): Konzepte der Landschaft in Ost und West. München 2004
- Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Zeitschrift der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 3, Heft 2 (2004): Grammatikalisierung im Deutschen – typologisch gesehen. München 2004
- Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Zeitschrift der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 3, Heft 3 (2004): Kulturwissenschaft als Provokation der Literaturwissenschaft. Literatur – Geschichte – Genealogie. München 2004
- Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Zeitschrift der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 3, Heft 4 (2004): DaF als Wissenschaft – allgemeine Basis und spezielle Situation in Japan. München 2004
- Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Zeitschrift der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 3, Heft 5 (2004): Sprachwissenschaft vor F. de Saussure. München 2004
- Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Zeitschrift der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 4, Heft 1 (2005): Stimme, Stimmen. München 2005

- Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Zeitschrift der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 4, Heft 2 (2005): Universale Syntax und Semantik für Sprachvergleiche. München 2005
- Palmbaum. Literarisches Journal aus Thüringen. Hrsg. von der Thüringischen Literaturhistorischen Gesellschaft Palmbaum e. V. 13. Jahr, 1. u. 2. Heft. Bucha b. Jena 2005
- Petrarca in Deutschland. Ausstellung zum 700. Geburtstag (20. Juli 2004) im Goethe-Museum Düsseldorf, 18. Juli bis 12. September 2004, in Zusammenarbeit mit der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Katalog von Achim Aurnhammer. Heidelberg 2004
- Poetische Porträts. Hrsg. von Therese Chromik, Bodo Heimann u. Friedrich Mülder. Husum 2005
- Probst, Volker: Das Reich des Geistes und des Herzens. Hans Carossas Rede »Wirkungen Goethes in der Gegenwart«, gehalten am 8. Juni 1938 im Nationaltheater zu Weimar. Güstrow 2005
- Publications of the English Goethe Society. Vol. LXXIV (2004). Ed. by Matthew Bell, Martin Swales and Ann C. Weaver. Leeds 2005
- Rivista di letteratura e cultura tedesca. Zeitschrift für deutsche Literatur- und Kulturwissenschaft III (2003). Hrsg. von Mauro Ponzì. Pisa, Rom o. J.
- Sanfte Sensationen. Stifter 2005. Beiträge zum 200. Geburtstag Adalbert Stifters. Hrsg. von Johann Lachinger, Regina Pintar, Christian Schacherreiter u. Martin Sturm. Linz 2005
- Sautermeister, Gert / Baron, Frank (Hrsg.): Goethe im Exil. Deutsch-amerikanische Perspektiven. Bielefeld 2002
- Schiller im Gespräch der Wissenschaften. Hrsg. von Klaus Manger u. Gottfried Willems. Heidelberg 2005
- Schopenhauer-Jb. Im Auftrag des Vorstandes der Schopenhauer-Gesellschaft hrsg. von Matthias Kößler u. Dieter Birnbacher. Gasthrsg.: Günther Baum. Bd. 86 (2005): Die Entdeckung des Unbewußten. Die Bedeutung Schopenhauers für das moderne Bild des Menschen. Würzburg 2005
- Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. Hrsg. von Gerd Eversberg. Bd. 54 (2005). Heide in Holstein 2005
- Stifter-Orte. Erinnerungsstätten und Denkmäler. Hrsg. vom Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich. Linz 2005
- Vācu literātura un Latvija. 1890-1945. Hrsg. von Benedikts Kalnačs u. a. Zinātne 2005
- Zbliżenia Polska – Niemcy. Annäherungen Polen – Deutschland. Pismo Uniwersytetu Wrocławskiego 1 (40) 2005. Wrocław 2005
- Zbliżenia Polska – Niemcy. Annäherungen Polen – Deutschland. Pismo Uniwersytetu Wrocławskiego 2 (41) 2005. Wrocław 2005

Abbildungsnachweis

- Abb. 1 *Thomas und Heinrich Mann im Spiegel der Karikatur*. Hrsg. von Thomas Sprecher und Hans Wißkirchen. Mit einem Beitrag von Uwe Naumann. Zürich 2003, S. 109 [Erstveröffentlichung: Frankenpost, Hof, 4.8.1949]
- Abb. 2 *Thomas und Heinrich Mann im Spiegel der Karikatur*. Hrsg. von Thomas Sprecher und Hans Wißkirchen. Mit einem Beitrag von Uwe Naumann. Zürich 2003, S. 109 [Erstveröffentlichung: Die Weltwoche, Zürich, Nr. 813, 10.6.1949]
- Abb. 3 Klassik Stiftung Weimar, Goethe-Nationalmuseum, Ständige Ausstellung *Wiederholte Spiegelungen*
- Abb. 4 Klassik Stiftung Weimar, Goethe-Nationalmuseum, Graphische Sammlung
- Abb. 5 Archiwum Głowne Akt Dawnych in Warschau, Familienarchiv Radziwill
- Abb. 6 Archiwum Głowne Akt Dawnych in Warschau, Familienarchiv Radziwill
- Porträt
Günther Debon Foto: Photo Gärtner, Heidelberg
- Porträt
Arthur Henkel Foto: Klassik Stiftung Weimar

Siglen-Verzeichnis

AA	Johann Wolfgang von Goethe: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Hrsg. von Ernst Beutler. 24 Bde. u. 3 Ergänzungsbde. Zürich 1948-1971 [Artemis-Gedenkausgabe].
AS	Goethes Amtliche Schriften. Veröffentlichung des Staatsarchivs Weimar. Bd. I: 1776-1786. Hrsg. von Willy Flach. Weimar 1950. Bd. II. Bearbeitet von Helma Dahl. 1. Halbbd.: 1788-1797. Weimar 1968. 2. Halbbd.: 1798-1819. Weimar 1970. Bd. III: Erläuterungen zu den Schriften 1788-1819. Bearbeitet von Helma Dahl. Weimar 1972. Bd. IV: Register. Bearbeitet von Helma Dahl. Weimar 1987.
BA	Goethe: Poetische Werke. Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen. 22 Bde. Berlin, Weimar 1960-1978 [Berliner Ausgabe].
FA	Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. 40 Bde. Hrsg. von Hendrik Birus u.a. Frankfurt a.M. 1987 ff. [Frankfurter Ausgabe].
Goethe-Handbuch	Goethe-Handbuch. 5 Bde. Hrsg. von Bernd Witte, Theo Buck, Hans-Dietrich Dahnke, Regine Otto und Peter Schmidt. Stuttgart, Weimar 1996-1999.
GJb	Goethe-Jahrbuch (auch für alle anders lautenden Titel des Jahrbuchs). Weimar 1880 ff.
Gespräche	Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig. 5 Bde. Zürich, Stuttgart, Bd. 4-5: Zürich, München 1965-1987.
GT	Johann Wolfgang Goethe: Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler und Edith Zehm. Stuttgart, Weimar 1998 ff.
GWb	Goethe-Wörterbuch. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bd. 1 ff. Berlin, Stuttgart 1978 ff.
HA	Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hrsg. von Erich Trunz. Hamburg 1948-1964 [Hamburger Ausgabe].
HA Briefe	Goethes Briefe. 4 Bde. Hrsg. von Karl Robert Mandelkow und Bodo Morawe. Hamburg 1962-1965.
HA Briefe an Goethe	Briefe an Goethe. 2 Bde. Hrsg. von Karl Robert Mandelkow. Hamburg 1965-1969.
JA	Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe. Hrsg. von Eduard von der Hellen. Stuttgart, Berlin 1902-1912 [Jubiläumsausgabe].
LA	Goethe. Die Schriften zur Naturwissenschaft. Vollständige mit Erläuterungen versehene Ausgabe im Auftrage der Deutschen Akademie der Naturforscher. Leopoldina. Begr. von Lothar Wolf und Wilhelm Troll. Hrsg. von Dorothea Kuhn und Wolf von Engelhardt. 11 Text- und (bisher) 10 Kommentarbde. Weimar 1947 ff. [Leopoldina-Ausgabe].

MA	Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. 21 Bde. (in 33). Hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm. München 1985 ff. [Münchner Ausgabe].
SchrGG	Schriften der Goethe-Gesellschaft. Weimar 1885 ff.
SNA	Schillers Werke. Nationalausgabe. 1940 begründet von Julius Petersen. Fortgeführt von Lieselotte Blumenthal, Benno von Wiese, Siegfried Seidel. Hrsg. im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. 40 Bde. Weimar 1943 ff.
WA	Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 143 Bde. Weimar 1887-1919. Nachdruck München 1987. [nebst] Bd. 144-146: Nachträge und Register zur IV. Abt.: Briefe. Hrsg. von Paul Raabe. Bde. 1-3. München 1990 [Weimarer Ausgabe].

Manuskripthinweise

- 1 Manuskripte bitte in nichtreformierter Orthographie – 1 ½ zeiliger Abstand (auch bei den Anmerkungen), Zeilenbreite 16 cm, Schrifttyp Arial, durchgängige Schriftgröße 12 Punkte, einseitig beschrieben, in einem Umfang von 18 bis max. 20 Seiten (= max. 30.000 Zeichen) – und zusätzlich in Form einer Diskette (ab WORD 6.0; als DOC- oder RTF-Datei) oder als e-mail einsenden an:

Redaktion des Goethe-Jahrbuchs
Dr. Petra Oberhauser
Postfach 2251
99403 Weimar.

Bitte beachten Sie, daß Teile aus Dissertationen im Jahrbuch nicht veröffentlicht werden.

- 2 Der Name des Verfassers steht in Versalien über der Hauptüberschrift. Überschriften enden ohne Punkt.
- 3 a Absätze werden durch Einzug gekennzeichnet, größere Sinnabschnitte durch eine Leerzeile.
- 3 b Vers- und Prosazitate (Primär- und Sekundärliteratur) von vier und mehr Zeilen werden in der Regel durch Einrückung hervorgehoben. Anführungszeichen entfallen dann.
- 4 Alle Titel von Werken und Aufsätzen werden im Text und in den Anmerkungen kursiv und ohne Anführungszeichen wiedergegeben. Ausnahme: Anführungszeichen werden benötigt bei Zitaten oder Titeln im Titel – Beispiel: Meyer, Herman: »Zarte Empirie«. *Studien zur Literaturgeschichte*. Stuttgart 1963. Vgl. auch die Beispiele unter Punkt 12.
- 5 a Kürzere Zitate werden im Text und in den Anmerkungen durch »Anführungszeichen« kenntlich gemacht. Längere Zitate (ab vier Zeilen Länge) werden eingerückt.
- 5 b Zitate in Zitaten werden durch »einfache Anführungszeichen« wiedergegeben.
- 5 c Goethe-Zitate, die mit im Siglenverzeichnis des Goethe-Jahrbuchs genannten Werkausgaben belegt werden können, werden im Anschluß an das Zitat im Haupttext nachgewiesen; alle anderen Zitate werden in den Anmerkungen nachgewiesen.
- 6 a Stellen, die der Autor eines Beitrags hervorheben möchte, sind zu kursivieren. Sie erscheinen dann auch in der Druckfassung kursiv.
- 6 b Sind Hervorhebungen in einem Zitat im Original durch Sperrung gekennzeichnet, bleibt die Sperrung auch in der Druckfassung erhalten. Bitte kennzeichnen Sie diese Stellen im Manuskript durch eine unterbrochene Linie.
- 7 Einklammerungen innerhalb von runden Klammern und Auslassungen in Zitaten werden durch eckige Klammern [...] gekennzeichnet.

- 8 a Die Anmerkungen erscheinen im Jahrbuch als Fußnoten, im Manuskript als Endnoten. Die Anmerkungsnummern sind automatisiert einzufügen. Sie werden hochgestellt, nicht mit Klammern versehen und innerhalb eines Beitrags stets durchgezählt.
- 8 b Eine Anmerkungsnummer, die sich auf einen Satz oder Teilsatz bezieht, steht nach dem jeweiligen Satzzeichen (Punkt, Komma etc.). Eine Anmerkungsnummer, die sich auf ein Wort oder eine Wortgruppe innerhalb eines Satzes bezieht, steht unmittelbar hinter dem Wort oder der Wortgruppe.
- 8 c Auch bei langen Anmerkungen sollten Absätze möglichst vermieden werden; statt dessen kann ein neuer Abschnitt durch einen Gedankenstrich vom vorherigen abgesetzt werden.
- 8 d Die Anmerkungen beginnen mit einem Großbuchstaben und enden mit einem Punkt. Namen von Autoren, Herausgebern oder Bearbeitern werden nicht hervorgehoben.
- 9 Allgemeine bibliographische Begriffe werden abgekürzt (z.B.: Bd., Diss., Hrsg., hrsg. von, Jb., Jg., Nr., S., V., Zs. usw.).
- 10 Die verwendete Goethe-Ausgabe wird mit der entsprechenden Sigle im direkten Zitatanschluss nachgewiesen (z.B.: WA I, 5.1, S. 100; vergleichbar wird verfahren bei AA, FA, HA, LA, MA). Die Auflösung der Siglen erfolgt über ein Siglen-Verzeichnis am Ende des Jahrbuchs.
- 11 Wird ein Titel wiederholt zitiert, erscheint lediglich der Nachname des Autors mit Verweis auf diejenige Stelle, an der er vollständig genannt ist: Vulpius (Anm. 10), S. 132 f.
- 12 Für die Zitierweise in den Anmerkungen gelten folgende Beispiele:
Italianische Reise (HA 11, S. 9-349).
 René Jacques Baerlocher: *Nachwort*. In: »Das Kind in meinem Leib«. *Sittlichkeitsdelikte und Kindsmord in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August. Eine Quelledition 1777-1786*. Hrsg. von Volker Wahl. Mit einem Nachwort von René Jacques Baerlocher. Weimar 2004, S. 331-504.
 Katharina Mommsen: *Goethe und die arabische Welt*. Frankfurt a.M. 1988, S. 86 f.
 Vgl. Reinhart Kosellek: *Goethes unzeitgemäße Geschichte*. In: GJb 1993, S. 27-39; hier S. 28.
 Margarethe Beckurts: *Zur Bedeutung der Novelle in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: Zs. für deutsche Philologie 103 (1984), Sonderheft, S. 75 f.
 Peter Michelsen: *Fausts Erblindung*. In: *Aufsätze zu Goethes »Faust II«*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt 1992, S. 345-356.
 Heinrich Voß an Charlotte von Schiller, 12.II.1809; zit. nach: Härtl (Anm. 4), S. 73.
 Bitte zitieren Sie stets einheitlich und folgerichtig.
- 13 Autorinnen / Autoren von Abhandlungen, Dokumentationen und Miszellen erhalten 30 Sonderdrucke, Autorinnen / Autoren von Rezensionen erhalten 8 Sonderdrucke.

Wir bitten zu beachten:

Voraussetzung für die Lieferung des Goethe-Jahrbuchs ist die Entrichtung des Mitgliedsbeitrags von 40 € (Schüler, Studenten und Ehepartner eines Mitglieds 20 €).

Der Mitgliedsbeitrag bis zum 31. März des jeweiligen Kalenderjahres fällig. Es wird gebeten, ihn auf eines der folgenden Konten zu überweisen:

- o 301 004 048 / BLZ 820 510 00 bei der Sparkasse Mittelthüringen
- oder 118 819-601 / BLZ 500 100 60 bei der Postbank Frankfurt a. M.
- oder 282 711 100 / BLZ 820 700 24 bei der Deutschen Bank – Filiale Weimar.
- oder per Bankscheck an die Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

Spenden für die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft erbitten wir auf eines der oben-
genannten Konten.

Spenden für Stipendiaten erbitten wir auf folgendes Sonderkonto:

310 001 579 / BLZ 820 510 00 bei der Sparkasse Mittelthüringen.

Anschriftenänderungen:

Wir bitten Sie, jede Anschriftenänderung der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft mitzuteilen:

Goethe-Gesellschaft, Postfach 2251, 99403 Weimar,

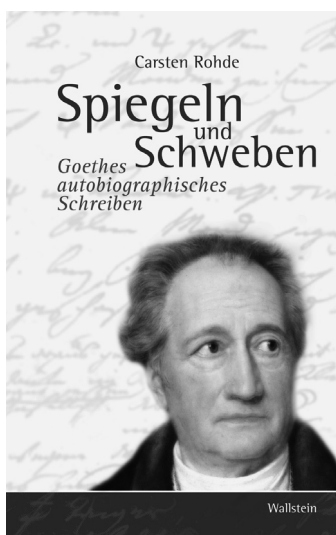
Telefon: 0 36 43 / 20 20 50, Fax: 0 36 43 / 20 20 61,

e-mail: goetheges@aol.com

Anträge auf Mitgliedschaft können formlos an die Geschäftsstelle gerichtet werden.
Jeder Goethefreund ist herzlich willkommen!

Bitte informieren Sie sich auch über unsere Gesellschaft unter
www.goethe-gesellschaft.de

Goethe im Wallstein Verlag



Carsten Rohde
Spiegeln und Schweben
Goethes autobiographisches Schreiben
446 S., 11 Abb., brosch.
ISBN 3-8353-0016-4

»Es gibt in der Weltliteratur neben Goethes Lyrik andere große Lyrik: Petrarca, Hölderlin; neben Goethes Dramen gibt es andere – und zum Teil größere – Dramatiker: Sophokles, Shakespeare; und es gibt neben Goethes Romanen andere große Romane von Cervantes bis Tolstoi. Aber es gibt in der Weltliteratur keine größere Autobiographie.« Mit diesen Worten hob einmal Erich Trunz den einzigartigen Charakter von Goethes autobiographischem Werk hervor.

Carsten Rohde untersucht nicht nur bekannte Texte wie »Dichtung und Wahrheit« und die »Italienische Reise«. Vielmehr findet sich in Goethes Werk eine Fülle von weiteren autobiographischen und biographischen Schriften: »Sanct Rochus-Fest zu Bingen«, »Tag- und Jahreshefte«, »Winkelmann und sein Jahrhundert« (um nur einige zu nennen). Hinzu kommen berühmte Briefwechsel, umfangreiche Tagebücher und Gespräche. Am Leitfaden von vier großen Epochen seines autobiographischen Schreibens (Symbolisches Dasein – Stellvertretende Lebensläufe – Dichtung und Wahrheit – Wiederholte Spiegelungen) führt Rohde durch dieses Werk und läßt den Leser teilhaben an einer Erzählung, die identisch ist mit der faszinierenden, weil vielschichtigen und kunstvoll inszenierten Geschichte von Goethes lebenslanger Arbeit am Selbst.

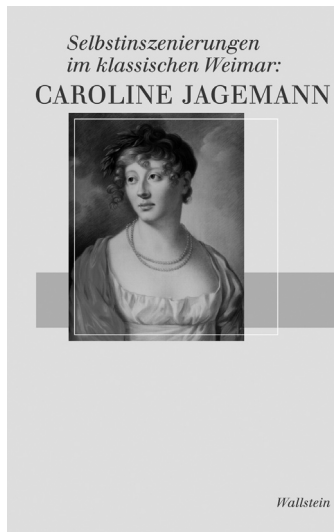
Goethe im Wallstein Verlag



Jost Schillemeit
Studien zur Goethezeit
Herausgegeben von Rosemarie Schillemeit
ca. 600 S., geb., Schutzumschlag
ISBN 3-8353-0027-X

Die in diesem Band zusammengestellten Aufsätze des 2002 verstorbenen Literaturwissenschaftlers Jost Schillemeit aus den Jahren 1964 bis 2001 stellen in ihrer Vielfalt die Summe seines wissenschaftlichen Schaffens zum Thema dar. Um die im Zentrum stehenden Arbeiten zu Goethe gruppieren sich Untersuchungen zu systematischen und philosophisch-philologischen Problemen, Arbeiten zu einzelnen Autoren der Goethezeit und darüber hinaus, etwa zu Wilhelm Raabe und Theodor Fontane, sowie die mittlerweile zum philologischen Klassiker avancierte Untersuchung »Bonaventura. Der Verfasser der ›Nachtwachen‹« (1973), in der Schillemeit das lange umrätselte Pseudonym August Klingemanns lüftete.

Goethe im Wallstein Verlag



Ruth B. Emde

Selbstinszenierungen im klassischen Weimar: Caroline Jagemann

Bd. 1: Autobiographie, Kritiken, Huldigungen

Bd. 2: Briefwechsel, Dokumente, Reflexionen

2 Bde., zus. 1040 S., 122 Abb., geb., Schutzumschlag

ISBN 3-89244-743-8

Die Opernsängerin und Schauspielerin Caroline Jagemann (1777-1848) wurde in Weimar geboren und in Mannheim ausgebildet. Goethe engagierte sie 1797 für das Weimarer Hoftheater. Ab 1802 war sie die Geliebte des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Nach seinem Tod 1828 begann sie, ihre Autobiographie zu verfassen.

Zeitgenossen nannten Caroline Jagemann »des höhern Deutschlandes beliebteste Schauspielerin«. In den Publikationen zum klassischen Weimar wird sie hingegen als Goethes »Gegenspielerin« und Carl Augusts intrigante »Mätresse« gesehen. An Carolines Person werden die Brüche im »Modell Weimar«, die Widersprüche zwischen dem »Staat des schönen Scheins« und der Residenz offensichtlich. Als einzige Frau und Künstlerin trat sie ebenso exponiert in beiden Herrschaftsbereichen auf wie Goethe und Carl August.

Die Edition belegt eine Wahlverwandschaft zwischen den drei Protagonisten. Emde untersucht, in welcher Form sie miteinander umgingen, was ihnen Emanzipation und Freiheit, Theaterarbeit und Kunst, Naturell und Talent, Öffentlichkeit und Privatsphäre, Geld und Macht bedeuteten, inwiefern diese Aspekte miteinander verknüpft waren und was ihre Zeitgenossen davon hielten.